ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE FORSCHUNG

Beiheft 34

Expansionen in der Frühen Neuzeit

Duncker & Humblot · Berlin

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Expansionen in der Frühen Neuzeit

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE FORSCHUNG

Vierteljahresschrift zur Erforschung des Spätmittelalters u. der frühen Neuzeit

Herausgegeben von

Johannes Kunisch, Klaus Luig, Peter Moraw,
Heinz Schilling, Bernd Schneidmüller,
Barbara Stollberg-Rilinger

Beiheft 34

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Expansionen in der Frühen Neuzeit

Herausgegeben von

Renate Dürr
Gisela Engel
Johannes Süßmann

Duncker & Humblot · Berlin

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über ⟨http://dnb.ddb.de⟩ abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten
© 2005 Duncker & Humblot GmbH, Berlin
Fremddatenübernahme und Druck:
Berliner Buchdruckerei Union GmbH, Berlin
Printed in Germany

ISSN 0931-5268
ISBN 3-428-11701-8

Gedruckt auf alterungsbeständigem (säurefreiem) Papier
entsprechend ISO 9706 ♾

Internet: http://www.duncker-humblot.de

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Inhaltsverzeichnis

Renate Dürr, Gisela Engel, Johannes Süßmann
Einführung 7

I. Grundlagen: Expansion als zentrales Kennzeichen der europäischen Frühen Neuzeit?

Felicitas Schmieder
Das Werden des mittelalterlichen Europa aus dem Kulturkontakt: Voraussetzungen und Anfänge der europäischen Expansion 27

Christoph Auffarth
Neue Welt und Neue Zeit – Weltkarten und Säkularisierung in der Frühen Neuzeit 43

Achim Mittag
„Offensive Expansion" und „innere Kolonisation" – das Fallbeispiel China. Zu den Voraussetzungen der Expansion des Qing-Reichs (17. – 19. Jh.) im historischen Denken und kartographisch-geographischen Wissen der mittleren und späten Ming-Zeit (16. – 17. Jh.) 69

Jan Kusber
„Entdecker" und „Entdeckte". Zum Selbstverständnis von Zar und Elite im frühneuzeitlichen Moskauer Reich zwischen Europa und Asien 97

Ralf Elger
Der Fall Andalusiens und die europäische Expansion in der Sicht des algerischen Gelehrten Ahmad al-Maqqarî (gest. 1632) 117

II. Wissensdrang: Momente sich gegenseitig beeinflussender Expansionsbewegungen

Eckhard Lobsien
Die Pluralität der Welten im 16. und 17. Jahrhundert 131

John M. Headley
'The Extended Hand of Europe': Expansionist and Imperialist Motifs in the Political Geography of Giovanni Botero 153

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ulrike Ilg

Die „Entdeckung" der osmanischen Kultur durch Künstler und Gelehrte im 16. Jahrhundert: eine humanistische Utopie 173

Catherine Jami

Representations and Uses of "European Science" in China (1582–1722) 197

Maximilian Bergengruen

Expansion in die Natur. Zum Verhältnis von *ars* und *natura* bei Paracelsus und im Paracelsismus 215

Jürgen Klein

Plus Ultra: Bacons Vision der Welterkenntnis im Spiegel der Begründung und Universalapplikation empirischer Wissenschaft 233

Michael Kempe

Jungfräuliche Erde, unsichtbare Welten. Mikro- und makrokosmische Ausdehnungen der frühneuzeitlichen Medizin und Naturgeschichte 251

III. Innereuropäische Konkurrenz: zwischen Expansionsbeschleunigung und Expansionskritik

Daniel Damler

Herr der Welt und König der Frösche. Von der ästhetischen zur teleologischen Weltherrschaftsidee 279

Susanna Burghartz

Erfolg durch Scheitern? Zur Konstruktion von Überlegenheit im kolonialen Diskurs um 1600 307

Kirsten Mahlke

Das Alte und das Neue Frankreich: Lescarbots *Histoire de la Nouvelle France* und die hebräischen Wurzeln einer politischen Utopie 325

Iris Gareis

Utopie und Expansion. Eine europäische Idee in der Neuen Welt 343

Tanja Michalsky

Horizonterweiterung? Niederländische Landschaft in Brasilien 357

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 385

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Einführung

Von Renate Dürr, Gisela Engel und Johannes Süßmann

Seit einigen Jahren haben grundsätzliche Überlegungen über das Spezifische der Frühen Neuzeit als Epoche verstärkt Konjunktur[1]. Weil die Jahrhunderte zwischen Reformation und französischer Revolution, zwischen Entdeckung der Neuen Welt und der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, zwischen der Erfindung des Buchdrucks und der englischen Industrialisierung weder als einfache Fortführung mittelalterlicher Verhältnisse, noch – wie ehedem unter modernisierungstheoretischen Vorzeichen – grundsätzlich als Vorläufer der Neuzeit begriffen werden können, bleiben solche Definitionen prinzipiell schwierig. Schließlich sprechen die vielfältigen weiterwirkenden Traditionen aus der Antike und dem Mittelalter sowie die zahlreichen, neuzeitliches Denken und Handeln vorwegnehmenden Veränderungen in dieser Zeit zugleich dagegen, die Frühe Neuzeit allein unter der Perspektive ihrer Andersartigkeit zu betrachten. Ironisch zuspitzend hat Johannes Burkhardt diesen Sachverhalt mit der griffigen Formel auf den Punkt gebracht, die Frühe Neuzeit sei der Teil der Neuzeit, der seine Neuzeitlichkeit noch nicht wahrhaben wollte[2].

Wollen wir uns nicht in der Beliebigkeit eines durchgängigen „Sowohl-Als-Auch" verlieren, erscheint es uns notwendig, einen hermeneutischen, ja analytischen Begriff der „Frühen Neuzeit" zu entwickeln. Dabei geht es nicht um die ebenfalls wieder heftiger geführten Debatten über Datierungsfragen – ob die Frühe Neuzeit um 1400, 1450 oder 1500 begonnen habe etwa –, sondern um die Frage erkenntnisfördernder Prinzipien: Verstehen wir diese Jahrhunderte besser, wenn wir sie als eine Epoche betrachten, und wenn ja, worin könnte das Epochenspezifische dann bestehen[3]? Wir haben

---

1 Vgl. Wolfgang Reinhard, Reichsreform und Reformation 1495–1555 (Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte Bd. 9), 10. Aufl. Stuttgart 2001, S. 34–64 mit weiterer Literatur.

2 *Johannes Burkhardt,* Art. Frühe Neuzeit, in: Fischer Lexikon Geschichte, hg. v. Richard v. Dülmen, Frankfurt / M, 2. überarb. Aufl., 2003, S. 438–465, hier: S. 439.

3 In einem ersten Schritt hatten wir diese Frage aus der Außenperspektive zu diskutieren versucht, von der aus wir uns Rückschlüsse auf Tragweite, Legitimität und implizite Kriterien der zentraleuropäischen Epochenkategorien erhofften. Doch die Tagung im Dezember 2001 machte deutlich, daß die Periodisierungsmodelle auch weit entfernter Gegenden der Welt offenbar weniger von der *Abgrenzung* zum euro-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nun das Wagnis unternommen, *ein* Prinzip dieser Epoche zu bestimmen und dieses in der doppelten, sich gegenseitig verstärkenden Expansion in andere geographische Räume und neue Erkenntnishorizonte gesehen. Dies zu einem Signum einer Epoche machen zu wollen, bedeutet nun erstens, dessen Relevanz für die angesprochene Zeitspanne zu behaupten[4]. Zweitens wird damit unterstellt, daß signifikante Unterschiede zwischen der europäischen Expansion in der Frühen Neuzeit und den Expansionsbewegungen in vorangegangenen Epochen und anderen Regionen der Welt bestehen. Und drittens interessiert eine solche Epochenspezifizität schließlich nur, wenn damit auch für nachfolgende Entwicklungen, für das Verständnis der heutigen Welt und ihrer Probleme etwas gewonnen wird. Im folgenden möchten wir zunächst (I.) durch eine Diskussion des Titelblattes für Francis Bacons „Instauratio magna" von 1620 verdeutlichen, in wie vielfältiger Weise die Expansionen in andere geographische Räume und neue Erkenntnishorizonte miteinander verzahnt waren, desweiteren wie aktuell diese Fragen bis heute erscheinen und dennoch in ganz eigenständiger Weise beantwortet wurden. Daraus leiten sich einige grundsätzliche Überlegungen zur Interpretation der europäischen Expansionen in der Frühen Neuzeit ab (II.), die auf einer vom Sokrates-Netzwerk „Una filosofia per l'Europa" geförderten internationalen Tagung im September 2003 lebhaft diskutiert wurden (III). Abschließend (IV.) werden die aus diesen Diskussionen hervorgegangenen Beiträge kurz vorgestellt.

I.

Wie kein anderer seiner Zeit repräsentiert Francis Bacon mit seiner Person, seinem Werk und seinem Wissenschaftsprogramm die Momente gegenseitiger Verstärkung unterschiedlicher Expansionsbewegungen[5]. In seiner „Instauratio magna", der großen Erneuerung also, plädierte der englische Lordkanzler und Philosoph nämlich für eine grundsätzliche Veränderung

---

päischen Muster geprägt sind als von dem Versuch, eine möglichst weitgehende Übereinstimmung zu konstruieren. Vgl. unseren Tagungsband: *Renate Dürr / Gisela Engel / Johannes Süßmann* (Hg.), Eigene und fremde Frühe Neuzeiten. Genese und Geltung eines Epochenbegriffs, (HZ Beiheft 35), München 2003.

[4] Dagegen etwa Wolfgang Reinhard: „Die Entdeckungen werden zwar im Milieu der oberdeutschen Wirtschaft früh wahrgenommen, sollten aber noch lange nicht nur für das Reich, sondern sogar für die Kolonialmächte selbst nur marginale Bedeutung haben.", in: *Reinhard* (wie Anm. 1), S. 56.

[5] Zu Francis Bacon vgl. *Paolo Rossi,* Bacon's idea of science, in: Markku Peltonen (Hg.), The Cambridge Companion to Bacon, Cambridge 1996, S. 25–96; *Claus Zittel,* „Truth is the daughter of Time": Zum Verhältnis von Theorie der Wissenskultur, Wissensideal, Methode und Wissensordnung bei Bacon, in: *W. Detel / C. Zittel* (Hg.), Wissensideale und Wissenskulturen in der frühen Neuzeit, Berlin 2003, S. 213–237; und den Beitrag von Jürgen Klein in diesem Band.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Prinzipien in den Naturwissenschaften. Dem alten „Organon" des Aristoteles setzte Bacon ein „Novum organum" entgegen, das explizit auf der Überwindung der alten Grenzen basierte, indem es die Entdeckung der Neuen Welt als intellektuelle Herausforderung, als eine Herausforderung des gesamten überlieferten Denksystems akzeptierte. Einem Wissenschaftsverständnis, das sich weitgehend in der Lektüre, Interpretation und intellektuellen Durchdringung des antiken Wissensbestandes erschöpfte, setzte Bacon das Prinzip der regelgeleiteten Naturbeobachtung und „unverfälschten Erfahrung" entgegen.

Daß „Erfahrung" auf dem „Fahren", d. h. dem Verlassen des Gewohnten und der Erkundung des Neuen beruht, ist nun das Thema des Titelblattes. Weder sind ehrfurchtgebietende Bücherschränke, über die Bacon selbstverständlich auch verfügte, noch exemplarische Versuchsaufbauten zu sehen, mit denen die Gesetzmäßigkeiten der Natur erkundet werden könnten. Statt dessen kehren zwei Schiffe aus dem offenen Meer in die durch die Säulen des Herkules angedeutete bekannte Alte Welt zurück. Zuvor also hatten diese ihre Welt, ihre Traditionen und Denkmuster verlassen und waren in die Neue Welt gezogen, hatten Fremdes, Aufsehenerregendes, Nachdenkenswertes wie Abstoßendes erfahren und kommen nun mit offenbar reicher Beute wieder. Denn sie haben einen großen Wissensschatz geborgen, wie in der beigefügten, der Vision Daniels (Dan. 12,4) entnommenen Ermutigung nachzulesen ist: „multi pertransibunt et augitur scientia" – viele werden diese Grenze überschreiten und die Wissenschaft wird wachsen[6].

Die weit geblähten Segel, der ruhige Ozean, das unweit entfernt nachfolgende zweite Schiff, die harmlos und heiter wirkenden Blumen und Tiere als beigefügte Ornamente, sie alle vermitteln Zuversicht in die Erfahrbarkeit der Welt und darin, daß die Wissenschaft unter diesen Bedingungen reiche Früchte tragen wird. Dabei hatte Bacon keine *spezifischen* Wissensbestände im Blick, sondern das Prinzip des Wissenwollens an sich. Deutlich wird dies an der Unbestimmtheit der Bildkomposition, in welcher weder Ort noch Zeit, noch bestimmte drängende Fragen eine Rolle spielen. Auch scheint das große, im Vordergrund befindliche Schiff merkwürdig leer. Keine Menschen sind zu sehen, die es lenken, keine Kisten mit Proben oder Schriften, welche Aufschluß über die Art der Erkenntnis geben könnten. Es ging Bacon ja auch nicht um bestimmte Wissensbestände, die zu erweitern sind, sondern um das Wissen und die Wissenschaft als Lebens- und Erkenntnisprinzip im allgemeinen, das heißt um eine grundlegende Umorientierung in dieser Zeit, eine Zeit – und darauf verweist die Bezugnahme auf

[6] *Gisela Engel*, Zum Verhältnis von Utopie und Wissenschaft in Francis Bacons frühen Fragmenten, in: Nicole C. Karafyllis (Hg.), Biofakte. Versuch über den Menschen zwischen Artefakt und Lebewesen, Paderborn 2003, S. 27–40.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Vision Daniels ebenfalls – die auch bei Bacon noch als die „letzte Zeit", als die Zeit vor der Errettung verstanden wird[7].

Erkenntnis und Wissenschaft stehen also noch immer im Zusammenhang mit Erlösung, trotz aller prinzipiellen Abkehr von althergebrachten Deutungsmustern und trotz des propagierten Aufbruches aus den bislang gesetzten Grenzen hinaus – Grenzen, die nicht zuletzt auch kirchlich verfochtene und christlich fundierte Grenzen darstellten. Die „letzten Zeiten", in denen sich Bacon und zahlreiche Zeitgenossen wähnten, waren Zeiten der Hoffnung auf baldige Erlösung. Sie waren aber auch Zeiten des letzten Kampfes. Und so war auch die Fahrt in die Neue Welt der Erkenntnis von Anbeginn an längst nicht so friedlich, wie die beinahe penetrante Ruhe, die dieses Bild ausstrahlt, uns weismachen will. Zu erkennen ist das an den seitlich angebrachten Geschützrohren, wie sie damalig Kriegs- oder Handelsschiffe hatten.

Die Fahrt in die Neue Welt und die Erfahrungen durch das Betreten neuer Räume bergen also auch ein Moment des Kampfes in sich. Doch erzählt das Bild nichts von eventuellen Gefahren, die zu bestehen, von Kosten, die zu bezahlen wären. Das würde auch zu dessen Motto nicht passen, mit welchem Zuversicht und Aufbruchsstimmung vermittelt werden sollen. Als Kriegs- oder gerüstetes Handelsschiff mag das Segelschiff dargestellt sein, weil es eben solche Schiffe waren, mit denen man in die Neue Welt zog. Eroberung und Unterwerfung bildeten ja das Fundament für die Erfahrungen und Erkenntnisse, die man dort gewinnen konnte. Im übertragenen Sinne könnte dieses Bild aber außerdem für die neuen Instrumente der Naturerkenntnis stehen. *Gerüstet* mit Fernrohr, Mikroskop oder Vakuumpumpe machte sich der Forscher daran, neue Erfahrungsräume der Natur zu entdecken. Auch die Kenntnisse von der Natur waren demnach an aktive, die Wahrnehmungsbedingungen vorstrukturierende und prägende Setzungen geknüpft. Mit etwas Freiheit könnte man das Schiff der neuen Wissenschaften als Kriegsschiff schließlich als ein Symbol für den Zweck der Naturerkenntnis insgesamt interpretieren, der nach Bacon in der Beherrschung der Natur und ihrer Nutzbarmachung zur Vervollkommnung der Kultur lag. Wenn auch gewiß nicht intendiert, so kann das Kriegsschiff also sehr wohl für das Verfahren wie auch für die Kosten stehen, die mit dieser neuen Form wissenschaftlicher Erkenntnis einhergingen und noch immer gehen. Dieses Gedankenspiel weiterführend könnte man – gewiß ebenfalls nicht im Sinne von Bacon selbst – die Perspektive der Fahrtrichtung auch umkehren. Vom Bildaufbau her gesehen, ist es ja eigentlich nicht ausgemacht, aus welcher Blickrichtung die Säulen gezeichnet sind. Vorstellbar wäre es also auch, daß die beiden Schiffe gerade im Begriff wären, ihre

[7] *Jan Rohls*, Zwischen Bildersturm und Kapitalismus. Der Beitrag des reformierten Protestantismus zur Kulturgeschichte Europas, Wuppertal 1999, S. 22 – 23.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Alte Welt zu verlassen und wir – die Betrachter – stünden dann jenseits der beiden Herkules-Säulen in der Neuen Welt. Was nur käme mit ihnen auf uns zu?

II.

Genug der Spekulationen. Sie hatten allein die Aufgabe, exemplarisch die Reflexionsebenen zu verdeutlichen, die sich aus einem Verständnis der Frühen Neuzeit als „Epoche der Expansionen" im Baconschen doppelten Sinne ergeben. Die in dem Bild angesprochenen Säulen, das Meer und die Kriegsschiffe werden in den hier versammelten Beiträgen noch häufig als suggestive Metaphern für das Grenzenüberschreiten und den damit intendierten Zweck dieser europäischer Expansionsbewegungen in den Blick kommen.

Eurozentrisch, unhistorisch und hinter den heutigen Forschungsstand weit zurückfallend wäre es allerdings, wollten wir eine vollkommen eigenständige oder ursprünglich europäische Expansion in der Frühen Neuzeit behaupten. Expansionen gab es nicht erst seit der Entdeckung der Neuen Welt. Im Gegenteil hatten in Europa Expansionen eine lange Tradition, die letztlich bis in die Antike zurückreicht[8]. Auch war dies keineswegs ein allein europäisches Phänomen – auf die Eroberungszüge des osmanischen Reiches, Rußlands, Chinas, der Azteken oder Inkas sei in diesem Zusammenhang nur kurz verwiesen. Selbstverständlich ist es darum auch, Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Expansionsbewegungen anzunehmen, die zumeist auf Bedrohungsgefühlen, auf der Angst vor Eroberung oder der Zerstörung eigener Handelswege beruhten[9]. Doch auch aus Wechselwirkungen kann etwas Neues entstehen. Und dies ist möglicherweise gerade im Europa der Frühen Neuzeit der Fall gewesen.

Wenn das Neue aus Wechselwirkungen entstanden ist, dann gehören diese allerdings auch zum Kern des Neuen, das ohne sie nicht erkannt oder gar verstanden werden kann. Wenn das Spezifische der europäischen Frühen Neuzeit in gegenseitig sich verstärkenden Expansionsbewegungen gesehen wird, die ihrerseits in mancher Hinsicht, wenn auch gewiß nicht ausschließlich, Reaktionen auf andere Expansionen darstellten, so wird deutlich, daß

---

8 *Wolfgang Reinhard,* Kleine Geschichte des Kolonialismus, Stuttgart 1996.

9 So hat erst kürzlich *Eberhard Schmitt* noch einmal hervorgehoben, daß die „europäische Expansion überhaupt keine Entwicklung sozusagen ‚aus sich selbst heraus'" war, sondern als eine Antwort auf die Herausforderungen durch den Orient begriffen, vgl. *Eberhard Schmitt,* Europäische Expansion, Europäisierung der Welt, Globalisierung – Gedanken über einen Prozess langer Dauer, in: *Urs Faes / Béatrice Ziegler* (Hg.), Das Eigene und das Fremde. FS für Urs Bitterli, Zürich 2000, S. 263–277.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Frage nach den spezifisch europäischen Expansionsmomenten in dieser Weise erst möglich geworden ist, seit man sich von einer rein eurozentrischen Perspektive auf die europäische Expansion verabschiedet hat[10]. Mit der Frage nach dem europäischen Kern der frühneuzeitlichen Expansion ist demnach nicht intendiert, Europa wieder aus einem weltweiten Bezugssystem auszugliedern, wie dies in Forschungen bis in die 1980er Jahre hinein geschehen war. Danach erschien die Expansion der Frühen Neuzeit als eine eindimensional von Europa ausgehende Bewegung nach Asien, Afrika und in die Neue Welt hinein, welche man zunächst positiv im Sinne einer Zivilisierung der Welt, später meist negativ als Unterdrückung der betroffenen Völker und Zerstörung ihrer Kultur gedeutet hat. In dieser Perspektive hatten die kolonisierten Länder jedoch grundsätzlich allein die Möglichkeit zur Reaktion, zur Annahme oder Ablehnung der eingeführten europäischen Güter und Normen. In Europa selbst geschah nach dieser Lesart durch die Expansion kaum etwas Fundamentales, abgesehen von der Einfuhr wichtiger Rohstoffe etwa und einiger neuer Nahrungsmittel.

Inzwischen jedoch konnte eine Vielzahl von Einzelstudien aus unterschiedlichen Regionen der Welt zeigen, daß diese Interpretation der Expansion – auch in ihrer expansionskritischen Wendung – eine Stilisierung von europäischen Macht- und Aneignungsmöglichkeiten darstellte, die so niemals gegeben waren. Auch Eroberer waren auf Kollaboration mit Teilen der eroberten Bevölkerung angewiesen[11]. Sie kam zustande, weil es überall auf der Welt interne Gegensätze gab, welche dazu führten, daß bestimmte Teile der jeweiligen Gesellschaft wenigstens zeitweise eine Koali-

---

10 Vgl. dazu vor allem Forschungen aus dem angelsächsischen Raum: *Edward Said,* Orientalism, New York 1978; *Felipe Fernández-Armesto* (Hg.), The Global Opportunity, Aldershot 1995; *Ders.* (Hg.), The European Opportunity, Aldershot 1995; *Bernard S. Cohn,* Colonialism and its form of knowledge. The British India, Princeton NJ 1996; *William K .Storey* (Hg.), Scientific Aspects of European Expansion, Aldershot 1996; *Robert Forster* (Hg.), European and Non-European Societies, 1450–1800, 2 Bde., Aldershot 1997; *David Armitage* (Hg.), Theories of Empire, 1450–1800, Aldershot 1998.

11 Die verschiedenen Forschungen von Wolfgang Reinhard haben viel zu dieser Erkenntnis beigetragen, vgl. v.a. *Wolfgang Reinhard,* Geschichte der europäischen Expansion, 4 Bde., Stuttgart 1983–1990; außerdem: *Urs Bitterli,* Alte Welt – neue Welt. Formen des europäisch-überseeischen Kulturkontaktes vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, München 1986; *Michael Adas,* Imperialism und Colonialism in Comparative Perspective, in: International History Review 20 (1998) 371–388; *Dagmar Bechtloff,* Madagaskar und die Missionare. Technisch-kulturelle Transfers und europäische Expansionsbewegungen im 17. und 19. Jahrhundert, Stuttgart 2001; *Sebastian Conrad / Shalini Randeria* (Hg.), Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt / M 2002; *Hartwig Isernhagen,* Dominance, Subdominance, Survival: The middle ground as interpretative paradigm, in: Susanna Burghartz u. a. (Hg.), Berichten, Erzählen, Beherrschen. Wahrnehmung und Repräsentation in der frühen Kolonialgeschichte Europas, Frankfurt / M 2003, S. 179–199.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tion mit den Neuankömmlingen für ratsam hielten. Dies festzuhalten bedeutet, daß – wenn auch unter den Bedingungen einer „fundamentalen Asymmetrie“[12] – auch im Prozeß der europäischen Expansion die Menschen in den Kolonien Handlungsoptionen hatten, die sie nach eigenen Kriterien nutzten.

Die Interpretation der europäischen Expansion als eine Form der *Interaktion* zwischen Eroberern und Eroberten ergibt sich aus der vergleichenden Perspektive, welche die neuere Expansionsforschung eingenommen hat. Sie eröffnet den Blick auf die Veränderungen, die unter den Ankömmlingen selbst vor sich gegangen sind, welche ihrerseits Rückwirkungen bis nach Europa hatten[13]. Hier sind wir wieder beim Baconschen Schiff angekommen, das mit neuer Ladung in den alten Hafen einläuft und damit auch diese Welt verändert. Das Spezifische an der europäischen Expansion der Frühen Neuzeit – so lautete unsere Ausgangshypothese – liegt gerade darin, daß diese Herausforderung in doppelter Weise angenommen wurde, nämlich durch Selbstüberhöhung zum einen und durch relativierende Selbstreflexion zum anderen. Beides diente letztlich der weiteren Expansion, der wissenschaftlichen wie der geographisch-politischen. Selbstüberhöhend wirkte der Zusammenstoß mit all dem Fremden, Neuen und Gefährlichen, insofern man es besiegen, sich untertan machen konnte[14]. Das eigene Selbst relativierend aber wirkte es, insofern bislang unumstößliche Wahrheiten nicht mehr galten, Europa im Weltmaßstab zusehends schrumpfte und mit jeder Naturerkenntnis sich neue Fragen stellten. Weil dies jedoch immerfort implizierte, auch die nächste Hürde nehmen zu wollen, entfalteten beide Reflexe der europäischen Expansionen auf das europäische Denken – so gegensätzlich sie auch waren – eine expansionsintensivierende Wirkung und damit eine Dynamik, die bis in die Gegenwart ausstrahlt.

---

12 *Jürgen Osterhammel,* Expansion und Imperium, in: Peter Burschel u. a. (Hg.), Historische Anstöße. FS für Wolfgang Reinhard, Berlin 2002, S. 371–392, hier: S. 373; *Ders.*, Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen, 3. Aufl., München 2001.

13 *Urs Bitterli,* Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung, München 2. Aufl. 1991; *Anthony Pagden,* Das erfundene Amerika. Der Aufbruch des europäischen Denkens in die Neue Welt, München 1996; *Horst Pietschmann,* Geschichte des atlantischen Systems, 1580–1830. Ein historischer Versuch zur Erklärung der ‚Globalisierung' jenseits nationalgeschichtlicher Perspektiven, Hamburg 1998, S. 7–8; *Christian Kiening,* Ordnung der Fremde. Brasilien und die theoretische Neugierde im 16. Jahrhundert, in: Klaus Krüger (Hg.), Curiositas. Welterfahrung und ästhetische Neugierde in Mittelalter und früher Neuzeit, Göttingen 2002, S. 59–109.

14 Wichtige Anregungen bei *Pagden* (wie Anm. 13).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

III.

Die doppelte Aneignungsleistung mit all ihren Implikationen nach innen wie nach außen bildet folglich den Kern der frühneuzeitlichen „europäischen Expansionen". Diese These stellten wir im September 2003 in einer internationalen Tagung zur Diskussion. Die vorliegenden Beiträge von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen unterschiedlicher Disziplinen, der Geschichtswissenschaft, Kunst- und Religionsgeschichte, der Anglistik wie Romanistik, der Islamwissenschaften und Sinologie, der Ethnologie und Literaturwissenschaft gehen aus diesen Diskussionen hervor. Sie zeigen, daß die frühneuzeitliche Expansion nicht ohne ihren historischen Hintergrund, die mittelalterlichen Traditionen, ihre wirtschaftliche Fundierung, die innereuropäischen Veränderungen in der Kräftekonstellation der beteiligten Staaten und vieles mehr zu studieren ist. So wurden zunächst einmal weitreichende Kontinuitäten zur mittelalterlichen Expansion festgestellt, die – abgesehen von jahrhundertealten Handelsbeziehungen – in erster Linie ideengeschichtlicher Natur waren und sich aus dem gemeinsamen Rückbezug auf antike Denktraditionen ergaben (*Lobsien, Auffarth, Schmieder, Headley, Damler, Bergengruen*). Beispielsweise blieb die auf Epikur und andere antike Philosophen zurückgehende Vorstellung von der Möglichkeit anderer, wenn nicht gar unendlich vieler Welten über den gesamten Zeitraum lebendig, auch wenn sie gerade im 17. Jahrhundert neue Aktualität erhielt (*Lobsien*). Durch die Verbindung antiker Geographie mit dem christlichen Weltbild wurden außerdem schon vor den eigentlichen Entdeckungsfahrten „Möglichkeitsräume" geschaffen, die so konkret gedacht waren, daß sie sogar auf mittelalterlichen Weltkarten Platz fanden und doch vor allem eschatologisch zu interpretieren sind (*Auffarth,* vgl. auch *Mittag*). Durch Rückgriff auf antike Rechtstraditionen schließlich konnte schon Innozenz IV die Legitimität von Herrschaft nicht allein christlich, sondern auch naturrechtlich begründen (*Schmieder*). Die damit verbundene Möglichkeit, die grundsätzliche Legitimität europäisch-christlicher Herrschaftsansprüche in Frage zu stellen, wurde seit dem 16. Jahrhundert nicht nur unter Juristen der Schule von Salamanca lebhaft diskutiert (*Damler*).

Die hier versammelten Beiträge zeigen darüberhinaus, daß „Europa" keineswegs als gegebene Einheit zu betrachten ist[15]. Diesbezüglich sind zentrale Unterschiede zwischen der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Expansion festgestellt worden, die in erster Linie mit den jeweiligen Trägergruppen zusammenhängen. So ist zwischen der mittelalterlichen „christianitas"-Idee als Basis für den Kreuzzugsgedanken (*Schmieder*) und dem säkular definierten europäischen Staatensystem als Träger der frühneuzeitli-

[15] Anregend: *Michael Borgolte,* Europa entdeckt seine Vielfalt, 1050–1250, Stuttgart 2002, S. 337–392; *Michael Mitterauer,* Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderweges, München 2003.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

chen Expansion (*Headley*) zu unterscheiden. Handlungsbegründend und identitätsstiftend war in beiden Fällen ein Bedrohungsgefühl. Doch während dieses vom 9. bis 13. Jahrhundert aus der militärischen und kulturellen Überlegenheit des Islam resultierte (*Schmieder*), ergab es sich seit dem 16. Jahrhundert immer stärker aus einer innereuropäischen Konkurrenzsituation (*Burghartz, Haedley, Mahlke, Michalsky*). Europäische Expansion zu Zeiten der Kreuzzüge bedeutete demnach Selbstvergewisserung des christlichen Abendlandes unter der Oberherrschaft des Papstes. Frühneuzeitliche Expansion dagegen förderte interne Differenzierungsprozesse: zwischen päpstlichen und spanisch-königlichen sowie zwischen spanisch-königlichen und amerikanischen Herrschaftsansprüchen (*Damler*); zwischen frühen katholischen und späten calvinistischen Kolonialmächten (*Burghartz, Michalsky*); zwischen Spanien und Portugal auf der einen, Frankreich auf der anderen Seite (*Mahlke*), ein Gegensatz, der sogar die propagierten Wissenschaftstraditionen beeinflußte (*Jami*).

Die „europäische Expansion" der Frühen Neuzeit basierte also wesentlich auf der Konkurrenzsituation europäischer Staaten untereinander. Neben einer „europäischen Selbstvergewisserung" angesichts all des Fremden und Unbekannten überall in der Welt förderte sie demnach zugleich einen impliziten Pluralismus, der – vor allem im Zeichen des Humanismus – in manchen Fällen auch prinzipiell begründet werden konnte (*Ilg, Damler*). Denn indem die unterschiedlichen konkurrierenden Kolonialmächte die Legitimität eigener Ansprüche und die Illegitimität der Ansprüche anderer Nationen nachzuweisen suchten, förderte Expansion auch die Expansions- und Gesellschaftskritik, die sich nicht selten in utopischen Entwürfen konkretisierte (*Mahlke, Gareis, Burghartz, Headley*).

Indem sie zahlreiche neue Herausforderungen schuf, denen zu begegnen war, beschleunigte Expansion außerdem die Auseinandersetzung mit antiken und mittelalterlichen Denktraditionen, eine Auseinandersetzung, die allerdings keineswegs als Bruch mit der Antike zu interpretieren ist (*Auffarth, Lobsien, Bergengruen*). So bekam die aristotelische Gegenüberstellung von „jus" und „factum", von Rechtsanspruch und tatsächlicher Gegebenheit, unter den Bedingungen des riesigen spanischen Kolonialreiches ein vollkommen neues Gewicht. Sie führte schließlich zur grundsätzlichen Neuinterpretation legitimer Herrschaftsansprüche, weil diese an die gute Ordnung eines Staates und tatsächliche Machbarkeitskriterien gebunden wurden (*Damler*). Auch das Denken von unendlichen Welten in antiker Tradition erhielt durch die Neue Welt und die kopernikanischen Entdeckungen eine neue Dynamik (*Lobsien / Klein*). Damit wären wir wieder einmal beim Baconschen Schiff angelangt, das solche neuen Erkenntnisformen repräsentieren sollte.

Aber so wie das Titelblatt die Fahrtrichtung des Schiffes letztendlich offenhält, so war aus europäischer Sicht mit der Reise in die Neue Welt stets ein zweifaches Unterfangen verbunden: Neben der Nutzbarmachung der

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kolonien für Europa (durch Handel, Bodenschätze und Arbeitskräfte) sollten christliche Werte und Normen von Europa in die ganze Welt transportiert werden. Darum ist es auch kein Wunder, daß das Christentum, die Mission und die Konfessionen (sowie der Konfessionsgegensatz) in allen hier versammelten Beiträgen eine zentrale Rolle spielen. Denn die Expansion in die Neue Welt ist ohne ihre eschatologische Dimension nicht zu verstehen (*Auffarth, Gareis*). Dies gilt ebenfalls für die Expansionen in den Naturwissenschaften, die bei aller Erneuerungsrhetorik keine Abwendung von dem christlichen Gottesbild implizierten, im Gegenteil dieses nicht selten zunächst einmal stärkten (*Lobsien, Kempe, Klein, Bergengruen*). Denn Erfahrung, so formuliert es der Religionswissenschaftler, hat als Voraussetzung den Rahmen, in den das Gesehene und Entdeckte eingefügt werden kann, die Erwartung (*Auffarth*).

Stand zunächst die Entdeckung des Ungewöhnlichen im Vordergrund, so implizierte dies bald die Notwendigkeit neuer Klassifikationssysteme, mit denen das Unbekannte in eine Systematik eingebunden wurde und zwar in der Naturkunde nicht weniger als bei der Beschreibung fremder Völker und Kulturen (*Kempe, Ilg, Headley*). Dieser Erkenntnisprozeß setzt voraus, daß das Fremde tatsächlich als fremd wahrgenommen wird, womit ein zentraler Unterschied zur russischen Expansion des 16. und 17. Jahrhunderts gesehen werden kann (*Kusber*), und daß die Bedrohung durch das Fremde nicht nur abgewehrt und durch Beschwörung eigener Traditionen aufzufangen versucht wird, wie dies in der arabischen Welt angesichts der Reconquista offenbar der Fall war (*Elger*). Durch den „doppelten Expansionsprozeß" schuf man sich in Europa also Instrumentarien, wie Karten und Landschaftsbeschreibungen (*Headley, Auffarth, Kempe, Mahlke,* zur chinesischen Kartographie vgl. *Mittag*), Gesetzestexte (*Damler*) und technische Innovationen (*Klein*), die anschließend weitere Expansion in geographisch-politischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht erleichterten.

Die sich gegenseitig verstärkenden Expansionsbewegungen basieren demnach auf der Begegnung mit dem Unbekannten und Fremden, ja auf der Suche danach. Doch so wie antike Denksysteme nicht einfach über Bord geworfen wurden, auch wenn dies manche Zeitgenossen glauben machen wollten (*Bergengruen, Kempe*), so zeigen auch die Erfahrungen aus der Neuen Welt, daß das Neue stets in den Bahnen des Alten erkannt wurde. Gemälde aus Brasilien (*Michalsky*) und amerikanische Reiseberichte *(Burghartz*) verdeutlichen demzufolge in erster Linie europäische Ordnungsbedürfnisse, die umso drängender wurden, je stärker die innereuropäische Konkurrenz wurde. Folglich war es weniger die Alteritätserfahrung als solche, die ein Umdenken provozierte[16] als der Wettbewerb unter den Koloni-

[16] Vgl. zu dieser weit umfassenden Diskussion jüngst: *Susanna Burghartz* u. a. (Hg.), Berichten, Erzählen, Beherrschen. Wahrnehmung und Repräsentation in der frühen Kolonialgeschichte Europas, Frankfurt / Main 2003.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

almächten. Aber in Gang gesetzt wurde der Erkenntnis- und Lernprozeß dann schließlich doch.

IV.

Die Beiträge zu diesem Band wurden in drei Kapitel eingeteilt. Unter der Überschrift *„Grundlagen: Expansion als zentrales Kennzeichen der europäischen Frühen Neuzeit?"* finden sich vor allem Beiträge, in denen die frühneuzeitlichen Expansionen mit anderen Expansionen verglichen, bzw. diese in einen längeren Kontext eingeordnet werden.

Die Historikerin *Felicitas Schmieder* diskutiert die Entwicklungsbedingungen mittelalterlicher Expansion im Vorfeld und im Zuge der Kreuzzüge sowie der entstehenden Handelsbeziehungen in die asiatische Welt. Im Zentrum steht dabei die sich wandelnde „christianitas"-Idee, die sich seit dem 9. Jahrhundert von einer integrativen zu einer abgrenzenden und expansiven, virtuell die ganze Welt umfassenden Idee wandelte (13. Jahrhundert). Hintergrund dieses Wandels war die Auseinandersetzung mit dem Islam in militärischer wie kultureller Hinsicht. Davon zu unterscheiden ist eine zweite „expansive" Bewegung durch Kaufleute, deren langjährige Kooperation mit einheimischen Kräften nicht selten so weit ging, daß sie sich dem Häresievorwurf ausgesetzt sahen. Insgesamt plädiert Schmieder für das Verständnis der Expansion als ein europäisches Phänomen des 11. bis 19. Jahrhunderts, in welchem neben Wandel sehr viele langwirkende Traditionen festzustellen sind, die sie vor allem im Zusammenhang mit den Reaktionen auf die mongolische Expansion des 13. Jahrhunderts diskutiert.

Weitgehende Kontinuitäten sieht auch *Christoph Auffarth,* der als Religionswissenschaftler vor allem nach den Implikationen des Verständnissen von der Neuen Welt und der Neuen Zeit fragt und dabei in doppelter Hinsicht auf christlich-eschatologische Vorstellungen zu sprechen kommt. Denn die Neue Welt war nicht einfach eine durch Schiffahrt entdeckte, sondern wurde begriffen als Alternative zur gewohnten Welt als Teil der Neuen Zeit. Die Utopie von der Neuen Welt und der Neuen Zeit war jedoch ein Element mittelalterlicher Eschatologie. Durch Diskussion mittelalterlicher T-O- Karten und frühneuzeitlicher Weltkarten entwickelt *Auffarth* seine These von den „Möglichkeitsräumen", die in mittelalterlichen Karten schon vorhanden waren, bevor die eigentliche Expansion begonnen hatte. Diese Möglichkeitsräume verschwanden von den Karten erst, als seit dem 17. Jahrhundert ein überkonfessioneller Markt für Karten entstand, der nach dem Kriterium der Verwertbarkeit funktionierte.

Der Sinologe *Achim Mittag* fragt nach den fundamentalen Voraussetzungen der Expansion des Qing-Reichs im geographisch-ethnographischen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wissen und im historischen Denken. Dabei kommt insbesondere die mittlere und späte Ming-Zeit (ca. 1530 – 1650) in den Blick, eine Epoche, die unter der nachfolgenden Qing-Dynastie als Zeitalter des Niedergangs und der Dekadenz gebrandmarkt und damit wirkungsvoll zu einer Art „Un-Zeit" gemacht wurde. Achim Mittag sieht den konfuzianischen Universalismus in seiner mingzeitlich kulturellen Ausprägung nicht nur nur als exludierenden Diskurs in der inneren und äußeren Expansionsbewegung in China, sondern er zeigt, daß gleichermaßen inkludierende Züge aufzuweisen sind. Im Bereich der Kartographie zeigt sich dies zum Beispiel in der Schaffung eines neuen Typs der kartographischen Weltdarstellung, die auf der buddhistischen Vorstellung des Weltenkontinents Jambûdvîpa basiert, ebenso wie in der Integration der durch die Jesuiten übermittelten Kenntnisse der außerchinesischen Geographie.

Inklusivismus läßt sich auch in der mingzeitlichen Historiographie feststellen, nämlich in bezug auf die Bemühungen, die Geschichte der zahlreichen Ethnien an der süd- und südwestlichen Peripherie des Reiches zu schreiben. Ähnliche Bemühungen wurden in der zeitgenössischen Geographie und Ethnographie unternommen. Dies deutet darauf hin, daß in der späten Ming-Zeit die „innere Kolonisation" des Südens und des Südwestens Chinas als kognitive Strategie vorentworfen wurde, bevor sie sich real-historisch unter der Mandschu-Herrschaft im 18. und 19. Jahrhundert vollzog.

Der Osteuropahistoriker *Jan Kusber* wiederum fragt nach Ähnlichkeiten und Unterschieden zwischen zentraleuropäischer und russischer Expansion im 17. Jahrhundert. Dieser Vergleich bietet sich insofern an, als man in Rußland in mancher Hinsicht auf gemein-europäische Traditionen blicken kann, die Verhältnisse dort dennoch grundsätzlich andere waren. So war das Zarenreich gleichsam Subjekt *und* Objekt von Entdeckung. Doch während die Quellenlage hinsichtlich der Entdeckung von Rußland (durch Zentraleuropäer) recht vielfältig ist, gibt es kaum Zeugnisse, in denen die russische Expansion selbst reflektiert wird. Dies ist einerseits Ergebnis einer in den Anfängen stehenden Schriftkultur und andererseits Ausdruck der doch grundsätzlich anders gearteten Expansion in Rußland, die in erster Linie der Reichsbildung diente.

Aus der umgekehrten Perspektive, nämlich aus der Sicht der durch die Reconquista zurückgedrängten Muslime diskutiert der Islamwissenschaftler *Ralf Elger* die Frage, welche Auswirkungen diese Verlusterfahrung für das Selbstbild und die Identität der Muslime in arabischen Staaten gehabt hatte. Dabei steht ein großes Kompendium des Gelehrten Ahmad al-Maqqarî aus dem beginnenden 17. Jahrhundert im Zentrum seiner Analysen. Der Verlusterfahrung setzte der marokkanische Gelehrte die große Tradition arabischer Literatur entgegen, die zu bewahren sei. Zum anderen wurde die „gute Sitte" alter Zeiten beschworen. Die Chance einer Eroberung hät-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ten die Christen allein deswegen bekommen, weil man vom „jihad" abgerückt sei. *Elger* zeigt jedoch durch den Vergleich mit den Schriften von Ibn Garcia aus dem 11. Jahrhundert, daß der „jihad" als zentraler Auftrag muslimischer Religion erst eine Folge der Reconquista war und darum keineswegs immer schon eine „gute alte Sitte" dargestellt hatte.

In dem zweiten Teil, der mit dem Titel *„Wissensdrang: Momente sich gegenseitig beeinflussender Expansionsbewegungen"* überschrieben ist, beleuchtet zunächst *Eckhard Lobsiens* Beitrag „Die Pluralität der Welten im 16. und 17.Jahrhundert" die Frage, wie nach der Entdeckung anderer, neuer Welten, nach ihrer Postulierung und anschließenden wirklichen „Entdekkung" mit Hilfe des Teleskops und Mikroskops die Phantasie des 17. Jahrhunderts um die Frage der Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt kreiste. Insbesondere für die literarische Phantasie stellte sich ein neues Legitimationsproblem: Wenn es nämlich, so *Eckard Lobsien,* die Aufgabe der Literatur und der Künste ist, andere Welten zu erschaffen, dann scheint diese Aufgabe obsolet zu werden, sobald andere Welten faktisch andere Welten sind. Diese Überlegungen führten zu einer Bestimmung des Funktionswechsels der Literatur in der Frühen Neuzeit. Die literarische Phantasie trete gar nicht in einen Wettbewerb mit den Weltenphantasien in der Philosophie und den Wissenschaften ein, sondern die Literatur übernehme es fortan, den rhetorisch-performativen Charakter alles Wissens aufzuzeigen, und gegenüber den philosophischen Weltenphantasien nehme sie die Funktion einer ironisch-skeptischen Meta-Phantasie ein. In der Literatur werde demnach das praktische Expansionspotential der Historie „reinszeniert" und „ambiguisiert".

Im Zentrum des Beitrages von *John M. Headley* steht Giovanni Botero, der erste Demograph, Ozeanograph, Städteforscher und Geograph im Sinne einer politischen Geographie. Dabei konzentriert sich der Historiker *Headley* auf das zentrale Werk „Relationi universali", eine politische Geographie, die für die nächsten hundert Jahre maßgeblich wurde. Sie macht deutlich, daß um 1600 der Begriff „Europa" den Begriff des „Christentums" als Kollektiv fast ersetzt hatte. Grundlegend für das gesamte Werk von Botero ist ein „relativistischer" Ansatz, der auch über Europa hinausgreift. Dies führt dazu, daß auch andere Kulturen differenzierend betrachtet werden konnten und Botero schließlich die These vertrat, der wichtigste Unterschied zwischen Europa und den übrigen Regionen der Welt liege nicht in der Religion oder einer technischen Überlegenheit, sondern allein in politischen und moralischen Dimensionen begründet. *Headley* führt die intellektuelle Neugier und Offenheit des Ex-Jesuiten Botero auf eine in Italien besonders lebendige Rezeption der Antike und seine jesuitische Erziehung zurück.

Aus dem 16. Jahrhundert stammen auch die Berichte und Bilder, die die Kunsthistorikerin *Ulrike Ilg* interpretiert und die ebenfalls eine große Of-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

fenheit für kulturelle Andersartigkeit dokumentieren. Angesichts der Türkenbelagerungen seit dem 15. Jahrhundert entstanden zwar zahlreiche polemische Schriften gegen das Osmanische Reich und dessen Kultur. Zugleich entwickelte sich aber auch das Bedürfnis, diesen „Gegner" genauer kennenzulernen, so daß seit 1550 eine große Zahl von Forschungsreisen in das Osmanische Reich unternommen wurden. *Ilg* nimmt hier vor allem die Reisen, die im Zusammenhang mit dem französischen Gesandten Gabriel d'Aramont standen, in den Blick. Diese waren in der Regel von dem Anspruch geprägt, das Land mit seiner Fauna und Flora, aber auch seinen Menschen und der Kultur systematisch zu erkunden und „nach dem Leben" zu zeichnen. Nach *Ulrike Ilg* sind weitreichende Parallelen zwischen der zeitgenössischen Naturkunde und der Erkundung fremder Kulturen festzustellen, die sich beide von alten Systematiken zu befreien versuchten. Diese Methode führte wie bei Botero zu einem grundlegenden Relativismus und einer Selbstbeschreibung der Forschungsreisenden als Weltenbürger in humanistischer Tradition. Seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert und der Verschärfung des Konfessionskonfliktes ging diese Offenheit jedoch wieder verloren.

Die Sinologin *Cathérine Jami* diskutiert die gegenseitige Beeinflussung westlicher, das heißt europäischer, und chinesischer Wissenschaften im 16. und 17. Jahrhundert. Dabei stellt sie das Wirken dreier Europäer in China und dreier chinesischer Exponenten gegenüber. Sie zeigt damit, daß die Geschichte des westlichen Wissenschaftsexportes nicht einfach als Aktion-Reaktions-Kommunikation begriffen werden kann, in der die Europäer ihr Wissen propagiert, die Chinesen dieses aufgegriffen oder abgelehnt hätten. Statt dessen wird deutlich, daß sowohl unter den Europäern als auch unter den Chinesen jeweils einige für eine offene Haltung dem Anderen gegenüber plädierten, während andere, der jeweiligen Orthodoxie stärker verhaftete Wissenschaftler und Politiker sich dieser Haltung wieder verschlossen. Bei Europäern wie Chinesen spielte dafür eine entscheidende Rolle, wie stark sie jeweils die Wissenschaft von ihrer religiösen Überzeugung ableiteten oder diese davon unabhängig begreifen konnten. Diese Unabhängigkeit implizierte jedoch keineswegs eine Ablösung vom religiösen Weltbild, waren es doch gerade Jesuiten des 16. Jahrhunderts, die für eine solche Unabhängigkeit plädierten.

In welchem Ausmaß die Expansionen in der Naturerkenntnis gerade eine Folge des religiösen Weltbildes gewesen waren, untersucht der Germanist *Maximilian Bergengruen* anhand der paracelsischen und paracelsistischen Konzeption der „magia naturalis" als Theorie der Expansion des Menschen in die Natur. Nach seiner These ist die Differenz zwischen aristotelischem und anti-aristotelischem Denken längst nicht so groß, wie die Protagonisten – allen voran Francis Bacon und Paracelsus selbst – glauben machen wollen. Dennoch wurden aristotelische Denkfiguren durch Paracelsus und die Paracelsisten mit neuen, argumentativen Interessen verbunden, die sich in er-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ster Linie aus mystischen Traditionen speisten. In diesem Sinne wurde die Einheit mit der Natur aus ihr heraus in Parallelität mit einer Einheit mit Gott gedacht, eine Parallelisierung, die in ihrer letzten Steigerung häretisch war, so daß sich eine „Auslagerung" dieser Potentiale in die Naturwissenschaft geradezu als Ausweg angeboten habe.

Der Beitrag des Anglisten *Jürgen Klein* betrifft anschließend Francis Bacon selbst. Hierin untersucht er, in wieweit das Baconsche Wissenschaftsprogramm als Teil seiner politischen Konzeption zu sehen ist, das heißt, in welchem Ausmaß die internationale Seeherrschaft der Engländer mit dem Prinzip der Imagination des Forschers zusammenhängen. Dabei interpretiert er die Semantik des „Ausfahrens", der Säulen und des Schiffes als Gelehrsamkeit der Grenzenlosigkeit, einer Grenzenlosigkeit, die zwar religiös fundiert war, durch ihren Auftrag, dem „benefit of mankind" zu dienen, jedoch tendenziell darüber hinausführte.

In dem Beitrag des Historikers *Michael Kempe* kommt schließlich die Entwicklung der Naturkunde nach Bacon in den Blick. Er untersucht, wie die Erkundung der Natur in alle Räume expandierte: in die weitesten und größten ebenso wie in die kleinsten und verborgensten, die schließlich sogar unter der Erde liegen konnten. Letzteres vor allem gab der Naturkunde historische Dimensionen, so daß nun auch das Entstehen und Aussterben neuer Lebewesen erforscht wurden. Dies bedeutete aber keineswegs, alte biblische Vorstellungen grundsätzlich aufzugeben. Im Gegenteil entstanden diese Forschungen im Zusammenhang zeitgenössischer Sintfluttheorien und sind insgesamt als Teil der weit verbreiteten Physikotheologie zu betrachten.

Im dritten Teil, der *„Innereuropäische Konkurrenz: zwischen Expansionsbeschleunigung und Expansionskritik"* überschrieben ist, bildet der in der Forschung vergleichsweise wenig beachtete Rechtsstreit zwischen der Partei des spanischen Königs und den Erben des Kolumbus um Herrschaftsansprüche in der Neuen Welt, für den Rechtshistoriker *Daniel Damler* den Ausgangspunkt für seine Untersuchung der Diskussion um die „justos titulos", eine Diskussion, die die Gemüter bis weit in das 17. Jahrhundert hinein bewegte. Zur Debatte stand dabei die Rolle des Papstes als rechtstiftende Instanz auf der einen Seite, auf der anderen führte dies zur Neuinterpretation der aristotelischen Unterscheidung zwischen „jus" und „factum", die nun stärker als zuvor mit dem Zweck von Herrschaft zusammen diskutiert wurde. Je eindringlicher jedoch der (gute) Zweck einer Herrschaft hervorgehoben wurde, desto leichter gerieten die gesamten Fundamente der Rechtstitel ins Wanken. Eine Herrschaft, die ihren Zweck nicht erfüllte, aufgrund der Größe des Herrschaftsgebietes wohl kaum je erfüllen konnte, erschien absurd. Die Rechtstitel, mit denen man zunächst die Ausdehnung der Herrschaft zu legitimieren versucht hatte, untergruben schließlich die Berechtigung dieser Herrschaftsansprüche überhaupt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Auch im Beitrag der Historikerin *Susanna Burghartz* stehen konkurrierende Herrschaftsansprüche im Mittelpunkt der Untersuchungen. Sie interpretiert Reiseberichte des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts unter der Fragestellung, warum auch oder gerade Mißerfolgsberichte so erfolgreich waren. Im Unterschied zu den kolonialen Gründungstexten aus dem beginnenden 16. Jahrhundert, die trotz aller Schwierigkeiten in Bezug auf die eigene Überlegenheit, die Legitimation ihrer Handlungen und die Möglichkeiten zu einer Kooperation mit den Eingeborenen von unerschütterlichem Optimismus geprägt waren, spielten in diesen knapp hundert Jahre später verfaßten Berichten Momente des Zweifels und der Gefährdung eine mehr oder weniger kontinuierliche Rolle. Im Zentrum des Beitrages steht der Bericht über die Guiana-Expedition des Engländers Robert Harcourt, welche im 13. Band der America-Serie von Matthäus Merian als Nachfolger von de Bry abgedruckt worden war. Hierin wird deutlich, daß sich die frühere Gegenüberstellung von Europäern und Einheimischen durch die innereuropäische Konkurrenz in ein mindestens trianguläres Beziehungsfeld von Engländern, Spaniern und Indianern differenziert hatte. Berichte über das Scheitern konnten nun positiv gewendet werden: als Zeichen göttlicher Vorsehung, insofern man immerhin überlebte; als Argument gegen den katholischen Konkurrenten, demgegenüber man als Opfer erscheinen konnte; und damit schließlich als Diskreditierung des Anderen und Legitimierung der eigenen Herrschaftsansprüche.

Ganz ähnliche Gesichtspunkte kommen auch im Beitrag der Literaturwissenschaftlerin und Romanistin *Kirsten Mahlke* in den Blick. Auch hier geht es um die Legitimierung neuer Herrschaftsansprüche einer „verspäteten" Nation, in diesem Falle von Frankreich. Zu einer Zeit, als Spanien und Portugal auf eine beinahe hundertjährige Kolonialgeschichte zurückblickten, stand Frankreich vor einem Scherbenhaufen: Durch lange Bürgerkriegswirren intern zerrissen, in der Neuen Welt bislang gescheitert, entstand Bedarf an Konzepten, die Frankreich zu neuer Größe und Ansehen verhelfen könnten. Einen bedeutenden Beitrag lieferte der Jurist und Amerikareisende Marc Lescarbot, dessen „Historie de la Nouvelle France" im Zentrum dieses Beitrags steht. Darin legitimiert Lescarbot französische Ansprüche in der Neuen Welt zum einen biblisch und etymologisch, indem Frankreichs alte Größe beschworen wurde, zum anderen legitimiert Lescarbot die Anwesenheit Frankreichs in Nordamerika mit der Ähnlichkeit indianischer und französischer Herkunft und Kultur, eine Ähnlichkeit, die bisheriger Kolonialpolitik widersprechende Grundsätze des Zusammenlebens impliziere. Politische Utopie, so die These von *Kirsten Mahlke,* diente hier also explizit der Expansionslegitimation.

Dem Zusammenhang von Utopie und Expansion geht ebenfalls der Beitrag der Ethnologin *Iris Gareis* nach. Hierin fragt sie nach den Wandlungen des Utopiebegriffes von der Utopia eines Thomas Morus über die Versuche

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„umgesetzter" Utopie in den Indianerreduktionen des Bischofs Vasco de Quiroga in Mexiko oder der Jesuiten in Paraguay bis hin zu den in die Vergangenheit projizierten utopischen Vorstellungen des Inca Garcilaso de la Vega. So unterschiedlich die zugrundeliegenden Utopien auch waren, alle hier diskutierten Varianten waren integrativer Bestandteil der Expansion und legitimierten diese darum. Durch ihren utopischen Anspruch bedeuteten sie aber zugleich eine implizite Kritik des Kolonialismus und des Kolonialstaates, so daß sie auch als Wurzel einer anti-kolonialistischen Tradition angesehen werden können.

Den Abschluß dieses Bandes bildet eine genaue Interpretation von brasilianischen Landschaftsbildern des Niederländers Frans Post durch die Kunsthistorikerin *Tanja Michalsky*. Diese Bilder, die während seines Aufenthaltes in der brasilianischen Provinz Pernambuco von 1638 – 44 entstanden sind, gelten gemeinhin als realistische Darstellungen ohne spezifisch kolonialistischen, romantischen oder auch nur phantastischen Blick. *Tanja Michalsky* kann dagegen zeigen, daß mit diesen Bildern die niederländische Bemächtigung ehemals portugiesischer Gebiete in Brasilien vor Augen geführt werden sollte. Die früheren Kolonialisten wurden ganz aus den Bildern getilgt, die niederländische Landnahme als eine grundsätzlich friedliche, Ordnung schaffende vorgestellt. Dabei überhöhen die Bilder die niederländische Bemächtigung dadurch, daß sie das Fremde / Exotische als solches zur Schau stellen. Ausgerechnet die niederländischen Kolonialisten – so soll dem Betrachter weisgemacht werden – hätten das Fremde als Fremdes erkannt, bewahrt und zugleich beherrscht. Damit biete, so die These von *Tanja Michalsky,* das Modell der subjektiven Erfahrung einer zum Objekt gewordenen Natur in Posts Gemälden die Folie, um Herrschafts- und Alteritätsdiskurs miteinander zu verbinden. Konkurrenz der Kolonialmächte untereinander war auch hier also das jenseits der Alterität verbindende Glied des Lern- und Aneignungsprozesses.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

I. Grundlagen: Expansion als zentrales Kennzeichen der europäischen Frühen Neuzeit?

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das Werden des mittelalterlichen Europa aus dem Kulturkontakt: Voraussetzungen und Anfänge der europäischen Expansion

Von Felicitas Schmieder

„In diesem Jahr, dem 10. des dritten Konrad, des Kaisers der Römer, wurden alle Reiche des Westens aufgerüttelt und entflammt vom Begehren, nach Jerusalem zu ziehen, das Grab des Herrn zu besuchen, gegen jene Völker zu kämpfen, die Gott nicht kennen, und die Grenzen des christlichen Reiches im Osten zu erweitern“[1]. Diese knappe Charakterisierung gilt dem Beginn des Zweiten Kreuzzuges im Jahre 1147. Sie stammt aus der (fünfzig Jahre später geschriebenen) Kölner Königschronik und damit aus einer stets wohlinformierten Quelle an einem zentralen Kommunikationsschnittpunkt des lateinischen Europa. Und sie markiert, zusammen mit anderen Quellenzeugnissen dieser Zeit, einen bedeutsamen Wandel im Bewußtsein der (vorerst noch zukünftigen) Europäer hin zu europäischer Expansion im Sinne einer bewußten Ausdehnung eines Ganzen. Es geht nicht um vereinzelte machtpolitisch bestimmte Erweiterungszüge oder um die Verteidigung des Eigenen. Das Ziel ist ausdrücklich und bewußt nicht nur Rückgewinnung von Verlorenem oder Bewahrung von Gewonnenem (des Heiligen Landes in christlichen Händen zum Beispiel), sondern die kriegerische Erweiterung des *imperium Christianum*.

Der Chronist meint mit diesem kein einzelnes der lateineuropäischen Reiche (diese kommen im Plural auch vor), auch nicht das christliche *Romanum imperium* im engeren Sinne, das – modern und sehr vergröbert gesprochen – Deutschland und Italien umfaßte. Gemeint ist das eine, das allumfassende christliche Reich, dem der Kaiser den weltlichen Arm leiht und in dem der Papst für den Zusammenhalt, die Ideologie und auch ihre Umset-

[1] *Igitur eodem anno qui est annus decimus Cuonradi tercii Romanorum augusti mota sunt omnia regna Occidentis et accensa desiderio eundi in Ierusalem et visitare sepulchrum Domini ac dimicare contra gentes quae ignorant Deum et dilatare terminos christiani imperii in oriente:* Chronica regia Coloniensis, hrsg. von *Georg Waitz* (MGH. SRG us. schol. 18), Hannover 1880, a.1147, S. 83 – geschrieben 1197 und damit im Wissen um den späteren Verlust Jerusalems. Konrad III. erwarb niemals die Kaiserkrone – doch ist es denkbar, daß der Chronist hier ein Wortspiel im Sinn hat, wurde doch bei Übersetzung der Kaisertitel „Augustus“ etymologisch von augere, erweitern, abgeleitet und übersetzte man ihn mit „Mehrer des Reiches“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zung zuständig ist: Gemeint ist die *christianitas* – der wohl zentrale ideengeschichtliche Nukleus der Europa-Idee – die sich von einer integrierenden, nach außen abgrenzenden Vorstellung, als die sie im 9. Jahrhundert formuliert wurde, bis ins 13. Jahrhundert hinein wandelte: Sie entwickelte sich zu einer nach außen gewandten, expansiven, virtuell die ganze Welt umfassenden Idee, zur vorläufig noch, aber immerhin schon gedachten ersten Einheit der Welt, bei der die Expansion zu einem Kernpunkt des Selbstverständnisses wird. Diese Charakterisierung greift Schlagworte der gegenwärtigen Diskussionen um die europäische Expansion auf, nicht für die frühe Neuzeit, sondern für das Mittelalter. Der charakterisierte Prozeß soll im Folgenden nachvollzogen werden.

Europa ist damals nicht viel mehr als ein geographischer Begriff. Deshalb sieht sich zwar noch nicht ein modernes, ideell gefaßtes „Europa", aber die Christianitas bereits spätestens Ende des 12. Jahrhunderts bewußt als Einheit und nimmt ihre expansiven Handlungen als einheitlich wahr. Sie betrachtet sich selbst als Ganzes, das an den verschiedensten Grenzen angegriffen ist – wobei Angriff ein Tatbestand ist, der bereits durch die bloße Existenz von Heiden gegeben sein kann. Ebenfalls zum Zweiten Kreuzzug betont um 1185 der sog. Saxo Grammaticus, der bedeutendste Historiograph der mittelalterlichen Dänen: „Zur selben Zeit befahl der Römische Bischof – der sah, wie der Sturm des barbarischen Unwetters die Sache Gottes beinahe niederriß und zugrunde richtete – in Briefen nach ganz Europa, daß alle Feinde des christlichen Glaubens von den Christen zu bekämpfen seien"[2]. Und in Norddeutschland faßte Helmold von Bosau in seiner Slawengeschichte (1160er Jahre) die Konsequenzen daraus zusammen: „Die Organisatoren des Unternehmens [2. Kreuzzug] beschlossen, einen Teil des Heeres in den Orient zu schicken, den zweiten nach Spanien, einen dritten aber gegen die Slaven, die nahe bei uns leben"[3] – es ist ein und dasselbe Heer, ein und derselbe Kreuzzug, der als lateinisch-christliches Gesamtunternehmen an allen Fronten der Sache der Christianitas dient. Und es sollte nur noch 100 Jahre dauern, bis diese Christianitas und ihr päpstliches

[2] *Per eadem tempora Romanus antistes, barbaricae tempestatis procella rem divinam paene obrutam eversamque conspiciens, datis per Europam epistolis, universos Christianae credulitatis hostes ab eius cultoribus oppugnari praecepit:* Saxo Grammaticus, Gesta Danorum, hrsg. von *J. Olrik / H. Raeder,* Kopenhagen 1931, 14, 3, S. 376 = http://www.kb.dk/elib/lit/dan/saxo/lat/or.dsr/14/3/index.htm.

[3] *Visum autem fuit auctoribus expedicionis partem exercitus unam destinari in partes orientis, alteram in Hyspaniam, terciam vero ad Slavos, qui iuxta nos habitant:* Helmoldi Presbyteri Bozoviensis Cronica Slavorum, hrsg. von *Bernhard Schmeidler* (MGH SRG us. schol. 32), 3. Aufl., Hannover / Leipzig 1937, c0.59 S. 115. – Es ist sicher von Bedeutung, daß all jene Quellen, die den Gesamtbereich einschließlich Nordeuropas sehen, von nördlich der Alpen und damit nicht aus dem Mittelmeerraum stammen. Die dementsprechende Schwerpunktverlagerung dürfte ein entscheidendes Ingredienz für die Ausbildung einer nicht mehr allein auf den Mittelmeerraum konzentrierten Europa-Idee gewesen sein.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Haupt als „de iure, wenngleich nicht de facto" die ganze Welt beherrschend und kontrollierend beschrieben wurden, als potentielle Welteroberer also, die damit nur ihr gutes Recht in die Praxis umsetzen würden. Ich komme darauf zurück.

Es soll im Folgenden nicht um eine Aufzählung all jener Details gehen, die es „doch alle schon im Mittelalter gegeben" habe, sondern darum, Wurzeln, Anfänge, erste Entwicklungen zu zeigen von Phänomenen, die es vielleicht wirklich schon im Mittelalter gegeben hat oder die zumindest ihren durchaus sehr konkreten Ursprung bereits viel früher finden, als gemeinhin vereinfachend angenommen wird (nicht zuletzt ermutigt und verfestigt durch die existierenden Epochenabgrenzungen). Die Unterschiede, die Andersartigkeit früherer Entwicklungsstufen sollen dabei keineswegs geleugnet werden. Daß die europäische Expansion seit dem 15. Jahrhundert in mancherlei, aber eben nicht in jeglicher Hinsicht eine neue Qualität annahm, sei unbestritten. Der Vergleich allerdings, eine Feststellung der tatsächlichen Unterschiede und damit letztlich eine gelungene Charakterisierung der europäischen Expansion, kann nur im Gespräch zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit stattfinden. Ich möchte deshalb vor allem zur Diskussion einladen, möchte Punkte zeigen, an denen deutlich wird, daß der Einschnitt wohl nicht gar so plötzlich geschah, wie er nach wie vor in vielen Darstellungen erscheint, die sich manchmal nicht mehr als bloß kursorisch, mit der einen oder andern Bemerkung, und oft auf einem eher veralteten Stand der Forschung glauben mit der mittelalterlichen „Vorgeschichte" beschäftigen zu müssen[4].

---

[4] Immerhin relativ ausführlich ist das deutsche Standardwerk zur europäischen Expansion von Wolfgang Reinhard, Geschichte der europäischen Expansion I: Die Alte Welt bis 1818, Stuttgart 1983. Die Behandlung als Vorgeschichte soll dabei heißen, daß die Darstellung extrem knapp gehalten und stets mit dem Augenmerk auf diejenigen Weltregionen geschrieben wird, die für die frühe Neuzeit vornehmlich interessant werden sollte, es aber für die mittelalterlichen Akteure oft aus guten Gründen nicht waren. Dabei erhalten die mittelalterlichen Geschehnisse keinen echten Eigenwert, die mittelalterlichen Ziele werden aus der Sicht eines viel späteren historischen Kontextes gewichtet, anstatt ihre Bedeutung in ihrer Zeit selbst zu untersuchen und dabei eventuell auf Motive, Gedanken, Mittel etc. zu stoßen, die sonst unerkannt manche spätere Entwicklung begründen helfen könnten. Besonders problematisch wird dieser im Grunde anachronistische Zugriff ex post, wenn sich ein Werk ausdrücklich der mittelalterlichen Expansion zuwendet, wie im Falle von *Pierre Chaunu,* L'expansion européenne du XIIIe au XVe siècle, Paris 1969; besser unter diesem Aspekt *J. R. S. Phillips,* The Medieval Expansion of Europe, Oxford / New York 1988. Die an sich ausgezeichnete Arbeit von *Joan-Pau Rubiés* (Travel and ethnology in the Renaissance: South India through European eyes, 1250 – 1625, Cambridge 2000) beginnt seine longue durée-Darstellung der europäischen Indien-Bilder (des Subkontinents) zwar im Mittelalter. Die Entwicklungen, die er dabei nachzeichnen kann, haben gewiß ihren Erkenntniswert, doch zum Zwecke des Vergleichs des Reise- und ethnographischen Beobachtungsverhaltens wäre es methodisch sinnvoller gewesen, das frühneuzeitliche Indienbild mit dem mittelalterlichen einer Region zu

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ich kann dabei vieles nur andeuten und werde tief ins Mittelalter zurückzugreifen haben. Ich werde viele Bereiche und Entwicklungen, die auf der diesem Band zugrundeliegenden Tagung behandelt wurden – wie die Kartographie, das geographische und technologische Wissen, die Erfahrungswissenschaften – nicht im Einzelnen thematisieren können. Es ist bei weitem genug, einige Jahrhunderte Entwicklung des Selbstverständnisses zu verfolgen, das der Bewegung zugrundelag, zumal mir diese Frage die für diesen Band zentrale zu sein scheint.

Greifen wir also zurück, ins Frühmittelalter und sogar in die Spätantike. Kulturelle Identität und Selbstbewußtsein entstehen stets in Auseinandersetzung mit Fremdem. Das Christentum als alleinige „Ideologie" des mittelalterlichen Lateineuropa hatte sich seit seinen antiken Anfängen mit äußeren und als wesensfremd wahrgenommenen inneren religiösen Widersachern auseinanderzusetzen gehabt und sich dadurch immer detaillierter selbst definiert und ausgestaltet. Politisch jedoch wuchs die Christenheit innerhalb des römischen Weltreichsverbandes heran, der auch nach seinem Zerfall von der lateinischen Kirche ideell übernommen wurde. Die Idee eines einzigen christlichen Reiches lebte fort – wir haben sie ja gerade im 12. Jahrhundert vorgefunden –, auch als sie keine realpolitische Entsprechung mehr hatte und ohne daß sich (solange die Illusion trug) die Christen je eigenständig hätten als politisches Gebilde definieren müssen. Dies wurde um so weniger nötig, als Heidenvölker, die zu missionieren waren, ohne großen kulturellen wie militärischen Widerstand in dieses gedachte Weltreich hineingezogen werden konnten. Nicht zuletzt deshalb wohl standen die lateinischen Christen zunächst der Expansion der ideologisch grundsätzlich gleichrangigen und militärisch lange Zeit überlegenen arabisch-islamischen Kultur (seit dem 7. Jahrhundert) militärisch wie politisch weitgehend hilflos gegenüber – einer Kultur, die sehr früh, zu Beginn ihrer eigenständigen Reichsbildung, gezwungen gewesen war, ein „Eigen" und „Außen" zu definieren[5]. Riesige römisch-christliche Bereiche – der Vordere Orient bis weit nach Kleinasien hinein, ganz Nord-Afrika, praktisch die gesamte Iberische Halbinsel, fast alle Inseln des Mittelmeeres und weite Teile Süditaliens kamen mehr oder weniger dauerhaft unter muslimische Herrschaft; bis an die Nordküsten des Mittelmeeres reichte allenthalben der Aktionsradius muslimischer Angriffe[6].

---

vergleichen, die den mittelalterlichen Menschen wichtiger war als gerade der (für sie real vollkommen randständige) indische Subkontinent.

[5] Dem islamischen Universalreich (dar al-Islam) stand die restliche, noch nicht eroberte Welt (dar al-Harb) gegenüber; zu diesen und anderen Grundlagen, Motiven und Durchführungen arabisch-islamischer Expansion vgl. *Albrecht Noth,* Heiliger Krieg und Heiliger Kampf in Islam und Christentum. Beiträge zur Vorgeschichte und Geschichte der Kreuzzüge, Bonn 1966, sowie die in der folgenden Anmerkung zitierten Handbücher. – Wichtig ist es, daß die Muslime eroberten, ohne zunächst der Mission Priorität einzuräumen, so *Noth,* Krieg, 17 / 18, auch *ders.,* Umma (Anm. 6), 90.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Vor allem die Tatsache, daß Rom und der Papst (als ideelles Zentrum des auf Rom bezogenen Teils der Christenheit) bis ins 9. Jahrhundert mehrfach direkt angegriffen wurden und sich verteidigen mußten, hatte die Empfindung einer existentiellen Bedrohung zur Folge. Zusammen mit dem Selbstverständnis des Papstes als Oberhaupt der Christenheit führte das zur programmatischen Vollendung der Selbstdefinition der insgesamt als bedroht angesehenen lateinischen Christenheit als einer „Christianitas“[7] in einem politischen Sinne. Sie hatte sich zwischen dem 7. und 9. Jahrhundert gerade angesichts der Araberexpansion allmählich herausgebildet und beschrieb in Ersatz des einen römischen Imperiums die Einheit in der Vielheit der christlichen Reiche gegenüber der äußeren Bedrohung. Diese Einheit, die es mit allen Kräften aus allen Teilen Europas zu verteidigen galt, erscheint vor allem in den 880er Jahren in den Briefen Papst Johannes' VIII.[8] noch ganz defensiv, selbstbezogen und ohne inhaltliche Kenntnis oder Interesse an dem Anderen, gegenüber dem sie sich abgrenzt.

Johannes' VIII. Briefregister ist, obwohl seine Idee der einen Christianitas zunächst keine praktischen Folgen hatte, bezeichnenderweise in einer Kopie des 11. Jahrhunderts erhalten geblieben. Erst in diesem 11. Jahrhundert trat die entscheidende ideengeschichtliche wie realpolitische Wende ein. Aus dem Gefühl einer generellen Krise der europäischen Gesamtgesellschaft, zeitgenössisch also der Kirche oder der Christianitas, erwuchs Reformbedarf und Analyse dessen, was war und was eigentlich sein sollte. Die intensive und mehrere Generationen andauernde Reflexion der besten Köpfe der Zeit führte zur Besinnung, zur Sammlung und Weiterentwicklung aller Kräfte und Gedanken, die man in den Schriften finden und aus ihnen entwickeln konnte, zur systematischen Selbstbeschreibung der Christianitas und dabei zu ungeahnter Bewußtwerdung und Ausbau des Gedankens. Die Reformer wurden Päpste, sie fanden und ergriffen im Papsttum die zentrale Instanz der Erneuerung und Organisation der politischen

---

[6] Die schnelle Ausbreitung, auch in andere Richtungen, der Araber unter Einfluß des Islam charakterisiert *Albrecht Noth,* Von der medinesischen „Umma“ zu einer muslimischen Ökumene, in: Der islamische Orient. Grundzüge seiner Geschichte, hrsg. von dems./Jürgen Paul, Würzburg 1998, 81–134, 81–88 (mit Karten 133/34). Weitere handbuchartige, gut greifbare Darstellungen wichtiger Aspekte der islamischen Geschichte finden sich in diesem Sammelband und auch bei *Albert Hourani,* Die Geschichte der arabischen Völker, Frankfurt am Main 1992, sowie Geschichte der arabischen Welt, hrsg. v. *Ulrich Haarmann,* München 1987.

[7] *Friedrich Kempf,* Das Problem der Christianitas im 12. und 13. Jahrhundert, in: Historisches Jahrbuch 79 (1059) 104–123; *Raoul Manselli,* La „respublica christiana“ e l'Islam, in: L'Occidente e l'Islam dell'alto medioevo (Settimane di Studio del centro italiano di studi sull'Alto medioevo. 12), Spoleto 1965, 115–147.

[8] Registrum Iohannis VIII. papae, hrsg. von *Erich Caspar* (MGH Epp. VII = Karolini Aevi V), Berlin 1928. Dazu *Dietrich Lohrmann,* Das Register Papst Johannes' VIII. (872–882). Neue Studien zur Abschrift Reg. Vat. I, zum verlorenen Originalregister und zum Diktat der Briefe, Tübingen 1968.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Christianitas, die sich an deren Spitze setzen und sie einen konnte und wollte[9].

Die militärische Herausforderung des Islam, der man bis dahin – abgesehen von lokalen mehr oder weniger erfolgreichen Widerstandsversuchen – ausgeliefert gewesen war, wurde nun systematisch angenommen. Der erste Blick galt dem Grab des Herrn in ungläubiger Hand.

Mit der militärischen stellte man sich, zunächst ganz ungewollt, auch der geistigen Herausforderung des fremden Kulturkreises. Das späte 11. Jahrhundert sah die Morgendämmerung jener Epoche, die wir uns angewöhnt haben, die Renaissance des 12. Jahrhunderts zu nennen[10], als große Zeit der vernunftgeleiteten Wissenschaften, der Aristoteles-Rezeption mit all ihren Folgen zu bewundern und zugleich als Zeit der Kreuzzüge zu verachten oder gar zu verteufeln – und die doch untrennbar eine Epoche war, aus der kein einziges Element wegzudenken ist: Einzig und allein zum Zweck der bereits in der Zeit notwendigen und systematischen Kritik und Rechtfertigung der Kreuzzüge als richtiger oder falscher Methode im an sich gottgewollten Ringen um die eine christliche Welt erwachte das Interesse an den Eigenheiten der fremden Völkerschaften und Glaubensvorstellungen und wurden eigene Ideen auch von sich selbst nicht zuletzt in Auseinandersetzung mit islamischen weiterentwickelt und ausformuliert[11]. Das bedeutete einen, wenn nicht den entscheidenden Anstoß für die modernen, dialektischen Wissenschaften des 12. Jahrhunderts, die Jurisprudenz und Theologie der entstehenden Universitäten, der Basis wiederum jenes Wissenschaftsmodells, das die frühneuzeitliche europäische Welteroberung ermöglichte.

Seit der entscheidenden Wendezeit des 11. Jahrhunderts kehrte sich die Angriffs- und Expansionsrichtung im Mittelmeerraum und darüber hinaus

---

9 Wie zu vielen anderen zentralen Themen der mittelalterlichen Geschichte Europas, die hier nur en passant angesprochen werden können und müssen, sei auch hier nur wenig Einschlägiges zitiert: *Werner Goez,* Kirchenreform und Investiturstreit 910–1122, Stuttgart 2000; *Uta-Renate Blumenthal,* Papal reform and canon law in the 11th and 12th centuries, Aldershot 1998. – Zum in der Rücksicht wichtigsten Papst der Zeit, Gregor VII., sei als repräsentativ gennannt *Uta-Renate Blumenthal,* Gregor VII. Papst zwischen Canossa und Kirchenreform, Darmstadt 2001; *Herbert E. J. Cowdrey,* Pope Gregory VII: 1073–1085, Oxford 1998.

10 Vgl. *Robert L. Benson / Giles Constable*(Hrsg.), The Renaissance of the 12th Century, Oxford 1983; *Richard William Southern,* The Making of the Middle Ages, London 1952; dt. Geistes- und Sozialgeschichte des Mittelalters. Das Abendland im 11. und 12. Jahrhundert, Stuttgart u. a. 1960, ^{2}1980.

11 Eklatant vor allem die Benutzung von Formulierungen aus dem Koran durch Bernhard von Clairvaux, die *Albrecht Noth* glaubhaft machen konnte (Heiliger Krieg, Anm. 5). Möglicherweise hat Bernhard auch seine Formulierung des christlichen Prinzips, daß Eroberung nur mit Taufe einhergehen solle, also prinzipiell keine nichtchristlichen Untertanen bleiben dürften, ebenfalls in Kenntnis der geradezu gegensätzlich gelagerten (Anm. 5) Expansionsstrategie und Selbstverständnis des Islam niedergelegt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

um; die lateinischen Christen wandten sich nach außen und begannen, wieder zu wandern und zu expandieren. Militärisch wie ideologisch waren es die Päpste in gestärktem Selbstbewußtsein, die die christliche Gegenexpansion bündelten. Neben der Rückgewinnung des Heiligen Landes als Erbland der Christianitas wurden auch andere Ideen neubelebt, darunter die Konstantinische Schenkung – jene Fälschung wohl der 30er Jahre des 9. Jahrhunderts, nach der Kaiser Konstantin einst, als er sich in seine neue Hauptstadt im Osten zurückzog, die kirchliche Jurisdiktion des gesamten Westens des Reiches (wohl im 12. Jahrhundert interpretiert als weltliche Jurisdiktion, also Herrschaft, dazu über „alle" Inseln, wie wohl Papst Urban II. um 1100 kreativ hinzusetzte) an den Papst übertragen habe[12]. Entstanden aus der Abwehr des kaiserlichen Oberhoheitsanspruchs über den römischen Stuhl, bot sie nun eine der ideologischen Grundlagen für den Ausgriff der Christianitas in Spanien und nach Nordafrika und viel später weit darüber hinaus. Und sie wurde unterstützt und erweitert vom uralten und nun neu interpretierten, regional ungebundenen Weltherrschaftsanspruch des Christentums. Denn dieses ist in seinem Kern expansiv, auch wenn der eschatologische Missionsauftrag, alle Welt vor dem Jüngsten Tag zu bekehren[13], zu verschiedenen Zeiten und in unterschiedlichen Kontexten sehr unterschiedlich interpretiert und wirksam geworden ist (und wird) – und auch das, was im 15. Jahrhundert beginnen sollte, ist bei allen zusätzlichen (aber ebenfalls vielfach nicht neuen) Motiven weiterhin christliche Expansion.

Im Rückblick scheint die (in einem zweiten Schritt) in bewußte Expansion mündende „Rückeroberungsbewegung" der lateinischen Christenheit auf der Iberischen Halbinsel angefangen zu haben. Denn vor allem die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts sah dort ein mächtiges Vordringen der christlichen Könige und Herren; 1085 fiel die alte Königsstadt Toledo in die Hände König Alfons VI. von Kastilien-León, der sich Kaiser nennen ließ[14]. Al-

---

12 Edition aufgrund der sehr disparaten Überlieferungslage: Constitutum Constantini, hrsg. von *Horst Fuhrmann* (MGH. Fontes iuris antiqui in us.schol. 10), Hannover 1968. Zur Weise der Benutzung durch die Jahrhunderte, wenn nie ein wirklicher Text, sondern immer nur Sätze, Erinnerungen, Referenzen zitiert werden, nun sehr erhellend *Johannes Fried,* Donation of Constantine or *Constitutum Constantini:* the misinterpretation of an early medieval fiction, vorauss. Berlin 2005 als Heft der Millennium Studies.

13 Mt. 28, 19/20: *Euntes ergo docete omnes gentes* (cf. Mc. 16, 5 Lc. 24, 47). Mt. 24, 14: *et predicabitur hoc evangelium regni in universo orbe in testimonium omnium gentibus et tunc veniet consummatio.*

14 Zur Alfons VI. *Bernard F. Reilly,* The Kingdom of León-Castilla under King Alfonso VI, 1065–1109, Princeton 1988; zum Kaisertum immer noch einschlägig *Percy Ernst Schramm,* Das kastilische Königtum und Kaisertum während der Reconquista (11. Jahrhundert bis 1252), in: Fs. Gerhard Ritter zu seinem 60. Geburtstag, Tübingen 1950, 87–139. Vgl. jetzt aber zur Bedeutung dieses Iberischen Kaisertums im 13. Jahrhundert *Barbara Schlieben* (Ambition und Wissen. Wissen im Wandel der Kaiserpläne Alfons' X., in: Institutionen des Wissens in gesellschaftlichen Krisen, hrsg. von

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lerdings kämpften Christen wie Muslime um Land und Macht, nicht für den Glauben. Man verbündete sich untereinander weitgehend unabhängig von der Religion des Partners; die christlichen Erfolge hatten ihre Ursache vor allem in einer Zerfallsperiode des ehemaligen Kalifats von Cordoba. Erst im Laufe des 12. Jahrhunderts wurden offenbar die alten Auseinandersetzungen, angeführt von der Eroberung der alten Königsstadt, als Maurenkämpfe interpretiert und auch stilisiert. Vielleicht gestaltete schon Alfons VII., Enkel des Eroberers von Toledo, seinen Großvater zum Kreuzfahrer, vielleicht geschah das auch erst zur Zeit Alfons' VIII.[15]. In jedem Falle wurde Alfons VI. mit Motiven ausgestattet, die er wohl gar nicht verstanden hätte – die ihm allerdings wahrscheinlich nicht aus Propagandagründen wider besseres Wissen unterstellt wurden, sondern weil seine Taten nun von Menschen interpretiert wurden, die nicht mehr anders als in Kreuzzugsideen denken konnten. Die Päpste und auch andere Kräfte aus dem Europa nördlich der Pyrenäen begannen sich (wiederum seit kurz vor 1100) mit den spanischen Reichen zu beschäftigen, wieder als eine Folge der Kirchenreform und ihres Zugriffs auf alle und jeden[16]. So drang die Kreuzzugsidee, für das Heilige Land geboren, nach Spanien ein und bewirkte einen Paradigmenwechsel, der frühere Taten nur noch in dem neuen Licht verstehen ließ. (Es ist schwer zu sagen, inwieweit hier außerdem die welthistorische Koinzidenz wirkte, daß fast gleichzeitig auch auf muslimischer Seite eifrige Glaubenskrieger aus Marokko aufgetaucht waren.[17]) Fast noch deutlicher

---

Karsten Kretschmann / Henning Pahl / Peter Scholz, im Druck, Berlin 2004), die sich auch mit den Vorgängen und Ideen seit dem 11. Jahrhundert in ihrer Dissertation auseinandersetzen wird.

15 *Ludwig Vones* (Geschichte der Iberischen Halbinsel im Mittelalter 711 – 1480, Sigmaringen 1993, S. 79) vermutet beginnende Einflüsse der Kreuzzugsidee in den beiden letzten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts durch nach Spanien einströmende französische Kämpfer. Die Stimmung, aus der heraus der Erfolg von Papst Urbans Aufruf von Clermont 1095 mit ermöglicht wurde (vgl. *Carl Erdmann,* Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens, Stuttgart 1935; dazu *Herbert E. J. Cowdrey,* The Origin of the Idea of Crusade, in: The International Historical Review 1 (1979) 121 – 25), brauchte jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit einige Zeit, bis sie die Erziehungmuster verändert hatte in einem Land, in dem das Zusammenleben von Christen und Muslimen Gewohnheit war. Die Frage der Interpretationen und Stilisierungen ist angesichts der schlechten Editionslage vor allem der Urkunden nur schwer näher zu betrachten; vielleicht war ein wichtiges Datum hierzu bereits die Kaiserkrönung Alfons' VII. 1135 (*Vones,* Geschichte, 90). Zu Alfons VIII. *Julio Gonzales,* El reino de Castilla en la epoca de Alfonso VIII., 3 Bde., Madrid 1960.

16 *Bernard F. Reilly*(Hrsg.), Santiago, Saint-Denis, and Saint Peter. The Reception of the Roman Liturgy in Léon-Castile in 1080, New York 1985; zur Wirkung dann auch *Peter Linehan,* The Spanish Church and the Papacy in the Thirteenth Century, Cambridge 1971.

17 Zu den Almoraviden *Hans-Rudolf Singer,* Der Maghreb und die Pyrenäenhalbinsel bis zum Ausgang des Mittelalters, in: Geschichte der arabischen Welt (Anm. 6), 264 – 322, 295 ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

will zur gleichen Zeit Alfons I. von Aragón die Iberische Halbinsel von den Muslimen befreien und danach ganz Nordafrika, um auf diesem Wege Jerusalem zu erreichen, und vermacht kinderlos sein Reich an Ritterorden[18]: So wurde die Reconquista zum Heiligen Krieg, zum Glaubenskampf, zum Kreuzzug, der sich, einmal entspezifiziert, nur knapp zwei Generationen nach der Gewinnung Jerusalems auch der unruhigen Slavengrenze im Nordosten zuwenden konnte. Er wurde nun – wie in den eingangs zitierten Quellen zum Zweiten Kreuzzug deutlich wurde – zur Expansionsideologie für die gesamte eine Christenheit an allen Fronten.

Mit der Kreuzzugsbewegung entwickelte noch eine andere Interessengruppe ihre schon früh etablierten, zunächst defensiven und generell friedlichen Beziehungen zu muslimischen Mächten nach und nach zu einer veritablen Expansionspolitik weiter. Die Kaufleute sind diejenigen, die am weitesten kommen: Das betont mit dem römischen Dichter Horaz der englische Chronist Matthäus Parisiensis um die Mitte des 13. Jahrhunderts: „Und weil die ganze Welt sieben Klimata umfaßt, nämlich das der Inder, der Äthiopier oder Mauren, der Ägypter, der Jerusalemitaner, der Griechen, der Römer und der Franken, und in unserer ganzen bewohnbaren [Welt] keines davon so weit entfernt ist, daß es die Kaufleute nicht zu Schiff aufsuchen würden, weshalb der Dichter Horaz sagt: ‚rührig fährst Du, Kaufmann, bis ins äußerste Indien ...“[19]. Ähnlich schätzte schon früher Adam von Bremen (1050 / 80) den schwedischen Handelsort Birka als sicheren Hafen und Treffpunkt der Händler aller Völker und damit der Kulturen ein[20].

Kaufleute aus den italienischen Seestädten Amalfi und Venedig, Pisa und Genua standen seit spätestens dem 9. Jahrhundert in offenbar intensiven

---

18 Zum Plan Alfons' I., Jerusalem über Nordafrika zu erobern, *Vones,* Geschichte (Anm. 15), 108 / 9: ausdrückliches Ziel der von Alfons 1120 begründeten Ritterbruderschaften von Belchite und Monreal del Campo (vgl. *Peter Rassow,* La Cofradia de Belchite, in: Anuario de la historia del derecho español 3 (1926) 200 – 26, hier 225; *C. L. de la Bega y de Luque,* La Milicia templaria de Monreal del Campo, in: Ligarzas 7 (1975) 63 – 80); die Idee wurde in Spanien immer wieder aufgegriffen, so in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts vom Orden von Santiago (zu diesem *Enrique Gallego Blanco*(Hrsg.), The rule of the Spanish Military Order of St. James 1170 – 1493. Latin and Spanish Texts, Leiden 1971) und im frühen 14. Jahrhundert die Kreuzzugsgutachter Ramon Lull und Garcias d'Ayerve, Bischof von León (vgl. *Felicitas Schmieder,* Enemy, Obstacle, Ally? The Greek in Western Crusade Proposals, in: ... The Man of Many Devices, Who Wandered Full Many Ways ... Festschrift in Honor of János M. Bak, hrsg. von Balázs Nagy / Marcell Sebök, Budapest 1999, 357 – 71, 363 / 4 mit Anm. 33 und 35). – Zum Testament Alfons' I. *Elena Lourie,* The Will of Alfonso I, „El Batallador“, King of Aragon and Navarre: A Reassesment, in: Speculum 50 (1975) 635 – 51.

19 Chronica maiora, hrsg. von *Henry Richards Luard* (Rerum Britannicarum Scriptores. Rolls series. 57), 7 Bde., London 1872 – 83, IV, S. 120.

20 Magistri Adam Bremensis, Gesta Hammaburgensis Ecclesiae Pontificum, hrsg. von *Bernhard Schmeidler* (MGH SRG in us. schol. 2), 3. Auflage Hannover / Leipzig 1917, I, 60, S. 58.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und dauerhaften friedlichen Handelsbeziehungen zu den Muslimen (bis hin zu Kollaborationsvorwürfen)[21]. Sie unterhielten Stützpunkte in zahlreichen Häfen zwischen Marokko und der Levante. Möglicherweise waren diese Händleransiedlungen in muslimischen Städten bereits organisiert in gesonderten *fondacchi* mit eigenem Recht, denn das ist eine alte muslimische oder byzantinische Organisationsidee. Doch wenn dem so gewesen sein sollte, so wissen wir vor dem 12. Jahrhundert nicht, wie sie sich gestalteten. Erst dann sind die ersten Verträge erhalten, die uns abgeschlossene, weitgehend selbstverwaltete lateinische Bereiche innerhalb der muslimischen Stadt zeigen[22]. Unklar ist, ob dabei seit langem bestehende Verträge verschriftlicht oder archiviert wurden oder nun Verträge erstmals geschlossen wurden[23]. Die italienischen Kommunen, an ihrer Spitze Venedig und Genua, zunächst auch noch Pisa, waren aber von Anfang an auch im Krieg, bei den Kreuzzügen (und ihren Vorläufern[24]) dabei, durchaus getrieben von christlichen

---

21 Auch hier ist es kaum möglich, eine Literaturauswahl zu geben, die der Forschungsmenge einigermaßen gerecht wird. Deshalb sei nur verwiesen auf: *Hilmar C. Krueger,* The Italian Cities and the Arabs before 1095, in: A History of the Crusades, hrsg. von Kenneth Setton, vol. I, Univ. of Wisconsin Press Madison 1958, 40–53; *David Abulafia,* Commerce and Conquest in the Mediterranean 1100–1500, Aldershot 1993; *ders.*, Mediterranean encounters, economic, religious, political, 1100–1550, Aldershot 2000. Zu nennen wäre auch *Georges Jehel,* L' Italie et le Maghreb au Moyen Âge: conflits et échanges du VIIe au XVe siècle, Paris 2001 (trotz des irreführenden Titels, denn der Autor übergeht das Papsttum als eigenständigen politisch handelnden Faktor in Italien). – Zu den einzelnen Städten *Ulrich Schwarz,* Amalfi im frühen Mittelalter (9. – 11. Jahrhundert). Untersuchungen zur Amalfitaner Überlieferung, Tübingen 1978; Frederick C. Lane, Venice. A Maritime Republic, Baltimore – London 1973; *Karl-Heinz Allmendinger,* Die Beziehungen zwischen der Kommune Pisa und Ägypten im hohen Mittelalter. Eine rechts- und wirtschaftshistorische Untersuchung (VSWG. Beih. 54), Wiesbaden 1967; *Michael Matzke,* Daibert von Pisa. zwischen Pisa, Papst und erstem Kreuzzug (VuF. Sbd. 44), Sigmaringen 1998; *Geo Pistarino,* La capitale del Mediterraneo: Genova nel Medioevo, Bordighera 1993 [ges. Aufsätze].

22 Edition der Verträge *Louis de Mas Latrie*(Hrsg.), Traités de paix et de commerce et documents divers concernant les rélations des chrétiens avec les Arabes de l'Afrique septentrionale au moyen âge, 2 Bde., Paris 1866; Suppl. et tables 1872.

23 Für ersteres spricht, daß sogar in Italien erst jetzt die Verwaltungsschriftlichkeit zunahm und bedeutsam wurde, während es für die Muslime rechtliche Gründe gab, dauerhafte Verträge mit Ungläubigen nicht an die große Glocke zu hängen (vgl. exemplarisch *Allmendinger,* Beziehungen, Anm. 21). – Andererseits könnten die Verträge auch erst jetzt überhaupt geschlossen worden sein, weil hinter ihnen nun auf christlicher Seite mit den frühen italienischen Kommunen erste Institutionen standen – auch sie in mancherlei Hinsicht ein Kind der Kirchenreform und zugleich maßgeblich verantwortlich für den Schriftlichkeitsschub: Hier ließe sich viel zitieren, doch seien stellvertretend nur genannt *Paolo Cammarosano,* Struttura e geografia delle fonti scritte, Rom 1991; *Hagen Keller / Behrmann, Thomas*(Hrsg.), Kommunales Schriftgut in Oberitalien: Formen, Funktionen, Überlieferung, München 1995.

24 Dazu zählt ganz besonders der Angriff der Pisaner gemeinsam mit anderen italienischen Helfern unter der Fahne des Heiligen Petrus auf das tunesische Mahdia, vgl. *Herbert E. J. Cowdrey,* The Mahdia Campaign of 1087, in: English Historical

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ideen, aber nicht ohne wirtschaftliche und zunehmend Machtinteressen. Sie ließen sich Herrschaftsrechte in den nun christlichen Gebieten der Levante und damit an den Handelsrouten nach Osten übertragen und bauten ihre Kolonialreiche damit auch von der herrschaftlichen Qualität her weiter aus[25]. Schließlich instrumentalisierte Venedig den Vierten Kreuzzug 1204, um das Byzantinische Reich anzugreifen, es teilweise selbst zu übernehmen und sich selbst mehr als nur ein Handelsimperium in der Ägäis bis hinein ins Schwarze Meer aufzubauen[26].

In diese Bewegung hinein traf um 1240 der Mongolensturm, der seit dem beginnenden 13. Jahrhundert den ganzen nördlichen Teil Asiens bis weit in die osteuropäischen Steppen hinein zu einem einzigen gewaltigen Reich verbunden hatte[27]. So kurzlebig diese Reichseinheit auch war, sie ermöglichte den Italienern das weitere Vordringen. Händlerkolonien, ja eigenen Kolonialstädte entstanden auf der Krim und in der Donmündung sowie im persischen Raum, unter mongolischer Oberhoheit soweit wie möglich selbstorganisiert, selbstverwaltet oder sogar selbstregiert nach mittelmeerischen Vorbildern[28]. Weiter allerdings reichte diese kommunal gelenkte Organisationsform offenbar nicht. Zwar gelangten in 100 Jahren der Öffnung (bis Mitte des 14. Jahrhunderts) viele italienische Kaufleute als Individuen bis nach China, sind in Peking und in Häfen am chinesischen Meer nachzuweisen. Doch trotz Ermutigung durch asiatische Potentaten scheinen Venedig und Genua niemals versucht zu haben, zum Beispiel in der reichen Handelsregion des heutigen Usbekistan, um Taschkent und Buchara, mit einer Koloniengründung Fuß zu fassen[29]. Offenbar war die Möglichkeit der Herrschaftsausübung noch deutlich begrenzt, waren die institutionellen Möglichkeiten der Italiener und das Vertrauen in sie oder, analytisch ex post gesprochen, war die Entwicklung eines Staatswesens noch nicht weit genug fortgeschritten, um so weiträumig herrschaftlich auszugreifen. Vielleicht

---

Review 92 (1977) 1–29, wieder in: *Herbert E. J. Cowdrey,* Popes, Monks and Crusaders, London 1984, XII.

25 *Marie-Luise Favreau-Lilie,* Die Italiener im Heiligen Land vom ersten Kreuzzug bis zum Tode Heinrichs von Champagne (1098–1197), Amsterdam 1989.

26 Wiederum nur zum Beispiel *Victoria D. van Aalst / Krijnie Ciggaar,* The Latin Empire, Hernen 1990; die Publikationswelle, die im Jahr 2004 zu erwarten sein wird, wird hoffentlich die ganze Breite der Thematik unter modernen und vor allem interdisziplinären Aspekten aufarbeiten.

27 Einen knappen Überblick über die Geschichte des mongolischen Großreiches gibt zum Beispiel *David O. Morgan,* The Mongols, Oxford 1986.

28 Zum Mongolensturm und seinen unmittelbaren wie weiterreichenden Folgen *Gian Andri Bezzola,* Die Mongolen in abendländischer Sicht (1220–70). Ein Beitrag zur Frage der Völkerbegegnung, Bern / München 1974, und *Felicitas Schmieder,* Europa und die Fremden. Die Mongolen im Urteil des Abendlandes vom 13. bis in das 15. Jahrhundert, Sigmaringen 1994.

29 *Nicola Di Cosmo,* Venice, Genoa, the Golden Horde, and the Limits of European Expansion in Asia, in: Schmieder / Schreiner, codice Cumanico (Anm. 30).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

beschränkte man sich auf Gebiete, denen per Schiff rasch Nachschub und Hilfe zugeführt werden konnten (bedenkt man die Bedeutung der Seefahrt für die frühneuzeitliche Expansion). Dementsprechend gering blieb der kulturelle Einfluß der Europäer, wenngleich er gerade in den italienischen Kolonialgebieten keineswegs fehlte[30].

Offenbar bestehen generelle Unterschiede, das wurde auf der diesem Band zugrundeliegenden Tagung deutlich, zwischen dieser mittelalterlichen Form der Handelsexpansion und der raum- und herrschaftsgreifenden der Frühen Neuzeit. Man könnte sagen, kollektive Expansion steht individueller (oder der von Kleingruppen) gegenüber: auf der einen Seite große Handelsunternehmen mit der militärischen Macht von dauerhaft und intensiv handlungsfähigen Staaten oder staatsähnlich organisierten nationalen Handelskompagnien, auf der anderen Seite wenig mehr als temporäre Zusammenschlüsse einzelner „Abenteurer", die von ihren Kommunen je weiter desto weniger unterstützt werden konnten. Just aus diesem Grund auch scheinen mittelalterliche Kaufleute (wie übrigens auch die Missionare der verschiedenen Orden) bei aller Gegensätzlichkeit zu Hause in der Ferne zur Kooperation gezwungen gewesen zu sein – und damit entfiel ein zentraler Movens frühneuzeitlicher Expansion (vgl. den Beitrag von Susanna Burgharz in diesem Band), nämlich die dichte und von langem Arm unterstützte Konkurrenz der verschiedenen Kompagnien und Nationen untereinander[31].

Diese Expansion und ihr kultureller Einfluß, wenngleich von begrenzter Intensität und Dauerhaftigkeit, hatten eine sehr starke christliche Komponente schon dadurch, daß europäische Missionare aus den damals jungen Bettelorden in Asien meist in Gemeinschaft mit den Kaufleuten auftraten: In den Kaufmannskolonien versorgten sie die Pfarreien und Schulen, und auch weiter im Osten kam es zwischen beiden lateinischen Gruppen zu Schicksalsgemeinschaften, wenn einmal ein Kaufmann mit den Brüdern das Martyrium erlitt oder wenn ein anderer dem ersten katholischen Bischof von Peking um 1300 das Land für einen ersten Kirchenbau kaufte.

Zugleich jedoch scheinen die Mönche noch vor den Kaufleuten die ersten gewesen zu sein, die freiwillig bis ins mongolische Kerngebiet reisten. Denn nicht nur die italienischen Handelskommunen nutzten die mongolische Weltreichsbildung zur Fortsetzung und Weiterentwicklung dessen, was die

---

30 *Felicitas Schmieder / Peter Schreiner*(Hg.), Il codice Cumanico e il suo mondo, voraussichtlich Rom 2004.

31 Auf die Bedeutung der Konkurrenz und des „Dialogischen" für die europäische Geschichte hat jüngst Oexle hingewiesen: *Otto Gerhard Oexle,* Stände und Gruppen. Über das Europäische in der europäischen Geschichte, in: Das europäische Mittelalter im Spannungsbogen des Vergleichs. Zwanzig internationale Beiträge zu Praxis, Problemen und Perspektiven der historischen Komparatistik, hrsg. v. Michael Borgolte (Europa im Mittelalter: Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik. 1), Berlin 2001, 39–48.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kreuzzugszeit sie gelehrt hatte. Praktisch sofort, als die Mongolen 1241 kamen, sandte Papst Innocenz IV. als Oberhaupt der Christianitas Boten zu ihnen aus – um die Gefahr mit Hilfe möglichst vieler genauer Informationen besser einschätzen zu können, und in der Hoffnung, die Fremden zu Christen unter römischer Obhut machen zu können. Er ordnete sie in sein Weltbild ein[32], indem er ihnen in seinem Begleitschreiben vorwarf, mit ihren wilden Angriffen gegen das Naturrecht zu verstoßen, dem alle Menschen unterworfen seien.

Denn auf dieses Naturrecht griff Innocenz IV., ein großer Rechtsgelehrter (der außerdem bezeichnenderweise aus der weltläufigen Stadt Genua stammte), in der klaren Erkenntnis zurück, daß die Welt vorerst nicht so schnell gänzlich christlich werden würde und es in dieser realen Welt zum friedlichen Umgang miteinander einer gemeinsamen Normenbasis bedurfte, die nicht das Christentum sein konnte. Dies führte ihn dazu, theoretisch gut abgesichert und doch sehr gegen die juristischen Überzeugungen der meisten Zeitgenossen, Ungläubigen dauerhafte legitime Herrschaftsrechte zuzubilligen, auch über Christen. Da jedoch Christus der *dominus naturalis* der Welt und der Papst sein Stellvertreter in der Welt war, kam diesem die Aufsicht darüber zu, daß niemand das Naturrecht brach: „Alle, Gläubige wie Ungläubige, sind Christi Schafe durch die Schöpfung, auch wenn sie nicht zur Herde der Kirche gehören, und so scheint es klar, daß der Papst über alle die Jurisdiktion und Gewalt hat, de iure, wenngleich nicht de facto“[33]. Zugleich hatte der Papst die Pflicht, die ungläubigen Herrscher dauerhaft zu unterstützen und vor christlichen Angriffen zu schützen – solange sie gerecht herrschten und z. B. christliche Missionare ungehindert predigen ließen. Innocenz' Ideen zu einem System, in dem alle Arten von Herrschaften ihre Existenzberechtigung haben sollten (wobei er, seiner Zeit gemäß, die grundsätzliche Vorrangstellung und Leitungsfunktion des Christentums nicht zur Disposition stellen konnte), wurde von vielen seiner Zeitgenossen, darunter seinem eigenen Schüler Hostiensis, bestritten, doch in vielfältiger Weise noch viel später aufgenommen – eine Möglichkeit führt Daniel Damler in diesem Band vor[34]. Und wenngleich es den spa-

---

32 Eine praktische Form einer solchen Einordnung findet sich an der Kurie ebenfalls schon kurz vorher, denn bereits die ersten Nachrichten über neue Völker(bewegungen), die der ungarische 1230er Jahre aus der Wolgagegend mitbrachte, wurden in den Liber Censuum aufgenommen, d. h. schon einmal grundsätzlich dem „Machtbereich“ der Kirche angefügt, vgl. *Bezzola,* Mongolen (Anm. 28), 38.

33 Innocentius ⟨Papa IV.⟩, Commentaria apparatus in V libros decretalium, fol. 429v – 430v: X.3.34.8 (de voto), § 4.

34 Zu Innocenz' Ideen, dem Gegensatz des Hostiensis und dem Weiterwirken der Gedanken zum Beispiel im Streit zwischen Polen und dem Deutschen Orden auf dem Konstanzer Konzil (1414 – 1418) vgl. Schmieder, Europa (Anm. 28), 74 – 77 und 188 – 92. Vgl. auch *James Muldoon,* Popes, Lawyers and Infidels, Univ.of Pennsylvania Press 1979.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nischen Juristen kurz nach der Inbesitznahme von Teilen Amerikas vor allem darum ging, welche Europäer rechtmäßig die Macht ergriffen hätten, so war es auch möglich, mit Innocenz IV. die indianischen Souveränitätsrechte zu unterstreichen[35].

Die mongolische Expansion des 13. Jahrhunderts wurde zum ersten echten Prüfstein des christlichen – bald europäischen – Selbstverständnisses, das durch die Kreuzzugszeit mit ihren intensiv reflektierten Kulturkontakten gegangen war. Sie veranlaßte unmittelbar den mittelalterlichen Höhepunkt der theoretischen Selbstdefinition, die erste Formulierung völkerrechtlicher Grundlagen für eine Welt mit unterschiedlichen Völkern, Reichen und Religionen unter christlicher Führung, einer grundsätzlich expansiven Christianitas in einer virtuell einheitlich-christlich beherrschten und potentiell auch im Glauben christlichen Welt. Damit hatte die europäische Expansion, die sich in der Frühen Neuzeit voll entfalten sollte, ideengeschichtlich angefangen: Sie begann, als man sich im (als einheitliches Ganzes verstandenen) werdenden lateinisch-christlichen Europa über die generelle Absichtserklärung hinaus Gedanken zu machen begann, wie tatsächlich die ganze Welt erfaßt und letztlich erobert werden könne. Damit konnte die Expansion von einem grundsätzlich-ideellen zu einem aktiv-politischen „Kernpunkt des Selbstverständnisses" jener gedachten und zu vollendenden Einheit der Welt werden, die (wie eingangs zitiert) von der frühneuzeitlichen Forschung als charakteristisch für die europäische Expansion betont wird.

Auch über die reine Ideengeschichte hinaus sind offensichtlich wichtige Züge der frühneuzeitlichen europäischen Expansion bereits in ihren mittelalterlichen Anfängen vorgeprägt. Wirtschaftliche Expansion von Kaufleuten, erste Strukturen von Herrschaft in der Fremde, typische Wahrnehmungsformen des Anderen und damit verbundenes Lernen (und anderes, das hier beiseite bleiben mußte, wie technologische Entwicklungen vor allem im Bereich der Kartographie) können wir zum Teil seit dem Frühmittelalter, gewiß aber seit dem 11. bis 13. Jahrhundert beobachten. Wir sahen, wie sich aus der Auseinandersetzung mit dem Anderen ein an sich ungewolltes Interesse am und sogar Verstehen des Fremden entwickelte. Die italienischen Kaufleute strebten aus wirtschaftlichen Interessen so weit wie möglich in die Ferne und versuchten, ihre Handelsziele herrschaftlich abzusichern – wenngleich dies ihren erst in einem Frühstadium ihrer staatlichen Entwicklung befindlichen Heimatkommunen noch nicht über weite Entfernungen möglich gewesen ist. Im dahinter vermuteten Grund der Unerreichbarkeit vieler der Zielgebiete zu Schiff (sowie wohl auch dem noch nicht hinreichenden Entwicklungsstand der Schiffahrt) dürfte ein wichtiger qua-

35 *Kenneth J. Pennington,* Bartholome de Las Casas and the Tradition of Medieval Law, in: Church History 39 (1970) 149–61.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

litativer Unterschied zwischen den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Expansionsbedingungen und Verhaltensformen liegen. Ähnlich steht es mit einem entscheidenden Movens der frühneuzeitlichen Expansion, der Konkurrenz ihrer europäischen Träger untereinander. Während im Mittelalter wenige Einzelpersonen oder Kleingruppen einander je ferner desto eher gegenseitig unterstützten, schuf die sprunghaft höhere Zahl der in der Ferne tätigen Europäer, die zunehmende Intensität und Organisiertheit der Expansion ganz neue Bedingungen.

Offenbar bestanden graduelle wie qualitative Unterschiede zwischen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Expansion, wenn man zwei getrennte Phänomene als Blöcke einander gegenüberstellt. Doch ebenso veränderte sich sehr viel, ja fast alles, vom 15. bis ins 18./19. Jahrhundert. Viel sinnvoller erscheint es daher, die europäische Expansion als eine im 11. Jahrhundert beginnende Entwicklung bis ins 19. Jahrhundert hinein zu verfolgen, in deren Verlauf sich viele Motive und Realitäten in Formulierung und Gewichtung änderten, entfielen oder hinzutraten, die aber ein durchgängiges und geschlossenes Phänomen der europäischen Geschichte gewesen ist.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Neue Welt und Neue Zeit – Weltkarten und Säkularisierung in der Frühen Neuzeit

Von Christoph Auffarth

Die Neue Welt gilt als das Signum, mit dem die Neuzeit beginnt: Das Attribut ‚neu' für die Europäische Entdeckung Amerikas ist bedeutungsvoll und noch nicht relativiert durch eine Dritte oder gar Vierte Welt oder „die Vielfalt der Welten"[1]. Sie ist nicht einfach eine Expansion europäischer Schiffahrtstechnik, europäischer Herrschaft, europäischen Wissens auf weitere Teile der Welt, sondern eine Alternative zur gewohnten Welt, eine provozierende Andersheit zum Diesseits des Atlantiks. Dennoch ist die Neue Welt in der Neuen Zeit nicht eine Denkfigur, die erst denkbar und notwendig wurde, weil die neuen Realitäten ‚Raum greifen', also das bis dahin Denkbare sprengen. Die Utopie der Neuen Welt und der Neuen Zeit ist ein Element, das die mittelalterliche Europäische Religion in ihrer Eschatologie entwickelt hat und das die *Denkbarkeit* der Entdeckungen als eine Neue Welt entscheidend prägte. Die *mental map* muß erst Räume denken, bevor man sie mit den neuen Entdeckungen füllen kann; es ist nicht umgekehrt, daß die Fakten und neuen Erfahrungen der Entdeckungen neue Räume erzwingen würden[2].

Kein Platz für eine Neue Welt?

Die ‚Meistererzählung' vom Durchbruch der Neuzeit gegenüber den finsteren Zeiten des Mittelalters spielt als Trumpfkarte ‚die Erfahrung'. Daß Erfahrung alle Traditionen sprenge und *nolens volens* zu einem Durchbrechen aller schön eingerichteten behaglichen beschränkten Weltbilder zwinge, hat der Materialismus in der Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts dem Illusionismus religiöser Beschränktheit und absichtsvoller Verdummung des Mittelalters entgegengesetzt. Besonders in England war noch Mitte des 19. Jahrhunderts Wissenschaft von Klerikern besetzt, die einerseits

---

[1] *Bernard de Fontenelle,* Entretiens sur la pluralité des mondes, Paris 1686. Dazu *Burkhard Gladigow,* Andere Welten – andere Religionen? in: Fritz Stolz (Hrsg), Religiöse Wahrnehmung der Welt, Zürich 1988, 245 – 273.

[2] Zum Konzept der mental map: *Jonathan Z. Smith,* Map is not territory, Leiden 1978. *Christoph Conrad* (Hrsg.), Mental maps, (=Geschichte und Gesellschaft 28, Heft 3) Göttingen 2003.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

aufgeklärt das Erfahrungswissen ihrer Zeit sammelnd und systematisierend weiterbauten, aber den Rahmen nicht sprengen durften, der doch auch die Institution Ihrer Pfründe in den Collegia / colleges bildete, den früheren Klöstern, die der Protestantismus zu Bildungsstätten eben nur bedingt säkularisiert hatte[3]. Über ‚den Ursprung' als Schöpfung durch Gott ließ sich nicht diskutieren; über ‚das Ende' entstand um 1800 gerade ein neues Modell: Zukunft ist nicht mehr das, was auf uns ‚zukommt' (*adventus* nämlich das Jüngste Gericht und das Himmelreich), sondern die offene Zeit vor uns (*futurum*). Der Paradigmenwechsel von der Naturgeschichte zur Naturwissenschaft, von der durch Anfang und Ende begrenzten Welt zur unendlichen, Gottes Attribute übernehmenden Welt lief durch die Institutionen. Dabei spielen die bis heute gerne aufgewärmten Mythen der Meistererzählung eine Rolle. Hier ist es etwa die Erfindung der flachen Erde[4] und der verspottete Plan des Kolumbus.

Das Argument läuft darauf hinaus, daß die Neuzeit sich eben gerade dadurch vom Mittelalter trennte, daß einige mutige Helden des Geistes es wagten, gegen die Irrtümer der Bibel und die von der Kirche geheiligte Tradition wissenschaftliche Wahrheiten zu erforschen und der Wahrheit zum Durchbruch verhalfen. Lauter kleine und große „Galileis", die Mut aufbrachten, den eigenen Verstand zu gebrauchen, und die Freiheit wissenschaftlicher Neugierde zur Überwindung religiöser Wissensgefängnisse nutzten.

Meines Erachtens dagegen gab es im Mittelalter genügend Möglichkeitsräume, sichtbare wie unsichtbare, in denen eine Neue Welt nicht nur gedacht werden konnten, sondern die man auch sicher erwartete. Die Neue Welt – so meine These – war im Weltbild schon vorhanden, bevor sie mit Fakten der Entdeckung Amerikas konkret wurde. Diese „Möglichkeitsräume" werde ich auf einer mittelalterlichen Karte, der Ebstorf-Karte aus dem 13. Jahrhundert, aufzeigen. Wie sich dennoch das Verständnis von der Neuen Welt und der Neuen Zeit wandelte und warum, soll anschließend anhand zweier sogenannter „Doppel-Hemisphären-Karten" aus dem frühen 16. Jahrhundert diskutiert werden. In beiden Weltkarten, der der Nonnen aus dem Kloster und denen aus dem Büro des Kaufmanns, kann man die Bilder erkennen, die sie sich von ihrer Welt machten.

---

[3] *Adrian Desmond / James Moore,* Darwin [London 1991; dt.] München 1992.

[4] Die mittelalterliche Geographie im Überblick bei *Rudolf Simek,* Erde und Kosmos im Mittelalter. Das Weltbild vor Kolumbus, München 1992. *John Brian Harley / David Woodward* (ed.), The History of Cartography, Vol. 1: Cartography in Prehistoric, Ancient, and Medieval Europe and the Mediterranean, Chicago 1987.

Daß das Mittelalter sich die Erde als flache Scheibe vorgestellt hat, gehört zu den Wissenschaftsmythen der Mittelalter-Vereinnahmung (negative Identität) der sich von der Theologie emanzipierenden Naturwissenschaften; etwas grob dargestellt von *Jeffrey Burton Russell,* Inventing the Flat Earth. Columbus and Modern Historians, New York [u. a.] 1991.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Möglichkeitsräume auf mittelalterlichen Welt-Bildern: Zentrum und Ränder auf mittelalterlichen Weltkarten

Die mittelalterlichen Karten der Welt zeigen ein T für die Binnenmeere und Grenzflüsse der drei Kontinente in einem Rund der Ozeane, das T im O, kurz die OT-Karte. Daß die Welt rund sei, ist als Zeichen der Vollkommenheit zu lesen, wie es nach Platons Ideenleere eben nur der Kreis sein kann[5]. Im Zentrum der Welt liegt – und da übernehmen die Kirchenväter die römisch-säkulare Tradition – zunächst Rom[6]. Mit den Kreuzzügen aber wird Jerusalem im 12. Jh. (wieder) zum Mittelpunkt der „mental map" der Juden und Christen[7].

Als man nun damit begann, um Jerusalem als Mitte einen Kreis zu schlagen, wie auf der Ebstorfer Karte (Abb. 4)[8], vergrößerte sich die Welt um ein Vierfaches. Besonders östlich Jerusalems (das ist auf der Karte oben) ergeben sich ungeheure Räume, die bislang nicht ausgefüllt waren. Gab es dort etwa auch Christen? Dann könnten sie die Gegner im ‚nahen' Osten von hinten angreifen. Die Hoffnung auf Hilfe aus dem fernsten Osten ist schon formuliert im apokalyptischen Weltbild des Pseudo-Methodius (etwa 692) in Reaktion auf den Einbruch des Islam in die östliche römische Welt[9], das mit Adsos Antichrist-Vita im 9. Jh. zum Allgemeingut in Europa wird[10]. Räume für Erfahrungen aus Expansionen waren im mittelalterlichen Weltbild also grundsätzlich vorhanden[11].

---

5 *Lutz Danneberg,* Säkularisierung in den Wissenschaften seit der frühen Neuzeit, Band 3: Die Anatomie des Textkörpers und Naturkörpers. Das Lesen im *liber naturalis* und *supernaturalis,* Berlin; New York 2003, 23–57.

6 Aufgrund von Ezechiel 48, 8;10;21; und 38, 12. Hieronymus, *Commentarius in Ezechielem Prophetam.* MPL 25, 52. *Von den Brincken,* Nationes (wie Anm. 11), 1. *Tilly,* Jerusalem, 129–160. *Christoph Auffarth,* Omphalos, in: Der Neue Pauly 8, 2000, 1201–1202.

7 *Michael Tilly,* Jerusalem – Nabel der Welt. Überlieferung und Funktionen von Heiligtumstraditionen im antiken Judentum, Stuttgart 2002.

8 Die Angaben sind in Anm. 19 und 20 zu finden.

9 Der Wohnort des dritten Noah-Sohnes Japhet und des nach der Sintflut gezeugten vierten Sohnes Jonton weit im Osten, s. [Methodius] Die syrische Apokalypse, übersetzt von *G. J. Reinink,* (CSCO 541) Leuven 1993, c. 3, 2–8 liegt im äußersten Osten (Reinink, S. 6 Anm. 1 zu c. 3,4); in der enzyklopädischen Weltgeschichte (ca. 1170) des Petrus Comestor kanonisiert, vgl. *Arno Borst,* Der Turmbau von Babel. Geschichte und Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker, Stuttgart 1957–1963 (=München 1995), Band 1, 265 f.; in der lateinischen Tradition 2, 705, 707, 724 f., 734 f. Auf der Ebstorfer Weltkarte ist ein Reflex der Pseudo-Methodius-Tradition darin zu erkennen, daß bei der Stadt Colisma (weit im Osten) steht, *quam edificavit Jafeth filius Noe.* Miller 1896, 34.

10 *Christoph Auffarth,* Irdische Wege und himmlischer Lohn. Kreuzzug, Jerusalem, Fegefeuer in religionswissenschaftlicher Perspektive, (VMPIG 144) Göttingen 2002, S. 83–97.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

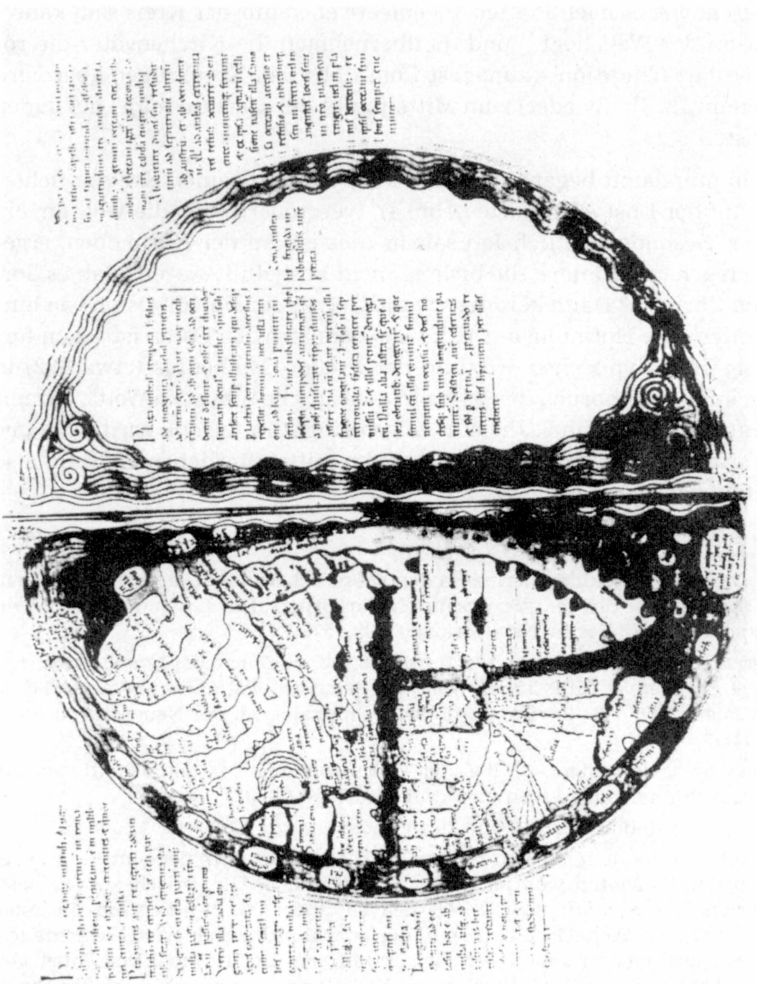


Abb. 1: Die Hemisphären im *liber floridus* des Lambert von St.Omer (1112/15) machen klar, daß es neben der Oikumene auch eine andere bewohnbare Zone gibt, die wir aber nicht erfahren haben und kennen (Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, MS 1 Gudenus lat. *f* 69^{v}/70^{r}).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ist da auch Platz für eine Neue Welt? Die als Fläche und als runde Scheibe dargestellte Welt ist eine Darstellungsform für die bewohnte Welt Oikuméne. Sie ist aber nur eine Teildarstellung der Kugel. Seit der Antike bekannt, gibt es dazu ein Gegenstück einer zweiten bewohnbaren Welt: Die Zonenkarte als die korrespondierende Darstellungsform dessen, was sich auf dem Planrund der OT-Karte nicht darstellen ließ, und die vertikal zu der Horizontalen der scheinbaren Erdscheibe steht, postuliert eine zweite bewohnbare Welt (Abb. 2 u. 3)[12]. Manche mittelalterliche Weltbilder haben diese Potentialität dargestellt: So die Doppelhemisphären im *Liber floridus* des Lambert von St. Omer in einem auf 1112/1115 datierten Manu-

Abb. 2: Der Ost-West-Ozean-Gürtel trennt die beiden bewohn*baren* Zonen der Welt; dargestellt ist nur die bewohn*te* Welt (griech. *oikuméne*). Das Modell des Krates von Mallos (um 150 v. Chr.) rechnet darüber hinaus mit einem Nord-Süd-Ozean, der auf der Rückseite unserer Welt weitere Möglichkeitsräume eröffnet.

---

11 *Anna-Dorothee von den Brincken,* Die „Nationes Christianorum Orientalium" im Verständnis der lateinischen Historiographie von der Mitte des 12. bis in die zweite Hälfte des 14. Jh.s, (Kölner Historische Abhandlungen 22) Köln u. a. 1973. *Dies.,* Kartographische Quellen. Welt-, See- und Regionalkarten, (Typologie des sources du Moyen Age occidental 51) Turnhout 1988. *Dies.*, Fines Terrae. Die Enden der Erde und der vierte Kontinent auf mittelalterlichen Weltkarten, (MGH Schriften 36) Hannover 1992.

12 Ausführlich der monographische Artikel *Karlhans Abel,* Zone, in: Realenzyklopädie der classischen Altertumswissenschaften, Supplementband 14, München 1974, 989–1188.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

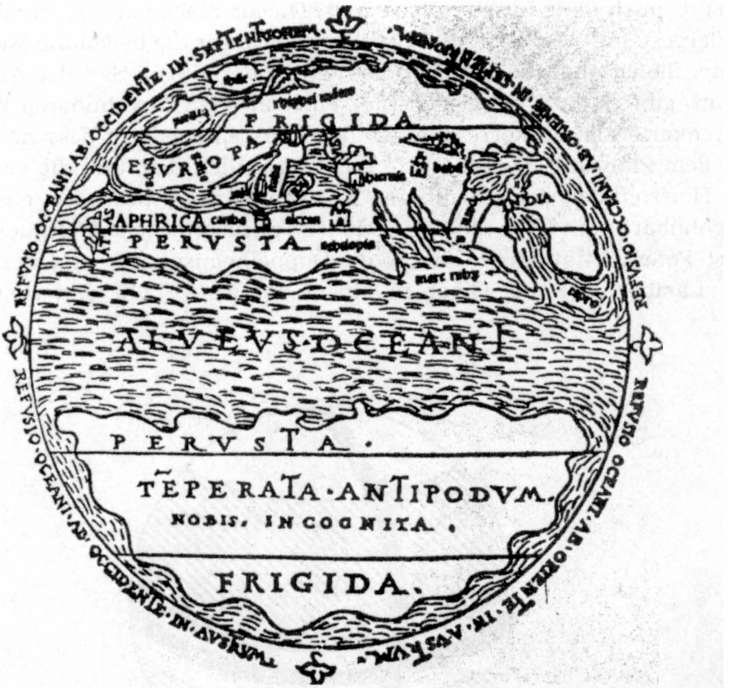


Abb. 3: Zonen-Weltkarte des Macrobius, Druck von 1483

skript (Abb. 1)[13]. Oder die Rückseite des *foliums* mit der Weltkarte im „Londoner Psalter" (British Library, Add. MS 28 681). Ein Volk der Antipoden / Antichthonen wäre eine Extension dessen, was in den mittelalterlichen Karten als Möglichkeiten räumlich noch integriert wird: Dafür stellt die OT-Karte an den Rändern Übergänge zu der anderen potentiellen Oikumene zur Verfügung, im Süden Afrikas, im Osten und auf dem Weltmeer ringsum die Inseln: (1) der Süden Afrikas, wo oft die *mirabilia et monstra* wohnen, die seit Plinius zum Wissensschatz der Naturwissenschaft gehören. Sie sind ambivalent: einerseits als Zeichen dafür, daß Gott nichts unmöglich sei. In seiner Schöpfungslaune (einer Art *curiositas*) hat Gott mehr geschaffen als das Normale, ein paar Dinge und Tiere und Menschen zum Staunen; insofern *mirabilia* „Wunder"[14]. Als solche pflegt das Mittelalter sie, und Einzel-

[13] Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, MS 1 Gudenus lat. *f* 69^{v} / 70^{r}. Tafel 29 bei *von den Brincken,* Fines 1992.

[14] *Rudolf Wittkower,* Die Wunder des Ostens, Ein Beitrag zur Geschichte der Ungeheuer, [1942]; *ders.*, Marco Polo und die Bildtradition der „Wunder des Ostens". [1957] in: R.W., Allegorie und Wandel der Symbole in Antike und Renaissance, Köln 1983, 87 – 150; 151 – 179. *LorraineDaston / Katharine Park,* Wunder und die Ordnung

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

fälle beweisen ihre Möglichkeit: der Elefant etwa, der quer durch Europa ins Aachen Karls des Großen marschiert, das Geschenk Harun al-Raschids[15]. Der Elefant, der am Basler Münster an der Apsis außen eine Säule zu tragen hat, zeigt nicht gerade erfahrene Anschauung. Aber andere hatten ihn leibhaftig gesehen. Anders als die mirabilia sind die *monstra* eher gefährlich, weil sie Menetekel sind für den Einbruch der Sünde in die Welt: Gott „zeigt" *monstrat,* welche Folgen die Sünde zeitigt[16]. (2) Der Osten der Welt und (3) die Ränder der Welt im Ozean. Die Räume der erfahrenen Alten Welt und der nicht erfahrenen Gegenwelt (Anti-chthon) sind in dem klassisch-antiken und im mittelalterlichen Weltbild in der Regel in oben (Nordhalbkugel) und unten (Südhalbkugel) einander zugeordnet[17]. Übergänge sind angedeutet. Es gibt Wege *plus ultra* auf mittelalterlichen Weltkarten.

Die Zeitlichkeit der Welt

Wenn man das geographische Ende entzaubert hat, ist das andere Ende, das zeitliche zu klären. Zunächst ist das zeitliche Ende durch die Neueste / „Jüngste" Zeit ein unabdingbares dogmatisches Muß: Die Eschatologie (Lehre vom Ende) gruppiert die *tempora novissima* in das apokalyptische Drama, das Millennium als Herrschaft Gottes mit den Seinen, das Jüngste Gericht, das Gottes / „Himmel"reich, das das Millennium bestätigt und fortsetzt. Während in der Neuzeit sich die Utopien einer idealen Gemeinschaft und das der irdischen Kritik entzogene Himmelreich immer deutlicher differenzieren, haben mittelalterliche Utopien beides zusammengedacht, Joachims „Drittes Reich" als Muster.[18] Die Zukunft ist eine ideale Gemeinschaft, die Neue Zeit.

---

der Natur, [New York 1998; dt.] Frankfurt 2002. Zum Bedeutungswandel von Faktum, Wunder und Beweis *Lorraine Daston,* Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität, Frankfurt 2001.

15 *Wolfgang Dreßen / Georg Minkenberg / Adam C. Oellers* (Hrsg.), Ex oriente. Isaak und der Weiße Elefant. Bagdad-Jerusalem-Aachen, Katalogbuch zur Ausstellung Aachen 2003. Darin auch zu den geographischen Kenntnissen im islamischen Vorderen Orient: *Dietrich Lohrmann,* Geographie und Reisen im 8. und 9. Jh., Band 1, 36 – 55.

16 *Simek,* Erde, 105 – 123.

17 Pomponius Mela 1, 4: *Huius [sc. mundi] medio terra sublimis cingitur undique mari eodemque in duo latera quae hemisphaeria nominant ab oriente divisa ad occasum zonis quinque distinguitur. [...] antichthones alteram [zonam habitabilem], nos alteram incolimus.* Pomponius Mela ist ein Geograph, der das geographische Weltbild repräsentiert, wie es seit der Augusteischen Zeit konzipiert wurde (sog. Weltkarte des Agrippa [datiert 43 / 44 n.Chr.]), s. [De chorographia libri tres] Kreuzfahrt durch die Alte Welt, Zweisprachige Ausgabe von Kai Brodersen, Darmstadt 1994. *Johannes Engels,* Augusteische Oikumenegeographie und Universalhistorie im Werk Strabons von Amaseia. (Geographica Historica 12) Stuttgart 1999.

18 *Otto Gerhard Oexle,* Utopisches Denken im Mittelalter: Pierre Dubois. Historische Zeitschrift 224(1977), 293 – 339.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Was das Ende der physischen Welt bedeute, wurde in einer der wenigen Fälle dekretiert, daß im Mittelalter (anders in der Neuzeit!) eine kirchliche Autorität eine wissenschaftliche Diskussion zensierte, „das Ende der Aufklärung des Mittelalters" 1277. Der Bischof von Paris erließ nach langen Recherchen und Vorarbeiten ein Rede- und Berufsverbot, sofern einer der folgenden 219 Sätze noch weiter vertreten würde[19]. Darunter verbot Satz 98 die folgende Aussage, die als eine der Kernaussagen des gesamten Dokumentes gelten kann:

Quod mundus est aeternus, quia
quod habet naturam, per quam possit esse in toto futuro,
habet naturam, per quam potuit esse in toto praeterito.

„Die Welt ist ewig, weil etwas,
was ein solches Wesen hat, aufgrund dessen es für die gesamte Zukunft existieren kann,
auch das Wesen hat, aufgrund dessen es die ganze Vergangenheit über existieren konnte."

Aristotelismus, als Autorität steht gegen Autorität der biblischen Aussage, daß Gott die Welt geschaffen hat, d. h. das Nicht-Existente zur Existenz gebracht hat. Ob man versucht, die eine mit der anderen durch hermeneutische Kniffe zu harmonisieren oder die eine mit der anderen zu widerlegen, ist die Auseinandersetzung. Wie letztlich die aristotelisch geprägte Wissenschaft mit ihrer internen Logik als Nominalismus gewinnt, wird am Ende noch einmal zu klären sein.

Im Nonnenkloster von Ebstorf, zwischen Lüneburg und Uelzen gelegen, haben die Nonnen sich eine Welt-Karte in einer enormen Größe von etwa 3, 60 auf 3, 60 m zusammengestellt. Die Ebstorfer Weltkarte stellt eine Enzyklopädie des damaligen Wissens dar[20]. Das Wissen über den Kosmos und

---

19 *Kurt Flasch,* Aufklärung im Mittelalter? Die Verurteilung von 1277. Das Dokument des Bischofs von Paris übersetzt und erklärt von K.F., (excerpta classica 6) Mainz 1989, 180.

20 Das Original ist verbrannt, aber vorher gründlich reproduziert, u. a. von *Konrad Miller,* Mappae mundi, Heft 5, Stuttgart 1896. Zu datieren ist sie zwischen 1240 und 1330. Während lange Zeit eher ein früheres Datum vorgezogen wurde, datiert *Jürgen Wilke,* Die Ebstorfer Weltkarte, (Veröffentlichungen des Instituts für historische Landesforschung der Universität Göttingen 39) Bielefeld 2001, 255 f. auf „um 1300, genauer wohl zwischen 1288 und 1314 in Ebstorf". Grundlegend *Hartmut Kugler* (Hrsg.), Ein Weltbild vor Kolumbus. Die Ebstorfer Weltkarte, Weinheim 1991. *Hartmut Kugler,* Die Ebstorfer Weltkarte. Ein europäisches Weltbild im deutschen Mittelalter, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 116 (1987), 1–29. *Uwe Ruberg,* Mappae mundi des Mittelalters im Zusammenwirken von Text und Bild, in: Text und Bild, hrsg. v. Christel Meier / U.R., Wiesbaden 1980, 552–593, bes. 580. *Jörg-Geerd Arentzen,* Imago Mundi Cartographica. Studien zur Bildlichkeit mittelalterlicher Welt- und Ökumenekarten unter besonderer Berücksichtigung des Zusammenwirkens von Text und Bild, (MMS, 53) München 1984. *Auffarth,* Finis terrae – finis mundi (wie Anm. 23), 203–216. *Barbara Englisch,* Ordo orbis terrae. Die Welt-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abb. 4: Die Ebstorfer Weltkarte aus dem 13. Jh. Der Kreis um Jerusalem vergrößert die erfahrbare Erde um mindestens das Vierfache als der Kreis um das Zentrum Rom. Autorität für das Wissen vom Osten ist Alexander der Große.

über Geschichte ist auf den gemalten Erdkreis und den umfangreichen Beischriften als einem *orbis pictus* verteilt[21].

sicht in den „Mappae mundi" des frühen und hohen Mittelalters, (Orbis mediaevalis, 3) Berlin 2002.

21 Der Kommentar in Quartgröße umfaßt 128 S, davon etwa 65 Seiten lat. Text. Die Neuausgabe der Texte durch *Hartmut Kugler* (Berlin 2005) ist zu erwarten. Zur Naturgeschichte des Mittelalters v.a. *Arno Borst,* Das Buch der Naturgeschichte. Plinius und seine Leser im Zeitalter des Pergaments, (AHAW-PH 1994, 1) Heidelberg 1994. Am Beispiel der Tierwelt: *Uwe Ruberg,* Die Tierwelt auf der Ebstorfer Weltkarte im Kontext mittelalterlicher Enzyklopädik, in: Kugler, Weltbild (wie Anm. 18), S. 49.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

(1) Kosmische Specifica: In der Karte sind die ‚naturwissenschaftlichen' Kenntnisse über die Welt eingetragen, wie die Himmelsrichtungen (hier betont durch Kopf, Hände und Füße Christi), die Winde in Form von Kreisen auf dem Ozean. Die drei farbigen Linien ganz außen am Rande des Kreises sind die Planetenbahnen; die Karte umfasst also auch den Makrokosmos, konzentriert sich aber auf die Oikuméne, unter den bewohnbaren Welten die bekannte. Dann sind beschrieben und gemalt die Pflanzen (Botanik / Flora), Tiere (Zoologie / Fauna) und Menschenrassen, auf der Grundlage der Enzyklopädie des Plinius, der *Naturalis Historia*. Dabei sind vertraute Tierarten ebenso wie wundersame *monstra* und *mirabilia* mit der gleichen Autorität gezeigt. Die Geographie der Flüsse, Berge, Küstenlinien und Lage der Städte gibt ein genaues Bild der Erde, für den europäischen Bereich mit bekannten Informationen identisch, für den Rest mit anderen Enzyklopädien übereinstimmend.

(2) Neben dem kosmologischen und geographischen Wissensschatz vermittelt die Karte auch die wesentlichen historischen Kenntnisse in den folgenden Zeitebenen:

Die Zeitebene 1 stellt die Biblische Epoche, von der Schöpfung bis zur Auferstehung dar. Für die Schöpfung steht das Paradies direkt neben dem Kopf Christi, daneben werden noch die Arche Noah und der Turmbau zu Babel gezeigt. In Jerusalem im Zentrum der Karte thront Christus als der Auferstandene mit der Triumphfahne.

Die Zeitebene 2 schildert die Taten Alexanders des Großen. Alexander ist die Autorität insbesondere für das Wissen über den unendlichen Osten, denn er erkundete auf seinen Kriegszügen von Makedonien aus Kleinasien, den Vorderen Orient bis Ägypten, Persien und Indien. Seine Zeichen sind ganz im Osten das Sonnen- und Mondorakel und die Inder als Sonnenanbeter; daneben weit im Süden das ägyptische Ammonsorakel und der Leuchtturm in Alexandria, der Pharos. Weit im Norden schließlich ist die Verknüpfung von biblischem und hellenistischem Wissen dargestellt und zwar als Gog und Magog. Seit Josephus werden die Völker des Nordens, Gog und Magog aus Ezechiel 38 / 39, mit den Skythen gleichgesetzt, die Alexander der Große mit einer Mauer in ihrem Tal eingekesselt hatte[22]. Hier warteten sie auf ihren Tag, um im Gefolge der apokalyptischen Reiter die Endschlacht herauszufordern. Die über die Ebenen herandonnernden Reitervölker der Mongolen, die in eben dieser Zeit (1237 – 41) über große Teile Euro-

22 Daß Alexander der Große die Kaspische Pforte mit eisernen Toren verschloß, berichtet zuerst Josephus, *Bellum Iudaicum* 7. 7,4; *Antiquitates* 1.6,1 identifiziert er die Völker hinter dem Tor als Gog und Magog. Damit wird es zum apokalyptischen Motiv. Zur Geschichte dieser Nachricht s. *Andrew Runni Anderson,* Alexander's Gate. Gog and Magog and the Inclosed Nations, (Monographs of the Medieval Academy of America 5) Cambridge, Mass. 1932.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

pas Krieg und Tod gebracht hatten, konnten nur diese Nordvölker sein, von denen schon der Seher Johannes in seiner Apokalypsis (20, 7–10) geschrieben hatte[23]. Alexander der Große wird also im Heilsplan als das zweite, silberne Reich des Daniel-Traums (Daniel 7) verstanden und in ein christliches Geschichtsbild integriert.[24]

Das römische Reich als die dritte Zeitebene wird mit den Städten Rom und Konstantinopel ins Bild gesetzt und die vierte Zeitebene wiederum verweist auf die Gegenwart. Ein bezeichnendes Beispiel für Aktualität stellt die hervorgehobene Stellung der Stadtsignatur Lüneburg dar. Die Fahne paßt zu dem Welfen Otto dem Strengen, der seit 1287 dort residierte. Europa ist nicht nur in der unmittelbaren Umgebung des Klosters genau dargestellt, man findet auch gute Kenntnisse über Norditalien, v.a. entlang des Hellweges. Besonders interessant aber ist die Frage, wie die Zukunft (Zeitebene 5) in dieser Karte verarbeitet ist.

In der Darstellung von Gog und Magog ist einmal das Futur verwendet, daß sich die menschenfressenden Reitervölker aus dem Norden befreien und die ganze Welt bedrohen werden. Doch die Ebstorf-Karte ist als ein Beispiel dafür zu werten, wie die Apokalypse im Mittelalter unapokalyptisch verstanden wurde. Die Erde und ihre Geschichte bilden den Leib Christi. Diese Gleichsetzung verbietet es, den Untergang der Welt zu denken. Der Auferstandene in Jerusalem verweist nicht auf den Weltenrichter, der erst den Untergang der hiesigen Welt fordert. Der in Christus nahe Gott bewahrt die Schöpfung. Gott ist nicht nur Schöpfer und Erhalter, sondern er hat auch die Welt bereits erlöst. *Christus praesens* bleibt anwesend auch in der Gegenwart, zwischen seiner Entfernung von seinem irdischen Leben durch die Himmelfahrt und seinem zweiten Adventus. Als Richter wird er nicht diese Welt, wird er nicht seinen Leib zerstören und durch eine Neue Welt ersetzen. Vielmehr ist die Neue Welt bereits in der Mappa mundi gezeichnet. Das ist eine Kernaussage der Ebstorf-Karte[25].

Die Neuzeit konstituiert sich nicht durch eine illegitime Übertragung der Gottesprädikate auf die Natur[26]. Sondern beide, die Natur und / oder Gott,

---

23 Vorzüglich die Studie von *Johannes Fried,* Auf der Suche nach der Wirklichkeit. Die Mongolen und die europäische Erfahrungswissenschaft im 13. Jahrhundert, in: HZ 243 (1986), 287–332; weitere Literatur bei *Hansgerd Göckenjan,* Mongolen, in: LexMA 6 (1993), 756–760. *Von den Brincken,* Fines (wie Anm. 11), 106–125. Grundlegend ausgearbeitet *Felicitas Schmieder,* Europa und die Fremden. Die Mongolen im Urteil des Abendlandes vom 13. bis in das 15. Jh., (BGQM, 16) Sigmaringen 1994, bes. 285–322.

24 *Klaus Koch,* Europa, Rom und der Kaiser vor dem Hintergrund von zwei Jahrtausenden Rezeption des Buches Daniel, (Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften 15,1) Hamburg 1997.

25 *Christoph Auffarth,* Finis terrae, finis mundi. Geographie und Zeit im Weltbild mittelalterlicher Apokalyptik, in: Dieter Zeller (Hrsg.), Religion im Wandel der Kosmologien, (Religionswissenschaft 10) Frankfurt u. a. 1999, 203–216.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

haben sich wenige Jahrzehnte nach der Ebstorf-Karte durch die Pest im apokalyptischen Saeculum verändert als unerbittliche, auf ihre Gesetze pochende Mächte. Der liebende, seinen Gläubigen nahe Gott, der sich in Christus (*praesens*) offenbart hat als *deus revelatus,* ist nicht mehr erkennbar; der *deus absconditus* versteckt sich hinter den Katastrophen der Gegenwart: der Pest, der Spaltung der Christenheit, den Siegen der Türken über die Christen, dem Triumph des Bösen in der vielgestaltigen Hexenwelt. Diese unerbittlich-strafenden Gottesprädikate erbt die Natur. Die Ebstorfer Weltkarte dagegen zeigt noch das Gegenteil: Christus erhält diese Welt, sie kann nicht vernichtet werden, ist sie doch sein Körper.

Diese Welt hat also eine andere Welt, oder vielmehr weitere Möglichkeitsräume für Expansion, die Hölle und das / die Fegefeuer[27], das Paradies und das Himmelreich. Sie ist nicht „geschlossen"[28]. Dabei ist das Himmelreich nicht so sehr ein transzendenter Raum als vielmehr eine in der Bibel schon vielfach beschriebene utopische Theokratie, die als die Neue Welt in der Neuesten Zeit mit Sicherheit zu erwarten war. Die Nonnen im Kloster leben sie schon in der von Gott geliebten und erhaltenen Welt. Dazwischen liegt nicht der apokalyptische Bruch von der diesseitigen Welt in eine jenseitige. Die neue Welt in zeitloser Ewigkeit?

Die Doppelhemisphärenkarte: Ptolemaeus' neuer Rahmen – die nicht dargestellte Rückseite

Auf den Karten mit Amerika als der Neuen Welt wird die Anordnung Nord / Süd oder oben / unten, manchmal auch: richtig / verkehrt gedreht in eine Zuordnung West / Ost und vorn / hinten. Nicht mehr der Äquator ist die Spiegelachse – so noch in der experimentellen Projektion des Mercator 1538 –, sondern ein Längenkreis im Atlantik. Beide Hälften bekommen jetzt einen regelrechten Übergang: Die Verbindung der beiden Hälften durch den „Seeweg" und den Äquator. Grund für diese fundamentale Veränderung der Ordnung der Welt ist nicht der Platzbedarf für die Darstellung der neu-

---

[26] *Karl Löwith,* Weltgeschichte und Heilsgeschehen (Meaning in History 1949) Stuttgart 1953; Gesammelte Schriften, Band 2, Stuttgart 1983. *Koyre* (Anm. 29); damit setzte sich in vielen Arbeiten *Hans Blumenberg* auseinander. in der frühen Neuzeit gibt es noch selten eine prinzipielle Konfrontation; Naturwissenschaftler „lesen das Buch der Natur" im Sinne der von Gott so geoffenbarten und gewollten Welt, das zeigt etwa *Hans Blumenberg,* Die Lesbarkeit der Welt, Frankfurt a.M. ^{2}1983; *Danneberg,* Säkularisierung (wie Anm. 5).

[27] Zum Boom des Pugatorium von St. Patrick gerade im 15. Jh. *Folker Reichert,* Erfahrung der Welt. Reisen und Kulturbegegnung im späten Mittelalter, Stuttgart 2001, 101 – 103.

[28] *Alexandre Koyré,* From the closed world to the infinite universe, Baltimore 1957; dt. Von der geschlossenen Welt zum unendlichen Universum, Frankfurt a.M. 1969.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

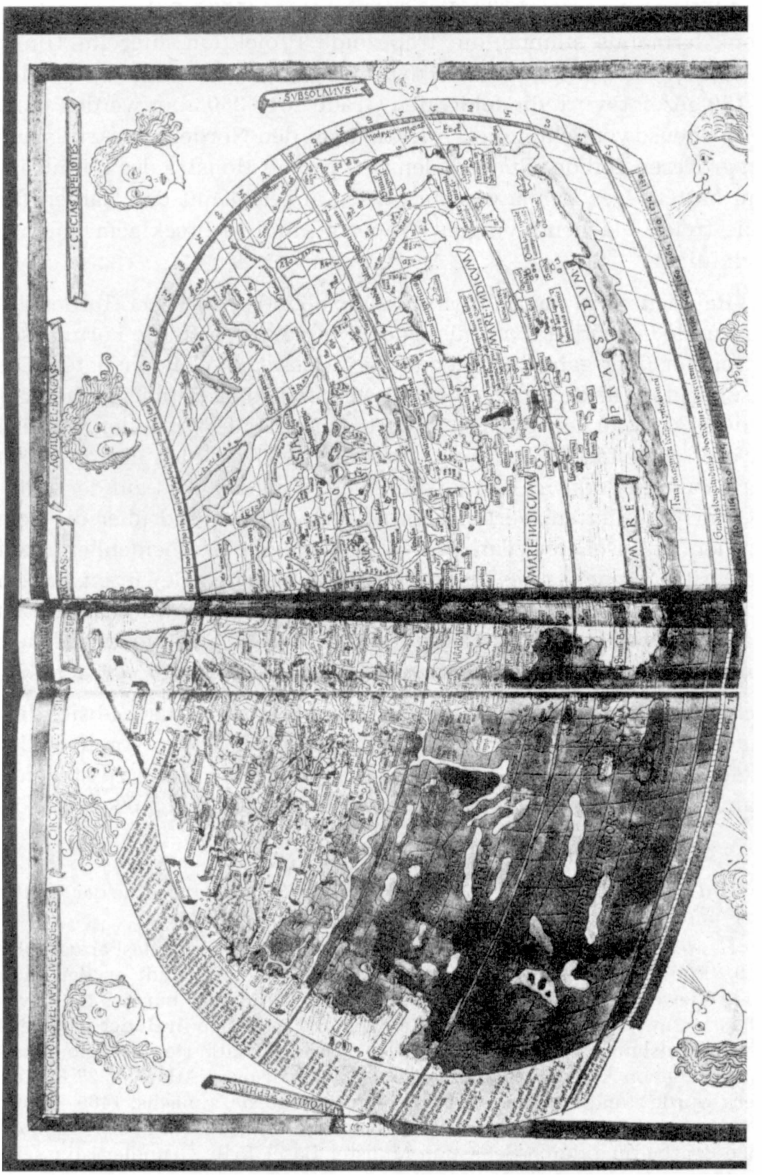


Abb. 5: Die Ptolemäus-Projektion wie diese des Ulmer Drucks stellt nur die Längenkreise 1 – 180 dar. 181 – 360 sind also unsichtbar. Im Norden sprengt die Kenntnis Nordeuropas (Skandinaviens) den in der Antike gesetzten Rahmen der Breitenkreise.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

en Erfahrungen aus der Entdeckung der Neuen Welt, sondern der Import einer alten Darstellungsform[29]. Um 1400 gelangte die ptolemäische Weltkarte aus Konstantinopel nach Italien und wurde zunächst von Hand abgezeichnet, 1475 wurde erstmals der Index gedruckt, 1477 in Bologna die Karten[30]. Von Germanus stammt die trapezoide Projektion, hier im Ulmer Druck (Abb. 5). Sie macht deutlich, daß hier nur die Vorderseite, nämlich Grad 1 – 180 gezeigt wird, die fehlenden Grade 181 – 360 aber werden nicht dargestellt; ebenso verzichtet die Projektion auf den Norden der Arktis und auf einen größeren Teil des Südens, den Ort, wo die Monstra des Plinius ihren Raum hatten. Der Rahmen ist technisch angelegt mit den Zahlen der Grade; die freien Flächen zwischen Trapezoid und rechteckigem Rahmen lassen sich füllen.

Dieser Rahmen wird durchbrochen. Die dem Vertrag von Tordesillas (1494) zugrunde liegenden Kenntnisse der Welt zeigen, dass die Portugiesen und die Spanier über ganz zutreffende Kenntnisse der Welt verfügten. Die Portugiesen legten für diesen Vertrag eine merkwürdige Bescheidenheit gegenüber dem Papst an den Tag: Sie forderten eine Linie 370 Meilen westlich der Kapverdischen Inseln, also nur einen kleinen Anspruch auf die Neue Welt. Der Grund liegt darin, daß sie die Zweiteilung der Welt auf der anderen Seite im Auge hatten. Verlängert man den Längengrad über die Pole hinaus in den Pazifischen Ozean, so liegt dank dieser Bescheidenheit nicht nur ganz Afrika, sondern alles bis zu den Molukken, den Gewürzinseln, im Anspruchsgebiet der Portugiesen. Die Drehscheibe des Gewürzhandels im Osten war ihnen weit wichtiger als aufgebauschte Möglichkeiten auf dem amerikanischen Kontinent im Westen.

Möglicherweise hat der portugiesische König Karten deshalb absichtlich mit einem viel (nämlich fast 1200 km) zu weit nach Süden vorstoßenden Afrika zeichnen lassen, um die Spanier auf die Westrichtung zu stoßen[31]. Daß Erfahrungen die Ränder der gedachten Weltkarte durchstoßen, wie die

---

29 *Bernhard Fritschler,* Geographie, in: Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte, Band 14, 2000, 122 – 126.

30 *Peter H. Meurer,* Atlantes Colonienses. Die Kölner Schule der Atlaskartographie 1570 – 1610, (Fundamenta cartographica historica, 1), Bad Neustadt an der Saale 1988, 1 – 44. Wieweit dabei schon Karten ausgeführt waren oder nur der Index von rund 8000 Orten mit ihren Koordinaten, die dann erst in Italien in Bilder umgesetzt wurde, ließ sich bislang nicht klären. Der Atlas enthält 1 Weltkarte, 10 Regionalkarten von Europa, 4 von Afrika, 12 von Asien, zusammen also ein Atlas von 27 Karten. Dieses Werk wurde ständig aktualisiert durch *Tabulae novae,* zunächst 1460 – 80 von Nicolaus Germanus, dann von Martin Waldseemüller, bes. Strasburg 1513, dann die dritte große Bearbeitung durch Sebastian Münster Basel 1540; Grundlage für seine Cosmographia von 1544.

31 *Günter Arns,* Stuttgarter Zeitung 6. 6. 1992, 49. Die überlängte Afrika-Karte des Martellus, vermutlich 1489, ein Jahr nach der Fahrt des Bartolomeo Diaz 1487 / 88 um das Kap der Guten Hoffnung herum.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Umsegelung des Kaps der guten Hoffnung durch Bartolomeo Diaz ein Jahr zuvor auf der Karte des Martellus den Südrand, ist nicht neu: Schon die Skandinavien-Kenntnisse durchbrachen den Ausschnitt des Ptolemäus[32] (Abb. 5).

Das Weltbild verliert seine Zeitdimension und Möglichkeitsräume. Doch darf man die Kontexte nicht ausschneiden, weil moderne geographische Karten nach unserem Verständnis ein Zustandsbild einer unwandelbaren Welt darstellen. Vergangenheit und die Zukunft gehören nicht auf eine geographische Karte. Dies ist aber erst nach einem langen Prozess so geworden. Zwei Beispiele mögen das verdeutlichen: Hartmann Schedel hat in sein enzyklopädisches Projekt der Weltchronik von 1493 die Weltkarte in der Projektion des Ptolemaeus gedruckt[33]. Die *monstra* sind nicht mehr auf der Karte gedruckt, die Karte ist wunderfrei; an den Rändern pusten personifizierte Winde. Nur noch die drei Söhne Noahs machen die Verbindung zur Heilsgeschichte deutlich, deren Funktion aber schon darin besteht, die drei Rassen auf den drei Kontinenten zu verbildlichen. Aufregend übrigens, daß alle drei untypisch dargestellt sind, Japhet, der Europäer, ist als Jude; Sem, der Asiate, als Chinese; Cham, der Afrikaner, als Araber zu erkennen[34]. Die *monstra* des Plinius sind gleichwohl gedruckt, jetzt aber außerhalb der Karte. Und die Zeitdimension ist bewahrt, ist die Karte doch als Beginn zum zweiten Kapitel „Das ander alter der werlt" in die heilsgeschichtliche Weltwoche eingeordnet. Die Karte selbst ist ‚säkularisiert', der Kontext aber ordnet sie ein in die Heilsgeschichte.

Zeitdimensionen auf der Doppel-Hemisphären Karte

Noch einen Schritt weiter geht und führt wieder ein anderes Prinzip ein die ‚neuzeitliche' Doppel-Hemisphären-Karte (Abb. 6)[35]. Nach der Ent-

---

32 Auf dem Ulmer Druck der Ptolemäus-Weltkarte von 1482: *Leo Bagrow / Raleigh Ashlin Skelton,* Meister der Kartographie, 4. Aufl. Berlin 1973, S. 347 f., Tafel 61.

33 *Hartmann Schedel,* Das buch der chroniken, Nürnberg 1493; Faksimile-Ausgabe mit Einleitung und Kommentar von Stephan Füssel, Köln 2001, Blatt xii^{v} / xiii^{r}; die *Monstra* des Plinius: 14 auf Blatt xii^{r}; weitere 7 neben der Weltkarte xii^{v}.

34 Diese Beobachtung hat mein Bremer Kollege Prof. Hans-Wolf Jäger geäußert.

35 Die Wahl war eine Beobachtung an einer zufällig gefundenen Karte. Aufgrund der Hinweise der Teilnehmer der Tagung (denen ich herzlich dafür danke) und eigener Recherchen hat sich herausgestellt, daß sie nur einen Strang in der Tradition frühneuzeitlicher Weltkarten darstellt. Zu den Weltkarten um die Jahrhundertwende 1600 gibt es umfangreiche Materialaufbereitung bei *Meurer,* Atlantes (wie Anm. 28); ein autoritatives Handbuch hat vorgelegt *Rodney W. Shirley,* The Mapping of the World. Early Printed World Maps 1472–1700, (Holland Press Cartographica 9) London ^{3}1993 und die gründliche Aufarbeitung der Niederländischen Tradition durch *Günther Schilder,* Monumenta Cartographica Neerlandica, bisher 7 Bände mit Map-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

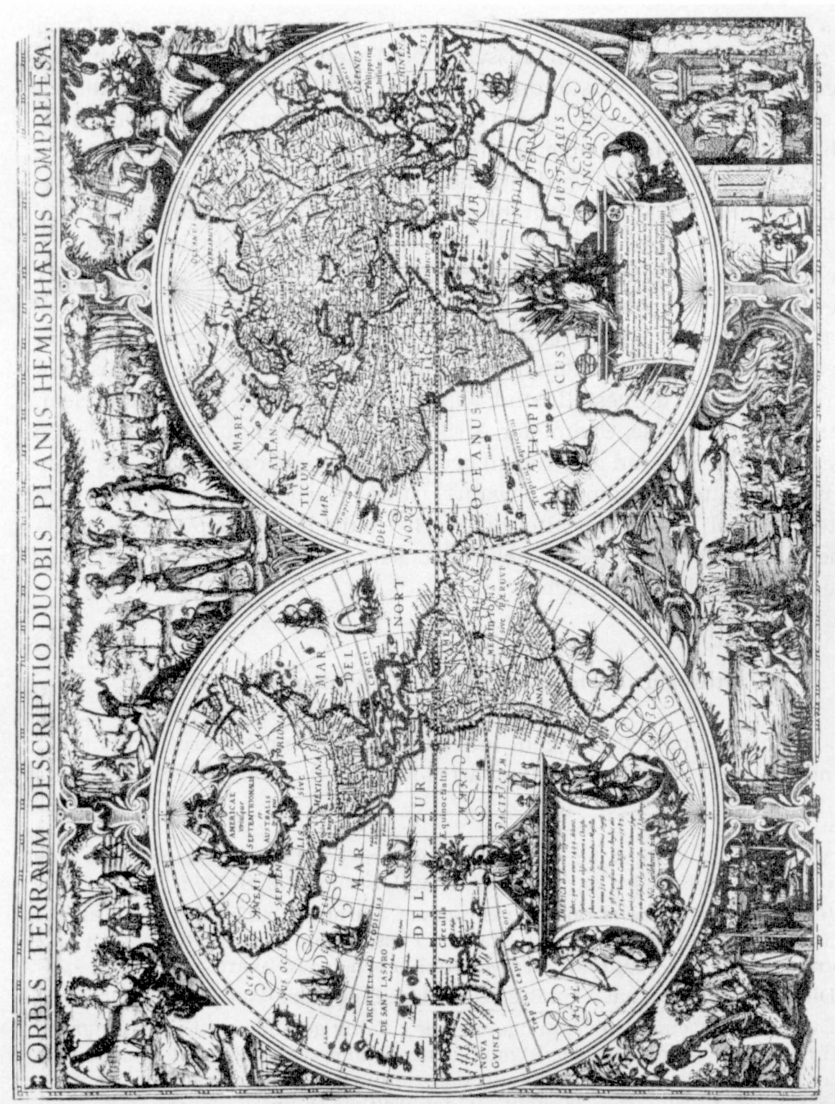


Abb. 6: Die Doppelhemisphärenkarte des Nicolaes Van Geelkercken, Amsterdam 1617 *Orbis Terrarum descriptio duobus planis Hemispheris comprehensa*. In den vier Außenzwickeln die Jahreszeiten – In den Mittelzwickeln oben Adam und Eva im Paradies; unten das Weltgericht (*Shirley*, World Maps, Nr. 295, Tafel 228).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

deckung Amerikas wird die bislang unsichtbare Rückseite häufig neben der Alten Welt dargestellt. Diese Darstellungsform soll zum Vergleich mit der Ebstorf-Karte gewählt werden. Nicht nur die Fortschritte in der genaueren Beschreibung der Geographie sind zu bemerken. Wichtig ist auch, was auf die freien Flächen zwischen den Kreisen gemalt wird. Die Ränder sind nicht nur ornamental, sie transportieren ein Weltbild. Die Weltkarte zeigt auch zeitliche Dimensionen. Zunächst hat man den Eindruck, da würde das ewig gleiche und unvergängliche Bild von der Erde und ihren Zyklen behauptet, denn da werden die Jahreszeiten als kosmische Zeit in Verbindung mit den vier Elementen personifiziert in antiker Manier. Auf dieser Karte aber sind im Zentrum in den Zwickeln zwischen den beiden Halbkugeln / Kreisen die biblischen Bilder für die Begrenztheit der Welt eingeschrieben: Oben ist die Geschichte von der Versuchung und dem Fall der Menschheit im Paradies dargestellt (*Genesis* 2 – 3). Die bukolische Idylle verbindet die unbekleidete Urmenschheit mit den unbekleideten (Ur-)Einwohnern der Neuen Welt. Aber es ist nur scheinbar eine Idylle, denn sie ist zugleich der Ausgangspunkt für die Sündigkeit der Menschheit. Deren Auflösung in der Neuesten Zeit, als Ende der Geschichte der sündigen Menschheit und dem Beginn der ewigen Herrschaft Gottes ist im unteren Zwickel dargestellt: Christus erscheint in kosmischer Aufklärung am Himmel, und die Menschen auf der Erde eilen ihrem endgültigen Geschick zu, in den Feuerbrand oder zum ewigen Licht.[36] Die neue Zeit: Erfüllung und uneingelöste Prophetie der Neuzeit.

Columbus und die Neue Welt des Paradieses

Am Beispiel zweier mythischer Orte soll die Einpassung der Erfahrung in die vorhandenen Bilder aufgezeigt werden. Zunächst die verschwundene Insel des Brendanus. Die Navigatio Brendani berichtet, wie der irische Abt Brendanus mit einigen Brüdern an Bord das irdische Paradies findet, sie es aber auf der Rückfahrt nicht mehr entdecken[37].

---

pen der Karten, Alphen 1986 – 2003. Für das hier gebrauchte Argument finden sich die Materialien besonders in Band 2(1987), 1 – 58 und 3(1996). Gute farbige Abbildungen bei *Gerald Sammet,* Der vermessene Planet, Hamburg 1990.

36 Die Doppelhemisphärenkarte mit Paradies / Weltgericht (zuerst?) Petrus Plancius-Anon (1), Amsterdam ca. 1605 auf einer kleinen Karte 40x56,5: Shirley, Mapping (wie Anm. 20), KatalogNr. 249, Abb. 196. Umgekehrt Weltgericht oben, Paradies unten bei Nicolaes van Geelkercken, Amsterdam ca. 1610. Shirley Nr. 269, Abb. 211. Ders., 1617 Nr. 295, Abb. 228. Jodocus Hondius, ca 1611, ND 1634: Shirley Nr. 273, Abb. 215. Claes Jansz. Vischer 1614 hat in den Mittelzwickeln oben Paradies, unten Kreuzigung, *Schilder,* Monumenta Cartographica (wie Anm. 20), Band 3(1996), Abb. 1.13. Holstein (wie Anm. 37), Band 39, 1991, Nr. 202 – 209.

37 *Navigatio Sancti Brendani Abbatis* from Early Latin Manuscripts. Ed. with Introduction and Notes by Carl Selmer, (Publications in Medieval Studies. The Univer-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Textstelle, an der der Abt von seinen Brüdern gedrängt wird zu der Reise nach der Insel, ist für unseren Zusammenhang wichtig.

Pater, ascende in nauim et nauigemus contra occidentalem plagam ad insulam, quae dicitur terra repromissionis sanctorum, quam deus daturus est successoribus nostris in nouissimo tempore[38].

Vater-Abt, steig ein in das Schiff und wir segeln in westliche Richtung zu der Insel mit dem Namen ‚Land der Verheißung der Heiligen'. Gott wird es unsern Nachfolgern schenken in der Neuesten Zeit.

Das Land der Verheißung ist ein traditioneller Name, der aus der jüdischen Tradition übernommen ist. Mose sieht im Sterben das Land der Verheißung von einem Berg aus, muß aber die Eroberung seinem Nachfolger Josua überlassen (*Deuteronomium* 32, 48–34). Mit der Zeitangabe aber, den *tempora novissima,* griech. ἔσχατα és-chata ist der dogmatische Begriff der Eschatologie gewählt. Die christliche Geographie brauchte eine eigene Insel der Seligen, jetzt für die Heiligen, wo sie im Millennium (*in novissimo tempore*) leben werden. Die Insel ist auf der Ebstorfer Karte eingezeichnet und zwar im im Ozean vor den Küsten Afrikas, direkt unterhalb des Elephanten. Als Beischrift steht dort:

Insula Perdita. Hanc invenit Sanctus Brandanus, a qua cum navigasset, a nullo hominum postea est inventa[39].

Die verlorene Insel. Diese Insel entdeckte der Heilige Brandanus. Als er wieder von ihr weg fuhr, wurde sie nie wieder von einem Menschen entdeckt.

Kolumbus lehnte zwar die Lokalisierung für diese Insel auf den Kanarischen Inseln ab. An der Geographie der Legende vom Hl. Brendan zweifelt er aber nicht. Entscheidend ist, daß er das irdische Paradies im Westen sucht, eben dort, wo Brendanus es suchte und fand! Er ist nicht nur auf dem Weg nach Indien, er ist auch weiter auf der Suche nach dem Irdischen Paradies. Ohne diesen Möglichkeitsraum wäre er nicht aufgebrochen[40]. Auf seiner dritten Reise 1498 findet er es, er Christoph Kolumbus, von

---

sity of Notre Dame, 16) Notre Dame 1959. Zum Paradies, das im Westen (!) *ad plagam occidentalem* liege (und das Columbus auch im Westen findet) vgl. *Thomas Cramer,* Iter ad paradisum, in: Gutenberg und die Neue Welt, hrsg. v. *Horst Wenzel,* München 1994, 89–104, bes. 92 f. *Josef Semmler,* Navigatio Brendani, in: Reisen in reale und mythische Ferne. Reiseliteratur in Mittelalter und Renaissance, hrsg. v. *Peter Wunderli,* (Studia humaniora 22) Düsseldorf 1993, 103–123.

38 Navigatio 1, 56–86, *Selmer* p. 6. *Semmler* 1993, 118 mit A. 66.

39 *Miller,* Mappae (wie Anm. 20), 62.

40 La busqueda del paradiso y las legendarias islas del Atlántico, Valladolid 1976 (zu Brendanus 25 ff.; Insel des Brendanus 35 ff.). *Reinhold Grimm,* Paradisus Coelestis – Paradisus Terrestris. Zur Auslegungsgeschichte des Paradieses im Abendland bis um 1200, (Medium Aevum 33) München 1977. *Klaus H. Börner,* Auf der Suche nach dem irdischen Paradies. Zur Ikonographie der geographischen Utopie, Frankfurt 1984. *Frauke Gewecke,* Wie die neue Welt in die alte kam, München 1992.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gott dazu beauftragt. Schon bei Jesaja und an vielen anderen Stellen der Heiligen Schrift sei ja angekündigt, daß ein Spanier das Wort Gottes in die Neue Welt tragen werde. Als er den Orinoko mit den unendlichen Urwäldern an seinen Ufern fließen sah, identifizierte er ihn als einen der Paradiesflüsse[41]. Kurz zuvor allerdings berichtet er von einem Berg aus Meerwasser. Die Erde sei keine vollkommene Kugel, sondern eher birnenförmig und der Wasserberg sei wie die Brustwarze an der weiblichen Brust. Ist da die Bergform des Paradieses das Vorbild, wie Dante sie beschreibt[42], oder eine Beobachtung?

Aber so sehr Vorzeit und Endzeit sich gleichen, das Paradies steht doch in keiner enharmonischen Verwechslung mit dem Himmelreich, vielmehr ist die Entdeckung der Neuen Welt eine Handlungsanweisung für die Neue Zeit; die Neue Welt ist der Vor-Raum zum Gottesreich. Der messianische Auftrag des Christophorus wird deutlich an seiner Unterschrift mit „Christum ferens", mit der er etwa sein Testament unterzeichnet[43]. *Ite in mundum universum!* Insbesondere in seinem Buch der Prophezeiungen 1501 hob Kolumbus den universaleschatologischen Antrieb seiner Reisen hervor[44]. Dort stellt er folgende Rechnung auf: Von der Schöpfung bis zu Christi Geburt sind 5343 Jahre und 318 Tage vergangen. Dazu kommen seit Christi Geburt 1501 Jahre, zusammen also 6845 Jahre. Bis zum Ende der Welt oder dem Beginn des Gottesreiches im 7. Millennium bleiben demnach noch 155 Jahre. Jahre nicht des geduldigen Wartens, sondern der Bekehrung der Heiden und eines Krieges gegen die Muslime. Mit dem Gold Amerikas könne man einen neuen Kreuzzug ausrüsten[45]. Nachdem Kolumbus als Bote Gottes den Neuen Himmel und die Neue Erde gefunden hatte, von der Jesaja und der Seher Johannes prophezeiten und Joachim von Fiore sprach[46], hat

41 Auf der dritten Reise, s. *Cristobal Colon,* Textos y documentos completos (vgl. Anm. 45). Relaciones de viajes, cartas y memoriales, hrsg. v. Consuelo Varela, Madrid 1982, 217–222; dt. in Columbus 1956, 265–267, bes. Anm. 11 (1992, Band 2, 127–132). Columbus übernahm wörtlich den Abschnitt über das irdische Paradies aus der *Imago mundi* [1480/83] des Kardinals Pierre d'Ailly (Petrus Alliacus), vgl. Jacob in: Columbus, *Bordbuch* (wie Anm. 45) 1956, 36. Wiederholt ist sein messianischer Auftrag in der lettera rarissima, unten Anm. 49. Dazu *Mircea Eliade,* Paradies und Utopie. Mythische Geographie und Eschatologie, in: M.L., Die Sehnsucht nach dem Ursprung. Von den Quellen der Humanität, [The Quest. Chicago 1969; dt.] Wien 1973, 115–141; 221 f.

42 *Cramer,* Iter (wie Anm. 40).

43 *Horst Gründer,* Welteroberung und Christentum. Ein Handbuch zur Geschichte der Neuzeit, Gütersloh 1992, 25 f.

44 *Cristoforo Colombo,* Libro de las profecias, hrsg. v. Roberto Rusconi, Rom 1993. Der Text mit engl. Übers. wieder in The „Book of prophecies" [1501] edited by *Christopher Columbus.* Berkeley, Calif. [u. a.] 1997. Dt. als *Christoph Columbus,* Bordbuch. Briefe, Berichte, Dokumente, ausgewählt von Ernst Gerhard Jacob, Bremen 1956; Neuausgabe von Friedemann Berger, 2 Bde, Leipzig [=Frankfurt] 1992.

45 *Columbus,* Bordbuch 1956, 47 f. = 1992, Band 2, 222.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Endzeit begonnen. Bis dahin muß die Welt christlich geeint sein, insbesondere aber muß das Haus Gottes in Jerusalem (d. h. die Grabeskirche, die den Franziskanern anvertraut war) den Ungläubigen entrissen sein. Kolumbus ließ sich im Habit eines Franziskaners bestatten[47].

Das Bild vom irdischen Paradies und dem verheißenen Land hat lange Nachwirkungen. Die Ambivalenz von *wilderness* und Paradies ist lange verwurzelt in der amerikanischen Zivilreligion, beginnend mit den Pilgrim-Fathers[48].

Später gibt es sogar die Beobachtung, daß Frauen in den entdeckten Gebieten leichter Kinder zur Welt bringen. Dies sei dem zu verdanken, daß sie im Paradies blieben und nicht – wie Eva – unter dem Fluch Gottes stehen: „Unter Schmerzen wirst Du gebären"[49]. Auf eine ikonographische Darstellung sei noch verwiesen, die das zum Ausdruck bringt (Abb. 7). Unter den Bildern des Hieronymus Bosch wird ein Triptychon „Das Jüngste Gericht" überliefert, das das irdische Paradies darstellt. Der Stich des Hieronymus Cock enthält Motive von Bosch, andere wohl eher nicht von Bosch[50]. Während das himmlische Paradies, durch Wolken abgetrennt, eine vollkommene Ordnung in klarer Architektur zeigt (ganz anders als Bosch das je gemalt hat), ist das irdische Paradies mit ethnographischen und mythischen Informationen gefüllt: der Engel, der Adam und Eva vertreibt, ein Häuptlingszelt, ein Jungbrunnen mit erotischer Animation, Engel im Gespräch mit Nackten. Auf dem Paradiesesfluß fährt ein Schiff ein, mit der *Antenna Crucis* als christliches Schiff gekennzeichnet, unter der Besatzung Engel. Mythos, Erfahrung, literarische Motive, Traum und Wirklichkeit lassen sich als das irdische Paradies darstellen.

---

46 *Marjoree Reeves,* Joachim of Fiore and the prophetic future. A medieval study in historical thinking, London 1976, ^{2}1999.

47 *John Leddy Phelan,* The millennial kingdom of the Franciscans in the New World. A study of the writings of Gerónimo de Mendieta 1525 – 1604, Berkeley [u. a.] 1956, ^{2}1970. *Alain Milhou,* Colón y su mentalidad mesiánica en el ambiente franciscanista español, (Cuadernos colombinos 11) Valladolid 1983. *Tzvetan Todorov,* Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen, Frankfurt am Main 1992.

48 Besonders mit Blick auf Amerika ist die christliche Wüstentradition gesammelt bei *George Huntston Williams,* Wilderness and Paradise in Christian Thought. The Biblical Experience of the Desert in the History of Christianity and the Paradise Theme in the Theological Idea of the Universality, New York 1962, zu Kolumbus s. 100 f. *Ulrike Brunotte,* Puritanismus und Pioniergeist. Die Faszination der Wildnis im frühen Neu-England, (RGVV 50) Berlin; New York 2000 – Stereotypen des Edlen Wilden aus der Ferne, apokalyptischer Gewalt beim direkten Aufeinandertreffen mit den „Entdeckten" s. *Urs Bitterli,* Die ‚Wilden' und die ‚Zivilisierten'. Die europäisch-überseeische Begegnung, München 1976, 367 – 401.

49 Das gehört zu den Argumenten der Polygenisten (um 1770), dazu *Bitterli,* Die Wilden, 343.

50 Um 1575. Hieronymus Bosch ist 1516 gestorben. *Alessia Dufour,* Hieronymus Bosch, Köln 1998, 129.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

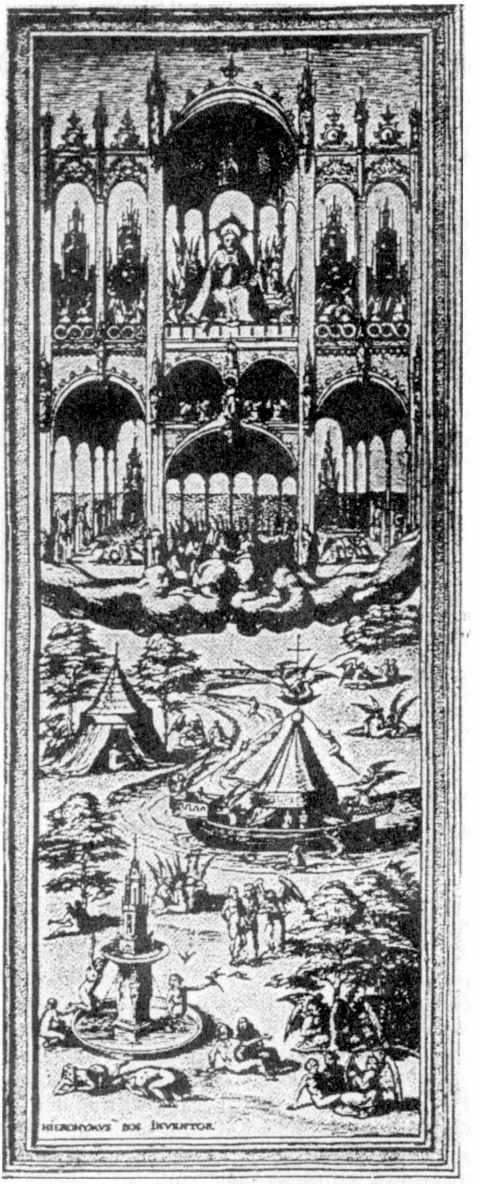


Abb. 7: Das irdische und das himmlische Paradies. Aus dem Stich des Hieronymus Cock (1675), der ein Triptychon „Der Jüngste Tag" des Hieronymus Bosch (gest. 1516) wiederzugeben vorgibt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die neue Welt ist nicht „neu"

Die Neuzeit als „Neue" Zeit wird erst im 19. Jh. mit dem offenen „Zukunfts"begriff kombiniert zu einem Fortschrittsparadigma[51]. Mit einigem Wohlwollen kann man dieses Schema der Zeit bei dem Universitätsdozenten Christoph Cellarius 1685 auch entdecken, der als der Erfinder der Dreiteilung der Geschichte in Antike, Mittlere (oder Dunkle) Zeiten und Neuzeit gilt. Dies entspricht aber nicht dem Begriff der Neuen Zeit, wie ihn Columbus und seine Zeitgenossen besaßen. Daß die Neuzeit sich gegen die kirchlichen Fesseln des Neugierde-Verbotes habe durchsetzen müssen, ist aus der Rhetorik des 19. Jahrhunderts genommen. Die Renaissance ist aber nicht, wie Jacob Burckhardt es wollte[52], ein Vorgang der Säkularisierung. Die positiv-optimistische Füllung des *mundus novus*[53], *orbis novus, nova aetas, tempora nova, tempora novissima* „Neuzeit" entspricht im Wesentlichen schon im Mittelalter einer Einstellung zur Endzeit, die der düster-gewaltsamen Apokalypse als Deutungsmuster parallel läuft. Daß die Gegenwart die Erfüllung der Erwartungen der Vergangenheit sei und offen hin zum Gottesreich.

Sowohl in der Zeit, chronologisch, wie in der Erfahrung der räumlichen Welt, geographisch, sind das Paradies und das apokalyptische Reitervolk Bestandteil der irdisch-menschlichen Erfahrung; nicht gerade der alltäglichen Erfahrung, aber doch so diesseitig-konkret, daß sie jederzeit erfahrbar gedacht sind. Die Reisenden, vom Heiligen Brendanus bis Columbus, sind jederzeit gewärtig, am Paradies anzulanden; die Chronisten entdecken die „Zeichen der Zeit", d. h. die Vorboten der endgültigen Gottesherrschaft. Ob nun als abrupte Katastrophe, aus der Gott sein Volk befreit, oder als sich immer mächtiger bis an die Grenzen der Erde ausbreitende Glückszeit, hängt vom Zeitgefühl ab.

---

51 Grundlegend zur Metaphorik und Begriffsgeschichte von „Neuzeit" in der „Sattelzeit" *Reinhart Koselleck,* Neuzeit. Zur Semantik moderner Bewegungsbegriffe, in: R.K., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt am Main 1979, 300–348. *Reinhart Koselleck,* Wie neu ist die Neuzeit? [1989] in: R.K., Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt am Main 2000, 225–239, hier 227: „Neu war nämlich jetzt, um 1770, dass man sich nicht mehr am Ende einer Periode wußte, die man rückblickend definierte – wie früher das Mittelalter –, sondern am Anfang einer neuen Periode und daß man dieses Wissen sofort auf den Begriff brachte. Die Zukunft wurde geöffnet." *Hubert Mohr,* Neuzeit, in: Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe 4, Stuttgart 1998, 238–240.

52 *Lucien Febvre,* Wie Michelet die Renaissance erfand, [1950] in: *L.F.*, Das Gewissen des Historikers, Berlin 1988, 211–222. *Thomas Noll,* Vom Glück des Gelehrten. Versuch über Jacob Burckhardt, Göttingen 1997, 152–215.

53 Der Traktat des Amerigo Vespucci, den Waldseemüller für die Benennung der Neuen Welt nach seinem Verfasser verwendet, *Mundus Novus,* lat.-dt. von *Robert Wallisch,* (Wiener Studien, Bh., 27) Wien 2002.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Säkularisierung

Am Ende ist Gott von den Karten verschwunden. Zwei Perspektiven scheinen mir prägend:

Die Wissenschaftstradition, die besonders in den protestantischen Bildungseinrichtungen aus dem Spätmittelalter rezipiert wurde, ist der Nominalismus. Er befreit die Wissenschaft zur Untersuchung der *nomina,* was Menschen so benannt haben, und steht damit nicht mehr unter dem Diktat des vorgegebenen Ergebnisses, wenn die *essentia* letztlich immer mit Gott identisch sein muß[54]. Darin, in der Bewertung menschlicher Aktivität gegenüber Gottes Handeln in der Geschichte, kommt der Nominalismus überein mit dem anderen, mit der Bewertung des Endes.

Die Eschatologie (Neueste Zeiten, *tempora novissima*) ermöglicht zwei Interpretationen: Zum einen die Apokalypse als eine dem göttlichen Gericht unterworfene Epoche der menschlichen Passivität. Andererseits wird sie als eine Epoche erhöhter menschlicher Aktivität verstanden. In der Doppelhemisphärenkarte des Class Jansz Visscher ist sie präsent (Abb. 8): An der Stelle, wo die Weltkarte van Geelkerckens das Weltgericht zeigte, stellt Visscher nun die menschlichen Handlungen der *caritas* dar: die Hungrigen speisen, die Kranken besuchen usf. Der Kontext dieser Philanthropie ist aber das Weltgericht: Der Christus des Weltgerichtes stellt (Matthäus 25) fest: Ihr habt mich im Gefängnis besucht. Und die vor Gericht Stehenden staunen: Den Christus doch nicht! Christus antwortet: „Was Ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt Ihr mir getan." An dieser Stelle kann die Aufklärung ihre Ideen allgemeiner Menschlichkeit und Philanthropie in die Traditionen einfügen und zugleich schon ausgeprägt finden[55].

Die Eschatologie prägt als Denkfigur die europäische Religionsgeschichte[56]. Aber eher selten in lähmender Angst der Apokalypse, sondern viel häufiger als Handlungsanweisung: Entweder prämillenaristisch als Frist, die Gott noch zum Handeln geschenkt hat, oder als postmillenaristische Zeit des Fortschritts hin zum Gottesreich. Menschliches Handeln ist nicht als Gegensatz zur negativen Anthropologie des Christentums zu verstehen; es

---

54 *Jürgen Goldstein,* Nominalismus und Moderne. Zur Konstitution neuzeitlicher Subjektivität bei Hans Blumenberg und Wilhem von Ockham, Freiburg 1998 und *Otto Gerhard Oexle,* Wissenschaft, in: Metzler Lexikon Religion, hrsg. v. *Christoph Auffarth / Jutta Bernard / Hubert Mohr,* Band 3, Stuttgart 2000, 673 – 680.

55 *Albert Dietl,* Vom Wort zum Bild der Werke der Barmherzigkeit, in: Schwelle zum Paradies. Die Galluspforte des Basler Münsters, hrsg. v. *Hans-Rudolf Meier / Dorothea Schwinn Schürmann,* Basel 2002, 74 – 91.

56 *Christoph Auffarth,* Irdische Wege (wie Anm. 10). *Christoph Auffarth,* [Rez] Encyclopedia of Apocalypticism, ed. John J. Collins; Bernard McGinn, Stephen J. Stein. New York. 3 Bde. 1998 / 2000, in: Arcadia 35(2000), 354 – 357.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

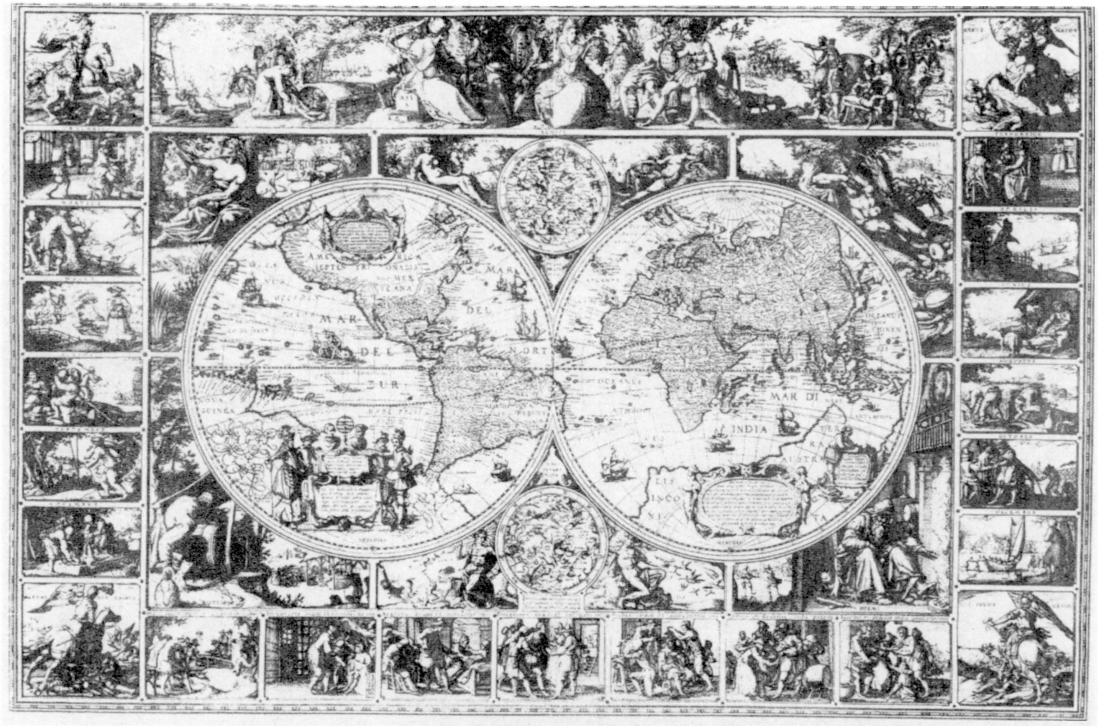


Abb. 8: Die Doppelhemisphärenkarte des Claes Jansz Visscher (um 1617) zeigt an den Außenzwickeln wieder die zyklischen Zeiten des Jahres, an den Eck- und Zentralfeldern der Bildleisten die Großen der Weltgeschichte von Kyros über Alexander den Großen bis Caesar, rechts und links die Monate. Oben die Bildleiste stellt die Erdteile und ihre Bewohner dar, darunter rechts eine Menschenmetzgerei. In den Innenzwickeln die Personifikationen der vier Elemente um die Kreise der Sternbilder. Das Jüngste Gericht ist scheinbar nicht mehr dargestellt. Doch die untere Leiste stellt die „Werke der Barmherzigkeit" (Matthäus 25) dar: Christus als Weltenrichter erklärt, daß Wohltaten an Menschen stellvertretend Wohltaten an Christus sind. Menschliches philanthropes Handeln, auch wenn es nicht von dem Ziel diktiert ist, damit Heil zu erwerben, ist Gott wohlgefällig. (Etwas anders die Karte bei *Shirley,* World Maps, Nr. 294, Tafel 229).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gibt auch ein positives christliches Bild auf das menschliche Handeln. Der Blick auf zwei Weltbilder sollte zeigen, daß Erfahrung nicht den Rahmen durchbricht. Der mittelalterliche Rahmen besitzt so viele und nicht ausgefüllte Möglichkeitsräume, daß Erfahrungen und Entdeckungen ihren Platz finden. Die Zeitlichkeit der Welt bleibt noch lange Teil der Geographie. Die Vorstellung vom ewigen und unerbittlichen Gott oder die ewigen und unveränderlichen Naturgesetze geben eine gnadenlose Weltordnung (Alexander Koyré). Dieser Gott steht der Welt als Objekt gegenüber und kann sie der Vernichtung überlassen, weil er sie auch wieder neu schöpfen kann. Er ist meta-physisch und deshalb ist die physische Welt nicht seine Sache. Er überläßt sie sich selbst oder er plant gar ihren Untergang.

In der Ebstorf-Karte dagegen ist der Schöpfer zugleich der Erhalter der Welt. Das bedeutet: Neuzeit kann sich nicht deshalb entwickeln, weil Neugierde und Wissenschaft sich aus dem Gefängnis der Religion befreit hätten, sondern eine innere Entwicklung in der Europäischen Religionsgeschichte öffnet der Wissenschaft einen religiös legitimen Platz.

Die Säkularisierung der Geographie scheint mir noch einen weit konkreteren Grund zu haben: Die niederländischen Kartenstecher stellen zunächst nach der Ablösung der Niederlande von Spanien deutlich protestantische Inhalte vom Weltgericht ins Zentrum, auch eine jüdische Version scheint es zu geben[57]. Aber Karten von holländischer Qualität sind überall gefragt; mit geringem Kapital kann man mit Geschick und Wissen die begehrten Karten herstellen. Der Export wird für die leicht zu transportierende und gut bezahlte Ware bedeutsam. Der internationale Markt ist aber auch katholisch. Anstößige und umstrittene Aussagen sind tunlich zu vermeiden. Die zusätzlichen Bilder an den Rändern und Zwickeln sind nicht Dekoration, sondern ein Element, das die Karte als Schmuck im Arbeitszimmer attraktiv macht[58]. Stadtansichten, die Völker der Erde in ihrer typischen Klei-

---

[57] Jodocus Hondius ca 1611 – im repräsentativen Format 167x246 mit Paradies oben, *Moses* mit den Gesetzestafeln unten. *Günter Schilder:* Monumenta Cartographica Neerlandica, Band 3(1990), Abb. 2.61. Zum (sefardisch-) jüdischen Amsterdam *Carel ter Haar,* Jüdisches Städtebild Amsterdam, Frankfurt am Main 1993. Michael Zell, Reframing Rembrandt. Jews and the Christian Image in seventeenth-century Amsterdam. Berkeley [u. a.] 2002.

[58] *Svetlana Alpers,* Kunst als Beschreibung. Holländische Malerei des 17. Jahrhunderts, [Chicago 1983; dt.] Köln ^{2}1998, 213–286: „Kartographie und Malerei in Holland". Die Differenz zwischen dekorativem Gemälde und informierender in Kupfer gestochener Karte besteht demnach nicht; der Unterschied zwischen gedruckten und beliebig oft reproduzierbaren Stichen und dem einmaligen Gemälde ist angesichts der Manufakturbetriebe nur ein gradueller. Michael North schätzt die Produktion an Bildern in den Niederlanden des 17. Jh.s auf 70 000 pro Jahr: *Michael North,* Das Goldene Zeitalter. Kunst und Kommerz in der niederländischen Malerei des 17. Jahrhunderts, Köln [u. a.] 1988, 1. Welche Gattungen bevorzugt wurden, lässt sich an den Nachlässen ablesen, S. 103: Der Anteil der „Historien" nimmt ab von 46% (1610) auf 12% (1690), während die Landschaften zunehmen von 20% auf 40%. Zum enor-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dung[59] sind unanstößig und attraktiv und informativ. So gibt es entweder eindeutig auf Dynasten zugeschnittene Karten[60], oder – weit häufiger – antikisierende Personifikationen füllen die Zwickel oder Personen der Weltgeschichte, die über Augustins Weltgeschichte mit der Heilsgeschichte parallel gelesen werden können. Beschriftung der Karten erfolgt auf Latein, Legenden können in den dem Markt zugeschnittenen Sprachen hinzugefügt werden, etwa auf der Rückseite. Die Stecher vermeiden religiöse Themen. Die Karten werden also säkularisiert, weil in der Konfessionalisierung religiöse Parteinahme zwar auf regionalen Märkten einen Kaufanreiz darstellt, auf internationalen dagegen eher hinderlich wirkt. Die Zeitdimension (ob heilsgeschichtlich oder weltgeschichtlich, was – wie auf der Ebstorf-Karte gesehen – sich nicht gegenseitig ausschließt) schwindet zum anderen, weil sich Geschichte und Geographie ausdifferenzieren.

Es sind nicht die neuen Entdeckungen und Erfahrungen, die das christliche Weltbild zerstört hätten. Es besteht weiter, wird aber eingeklammert und nicht mehr ausgesprochen, weil es konfessionell kontrovers geworden ist.

---

men Umfang der Stiche-Produktion die Serie *Hollstein's* Dutch and Flemish Etchings 1480–1700, Band 1–62, Amsterdam 1949–2003 [kurz vor dem Abschluss]. *Tanja Michalsky,* Hic est mundi punctus et materia gloriae nostrae. Der Blick auf die Landschaft als Komplement ihrer kartographischen Eroberung, in: Das Geheimnis am Beginn der europäischen Moderne, hrsg. v. Gisela Engel [u. a.], Frankfurt 2002, 436–453.

59 Später wird daraus die eigenständige „Völkertafel", s. *F.K. Stanzel,* Europäischer Völkerspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts. Heidelberg 1999. *Ders.*, Europäer. Ein imagologischer Essay. Heidelberg ^{2}1998.

60 Beispiele für den französischen Markt: Ludwig XIV. (in Joan Blaeu's Weltkarte von 1648) bei Shirley, Mapping Nr. 371.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Offensive Expansion" und „innere Kolonisation" – das Fallbeispiel China

Zu den Voraussetzungen der Expansion des Qing-Reichs (17.–19. Jh.) im historischen Denken und kartographisch-geographischen Wissen der mittleren und späten Ming-Zeit (16.–17. Jh.)

Von Achim Mittag

Einleitung

1 Zinnen wie aus Gold und Jade leuchten im blaugrünen Dunst;
den wie ein Felsgebirge aufragenden Purpurpalast sieht man schon von weitem im Südosten [Urumtschis].
3 Häufig spielt man die ‚Friedensmusik';
[dabei] verneigt man sich tief und ruft dreimal: ‚Zehntausend Jahre [lebe der Kaiser]!'
...
5 In dieser Stadt im Gebirge gibt es Saitenspiel und Gesang.
Brokatüberzogene Buchdeckel mit elfenbeinernen Verschlußpflöckchen gibt es auf dem Markt zuhauf.
7 Man kann dem alten Zheng Yuzhong [d.i. Zheng Qiao, 1104–1162] die Nachricht überbringen,
daß die konfuzianischen Schriften jetzt den Onon-Fluß überschreiten.
...
9 Die Kinder verstehen sich neuerdings auf das Spiel aus China
und nützen den Ostwind aus, um die Papierdrachen steigen zu lassen[1].

Ansichten von Urumtschi in Ostturkestan, Provinzhauptstadt der heutigen Provinz Xinjiang, verfaßt in Gedichtform mit begleitenden Erläuterungen; ihre Entstehungszeit: 1770/71; ihr Autor: Ji Yun (1724–1805), einer der führenden Gelehrten und Intellektuellen in der zweiten Hälfte der lan-

[1] *Ji Yun,* Wulumuqi zashi, Ed. Baibu congshu (Jieyueshanfang huichao); Gedichte Nr. 24, 64–65; übers. v. *Silvia Freiin Ebner von Eschenbach,* Die Gedichte des Chi Yün (1724–1805) als Quelle für die Landeskunde in Ostturkestan im 18. Jahrhundert, in: Oriens 33 (1992), 363–436, 380 u. 389 (die Übersetzung ist von mir in den Zeilen 3, 5–6 leicht verändert worden). Zum „Purpurpalast" (Zeile 1) s. im Folgenden; mit „elfenbeinernen Verschlußpflöckchen" (Zeile 6) werden die Buchdeckel der traditionell hergestellten Bücher zusammengehalten; zu Zheng Qiao (Zeile 7) und dem Onon-Fluß (Zeile 8) s. u. im Resümee.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gen Herrschaftszeit des Kaisers Qianlong (reg. 1736–1795)[2]; ihr Grundtenor: China, die chinesische Kultur, ist in den „Westlanden" (*xiyu;* die damalige Bezeichnung für Ost- bzw. Chinesisch-Turkestan) angekommen; es geht nun dort ein „Ostwind" (Zeile 10), will sagen, der zivilisierende Einfluß Chinas verwandelt die Region in blühende Landschaften, „wo man pflügt und [Brunnen] gräbt, musiziert und singt"[3]. Selbst das Klima, früher bitterkalt, habe sich, so Ji Yun, bereits zur Freude der Menschen an das mildere chinesische Klima angepaßt[4].

Der aufragende „Purpurpalast" (eine euphemistische Bezeichnung für den Sitz des Stadtkommandanten von Urumtschi); die auf dem Markt feil gebotenen konfuzianischen Schriften; die Papierdrachen, die die Kinder steigen lassen – Bilder, die schlaglichtartig drei entscheidene Faktoren der spätkaiserzeitlichen Expansion Chinas in den Blick rücken: die staatliche Ordnungsmacht, die Dominanz der chinesischen Kultur und die Macht der Nachfrage nach Produkten „made in China". Als die Trägergruppen, die mit jeweils einem dieser drei Faktoren verbunden sind, sind zu nennen: die Administratoren, einschließlich der ihnen unterstehenden Garnisonstruppen, die konfuzianischen Gelehrten sowie die Händler und Kaufleute. Ergänzend dazu müssen viertens noch die Ackerbau treibenden Siedler aus den Kernprovinzen Chinas, quantitativ sicher die größte Trägergruppe, genannt werden.

In den nachfolgenden Ausführungen wird es allerdings nur – und das auch nur indirekt – um die zweite Gruppe, also um die Angehörigen der Gelehrtengemeinde wie Ji Yun, zumeist Geschichtsschreiber, Kartographen, Kompilatoren, gehen. Denn wir wollen nach den fundamentalen Voraussetzungen der Expansion des Qing-Reichs (1644–1911) im historischen Denken und kartographisch-geographischen Wissen fragen (Abschnitte II-III). Dabei kommt insbesondere die mittlere und späte Ming-Zeit (ca. 1530–1650) in den Blick, eine Epoche, die auf manchen Zeitgenossen ebenso betörend wie verstörend wirkte und die uns in einem großen zeitgenössischen Roman als veralltäglichter „Karneval" geschildert wird[5]. Unter der nachfolgenden Qing-Dynastie als Zeitalter des Niedergangs und der Dekadenz gebrandmarkt und damit wirkungsvoll zu einer Art „Un-Zeit" gemacht, ist sie in der sinologischen Forschung gerade in den letzten Jahren nachdrücklich in den Blick gerückt worden[6].

---

2 Kurzbiographie in Eminent Chinese of the Ch'ing Period (1644–1912), 2 vols., hrsg. v. *Arthur W. Hummel,* Washington, D.C. 1943/44, 120–123.

3 Aus dem Vorwort; *Ebner von Eschenbach,* Die Gedichte des Chi Yün (Anm. 1), 367.

4 Siehe Gedicht Nr. 3; *Ebner von Eschenbach,* Die Gedichte des Chi Yün (Anm. 1), 368.

5 Siehe dazu *Daria Berg,* Carnival in China. A Reading of the Xingshi Yinyuan Zhuan, Leiden/Boston/Köln 2002.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Vorausgehend ist jedoch zu klären, mit was für einem Expansionsprozeß wir es eigentlich zu tun haben. Wir müssen m.E. zweierlei Modi der staatsräumlichen Ausdehnung des Qing-Reichs – „offensive Expansion" und „innere Kolonisation" – unterscheiden (Abschnitt I). Es schließt sich daran eine kurze Besprechung zweier neuerer Forschungsarbeiten an, in denen die qingzeitliche Expansionsgeschichte eingehend behandelt werden.

I.

Als Ji Yun seine *Vermischten Gedichte über Urumtschi* verfaßte, stand das Qing-Imperium im Zenit seiner Macht. Erst rund ein Jahrzehnt zuvor (1757 / 59) war das Steppenreich der westmongolischen Dzungaren zerstört, das Volk der Dzungaren, unter den Mongolen der hartnäckigste Gegner der Mandschus, nahezu ausgerottet[7], die Erhebungen in den muslimischen Oasenstädten südlich des Tianshan-Gebirges wie Yarkand, Aksu, Kashgar u. a. niedergeschlagen und damit ganz Chinesisch-Turkestan befriedet worden. Das chinesische Reich hatte damit seine größte territoriale Ausdehnung aller Zeiten erreicht. Mehr noch: dem Mandschu-Kaisertum war gelungen, was zuvor allen chinesischstämmigen Dynastien versagt geblieben war: die endgültige Ausschaltung der permanenten Gefahr von Übergriffen, Beute- und Eroberungszügen der nomadischen Steppenvölker im Norden Chinas. Es ging damit eine zweitausendjährige konfliktreiche Geschichte der Auseinandersetzung des chinesischen Kaiserreichs mit den nomadischen Stammesföderationen und Reichsbildungen an Chinas Nordgrenze zuende[8]. Zugleich bedeutete die formal 1760 erfolgte Integration der riesigen zentralasiatischen Gebiete ins Qing-Imperium nichts weniger als die Abkehr „von der jahrhundertelangen *passiven Tributpolitik* des chinesischen Kaiserhofes gegenüber den zentralasiatischen Völkern und den Übergang zu einer *aktiven Expansionsstrategie* ... Erst unter Qianlong – und, wie sich im

---

[6] Siehe dazu *Helwig Schmidt-Glintzer,* China im Wandel im 17. Jahrhundert, in: Historische Wendeprozesse. Ideen, die Geschichte machten, hrsg. v. Klaus E. Müller, Freiburg / Basel / Wien 2003, 128 – 145; sowie den Rezensionsaufsatz von *Harriet T. Zurndorfer,* Old and New Visions of Ming Society and Culture, in: T'oung Pao 87 (2002), 151 – 169.

[7] Überlebende des Dzungaren-Volkes wurden in Jehol in der Nähe des neuerrichteten Puning-Klosters angesiedelt; zugleich wurde ein striktes Verbot erlassen, den in der Hälfte des 17. Jhs. entstandenen Namen „Dzungaren" (ersetzt durch „Oiraten" oder „Oirat-Mongolen") zu benutzen; s. *Sabine Dabringhaus,* Das Qing-Imperium als Vision und Wirklichkeit. Tibet in Laufbahn und Schriften des Song Yun (1752 – 1835)(Münchener ostasiatische Studien; 69), Stuttgart 1994, 37, Anm. 127, 38; *Pamela Kyle Crossley,* A Translucent Mirror. History and Identity in Qing Imperial Ideology, Berkeley / Los Angeles / London 1999, 320 – 321.

[8] Siehe *Thomas J. Barfield,* The Perilous Frontier. Nomadic Empires and China, 221 BC to AD 1757, Cambridge, Mass. / Oxford 1989, 294.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Rückblick herausstellen sollte, allein unter ihm – ging die Qing-Dynastie reichsweit in die Offensive“[9].

Von dieser „offensiven Expansion“ des Qing-Reichs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist der Langzeitprozeß der „inneren Kolonisation“ Chinas zu unterscheiden. Diese erfolgte mit dem Vordringen chinesischer Staatlichkeit in dem von einer außerordentlich großen ethnischen, linguistischen und kulturellen Vielfalt gekennzeichneten Südwesten Chinas (d. h. die heutigen Provinzen Guizhou, Guangxi, Yunnan und Sichuan), der Besiedelung Hainans und Taiwans sowie der allmählichen kulturellen und administrativen Eingliederung dieser Gebiete ins chinesische Reich. Diese „stetige Südwärtsbewegung des chinesischen Volkes“[10] setzte in der Westlichen Zhou-Zeit (ca. 1045–770 v. Chr.) ein und fand im kanonischen *Buch der Lieder* (*Shijing*), im Lobpreis des „umwandelnden Einflusses des Königs Wen“ (*Wenwang zhi hua*) in den ersten 25, angeblich aus den südlichen Landstrichen zwischen Han-Fluß und Yangtse stammenden Liedern, ihren „klassischen“ Ausdruck. Diese Südwärtsbewegung setzte sich im Einheitsreich der Qin- und Han-Dynastien (221 v.Chr. – 220 n.Chr.) fort[11], erlangte in der Zeit der Südlichen Dynastien (317–589), als der Norden von einer Reihe von Fremddynastien beherrscht wurde, eine neue Qualität[12] und beschleunigte sich seit der Mongolenherrschaft im 13. und 14. Jahrhundert – 1253/54 wird Dali, das Nachfolgereich des mächtigen Nanzhao-Königreichs (649–902) im Südwesten Chinas von den Mongolen erobert, 1382 wird die Region von der Ming-Dynastie (1368–1644) besetzt und zur Provinz erhoben. Erst im ausgehenden 19. Jahrhundert kam die Südwärtsbewegung der chinesischen Kultur zu einem gewissen Abschluß – 1886 wird Taiwan zu einer eigenständigen Provinz erhoben (Hainan dagegen erst im Jahre 1988)[13].

---

9 *Sabine Dabringhaus,* Grundkurs neuzeitliches Asien: Kurseinheit 4: Zentralasien zwischen den Imperien, Hagen 1992, 38, sowie *dies.*, Das Qing-Imperium (Anm. 7), 39. – Den „europäischen“ Charakter dieser Expansion führen die sechzehn vom Qianlong-Kaiser in Paris in Auftrag gegebenen großformatigen Kupferstiche, die Schlachtenszenen von den Eroberungsfeldzügen 1757–59 zeigen, anschaulich vor Augen; s. *Christoph Müller-Hofstede / Hartmut Walravens,* Paris – Peking: Kupferstiche für Kaiser Qianlong, in: Europa und die Kaiser von China 1240–1816, hrsg. v. Berliner Festspiele GmbH, Frankfurt am Main 1985, 163–172. Bei den Vorlagen für die Kupferstiche, sechzehn großformatige Rollbilder, wirkten vermutlich Jesuitenmaler in Peking mit; s. ebd., 164, Sp. 3.

10 *Wolfgang Bauer,* Einleitung, in: China und die Fremden. 3000 Jahre Auseinandersetzung in Krieg und Frieden, hrsg. v. W. Bauer, München 1980, 7–41, 16.

11 Einen facettenreichen Einblick in die Anfänge chinesischer Staatlichkeit im Perlflußdelta (Guangdong) in der Frühen Han-Zeit (2. Jh. v.Chr.) bietet der Ausstellungskatalog: Schätze für König Zhao Mo. Das Grab von Nan Yue, hrsg. v. *Margarete Prüch,* unter Mitarbeit v. *Stephan von der Schulenburg,* Heidelberg 1998.

12 Siehe dazu *Thomas Jansen,* Adelskultur und Wertewandel im China um 500 n.Chr.: Debatten im Salon des Prinzen Xiao Ziliang, Freiburg i. Br. 2000.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Auf beide historischen Prozesse, die „offensive Expansion" des Qing-Reichs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und den Langzeitprozeß der „inneren Kolonisation" Chinas, ist in der älteren chinabezogenen Literatur häufig schlankweg der Begriff der „Sinisierung" angewendet worden. Mit demselben Begriff bezeichnete man zudem auch eine Vielfalt von Phänomen und Prozessen der Akkulturation, Assimilierung, Reichsbildung und Kolonisation von den neolithischen Anfängen der chinesischen Zivilisation bis in die Moderne[14]. An dem Sinisierungsbegriff ist daher in jüngerer Zeit – zu Recht – Kritik geübt worden; insbesondere wurde seine Tauglichkeit zum tieferen Verständnis des von den Mandschus geschaffenen Staatswesens einerseits sowie der Multiethnizität des Qing-Reiches andererseits in Frage gestellt[15]. Die erstgenannte Thematik ist kürzlich durch vier dicht hintereinander erschienenen Monographien nachhaltig in den Blickpunkt gerückt worden[16]; die Multiethnizität des Qing-Reichs hingegen durch eine 2001 erschienene Studie Laura Hostetlers[17]. Diese soll zunächst vorgestellt werden, anschließend ein zweibändiges chinesisches Werk zur gleichen Thematik[18].

Die Kernthese in Hostetlers Studie lautet, daß Kartographie und Ethnographie eine entscheidene Bedeutung für das Kolonisierungsprojekt der Qing hatten; in der gezielten Instrumentalisierung der kartographischen und ethnographischen Welterfassung im staatlichen Interesse habe das

---

13 Was sich aus der historischen Vogelperspektive als „stetige Südwärtsbewegung" darstellt, löst sich freilich bei näherem Hinsehen in eine Vielzahl heterogener und komplexer Entwicklungen auf. Für einen ersten Überblick s. *Helwig Schmidt-Glintzer,* China: Vielvölkerreich und Einheitsstaat. Von den Anfängen bis heute, München 1997, 70 – 71, 93, 109 – 113, sowie die dort zitierte Literatur.

14 Ein Negativbeispiel für die Verwendung dieses unscharfen Sinisierungsbegriffs bietet – unfreiwillig – *Ho Ping-ti*s Plädoyer für dessen Beibehaltung; s. *ders.,* In Defense of Sinicization: A Rebuttal of Evelyn Rawski's „Reenvisioning the Qing", in: Journal of Asian Studies 57 (1998), 123 – 155.

15 *Pamela Kyle Crossley,* Thinking About Ethnicity in Early Modern China, in: Late Imperial China 11:2 (1990), S. 1 – 34, hier S. 2 – 5; *Evelyn S. Rawski,* Reenvisioning the Qing, in: Journal of Asian Studies 55 (1996), 829 – 850.

16 Siehe dazu die zwei Rezensionsaufsätze von *R. Kent Guy,* Who Were the Manchus? A Review Essay; und *Sudipta Sen,* The New Frontiers of Manchu China and the Historiography of Asian Empires: A Review Essay, beide in: Journal of Asian Studies 61 (2002), 151 – 164 und 165 – 177.

17 *Laura Hostetler,* Qing Colonial Enterprise. Ethnography and Cartography in Early Modern China, Chicago / London 2001.

18 Qingdai bianjiang kaifa (Die Erschließung der Grenzregionen in der Qing-Zeit), 2 Bde., hrsg. v. *Ma Ruheng / Cheng Chongde,* Taiyuan 1998. Das Werk entstand als Teil des im Rahmen eines nationalen kulturwissenschaftlichen Schwerpunktprogramms geförderten Forschungsprojektes zur Qing-Geschichte, auf der Grundlage des von *Ma Ruheng* und *Ma Dazheng* publizierten Sammelbandes zum gleichen Thema (Qingdai bianjinan kaifa yanjiu, Peking 1990). Laura Hostetler berücksichtigt nur dieses frühere Werk.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Qing-Reich im gleichen Kontext frühneuzeitlicher Expansion wie die europäischen Staaten agiert und müsse daher ebenso auch als Kolonialmacht verstanden werden[19].

Zur Ausführung ihrer These wendet sich Hostetler dreier, in ihrem jeweiligen Entstehungskontext umsichtig beschriebenen Quellengruppen zu: 1) den Karten und geographischen Abhandlungen, die seit Matteo Ricci (1552–1610) von den Jesuitenmissionaren in China geschaffen wurden, namentlich dem „Kangxi-Atlas" (1708–1717), einem der bedeutendsten kartographischen Unternehmungen der frühen Neuzeit; 2) dem ethnographischem Schrifttum der Ming- und Qing-Zeit (16.-19. Jh.), das die Völkerschaften und Volksgruppen Guizhous zum Gegenstand hat, sowie 3) den sog. Miao-Alben, ein eigenes ethnographisches Genre von bildlichen, kolorierten und mit Begleittexten versehenen Darstellungen von Angehörigen der summarisch als „Miao" bezeichneten Ethnien Südchinas[20].

Während die Karten und geographischen Werke der Jesuiten wie auch die Miao-Alben relativ gut erforscht sind, erschließt Hostetler mit ihren Untersuchungen zur zweiten Quellengruppe – es handelt sich um sechs, zwischen 1560 und 1834 entstandene ethnographische Werke bzw. Regionalaufzeichnungen[21] – Neuland. Sie stellt dabei für die Zeit von der späten Ming bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert eine Tendenz der zunehmenden Ausdifferenzierung der Taxonomie (die Zahl erfaßter Völkerschaften bzw. Volksgruppen steigt von 16 auf 82) sowie der Akkumulation von ethnographischem Wissen, insbesondere eines Wissen, das auf direkter Beobachtung basiert, fest. In dieser Tendenz spiegelt sich, so Hostetler, der wachsende Bedarf des Qing-Staates an Verwaltungs- und Herrschaftswissen über die nicht-hanchinesische Bevölkerung Südwestchinas, ein insbesondere ab den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts anwachsender Informationsbedarf, als die Ausbeutung der Kupfervorkommen in Yunnan begann und der Versuch, die erprobte indirekte Herrschaft mittels lokaler Machthaber (das sog. *tusi*-Sy-

19 *Hostetler,* Qing Colonial Enterprise (Anm. 17), 30: „I choose to use the term [„colonial"] to highlight the similarities between the methods, technologies, and ideologies that the Qing employed in extending its geographical reach, and those used by European colonial powers during the same period".

20 Fast ausschließlich handelt es sich um handgefertigte Illustrationen; die „Alben" (in einigen Fällen handelt es sich auch um Bildrollen) fallen daher in Umfang und äußerer Form als auch in dem, was und wie etwas dargestellt wird, sehr unterschiedlich aus. Als ihr ungefährer Entstehungszeitraum ist die Zeit zwischen 1692 und 1741 anzunehmen. Ursprünglich zur Dokumentation zum Nutzen der Verwaltung geschaffen, entwickelte sich das Miao-Album als Genre bald von seiner originären Intention weg hin zu einem wegen seines künstlerischen Wertes geschätzten und nachgefragten Kunstgegenstands; s. *Hostetler,* Qing Colonial Enterprise, 159–163 u. 187–199.

21 Namentlich zwei Werke aus der späteren Ming-Zeit (1560 und 1608), die drei qingzeitlichen Editionen der Provinzaufzeichnung von Guizhou (1673, 1692 und 1741) und schließlich ein Werk, dessen Vorwort auf 1834 datiert ist.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

stem) durch eine direkte staatliche Herrschaft zu ersetzen, zu massiven Aufständen unter den Miao geführt hatte.

In mehrerer Hinsicht einen Kontrast dazu bietet das oben erwähnte (Anm. 18), am Institut für Qing-Geschichte der Volksuniversität Peking von einem Autorenkollektiv verfaßte Werk zur qingzeitlichen „Kolonisation" (*bianjiang kaifa,* wörtl. „Grenzgebietserschließung") in den sechs Makroregionen Chinas – Xinjiang, Tibet, Mongolei, der Nordosten (d. h. die Mandschurei), Yunnan und Guizhou sowie Hainan und Taiwan. Das Wort „kolonial" kommt hierin nur in der Standardformel der „halbkolonialen, halbfeudalen Gesellschaft" Chinas nach dem Opiumkrieg 1838–40 vor (S. 64). Aus einer Gemengelage von ideologischen, nationalen und globalpolitischen Gründen tut sich die historische Forschung im heutigen China überaus schwer, das Qing-Reich als Kolonialmacht zu thematisieren[22]. Entsprechend unterschiedlich ist die leitende Perspektive der Pekinger Historiker, vor allem in zweierlei Hinsicht:

Erstens, als Vergleichskontext figuriert nicht der Expansionsdrang der frühneuzeitlichen Staaten Europas, sondern die Kolonisation des amerikanischen Westens[23]. Im Vergleich zu dieser habe sich die qingzeitliche „Kolonisation" unter weitaus schwierigeren naturräumlichen Bedingungen vollzogen, und zwar ohne daß es zu gewaltsamer Landnahme (denn kolonisiert wurde nur der „heilige Boden" Chinas, S. 43) sowie zu Unterdrückung, Vertreibung oder Ausrottung der in den kolonisierten Gebieten lebenden Ethnien gekommen sei (wie in Nordamerika im Hinblick auf die Indianer, S. 44–45).

Zweitens, während Hostetler im frühneuzeitlich agierenden Qing-Staat die treibende Kraft hinter der qingzeitlichen Expansions- und Kolonisationsbewegung sieht, sehen die Pekinger Historiker diese als einen fast naturwüchsigen Vorgang, dessen tiefere Ursache in dem gewaltigen Bevölkerungsdruck in den Kernprovinzen Chinas mit der Folge einer vor allem im 18. Jahrhundert angeschwollenden Migrationswelle liege[24]. Zwar habe es

---

22 *Hostetler,* Qing Colonial Enterprise (Anm. 17), 25, bringt es auf den Punkt: „Because twentieth-century China is accustomed to casting itself as a victim of colonial aggression in the nineteenth century, acknowledging its own past as a colonial power in the eighteenth century would deprive the modern nation of part of its self-definition. More threatening still, what would such an ‚admission' do to claims for territory conquered only under the expansionist Qing dynasty?"

23 Der Vergleich zwischen den Kolonisationsbewegungen in Amerika und im China der Qing-Zeit, auf den das lange Einleitungskapitel (64 S.) hin angelegt ist, wird in fünf Abschnitten, in denen es um die allgemeinen, geographischen, wirtschaftlichen, politischen und weltanschaulichen Rahmenbedingungen und Grundvoraussetzungen der Kolonisation geht, durchgeführt; s. Qingdai bianjiang kaifa (Anm. 18), 42–64.

24 Als Gründe nennen die Autoren einen friedensbedingten explosionsartigen Bevölkerungsanstieg sowie existenzgefährdende Beeinträchtigungen der Lebensverhältnisse im chinesischen Kernland durch Naturkatastrophen, die Flußbettverän-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

auch eine vom Staat veranlaßte Kolonisation gegeben – hier verweisen die Autoren auf die Landvergabe an die Angehörigen der mandschurischen und mongolischen Banner, die Errichtung von Militär- und Strafkolonien sowie die Gründungen lamaistischer Klöster –, doch ganz überwiegend sei die Migration in die Grenzgebiete auf Eigeninitiative der Siedler erfolgt. Der Staat habe dabei – hier wird an die 1668 verfügte Abschließung des mandschurischen Kernlandes für hanchinesische Siedler und ähnliche, für den Nordosten insgesamt ebenso wie für die Mongolei geltende Siedlungsverbote erinnert – eher eine restriktive, hemmende Rolle gespielt.

Der Haupteinwand gegen den Interpretationsrahmen der Pekinger Historiker richtet sich gegen die blickverengende Fixiertheit auf die angebliche Bevölkerungsexplosion im China des 18./19. Jahrhunderts; die neuere Forschung, die die insgesamt wenig zuverlässigen Zensuszahlen in anderer Weise hochrechnet, geht von einem weitaus moderateren Bevölkerungszuwachs für die Qing-Zeit, dagegen aber von einer Verdreifachung der Bevölkerung für die Ming-Zeit (von 85 Mio. Menschen um 1400 auf 268 Mio. um 1650) aus[25]. Wie wichtig ein genauerer Blick auf die Ming-Zeit ist, unterstreicht im übrigen auch Hostetlers Untersuchung zum ethnographischen, die Völkerschaften des Südwesten Chinas behandelnden Schrifttum: Auch in der Ethnographie erfolgten wichtige Weichenstellungen schon in der zweiten Hälfte der Ming-Dynastie. Gleiches gilt für die Kartographie und das geographische Wissen (s. Abschnitt III) ebenso wie für die Historiographie und das historische Denken, dem wir uns nun zuwenden wollen.

II.

Die treibende Kraft hinter der „offensiven Expansion" in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war der Qianlong-Kaiser, genauer gesagt: das universale Kaisertum, wie es von ihm interpretiert und repräsentiert sowie von den unterschiedlichen militärischen und zivilen Eliten des Qing-Reichs getragen wurde. Für seine Choreographie eines Weltenherrschers bediente sich Qianlong sowohl traditionell-konfuzianischer als auch lamaistisch-mongolischer Elemente der Herrschaftsideologie und -repräsentation[26].

Mit seinem Universalherrschaftsanspruch setzte sich der Qianlong-Kaiser dabei dezidiert von der sog. „transformatorischen" Herrschaftsideologie seines Großvaters und seines Vaters, der Kaiser Kangxi (reg. 1662–1722)

derungen des Gelben Flusses, eine ab dem 15. Jahrhundert einsetzende Klimaabkühlung sowie die Kriegsverwüstungen in der Ming-Qing-Übergangszeit; s. Qingdai bianjiang kaifa (Anm. 18), 6–11.

25 Siehe *Frederick W. Mote,* Imperial China. 900–1800, Cambridge, Mass./London 1999, ²2000, 745.

26 Siehe dazu ausführlich *Crossley,* Translucent Mirror (Anm. 7), 281–336.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und Yongzheng (reg. 1723–1735), ab. Dieser lag die Leitidee zugrunde, daß daß das kaiserliche Geschlecht der Aisin Gioro – und mit ihm im weiteren Sinne das mandschurische Volk – sich von seinem barbarischen Ursprung bereits „umgewandelt" (*hua*) habe und zum Vollinsassen der chinesischen Kultur geworden sei, ehe Nurhaci (1559–1626) und Abahai (1592–1643), den Dynastiegründern, das „Himmelsmandat" zuteil wurde; mehr noch: sie, die Mandschus, waren das historische Paradigma für jene zentrale Lehre der konfuzianischen Ethik, nach der die Läuterung der Welt beim Einzelnen beginnt und über die Familie und das Volk schließlich in einen allgemeinen Prozeß der moralischen Erneuerung mündet[27].

Jeder Zweifel an der Legitimität der Mandschu-Herrschaft war demnach eine Häresie, die den von den Mandschu-Herrschern zur Staatsorthodoxie erhobenen Cheng-Zhu-Konfuzianismus im Kern bedrohte und als solche verfolgt werden konnte. Genau dies geschah in einem bizarren Komplott- und Inquisitionsfall in den Jahren 1728–30, den der Yongzheng-Kaiser selbst an sich zog[28]. Das Resultat war ein mit der vollen kaiserlichen Autorität unter seinem Namen publiziertes und im ganzen Reich verbreitetes Pamphlet mit dem Titel *Aufzeichnung des Gewahrwerdens der ursprünglichen Verwirrtheit über die große Rechtlichkeit* (*Dayi juemi lu*), eine großartige Zusammenschau des „transformatorischen" Legitimationsgedankens[29].

Kaum war Yongzheng im Jahr 1735 verstorben, ließ der Qianlong-Kaiser, noch ehe seine neue Regierungsära „Qianlong" („Männlich-himmlische Erhabenheit") mit dem neuen Jahr beginnen sollte, den Inquisitionfall erneut aufrollen, den von Yongzheng mit kalkulierter Großmütigkeit begnadeten Querkopf, an dem sich der Fall entzündet hatte[30], erneut inhaftieren und durch Zerstückeln hinrichten sowie sämtliche Exemplare des *Dayi juemi lu* konfiszieren und vernichten. Mit dem Gestus der Überbietung wischte Qianlong die Kontinuitätsinszenierung seiner drei Vorgänger, die als ethnisch und kulturell „umgewandelte" Nachfolger der Ming-Dynasten regiert hatten, beiseite. Qianlong, so urteilt Pamela Crossley, „did not believe in mass cultural transformation. ... He believed in cultural refinement, cultural purification, *through the agency of the universal emperorship*"[31].

---

27 Der Schlüsseltext, in dem dieser Gedanke ausgeführt ist, ist das *Daxue* (*Das Große Lernen*), neuestens übers. v. *Ralf Moritz,* (Reclam Universal-Bibliothek; 18265), Stuttgart 2003.

28 Davon handelt *Jonathan Spence,* Treason by the Book, Harmondsworth 2001.

29 *Crossley,* Translucent Mirror (Anm. 7), 253–258.

30 Es handelte sich um Zeng Jing (1679–1736); zu seiner Biographie s. *Hummel,* Eminent Chinese of the Ch'ing Period (Anm. 2), 747–749.

31 *Crossley,* Translucent Mirror (Anm. 7), 260; meine Hervorhebung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Vielleicht hatte Qianlong intuitiv erfaßt, daß der „transformatorische" Legitimationsgedanke einen entscheidenen Webfehler hatte: Nach dem konfuzianischen Gleichheitsgedanken galt grundsätzlich die Möglichkeit zivilisierender „Umwandlung" für alle, die der Gattung „Mensch" (*renlei*) angehörten: „In der Lehre", so hatte Konfuzius erklärt, „gibt es keinerlei Unterschiede" (*Lunyu* XV.38). Zur Menschheit zählten natürlich zunächst einmal alle Insassen der chinesischen Kultur; ferner die *Fremden der Innenwelt*[32], d. h. zum einen die Menschen Koreas, Japans, der Ryûkyû-Inseln und Vietnams, die durch Übernahme der chinesischen Schrift und chinesischer Sitten und Gebräuche (z. B. mit Stäbchen essen) bereits in unterschiedlichem Maße „umgewandelt" waren, zum anderen die Völkerschaften im Südwesten Chinas, denen die Empfänglichkeit für die chinesische Kultur und das Potential zur zivilisierenden „Umwandlung" prinzipiell zuerkannt wurde. Das gleiche galt für diejenigen *Fremden der Außenwelt,* die, wie die Jesuiten, strebend bemüht waren, dieses Potential zu aktivieren. Die entscheidene Frage aber war, ob die *Fremden der Gegenwelt,* die Angehörigen der nomadischen Steppenvölker im Norden, überhaupt unter das Rubrum „Mensch" fielen. Mit Vehemenz wurde dies etwa in einer Chronik des Untergangs der Song-Dynastie, deren Autorschaft umstritten ist, die aber mit hoher Wahrscheinlichkeit erst in der Übergangszeit von Ming zu Qing entstand, verneint:

> Oben erhebt sich der Himmel, und unten erstreckt sich die Erde. In der Sphäre zwischen Himmel und Erde wurde der Herrscherthron errichtet. Die Heiligen etablierten das Prinzip der „rechten Reichsnachfolge" (*zhengtong;* s. dazu unten) und schufen das „Mittelreich" (*Zhongguo*). Diese Barbaren aber sind wie Hunde und Schafe. Sie gehörigen nicht zur Gattung „Mensch" (*renlei*), sie geben weder etwas auf das Prinzip der „rechtmäßigen Abfolge", noch auf das „Mittelreich"[33].

Die hier polemisch proklamierte kategoriale Andersartigkeit von „Insassen der chinesischen Kultur" (*Hua*) und „Barbaren" (*yi*) suchte die politische Ethik des 17. Jahrhunderts mit z.T. recht ausgeklügelten Argumentationen zu begründen. So führte sie z. B. Wang Fuzhi (1619–1692) zurück auf die unterschiedlichen, hier agrarischen, dort nomadischen Lebensweisen, denen wiederum verschiedene Ernährungsweisen zugrundelägen, die durch die unterschiedlichen klimatischen und Umweltverhältnissen bedingt seien. Es folgte für Wang Fuzhi daraus, daß der chinesische Kulturraum feste natürliche Grenzen hatte[34], und diese Vorstellung veranlaßte Wang Fuzhi dazu, die unter Han Wudi (reg. 141–87 v.Chr.) erfolgte Expan-

---

[32] Die dreiteilige typologische Unterscheidung von Fremden der Innen-, Gegen- und Außenwelt geht zurück auf *Bauer,* Einleitung (Anm. 10), 11–12.

[33] Jiujiu shu zhengwen, in: Zheng Sixiao ji, punktierte Ausg. hrsg. v. Chen Fukang, Shanghai 1991, 103.

[34] Siehe dazu *Ernstjoachim Vierheller,* Nation und Elite im Denken von Wang Fuchih (1619–1692), Hamburg 1968, 29–39.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sion nach Süden (Zerstörung des Nan-Yue-Reichs; Eroberung Annams) gutzuheißen, zugleich aber dessen kriegerische Politik gegenüber den Xiongnu im Norden zu verurteilen[35].

Bei allen Unterschieden in der intellektuellen Prägung und der Reaktion auf den Untergang der Ming-Dynastie waren sich die führenden Geister der Generation Wang Fuzhis mit diesem in der scharfen Trennung von „chinesischer Kultur" (*Hua*) und „Barbarentum" (*yi*) weitgehend einig[36] – Ergebnis eines sich radikalisierenden Abgrenzungsdiskurses, der sich bis in die frühe Ming-Zeit zurückverfolgen läßt[37] und nach der kläglichen Niederlage der Ming gegen die Mongolen in der Schlacht von Tumu im Jahr 1449 sowie vor dem Hintergrund der verheerenden Beutefeldzüge Altan Khans (1507–1583) ein Jahrhundert später (Vorstoß auf Peking 1550) an Schärfe gewann.

Für diese Ab- und Ausgrenzungstendenz steht symbolisch die „Große Mauer", die in der Zeit von 1530 bis 1630 sukzessive zu einer durchgehenden Verteidigungslinie ausgebaut wurde; die baulichen Überreste, die wir heute auf den üblichen Touristenreisen zu sehen bekommen, stammen aus dieser Zeit. Der Ausbau folgte keinem *masterplan,* sondern war vielmehr der Uneinigkeit und Kompromißunfähigkeit innerhalb der zeitgenössischen Literatenbeamtenschicht über die Frage der richtigen Politik gegenüber den Mongolen geschuldet; Festungsbau war dabei stets nur der kleinste gemeinsame Nenner, auf den sich die unterschiedlichen Meinungs- und Interessensgruppen einigen konnten[38]. Der Abgrenzungsdiskurs leistete zweifellos einen wesentlichen Beitrag dazu, daß sich die Politik auf diesen Minimalkonsens einpendelte.

---

35 *John B. Henderson,* The Development and Decline of Chinese Cosmology, New York 1984, 237–238; *Crossley,* Translucent Mirror (Anm. 7), 67–70.

36 *Crossley,* Translucent Mirror (Anm. 7), 247–252.

37 Ein Schlüsseldokument dieses Diskurses ist der von Zhu Yuanzhang (reg. 1368–1398), dem Gründungskaiser der Ming-Dynastie, verbreitete „Kriegsaufruf zum Nordfeldzug" („Beifa xiwen", 1367), bekannt als die „erste nationale Propagadaschrift" der chinesischen Geschichte, die die Legitimation der Mongolenherrschaft grundsätzlich infrage stellte; s. *Vierheller,* Nation und Elite (Anm. 34), 21. Festzuhalten ist jedoch, daß es in der Anfangszeit der Ming keine Progrome gegen oder Vertreibungen von Ausländern und auch keine allgemeinen Verbote von ausländischen Kulten gab; dafür aber starke fremdenfeindliche Tendenzen in der Bevölkerung, die sich gegen muslimische oder sonstige, meistens im Handel tätige Ausländerfamilien richteten; s. dazu die aufschlußreiche, auf Familien- und Klangenealogien aus Quanzhou (Provinz Fujian) gestützte Studie von *Hans Kühner,* „The Barbarians' Writing is like Worms, and their Speech is like the Screeching of Owls" – Exclusion and Acculturation in the Early Ming Period, in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 151 (2001), 407–429 (ich danke Prof. Raoul Findeisen, Ruhr-Universität Bochum, für den Hinweis auf diese Studie und die Zusendung einer Kopie).

38 *Arthur Waldron,* The Great Wall of China. From History to Myth, Cambridge u. a. 1990, 108–193, bes. 171–183.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ein wichtiger Ort, wo dieser Abgrenzungsdiskurs geführt wurde, war die Historiographie und das historische Denken. Dies zeigt sich vor allem in bezug auf die Diskussion über die „rechte Reichsnachfolge" und, damit in einem engen Zusammenhang stehend, die verschiedentlich unternommenen Bemühungen, die Geschichte der Song-Dynastie neu zu schreiben.

Die mingzeitliche Diskussion über die „rechte Reichsnachfolge" steht in der langen Tradition eines historischen Diskurses, der sich in seinen Ursprüngen bis in die frühe Kaiserzeit (2. Jh. v.Chr.) zurückführen läßt[39]; konkret knüpfte sie an die yuanzeitliche *zhengtong*-Debatte an. Diese wiederum war ein Korrelat der über Jahrzehnte schwelenden Kontroverse, wie die offizielle Hofgeschichtsgeschreibung mit den drei Dynastien Song, Jin und Liao, die die längste Zeit über nebeneinander her bestanden hatten, verfahren sollte. In dieser Kontroverse standen sich die chinesische Gelehrtenschaft im Geschichtsbüro, die sich dem kulturellen Erbe der Song-Dynastie verpflichtet fühlte, und die mongolische Herrschaftselite mit ihrem Legitimationsinteresse gegenüber; sie wurde schließlich im Jahre 1343, am Vorabend des einsetzenden Zerfalls der Mongolenherrschaft, mit der Entscheidung, allen drei Dynastien eine eigene offizielle Geschichte zu widmen und sie damit gleichberechtigt als legitim anzuerkennen, beigelegt; damit war der Weg freit, um die drei Dynastiegeschichten in einem großen Kraftakt fertigzustellen[40].

Doch schon bald wurde an der einmal gefällten Entscheidung Kritik geübt und argumentativ der Alleinanspruch der Song-Dynastie auf die „rechte Reichsnachfolge" begründet[41]. Auch gab es schon gegen Ende der Yuan-Dynastie (1271–1368) erste Bestrebungen, die Geschichte der Song-Dynastie als die einzig legitime neu zu schreiben[42]. Es dauerte allerdings noch zwei Jahrhunderte, ehe dies in großer Form verwirklicht wurde, na-

---

39 Allgemein zum Thema: *Rao Zongyi,* Zhongguo shixue shang zhi zhengtonglun, Hong Kong 1978; sowie *Hok-lam Chan,* Legitimation in Imperial China. Discussions under the Jurchen-Chin Dynasty (1115–1234), Seattle / London, 19–48, 124–137.

40 *Hok-lam Chan,* Chinese Official Historiography at the Yüan Court: The Composition of the Liao, Chin, and Sung Histories, in: China under Mongol Rule, hrsg. v. John D. Langlois, Jr., Princeton 1981, 56–106; *Richard L. Davis,* Historiography as Politics in Yang Wei-chhen's „Polemic on Legitimate Succession", in: T'oung Pao 69 (1983), 33–72, 42–45.

41 Richtungsweisend geschah dies durch einen Traktat des Yang Weizhen (1296–1370); s. *Davis,* Historiography as Politics (Anm. 40), 47–51 (Diskussion) und 51–72 (Übersetzung).

42 Namentlich von Xie Kuan (1310–1360) und Zhou Yili (1307–1360). Des weiteren beschränkte sich Chen Jing (14. Jh.) in seiner 1361 gedruckten Fortsetzung des von Zhu Xi (1130–1200) konzipierten, höchst einflußreichen *Tongjian gangmu* (*Der Durchgehende Spiegel in Haupt- und Unterabschnitten*) auf die Song-Geschichte; s. *Chen Xuelin* (*Hok-lam Chan*), Mingdai Songshixue – Ke Weiqi <Song shi xinbian> shuping, in: *ders.,* Mingdai renwu yu shiliao, Hong Kong 2001, 283–319, 286–287.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mentlich in dem 1546 gedruckten *Song shi zhi* (*Materialien zur Song-Geschichte*) des Wang Zhu (*jinshi* 1521) und dem *Song shi xinbian* (*Neuedition der Song-Dynastiegeschichte;* Vorwort 1555, Nachwort 1557) des Ke Weiqi (1497 – 1574)[43].

Den Ton in der mingzeitlichen Diskussion um die „rechte Reichsnachfolge" setzte ein Traktat, der keinem geringeren als Fang Xiaoru (1357 – 1402), Reformer, Denker und konfuzianischer Märtyrer[44], zugeschrieben wird. Dieser Traktat ging über frühere Erörterungen der Legitimatätsproblematik darin hinaus, daß die von „Grenzbarbaren" (*bianyi*) auf chinesischem Boden errichtete Dynastien *per se* von der „rechten Reichsnachfolge" auszuschließen seien; denn:

> Die Barbaren haben keine klaren Verwandtschaftsverhältnisse. Söhne und Väter bekämpfen einander. Sie besitzen keine hierarchische Ordnung der menschlichen Beziehungen und auch keine Ordnung der Kleidung. Deshalb betrachteten die Herrscher der Frühzeit sie wie wilde Tiere und ordneten sie nicht gleich den Han-Chinesen unter die Menschen ein. Wenn man sie zu Herrschern über das Volk Chinas erhebt, dann geriete die Welt schließlich in einen dem Reich der Tiere ähnlichen Zustand[45].

War Fang Xiaoru der Vordenker eines völkischen (Proto-)Nationalismus? Wiederholt ist eine solche Schlußfolgerung zurückgewiesen worden, vornehmlich aus zwei Gründen: zum einen wird in dem Traktat die Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß Herrscher chinesischer Herkunft durch die Art und Weise, wie sie auf den Thron gelangten und wie sie regierten, zu Barbaren werden können, zum anderen schließt die „barbarische" Herkunft die Sinisierungsmöglichkeit auch nicht völlig aus; so erfahren wir, daß sich die ursprünglich babarischen Völkerschaften der Huai- und Yangtse-Regionen erfolgreich akkulturiert hätten[46]. Hierin liegt freilich eine gewisse Widersprüchlichkeit; sie löst sich aber auf, wenn wir für „Barbaren" (*yi*) einfach „Tartaren" (*Dadan*), die zeitgenössische Sammelbezeichnung für die mongolischen Steppenvölker, lesen. Die ganze Exklusionsrhetorik der späteren Ming-Zeit bezog sich, zumeist unausgesprochen, auf die

---

[43] *Chen,* Mingdai Songshixue (Anm. 42), 284, 290 – 291 (zu Wang Zhu und seinem *Song shi zhi*) und 292 – 308 (zu Ke Weiqi und seinem *Song shi xinbian*).

[44] *L. Carrington Goodrich / Chaoying Fang,* Dictionary of Ming Biography 1368 – 1644, 2 Bde., New York / London 1976, 426 – 433; *Marlies Epping-von Franz,* Fang Xiao-ru (1357 – 1402). Ein Konfuzianer im Konflikt (Münchener ostasiatische Studien; 36), Stuttgart 1983.

[45] Mit leichten Veränderungen zitiert nach *Vierheller,* Nation und Elite (Anm. 34), 22.

[46] *John Fincher,* China as Race, Culture and Nation: Notes on Fang Hsiao-ju's Discussion of Dynastic Legitimacy, in: Transition and Permanence: Chinese History and Culture. A Festschrift in Honor of Dr. Hsiao Kung-ch'üan, hrsg. v. David C. Buxbaum / Frederick W. Mote, Hong Kong 1972, 59 – 69; *Vierheller,* Nation und Elite (Anm. 34), 22.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mongolen; hier wirkte das Kollektivtrauma des Debakels von Tumu 1449 und der verheerenden politischen Verwerfungen in der Folge davon nach. Es ist daher auch zu vermuten, daß der zur Diskussion stehende Traktat gar nicht aus der Hand Fang Xiaorus stammt, sondern erst nach Tumu entstanden ist und lediglich Fang Xiaoru zugeschrieben wurde[47].

Wie dem auch sei, auf den Traktat stützte sich offensichtlich Qiu Jun (1420? – 1495) bei der Abfassung seiner 1481 fertiggestellten und 1488 gedruckten Reichschronik *Shishi zhenggang* (*Die Chroniken aller Zeiten in den allgemein anerkannten Hauptabschnitten*), die die Geschichte von der Reichsgründung im Jahre 221 v.Chr. bis zur Thronbesteigung Zhu Yuanzhangs 1368 umfaßt[48]. Die Erfahrung des Debakels von Tumu – die Erschütterung am Hof und in der Hauptstadt bei Bekanntwerden der Nachricht davon hatte Qiu Jun selbst vor Ort miterlebt[49] – hat sich hierin in Überlegungen zu einer Konzeption der „nationalen" Historiographie niedergeschlagen. So unterscheidet Qiu Jun vier durch ein jeweils unterschiedliches Verhältnis von „chinesischer" und „barbarischer" Dominanz definierte historische Phasen, die sich im Laufe der Geschichte des Reiches verschiedentlich wiederholt hätten. Eine fünfte, noch nie dagewesene Phase, nämlich die Herrschaft der „Barbaren" (*yidi*) über Gesamtchina, sei mit dem Eindringen der „hunnischen" Yuan (*huyuan*) über China hereingebrochen; Unordung und Chaos hätten damit ihren Gipfelpunkt erreicht. Nur durch die Gründung der Ming-Dynastie habe das endgültige Abgleiten der Menschen in die Barbarei verhindert werden und China wieder zu sich selbst finden können (*Zhongguo ... de wei Zhongguo*). Den Ausnahmecharakter dieser in apokalyptischer Drastik beschriebenen Epoche betonend, tilgte Qiu Jun für die gesamte Yuan-Dynastie die übliche Datierung nach den Kaisern und ihren Regierungsperioden und behielt nur das chronologische Gerüst des Sechzig-Jahres-Zyklus bei[50].

Noch einen Schritt weiter ging der erwähnte Wang Zhu (s. Anm. 42), der in seinem *Song shi zhi* die Geschichte der Yuan-Dynastie in einem als „Chronik der Zwischenperiode" (*runji*) betitelten Anhang zu den Song-Kaiserchroniken zwängt und dabei für die Datierung einfach die Vorfahren Zhu Yuanzhangs (reg. 1368–1398), des Gründers der Ming-Dynastie, nimmt. Die hier deutlich zutage tretende Tendenz, die Yuan-Dynastie in der Geschichtsschreibung zum Verschwinden zu bringen, wurde erst wieder un-

47 Dies ist um so wahrscheinlicher, als Fang Xiaorus Schriften unter Yongle (reg. 1402–1424) bei Todesstrafe verboten waren und dieses Verbot, obwohl gelockert, ein Jahrhundert lang bestand; s. in *Goodrich / Fang,* Dictionary of Ming Biography (Anm. 44), 432.

48 Siku quanshu zongmu tiyao, Nd. in 2 Bde., Peking 1980, 48 / 433b.

49 Kurzbiographie Qiu Juns in *Goodrich / Fang,* Dictionary of Ming Biography (Anm. 44), 249–252.

50 Shishi zhenggang; zitiert nach *Liu Yizheng,* Guoshi yaoyi, Nd. Taipei 1979, 64.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ter den Mandschus umgekehrt; insbesondere machte sich in der Qianlong-Ära Qian Daxin (1728–1804) um die geschichtlichen Studien zur Yuan-Dynastie verdient[51].

Im Kontext der Debatte über die „rechte Reichsnachfolge" fand der Ausschluß alles „Barbarischen" seinen extremsten Ausdruck in einem Traktat, der sich in jener vermutlich in der Ming-Qing-Übergangszeit entstandenen Chronik des Untergangs der Song-Dynastie befindet, aus der oben bereits zitiert wurde. Darin werden die sich in China herumtreibenden „Barbaren" mit Ochsen und Pferden, die eines Tages plötzlich die menschliche Sprache sprechen könnten und in Kleidern und Schuhen herumliefen, ohne freilich über ihr nicht-menschliches Wesen hinwegtäuschen zu können, verglichen, und der Autor versteigt sich dazu, sogar die Tang-Dynastie (618–907), manchmal als Chinas „goldenes Zeitalter" etikettiert, von der „rechten Reichsnachfolge" auszuschließen (weil das Tang-Herrscherhaus nicht von rein-chinesischer Herkunft gewesen sei)[52].

Kurz, im historischen Denken der mittleren und späten Ming-Zeit läßt sich eine starke Tendenz der Abgrenzung gegenüber den „Barbaren", einhergehend mit Überlegungen zu einer „nationalen" Historiographie, festmachen. Allerdings sind mit den „Barbaren" stets nur die Mongolen bzw. die Yuan-Dynastie gemeint. Im Hinblick auf die Völker und Staaten im Süden und Südwesten des Reiches können wir dagegen umgekehrt eine Inklusionstendenz feststellen. Dies führt deutlich ein Werk mit dem Titel *Aufzeichnung aller Gastvölker* (*Xian bin lu,* Vorwort 1591) des nicht weiter bekannten Luo Yuejiong (fl. 2. Hälfte 16. Jh.) vor Augen. Mit den „Gastvölkern" sind die Staaten, Völker und Volksgruppen gemeint, mit denen zur Zeit des Autors der Ming-Hof in Tributbeziehung stand. Es handelt sich aber nicht, wie man zunächst meinen möchte, um ein ethnographisches Werk, sondern das erklärte Anliegen des Autors ist, tatsächlich die *Geschichte* dieser insgesamt 105 Staaten, Völker und Volksgruppen zu schreiben, soweit dies die ihm zur Verfügung stehenden Quellen erlaubten (das angehängte Verzeichnis benutzter Werke umfaßt immerhin 337 Titel)[53]. Vielfach ist das Ergebnis ein nicht allzu weit in die Geschichte zurückreichender Abriß der Beziehungen zwischen dem Staat, dem Volk oder der Volksgruppe mit dem chinesischen Hof. Wichtig ist hier aber vor allem die Einteilung; sie erfolgt traditionell nach den vier Himmelsrichtungen zugeordneten „Barbaren":

---

51 Siehe dazu *Huang Zhaoqiang,* Qingren Yuanshixue tanyan: Qingchu zhi Qing zhongye, Banqiaoshi 2000.

52 Gujin zhengtong da lun, in: Zheng Sixiao ji (Anm. 33), 132–137.

53 Fanli, in: Xian bin lu, punktiert v. Yu Sili (Zhongwai jiaotong shiji congkan), Peking 2000, 12–14.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

I: „Nördliche Barbaren“	Kap. 1	2 Abschnitte (Tartaren, Oiraten)
II: „Östliche Barbaren“	Kap. 2	4 Abschnitte (Korea, Jurchen, Japan, Ryûkyû)
III: „Westliche Barbaren“	Kap. 3 – 5	37 Abschnitte
IV: „Südliche Barbaren“	Kap. 6 – 8	62 Abschnitte

Die Übersicht macht deutlich, daß es, was die Vielfalt der historisch in den Blick genommenen Subjekte betrifft, eine ganz eklatante Nord-Süd- wie auch eine etwas weniger stark ausgeprägte Ost-West-Schlagseite gibt. Welche Schlußfolgerungen lassen sich aus diesem Befund ziehen? Bevor wir uns dieser Frage zuwenden, wollen wir ein Blick auf die Kartographie in der „langen“ späten Ming-Zeit (ca. 1530 – 1680) und auf einige mingzeitliche „Weltkarten“ werfen.

III.

Was im Chinesischen als *tu,* „Karte“, bezeichnet wird, hat ein weites semantisches Feld, das von „Bild“, „Abbildung“, „Diagramm“, „Skizze“ bis „Plan“ und „Unternehmung“ reicht. Ein *tu* steht in der Regel im Zusammenhang mit einem Text (*wen*), sei es, daß sich dieser direkt auf dem *tu* befindet, wie die Widmungsgedichte auf den traditionellen chinesischen Tuschebildern, sei es, daß er dem *tu* zugrundeliegt, wie die Weissagesprüche des *Buchs der Wandlungen* den 64 Hexagrammen, die traditionell als die Urform aller *tu* gelten. Meist hatte eine „Karte“ im alten China also nur eine komplementäre Funktion zum Text[54].

Dies unterstreicht die hohe Bedeutung des um 1541 entstandenen, zuerst 1555 gedruckten Kartenwerks *Guang yu tu* (*Die Erdkarte in erweiterter Form*) von Luo Hongxian (1504 – 1564), das als ältester erhaltener chinesischer Atlas gilt[55]. Mit 40 Karten (in der Erstausgabe) auf 117 Seiten handelt es sich um ein kompaktes Kompendium des geographischen Wissens der da-

---

[54] *Nathan Sivin / Gari Ledyard,* Introduction to East Asian Cartography, in: The History of Cartography, Vol. 2.2: Cartography in the Traditional East and Southeast Asian Societies, hrsg. v. J. B. Harley / David Woodward, Chicago / London 1994, 23 – 31, 26 – 27 u. 29 – 30.

[55] Entsprechend hat das Werk in der Literatur Aufmerksamkeit gefunden: *Walter Fuchs,* Materialien zur Kartographie der Mandju-Zeit, in: Monumenta Serica 1 (1935 / 36), 386 – 427, 388; *ders.,* The „Mongol Atlas“ of China by Chu Ssu-pen, and the „Kuang Yü T'u“, Peiping 1946; *Joseph Needham,* Science and Civilisation in China, Vol. 3: Mathematics and the Sciences of the Heavens and the Earth, Cambridge et al. 1959, 552; *Ren Jincheng,* Guang yu tu zai Zhongguo dituxueshi shang de gongxian ji qi yingxiang, in: Zhongguo gudai dituji, 3 vols., hrsg. v. Cao Wanru et al., Vol. II: Mingdai, Peking 1995, 73 – 78.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

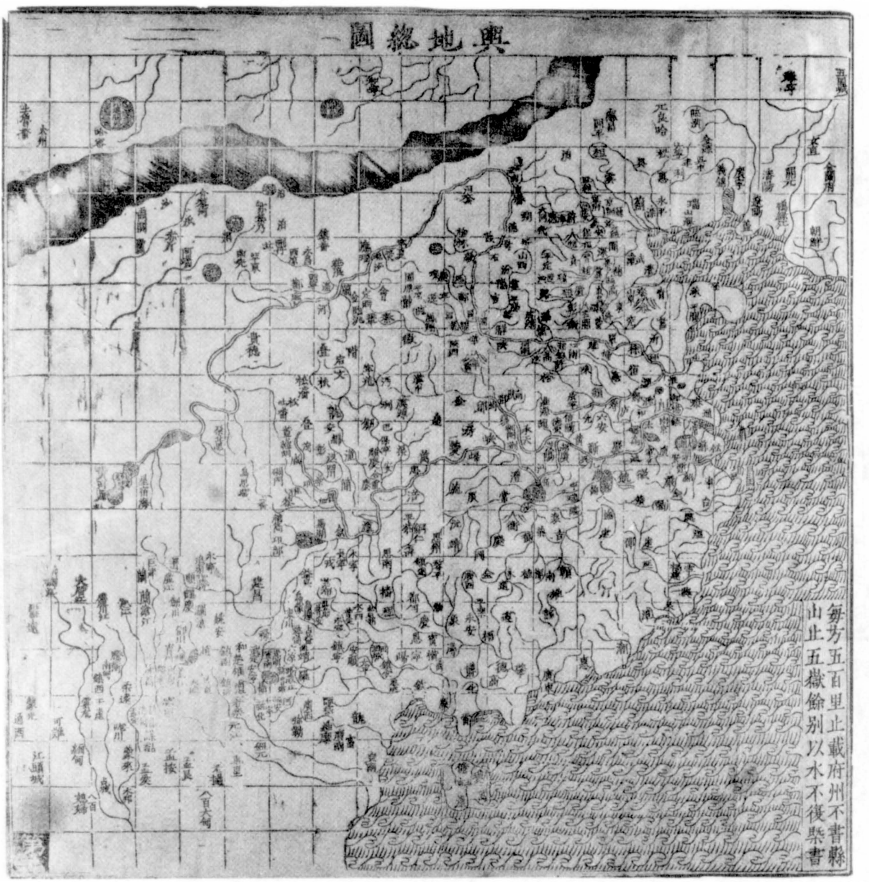


Abbildung 1

maligen Zeit. Als Vorlage für die siebzehn im ersten Teil enthaltenen Karten für Gesamtchina (s. Abb. 1–2), den zwei Hauptstadtdistrikten (3 Karten) und Dreizehn Provinzen diente Luo Hongxian die große yuanzeitliche, nicht mehr überlieferte Karte des Zhu Siben (1273–1333). Darüber hinaus enthält der Atlas im zweiten Teil elf Karten für die „Neun Grenzmarken“ (*jiubian*)[56] an der Nordgrenze zu den Mongolen hin, drei Karten des Gelben Flusses, drei des Großen Kanals, zwei der Meeresschiffahrtswege und vier, die Korea, Annam, die Mongolei und die „Westlande“ zeigen[57]. Für alle

[56] Zu der Einrichtung der „Neun Grenzmarken“ in der Ming-Zeit s. *Waldron,* The Great Wall (Anm. 38), 140–141.

[57] Die Anzahl der Karten, die in späteren Ausgaben des Atlasses dazukamen oder sich durch Teilung bzw. Zusammenlegung von Karten veränderte, ist aufgrund unter-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abbildung 2

Karten wird – wie auch schon auf Zhu Sibens Karte – ein Entfernungsgitternetz verwendet[58].

Von Luo Hongxians Atlas wurden innerhalb von zweieinhalb Jahrzehnten fünf weitere Druckauflagen und eine Manuskriptfassung angefertigt; eine letzte Druckauflage erfolgte 1799; ferner inspirierte er eine Reihe von ähnlichen Atlanten, mindestens sechs bis zum Ende der Ming-Dynastie und zwei weitere in der frühen Qing-Zeit[59]. Anzumerken ist hier, daß auf der Ge-

schiedlicher Angaben in der Literatur nicht genau zu ermitteln (ich konnte lediglich das in der British Library erhaltene Expl. des Nachdrucks von 1799 einsehen); s. *Fuchs,* The „Mongol Atlas" (Anm. 55), 29; *Lu Liangzhi,* Zhongguo ditu xueshi, [Peking] 1984, 103; *Ren Jincheng,* Guang yu tu zai Zhongguo (Anm. 55), 77, Tafel. – Quelle für Abb. 1: *Fuchs,* The „Mongol Atlas" (Anm. 55), no. 1; für Abb. 2: *Helwig Schmidt-Glintzer,* Das Weltbild im Alten China, in: Focus Behaim Globus, hrsg. v. Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg 1992, 71 – 80, 78, Abb. 10.

58 Siehe dazu *Cordell D. K. Yee,* Reinterpreting Traditional Chinese Geographical Maps, in: The History of Cartography 2.2 (Anm. 54), 35 – 70, hier 50 – 51, 59 – 60.

59 Zu den verschiedenen Ausgaben des *Guang yu tu* s. o. Anm. 57. Die wichtigste Erweiterung erfuhr Luos Atlas durch das unter der Leitung von Chen Zushou (*jinshi*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

samtchina darstellenden Karte in der Erstauflage von Luos Atlas die Große Mauer fehlt – der Grund hierfür war ohne Zweifel deren Fehlen auf der yuanzeitlichen Vorlage –, während sie in späteren Ausgaben eine unübersehbare Grenze bildet (s. Abb. 1 – 2).

Ein zweiter Traditionsstrang der kartographischen Darstellung des Ming-Reiches geht offenbar ebenfalls auf Zhu Sibens Karte zurück, wenn auch nicht in so unmittelbarer Weise wie im Falle Luo Hongxians[60]. Im weiteren Sinne ist diesem Traditionsstrang auch eine 1555 gedruckte *Karte der topographischen Gestalt in Vergangenheit und Gegenwart* (*Gujin xingsheng zhi tu*) zuzurechnen. Die am Ming-Hof entstandene Prachtausfertigung dieser Karte gelangte übrigens in die Hände des spanischen Vizekönigs auf den Philippinen, der sie 1574 Philipp II. vermachte – die erste chinesische Karte, die nach Europa gelangte[61]. Auf ihr und Luo Hongxians Atlas basiert Matteo Riccis (1552 – 1610) Darstellung Chinas auf seiner Weltkarte sowie im weiteren Sinne das kartographische China-Bild im Europa der Frühen Neuzeit, wie es maßgeblich in Martino Martinis *Novus Atlas Sinensis* von 1655 fixiert wurde.

Die im zweiten Teil von Luo Hongxians Atlas enthaltenen Spezialkarten deuten bereits die drei Felder an, auf denen sich die mingzeitliche Kartographie in besonderer Weise hervortat: a) die Kartographie der „Neun Grenzmarken" an der gefährdeten Nordgrenze[62]; b) die Kartographie der Küsten-

---

1634) und unter Mithilfe von 46 Mitarbeitern produzierte Kartenwerk *Huang-Ming zhifang ditu* von 1636; es war von so großer militärstrategischer Bedeutung, daß es unter den Qing sofort auf den Index verbotener Bücher gesetzt wurde; s. *Lu Liangzhi,* Zhongguo ditu xueshi (Anm. 57), 105 – 107. Zwei in der Qing-Zeit auf der Basis des *Guang yu tu* entstandene Kartenwerke nennen *Fuchs,* The „Mongol Atlas" (Anm. 55), 28, und *Yee,* Traditional Chinese Cartography and the Myth of Westernization, in: The History of Cartography 2.2 (Anm. 54), 170 – 202, 187.

60 Die früheste erhaltene Quelle dieses Traditionsstranges ist eine 1512 / 13 angefertigte *Erdkarte* (*Yudi tu*) mit einer auf 1526 datierten „Legende" („Fanli") aus der Hand des Yang Ziqi (1458 – 1513) in der linken unteren Ecke; s. Zhongguo gudai dituji (Anm. 55), Vol. II, no. 13; *Zheng Xihuang,* Yang Ziqi ba Yudi tu ji qi tushi fuhao, ebd., 61 – 64. – Eine zweite erhaltene Quelle ist eine zwischen 1569 und 1575 hergestellte und 1594 nachgedruckte Karte, von der eine Pauskopie aus der Hand eines unbekannten koreanischen Gelehrten erhalten ist (mit Ergänzungen zu dem Korea darstellenden Teil); s. ebd., no. 60; vgl. auch *Ren Jincheng / Sun Guoqing,* Wang Pan tishi Yudi tu Chaoxian mohui zengbu ben chutan, ebd., 112 – 116.

61 Die Karte, die Yu Shi (Lebensdaten unbekannt) zugeschrieben wird, befindet sich jetzt im Archiv in Sevilla. Die 1555 gedruckte Karte (115 cm × 100 cm; Peking-Bibliothek) ist übersät mit über 150 Glossen zur Geschichte und Geographie bestimmter Orte und Regionen; s. Zhongguo gudai dituji (Anm. 55), Vol. II, no. 139; China in Ancient and Modern Maps, komp. v. Ancient Map Research Team of Chinese Academy of Surveying and Mapping (Sotheby's Publications), London 1998, no. 70.

62 Siehe Zhongguo gudai dituji (Anm. 55), Vol. II, nos. 16 – 24; *Wang Mianhou,* Ming caihui jiu bian tu yanjiu, ebd., 65 – 68.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

verteidigung gegen die summarisch als „japanische Banditen" (*wokou*) bezeichneten Piraten und Freibeuter[63] sowie c) die Kartographie der Flußregulierung und des Flutkatastrophenschutzes[64]. Ferner sind hier viertens die Seekarten, die aufgrund der sieben Seereisen des Zheng He (1371–1433) in den Indischen Ozean und bis an die ostafrikanische Küste entstanden sind, zu nennen[65].

Fazit: Der weit verbreiteten Ansicht, die chinesische Kartographie habe zur Ming-Zeit ihren Tiefstand erreicht – einer Ansicht, die auf Ferdinand von Richthofens Einschätzung aus dem Jahre 1877 zurückgeht –, hat bereits Walter Fuchs in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts vehement widersprochen: „gerade in dieser Periode", so Fuchs, habe „das genauere Kartenbild besonders der Grenzländer Chinas, Japan mit eingeschlossen, seine Ausgestaltung erfahren"[66]. Das umfangreiche Kartenmaterial aus dieser Periode, das in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gesichtet und nun in größerem Umfang in publizierter Form vorliegt (vor allem in dem in Anm. 55 zitierten dreibändigen Werk *Zhongguo gudai dituji*), läßt einen noch weitergehenden Schluß zu: Die Zeit von der Jiajing-Periode (1522–1566) bis zum Untergang der Ming-Dynastie 1644/45 war, was die Vielfalt und Qualität der kartographischen Erfassung der Welt sowie die Fähigkeit der Integration neuer geographischer Kenntnisse betrifft, eine außerordentliche Blütezeit der traditionellen chinesischen Kartographie. In dieser hochkonjunkturellen Entwicklung der chinesischen Kartographie spiegelt sich die enorme Erweiterung des geographischen Wissens in dieser Zeit. Dafür stehen exemplarisch die geographischen Traktate und der reiche Fundus an empirischen geographischen Beobachtungen Xu Xiakes (1585–1640), des unstrittig bedeutendsten Reisenden der späten Kaiserzeit[67], aber ebenso auch ein so umfangreiches Kompendium wie das 1610 gedruckte Werk *Fangyu shenglüe* des Cheng Bai'er (Lebensdaten unbekannt), in dem das gesamte geographische Wissen der damaligen Zeit, ein-

---

63 Ein herausragendes Beispiel auf diesem Feld ist das Kartenwerk *Wanli haifang tu* (*Karten der Zehntausend Meilen langen Küstenverteidigung*) des Zheng Ruozeng (1503–1570); s. Zhongguo gudai dituji (Anm. 55), Vol. II, nos. 197–200; *Cao Wanru,* Zheng Ruozeng de Wanli haifang tu ji qi yingxiang, ebd., 69–72.

64 Herausragendes Beispiel ist das 1590 gedruckte Werk *He fang yilan* (*Umfassender Überblick für die Wacht am Gelben Fluß*) von Pan Jixun (1521–1595, *jinshi* 1550), dem einen Kartenwerk beigefügt ist (*He fang yilan tu*); s. Zhongguo gudai dituji (Anm. 55), Vol. II, nos. 33–38; *Wang Zheng,* Pan Jixun He Fang yilan tu kao, ebd., 96–100; *Wang Chengzu,* Zhongguo dilixue shi, Bd. 1, Peking 1982, 84, 163–166.

65 Zhongguo gudai dituji (Anm. 55), Vol. II, nos. 168–171; *Niu Zhongxu,* Zheng He Hanghai tu zai woguo gudai ditu fazhanshi zhong de diwei, ebd., 56–58; *Needham,* Science and Civilization (Anm. 55), Vol. 3, 556–561.

66 *Fuchs,* Materialien (Anm. 55), 388.

67 Dazu: *Andrea Riemenschnitter,* China zwischen Himmel und Erde. Literarische Kosmographie und nationale Krise im 17. Jahrhundert, Frankfurt a. M. u. a. 1998.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schließlich des durch die Weltkarte des Matteo Ricci (1552–1610) übermittelten Wissens, gebündelt ist[68].

Dieser Schub in der Akkumulation geographischen Wissens und der Karten-Enthusiasmus in der späten Ming-Zeit waren die Voraussetzung für das lebhafte Interesse der chinesischen Gebildeten an den Karten der Jesuiten und deren geographischen Kenntnissen. Die Geschichte von Riccis Weltkarte ist vielfach erzählt worden, und zwar unter unterschiedlichen Leitperspektiven[69]; sie braucht hier nicht noch einmal wiederholt zu werden. Bei der nachfolgenden Betrachtung dreier zwischen 1585 und 1644 entstandenen chinesischen Weltkarten geht sie gewissermaßen ein in die umfassendere Geschichte spätmingzeitlicher Weltbildkonstruktion.

Die erste hier interessierende Karte ist die von Liang Zhou (Lebensdaten unbekannt) zu Nanjing hergestellte, 1593 gedruckte *Gesamtkarte der Zehntausend Länder der Welt nebst den Tatenspuren bedeutender Personen in Vergangenheit und Gegenwart* (*Qiankun wanguo quantu gujin renwu shiji;* Abb. 3)[70]. Auf ihr füllt das chinesische Reich fast das gesamte Kartenbild aus; nur im Norden und im Westen gibt es einen sich zur nordwestlichen und nordöstlichen Ecke hin etwas verbreiternden Landstreifen für die Darstellung der „Zehntausend Länder", wie es im am oberen Rand zentrierten Titel der Karte heißt. Die Karte gilt als „China's earliest map drawn on the basis of the geographical knowledge of Western missionaries"[71]; möglich, daß Liang Zhou Riccis Weltkarte von 1584 vorlag[72]: So läßt sich zumindest

---

68 Der Hauptteil mit 18 Kapiteln (*juan*) enthält eine nach den Provinzen gegliederte Beschreibung der Geographie des Ming-Reiches, der Anhang zu den „Äußeren Barbaren" (*Waiyi*) mit 6 *juan,* eine Beschreibung der Welt nach Riccis Weltkarte, gefolgt von geographischen Beschreibungen der Tartarei, Koreas, der „Westlande" (Hami und Turfan), Annams und des Südwesten Chinas (Nanzhong), die weitgehend auf dem in Anm. 53 zitierten *Xian bin lu* beruhen; s. *Yu Sili,* Qianyan, ebd., 5–7, 7; *juan* 1 des Anhangs enthält zwei Karten der westlichen und der östlichen Hemisphäre, für die eine von Ricci angefertigte und von Feng Yingjing 1601 gedruckte Doppelkarte der Weltkugel, die nicht mehr überliefert ist, die Vorlage abgab; s. Zhongguo gudai dituji (Anm. 55), Vol. II, nos. 224–225.

69 Ich danke *Nicolas Standaert* für die Zusendung eines für die Publikation vorgesehenen Manuskripts, in dem er vier verschiedene Ansätze der Interpretation von der Aufnahme von Riccis Weltkarte in China diskutiert: „influence", „response", „locus of understanding" und „early modern communication".

70 Holzplattendruck von 1593; 172,5 cm × 132,5 cm; Privatbesitz Philip Robinson, England; Kopie in der British Library; s. Zhongguo gudai dituji (Anm. 55), Vol. II, no. 145 (Quelle für Abb. 3); China in Ancient and Modern Maps (Anm. 61), no. 87.

71 Zhongguo gudai dituji (Anm. 55), Vol. II, 36, li. Sp.

72 Neben Riccis Weltkarte wird auch Abraham Ortelius' *Theatrum Orbis Terrarum* (Antwerpen 1579) als Vorlage für Liang Zhou genannt; so in China in Ancient and Modern Maps (Anm. 61), 130. – Das ist alles recht spekulativ; Fakt ist: im Kolophon am oberen Rand äußert sich der Autor, nach kritischer Bemerkung über den Atlas *Guang yu tu* des Luo Hongxian („für eine Sache, die er in den Griff bekommt, verliert

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abbildung 3

er zehntausend andere"), positiv über ein „Kartenwerk" (*tushuo*) eines Mannes aus „West-Qin" (oder: aus dem Äußersten Westen?). Der Autor fährt fort, daß von diesem Kartenwerk ein Exemplar in sechs Druckbögen, hergestellt auf der Grundlage einer Pauskopie von den Druckplatten der Herren aus „Ouluoba" (Europa), vorliege, so

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die zum rechten oberen Rand zweitnächste Insel als „Jianadaguo", „Kanada", identifizieren[73]. Weitere Übernahmen, zumal das Festland betreffend, scheinen jedoch äußerst rar zu sein.

Auf den ersten Blick ist Liang Zhous Karte dem zweiten im Vorangegangenen identifizierten Traditionsstrang mingzeitlicher „Weltkarten" zuzuordnen; ihre Abhängigkeit zur *Karte der topographischen Gestalt in Gegenwart und Vergangenheit* (s. o. Anm. 61) ist offensichtlich. Allerdings gibt es, neben zahlreicher geringfügiger Differenzen, einen gravierenden Unterschied: die Darstellung Chinas und der angrenzenden „Zehntausend Länder" auf einer großen Kontinentalscholle im Weltenmeer. Es wird damit – und hierin liegt die eigentliche Bedeutung von Liang Zhous Karte – ein grundlegend neuer Typ kartographischer Weltdarstellung geschaffen, der bis ins 19. Jahrhundert als modellhaft fortwirkte[74].

Für diese Neuerung hat nun anscheinend Riccis Weltkarte kaum impulsgebend gewirkt; vielmehr ist buddhistischer Einfluß anzunehmen[75], in Sonderheit die Übernahme der auf China umgedeuteten, buddhistischen Vorstellung des Weltenkontinents Jambûdvîpa, wie wir sie zum Beispiel in der *Gesamtkarte von China und den Barbarenländern innerhalb der Vier Meere* (*Sihai Huayi zongtu*) von 1585 (Abb. 4) dargestellt finden[76]. Diese Weltkarte zeigt neben geographischen Orten und Regionen Chinas und den wichtigeren Ländern, die mit China tributiär verbunden waren, eine Reihe von mythischen Orten und Ländern, die in dem aus alter Zeit stammenden *Shanhai jing* (*Klassiker der Berge und Meere*) genannt werden.

In der späten Ming-Zeit entwickelte sich der neu geschaffene Typ kartographischer Weltdarstellung fort und brachte eine neue interessante Verbindung chinesischer und westlicher Kartographie hervor: die 1644 von Cao Junyi (Lebensdaten unbekannt) ebenfalls zu Nanjing gedruckte *Gesamtkarte der Neun Grenzmarken, der Himmelsfelder sowie der Wegstrecken im*

---

daß man eine Idee von der unermeßliche Größe der Welt (*qiankun*) bekommen könne. Nirgends fällt der Name Riccis, noch ist von *mehreren* jesuitischen Karten, die Liang Zhou benutzt habe, die Rede; die Aussagen in der Literatur (s. Anm. 71–72), einschließlich *Richard J. Smith,* Chinese Maps. Images of ‚All Under Heaven', Hong Kong / Oxford / New York 1996, 45, sind diesbezüglich alle inkorrekt.

73 Ebenso auf Riccis Weltkarte (*Liangyi xuanlan tu*) von 1603; s. Zhongguo gudai dituji (Anm. 55), no. 58.

74 Zwei Karten dieses Typs von ca. 1743 und 1819 befinden sich in der British Library; Abbildungen in *Smith,* Chinese Maps (Anm. 72), Fig. 7–11 u. 12–14.

75 Zum Wiedererstarken des Buddhismus in der späten Ming-Zeit s. *Chün-fang Yü,* The Renewal of Buddhism in China: Chu-hung and the Late Ming Synthesis, New York 1981.

76 Aus der von Zhang Huang (1527–1608) kompilierten, 1585 veröffentlichten Sammlung *Tushu bian;* Abb. nach einer Ausg. von 1613; Quelle: *Smith,* Chinese Maps (Anm. 72), Fig. 3.7.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

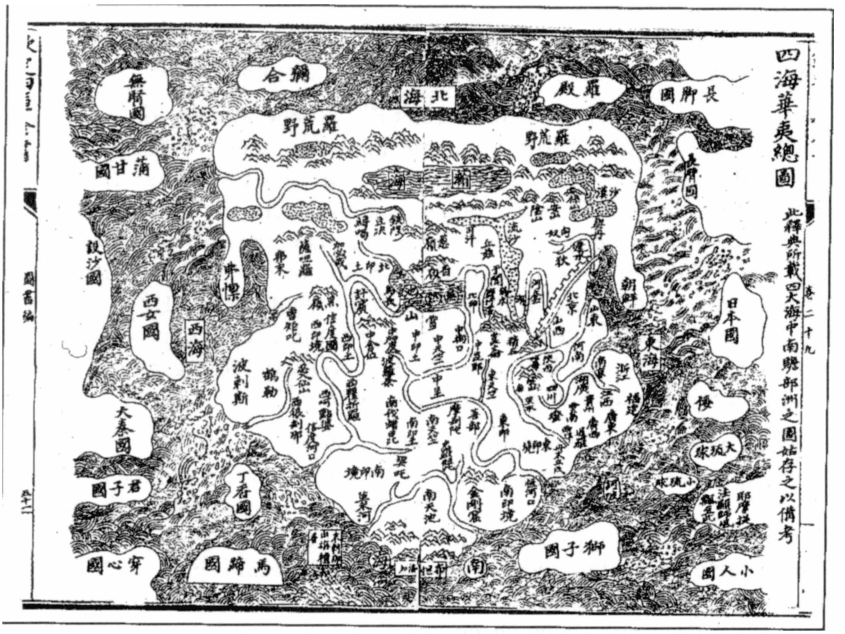


Abbildung 4

ganzen Reich (*Tianxia jiubian fenye renji lucheng quantu*)[77]. Sie deutet die Kugelform der Erde an und gibt – erstmalig in der chinesischen Kartographiegeschichte – die Längsgrade an.

Die Darstellung Chinas entspricht, mit einigen leichten Veränderungen[78], weitgehend der auf Liang Zhous Karte. Neu hinzugekommen ist die außer-

[77] 125 cm × 121 cm; Peking-Bibliothek und British Library; s. Zhongguo gudai dituji (Anm. 55), Vol. II, no. 146 (Quelle für Abb. 5). Eine detaillierte Beschreibung der Karte, auf der Grundlage eines auf das Jahr 1663 datierten Exemplars von Wang Junfu (120,2 cm × 119 cm), findet sich bei *Fuchs,* Materialien (Anm. 55), 395–396; die Beschreibung läßt den unzweifelhaften Schluß zu, daß es sich um einen Nachdruck von Cao Junyis Originalkarte handeln muß. – Ebenso wie Liang Zhous Weltkarte steht der Titel zentriert auf dem oberen, ebenfalls mit einem Kolophon versehenen Rand, und der untere Rand enthält gleichfalls eine Aufstellung der Präfekturs- und Bezirksstädte, einschließlich der Haushalts- und Bevölkerungszahlen für jede der zwei Hauptstadtsdistrikte und Dreizehn Provinzen, zusätzlich jedoch darunter, wiederum nach den Provinzen gegliedert, die Entfernungsangaben von der jeweiligen Provinzhauptstadt zu den anderen Provinzhauptstädten. An den Seitenrändern sind in zwei schmalen Leisten rechts die Neun Grenzmarken, die Haupttore der Großen Mauer und die Grenzlager sowie links 33 fremde Länder, jeweils mit Entfernungsangaben, aufgelistet.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abbildung 5

chinesische Welt (abgesehen von dem Landstreifen nördlich der Großen Mauer, der allerdings merklich breiter geworden ist). Deutlich erkennbar sind die Konturen Afrikas, des Mittelmeeres und Europas (Ouluoba), einschließlich Englands und Irlands. Dagegen ahnt der heutige Betrachter nicht, daß es sich bei den auffallend großen Inseln (oder Halbinseln) in der rechten oberen und rechten unteren Ecke um Nord- und Südamerika sowie bei der Insel in der Kartenmitte ganz rechts um Hispaniola (Haiti) handelt.

78 Zum Beispiel ist die Große Mauer geradliniger eingezeichnet, Zhejiang im Südosten schiebt sich auffällig weiter ins Meer vor, und die koreanische Halbinsel – auf Liang Zhous Karte zumindest noch als Sporn bzw. schmaler Landstreifen angedeutet – ist ganz weggefallen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Darstellung des indischen Subkontinents als eine nach unten hin leicht verbreitete Borte im Westen und Südwesten des chinesischen Reiches folgt traditioneller Kartendarstellung.

Resümee

Den drei hier betrachteten „Weltkarten" (Abb. 3 – 5) ist gemeinsam, daß sie prominent die „Große Mauer" als Bollwerk und Grenze nach Norden hin zeigen. Ein Fingerzeig, wie wichtig die „Große Mauer" für das Welt- und Selbstverständnis der mingzeitlichen Gebildetenschicht war, ist etwa auch ihre nachträgliche Einzeichnung auf der Gesamtchina darstellenden Karte in späteren Ausgaben von Luo Hongxians Atlas (Abb. 1 – 2).

Die „Große Mauer" symbolisiert die Grenze zwischen der zivilisierten Welt (*Hua*) und den „Barbaren" (*yi*), die in Reaktion auf die krisenhaft erfahrenen Zusammenstöße mit den Mongolen im 15. und 16. Jahrhundert zunehmend schärfer gezogen wurde – Ergebnis eines Abgrenzungsdiskurses, der wesentlich auch im Bereich der Historiographie und des historischen Denkens geführt wurde. Es wäre nun jedoch verfehlt, den konfuzianischen Universalismus in seiner mingzeitlichen Ausprägung nur von seinen exludierenden Zügen her zu sehen; er weist gleichermaßen inkludierende Züge auf. Im Bereich der Kartographie zeigen sie sich zum Beispiel in der Schaffung eines neuen Typs der kartographischen Weltdarstellung, die auf der buddhistischen Vorstellung des Weltenkontinents Jambûdvîpa basiert, ebenso wie in der Integration der durch die Jesuiten übermittelten Kenntnisse der außerchinesischen Geographie.

Inklusivismus läßt sich auch in der mingzeitlichen Historiographie feststellen, nämlich in bezug auf die Bemühungen, die Geschichte der zahlreichen Ethnien an der süd- und südwestlichen Peripherie des Reiches zu schreiben. Ähnliche Bemühungen wurden in der zeitgenössischen Geographie und Ethnographie unternommen. Dies deutet darauf hin, daß in der späten Ming-Zeit die „innere Kolonisation" des Südens und des Südwestens Chinas als kognitive Strategie vorentworfen wurde, bevor sie sich real-historisch unter der Mandschu-Herrschaft im 18. und 19. Jahrhundert vollzog.

Über diesen Prozeß informiert kenntnisreich das oben kurz vorgestellte Werk zur „Grenzgebietserschließung" in der Qing-Zeit. Allerdings geht darin unter, daß in der Qianlong-Ära, also in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Expansion Chinas mit der Eroberung der riesigen zentralasiatischen Gebiete eine völlig neue Dimension annahm. Im Anschluß an Laura Hostetlers Studie könnte man hierin die Vollendung des kolonialen Projekts der Qing sehen. Wie stellte sich dies in der zeitgenössischen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wahrnehmung dar? Dieser Frage kann hier nicht weiter nachgegangen werden, aber wir wollen abschließend wenigstens noch eine Stimme dazu zu Wort kommen lassen, nämlich die des eingangs zitierten Ji Yun.

Mit Genugtuung, wenn nicht gar Stolz, zitiert Ji Yun den südsongzeitlichen Gelehrten Zheng Qiao (Zeilen 7 – 8). Dieser hatte in einem Traktat über das Sanskrit die Überlegung angestellt, daß der Grund dafür, daß die konfuzianischen Schriften im Unterschied zum buddhistischen Kanon sich nicht über einen geographisch verhältnismäßig eng umgrenzten Raum (dessen nördliche Grenze mit dem Onon-Fluß, einem Quellfluß des Amurs, angegeben wird) hinaus verbreitet hätten, in der Zeichenschrift des Chinesischen liege[79]. Hinter Ji Yuns Bemerkung, daß nun die konfuzianischen Schriften sehr wohl über die von Zheng Qiao genannte Einzugssphäre hinaus Verbreitung fänden, steckt ein Einwand grundsätzlicher Art, nämlich der, daß die Verbreitung der chinesischen Kultur keineswegs vom Schriftsystem des Chinesischen abhänge, sondern vielmehr vom Charisma, von der „Tugend“ (*de*) des Kaisers (wobei „Tugend“ als Inbegriff aller Herrschertugenden zu verstehen ist).

Entsprechend notiert Ji Yun im Vorwort zu seinen Gedichten aus Urumtschi, daß er damit „nicht nur zur Unterhaltung mit Freunden bei Kerzenlicht und Wein beitragen“ möchte, sondern „daß alle innerhalb und außerhalb des kaiserlichen Gebietes und der Ozeane erfahren [mögen], daß die majestätische Tugend des heiligen Kaisers so überströmend war, daß man Longsha [d.i. die nordwestlichen Grenzgebiete] und Congxue [d.i. Pamir und Tianshan-Gebirge] an der äußersten Grenze erschloß“[80].

---

79 *Zheng Qiao,* Tongzhi, Ed. Shi Tong, Shanghai 1936, Nd. 4 Bde., Taipei 1965, 36/513a-b.

80 Aus dem Vorwort; *Ebner von Eschenbach,* Die Gedichte des Chi Yün (Anm. 1), 367.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Entdecker" und „Entdeckte". Zum Selbstverständnis von Zar und Elite im frühneuzeitlichen Moskauer Reich zwischen Europa und Asien

Von Jan Kusber

Nimmt man Gesamtdarstellungen zur Geschichte Europas, insbesondere zur Frühen Neuzeit zur Hand, gerät das Zarenreich selbst für beziehungsgeschichtliche Fragestellungen nur zu ausgewählten Zeitabschnitten in den Blick, etwa für die mit dem vieldiskutierten Begriff des Absolutismus in Verbindung gebrachten Regierungen Peters I. und Katharinas II. im 18. Jahrhundert. Das 16. und das 17. Jahrhundert bleiben hingegen weitgehend ausgeklammert[1]. Dafür gibt es verständliche Gründe. Wenn schon die Spezialisten für russische Geschichte sich nur mühsam darauf verständigen können, welche Besonderheiten eine Frühneuzeit im Russischen Reich ausmachen, warum sollten sich die Verfasser von Überblicksdarstellungen der Mühe unterziehen, die Spezifika der russischen Entwicklung mit zu bedenken? Seine Ausblendung führt jedoch zu einer Negierung der Vielfalt, die Europa im 16. und 17. Jahrhundert auch an seinen Peripherien aufwies.

Die Charakteristika, die es gerechtfertigt erscheinen lassen, von einer Frühneuzeit des Moskauer Reiches seit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert zu sprechen, können hier nicht in extenso diskutiert werden[2]. Versteht

---

[1] Siehe etwa die ältere Darstellung von *Ernst Walter Zeeden,* Hegemonialkriege und Glaubenskämpfe. 3. Aufl. Frankfurt 1992 (= Propyläen Geschichte Europas, 2). Nicht von ungefähr legte Klaus Zernack 1994 einen Ergänzungsband in dieser Reihe vor: *Klaus Zernack,* Polen und Rußland. Zwei Wege in der europäischen Geschichte. Berlin 1994.

[2] Hierzu könnte man etwa die rudimentäre Rezeption von Humanismus und Renaissance nennen, die verstärkten Auseinandersetzungen mit anderen christlichen Konfessionen im 16. Jahrhundert, die Kirchenspaltung (Raskol) um die Mitte des 17. Jahrhunderts, den Ausbau der Zentralbehörden und das Bemühen, einen zentralisierten Herrschaftsapparat auch in die Provinzen auszudehnen. Die wissenschaftlichen Errungenschaften, die das Weltbild der Frühen Neuzeit in Europa nachhaltig veränderten, werden freilich nicht herangezogen werden können, auch wenn etwa der Buchdruck in der Zeit Ivans IV. erprobt wurde. Siehe unten, vgl. auch u. a. *Günther Stökl,* Das Echo von Humanismus und Renaissance und Reformation im Moskauer Rußland, in: JbfGO N. F. 7 (1959), 413–430, insbesondere 427–430. Die sowjetische Geschichtswissenschaft mit ihrem Versuch, im Sinne eines teleologischen Ge-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

man jedoch Expansion als ein Charakteristikum der Frühen Neuzeit, ist ein Blick auf das Moskauer Reich des 16. und 17. Jahrhunderts unter vergleichenden Aspekten wie zur Vervollständigung des Mosaiks von Mentalitätslagen der europäischen Eliten von Interesse. Konsolidierung von Herrschaft und Reich ging in Moskau trotz mancher Erschütterungen mit einer Expansion einher, die den Zaren zum Herrscher über ein multiethnisches Imperium machte. Genannt seien hier die Eroberung der Khanate von Kazan' und Astrachan', das Vordringen in den Nordkaukasus und die Angliederung der sibirischen Landmasse zum Pazifik. Wandelte diese Expansion das Selbstverständnis sowohl des Autokraten als auch der herrschenden Eliten und präfigurierte es die Nationbuildung-Prozesse des 19. Jahrhunderts[3]? Zumindest zwang die Expansion den Autokraten und die Elite, ihr Verhältnis zu Westeuropa zu definieren. Gerade das 16. und 17. Jahrhundert konstituieren hier eine Phase des gegenseitigen „Entdeckens". Man war im Zarenreich gleichsam „Subjekt" und „Objekt" der Entdeckung und blieb in diesem Spannungsverhältnis im Grunde bis zum Untergang des Zarenreiches 1917. Jeweils zeitgenössische Beobachter wie auch die moderne Historiographie haben den Gegensatz zwischen Rückständigkeit und expansionistischer Macht für das Zarenreich unter den verschiedensten Fragestellungen erörtert und sich von der Doppelgesichtigkeit des Phänomens fasziniert gezeigt, dabei aber vor allem das 18. und 19. Jahrhundert untersucht[4]. Deshalb soll das 18. Jahrhundert hier ausgespart werden, auch wenn festzuhalten bleibt, daß der Aufstieg Rußlands zur europäischen Kontinental- und

---

schichtsbildes zu interpretieren, fand sich bei Periodisierungsversuchen immer in einem Dilemma. Dies deutet sich etwa schon in der Formulierung des Titels eines noch immer unverzichtbaren Standardwerkes an, Rußland habe sich im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts auf dem Weg in eine neue Zeit befunden: *A. A. Zimin,* Rossija na poroge novogo vremeni. Očerki političeskoj istorii Rossii pervoj treti XVI v. Moskau 1972.

[3] Schon Vasilij Ključevskij betonte die Kolonisation als grundlegendes Moment der russischen Geschichte und damit der Nationsbildung („Kolonizacija kak osnovnoj fakt"). Siehe *Vasilij O. Ključevskij,* Russkaja Istorija. Polnyj kurs lekcij. Kniga pervaja. Moskva 1993, 19–23, Zitat: 19. Zur Diskussion um Identität der russischen Eliten in diesem Spannungsverhältnis: *Jan Kusber,* Zwischen Europa und Asien: Russische Eliten des 19. Jahrhunderts auf der Suche nach einer eigenen Identität, in: Geschichte(n), Mythen, Identitäten, hrsg. v. Stephan Conermann. Hamburg 1999 (Asien und Afrika, 2), 91–117; *ders.*, Faszination und Ablehnung. Zur Diskussion um Rußlands Verhältnis zu Europa in der Zeit Alexanders I. (1801–1825), in: Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 14 (2001), 116–128.

[4] Die Diskussion von unterschiedlichen Standpunkten aus resümierend: *Christoph Schmidt,* Aufstieg und Fall der Fortschrittsidee in Rußland, in: HZ 263 (1996), 1–30; *Manfred Hildermeier,* Das Privileg der Rückständigkeit. Anmerkungen zum Wandel einer Interpretationsfigur der neueren russischen Geschichte, in: HZ 244 (1987), 557–603; *Jörg Baberowski,* Rußland und die Sowjetunion, in: , Das gemeinsame Haus Europa. Handbuch der europäischen Kulturgeschichte, hrsg. v. W. Köpke. München 1999, 197–210.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Flügelmacht (spätestens mit den Teilungen Polens) eine Elitenmodernisierung begleitete, die zu einer intensiven Selbstbefassung mit der eigenen Identität führte. Für das Moskauer Reich des 16. und 17. Jahrhunderts sind die skizzierten Fragen weitgehend ein Desiderat der Forschung geblieben. Dies erstaunt auf den ersten Blick, denn mit der Eroberungen der Khanate von Kazan' und Astrachan' 1552 und 1556 wurde das Moskauer Zartum zu einer Macht, die sich ganz bewußt zu ihrer Multiethnizität bekannte. Der Moskauer Großfürst, ab 1547 Zar, herrschte zwar schon zuvor über ein multiethnisches Reich, in dem neben ostslavischer beispielweise auch finnougrische und turksprachige Völker beheimatet waren[5]. Doch war nun eine neue Qualität erreicht. Ivan IV. bezeichnete sich in seiner Titulatur als Zar von Moskau sowie als Zar von Kazan' und Astrachan'. 1601 erzählte der russische Gesandte Grigorij Ivanovič Mikulin voller Stolz einem schottischen Gesandten in London, daß der Zar über die Tataren Kazans, Astrachans und Sibirien herrsche und ihm auch andere Tataren dienten[6]. Und als 1667 ein neues „Großes Staatsiegel" auf Befehl von Zar Aleksej Michajlovič entworfen und im Gesandtschaftsverkehr für bindend erklärt wurde, drückten sich schon in diesem Siegel ein Herrschaftsverständnis und eine Herrschaftsinszenierung aus, die der Multiethnizität des kontinentumspannenden Großreiches Rechnung trugen: Über dem Moskau symbolisierenden Doppeladler schwebten drei Kronen für Sibirien, Kazan' und Astrachan', während den ehemals selbständigen ostslavischen Territorien nachrangige Symbole zugeordnet worden waren[7]. Aus diesen Befunden ergeben sich drei Fragen, die erörtert werden sollen:

1. Welchen Kenntnisstand besaß die herrschende Elite über die eroberten Gebiete und ihre Ethnien und auf der Basis welcher Informationen verfolgte sie in den gesellschaftlich und religiös anders strukturierten Gebieten Abgrenzung- oder Unterwerfungsstrategien?

2. Welches Wissen besaß die herrschende Elite über das Mächtesystem und die Kultur Mittel- oder gar Westeuropas und welche Formen des Kontaktes der kulturellen Annäherung wurden gesucht?

3. Lassen sich aus der Beantwortung der ersten beiden Fragen vorläufige Erkenntnisse über einen Wandel des Selbstverständnisses des Autokraten

---

[5] Hierzu das Standardwerk von: *Andreas Kappeler,* Rußland als Vielvölkerreich. Entstehung, Geschichte, Zerfall. München 1992, 19–24. Detaillierter seine Vorstudie: *Andreas Kappeler,* Ethnische Minderheiten im Alten Rußland (14.-16. Jahrhundert): Regierungspolitik und Funktionen, in: Forschungen zur Osteuropäischen Geschichte 38 (1986), 131–151.

[6] *N. E. Evans,* The Meeting of Russian and Scottish Ambassadors in London 1601, in: Slavonic and East European Review 55 (1977) 4, 518–528, hier 525.

[7] *Richard Wortman,* Scenarios of Power. Myth and Ceremony. Vol. I.: From Peter the Great to the Death of Nicholas I. Princeton 1995, 32; Otečestvennaja istorija s drevnejšich vremen do 1917 goda. Encyklopedija, Tom 1, 542 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und der herrschenden Elite gewinnen? Wirken in die eine wie in die andere geographische Richtung Xenophobie oder die Bereitschaft zur kulturellen Aneignung und Akkulturation? Lassen sich aus den Quellen Befunde über eine selbstempfundene Überlegenheit oder Rückständigkeit gewinnen? Existierte gar das Selbstverständnis einer Mittlerfunktion zwischen Europa und Asien, die Teile der Elite in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Hochphase des Imperialismus mit Hinweis auf die Expansion der Frühen Neuzeit für sich in Anspruch nahmen?

Die Beantwortung der aufgeworfenen Fragen scheint nicht nur im begrenzten Rahmen eines Aufsatzes, sondern überhaupt schwierig. Nicht umsonst hat Gabriele Scheidegger darauf hingewiesen, daß sich die „Begegnungen des 16. und 17. Jahrhunderts im Schatten kultureller Mißverständnisse" aus westeuropäischen Quellen und Reiseberichten sehr viel besser rekonstruieren lassen als das Nachvollziehen des „Eigenen im Bild des Fremden", wie sie griffig formulierte, anhand russischer Zeugnisse[8]. Wir haben es auf russischer Seite mit einer relativen Quellenarmut zu tun. Während beginnend mit Siegmund von Herberstein und seinem zum Besteller avancierenden und immer wieder nachgedruckten Rußlandbericht seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhundert eine reiche Literatur über das Moskauer Reich entstand, deren Interdependenzen und ethnographisches Interesse jüngst Marshall T. Poe dargestellt hat[9], fehlt russischsprachige (besser: ostslavische) Reiseliteratur als selbständige Gattung weitgehend. Sie wird erst mit der petrinischen Epoche an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert zu einem sich belebenden Genre[10]. Die wenigen Zeugnisse, die erhalten sind, fanden keine weitere Verbreitung[11].

---

[8] *Gabriele Scheidegger,* Perverses Abendland, barbarisches Rußland. Begegnungen des 16. und 17. Jahrhunderts im Schatten kultureller Missverständnisse. Zürich 1993; *dieselbe,* Das Eigene im Bild vom Fremden. Quellenkritische Überlegungen zur russisch-abendländischen Begegnung im 16. und 17. Jahrhundert, in: JbfGO NF 35 (1987), 339–355.

[9] *Marshall T. Poe,* A People Born to Slavery. Russia in Early Modern European Ethnography, 1476–1748. Ithaca usw. 2000.

[10] *Dmitrij S. Lichačev,* Der Mensch in der altrussischen Literatur. Dresden 1975; *Reinhard Lauer,* Geschichte der russischen Literatur. München 2000, 23–28.

[11] Um ein Beispiel zu nennen: Daß der Reisebericht des Tverer Kaufmanns Afanasij Nikitin aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, bekannt geworden unter dem Titel „Über drei Meere" und seine Reiseroute nach Indien beschreibend, in Moskau unbekannt blieb, verwundert nicht. Tver' lag als Moskaus unterlegener Rivale nicht (mehr) im Zentrum des politischen Geschehens, und Nikitins Text sollte erst sehr viel später gleichsam wiederentdeckt werden. Choždenie za tri morja Afanasija Nikitina, 1466–1472, Hrsg. von *Ja. S. Lur'e,* 2. Aufl. Moskau Leningrad 1958. Hierzu: *Gail D. Lenhoff, Janet L. B. Martin,* The Commercial and Cultural Context of Afanasij Nikitin's Jurney beyond three seas, in: JbFGO N. F. 37 (1989), 312–344. Ähnliches gilt auch etwa für den Reisebericht eines Anonymus, der sich in der Moskauer Delegation zum Konzil von Ferrara/Florenz 1438/38 befand. Eine hilfreiche Anthologie mit

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Nun entstanden westeuropäische Rußlandbücher nicht selten im Zusammenhang mit Gesandtschaftsreisen. Jedoch bemühten sich ihre Verfasser jenseits des diplomatischen Auftrages oft, einen landeskundlichen, teils gar historischen Überblick zu geben. Ob dieses Erkenntnisinteresse „an der Welt" russischen Gesandten fehlte, sei es, daß sie im 16. und 17. Jahrhundert nach Westen, an den Kaiserhof, nach Polen-Litauen, England, Frankreich, Skandinavien oder aber nach Osten, etwa nach Peking reisten, wissen wir zumeist nicht. Es ist allerdings keinesfalls davon auszugehen, daß sie weniger aufmerksam wahr- und aufnahmen, was ihnen die fremde und unbekannte Welt darbot.

Es war der den russischen Reisenden auferlegte Auftrag, der die dürren Worte ihrer Berichte forderte: Der auswärtige Dienst im Zarenreich, der zeitlich wohl nicht genau fixierbar, aber spätestens unter Ivan IV. eine eigene zentrale Behörde, den Posol'skij prikaz (= Gesandtschaftsamt) erhielt, stellte die Schaltstelle für alle Informationen über die nahen und fernen Nachbarn dar, derer man habhaft werden konnte[12]. Hier wurden Übersetzer ausgebildet, auch wurden ausländische Fachkräfte angeworben. Am Beginn der Nutzung solcher Experten stand die kleine Schar der Griechen und Italiener, die in der Suite der byzantinischen Prinzessin Sophia Palaiologa, der zweiten Frau Ivans III., 1472 nach Moskau kamen[13]. Schließlich wurden im Gesandtschaftsamt Aufträge an Kuriere und Spione vergeben, die im 16. und 17. Jahrhundert insbesondere wertvolle Informationen über Livland und Polen-Litauen sammelten. Im Posol'skij prikaz wurden die Gesandten mit detaillierten Instruktionen und Sprachregelungen versehen, von denen sie während ihrer Mission keinesfalls abweichen durften, wollten sie nicht zur Rechenschaft gezogen werden[14]. Die Relationen über die diplomati-

---

Aufzeichnungen russischer Reisender findet sich in: *N. I. Prokof'ev, L. I. Aleksina* (Hrsg.), Zapiski russkich putešestvennikov 16.-17. Jahrhundert vv. Moskau 1988.

12 *Robert Croskey,* Muscovite Diplomatic Practice in the Reign of Ivan III. New York, London 1987 (= Modern European History); *Günther Stökl,* Das moskowitische Gesandtschaftswesen bis in die Zeit Herbersteins. In: *Gerhard Pferschy* (Hrsg.), Siegmund von Herberstein. Kaiserlicher Gesandter und Begründer der Rußlandkunde und der die europäische Diplomatie. Graz 1989, 79–87.

13 Hierzu: *Peter Nitsche* (Hrsg.), Der Aufstieg Moskaus. Auszüge aus einer russischen Chronik. Bd. 2: Vom Beginn des 15. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts. Graz usw. 1966 (= Slavische Geschichtsschreiber, V), 131–135.

14 Maike Sach hat jüngst eine umfangreiche und instruktive Analyse zu Informationssammlung und Kenntnistand in der russischen Diplomatie am Beginn des 16. Jahrhunderts vorgelegt: *Maike Sach,* Hochmeister und Großfürst. Die Beziehungen zwischen dem Deutschen Orden in Preussen und dem Moskauer Staat um die Wende zur Neuzeit. Stuttgart 2002, S. 132–168 (= Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 62), S. 132–186. Siehe auch *Barbara Conrad Lütt,* Hochachtung und Mißtrauen: Aus den Berichten der Diplomaten des Moskauer Staates, in: Dagmar Herrmann (Hrsg.), Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht: 11.-17. Jahrhundert. München 1989 (= West-östliche Spiegelungen, B, 1), 151–178.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen Unterfangen waren daher knapp und an deren Ziel orientiert[15]. So offenbaren sich landeskundliche Beobachtungen, gar eine Erörterung über politische Systeme und gesellschaftliche Zustände als Zufallsfunde, wenn die Beobachtungen nicht unmittelbar für die jeweilige Mission relevant waren: Bei Gesandtschaften ins Reich wurden die dort visitierten Würdenträger nach ihrer Anciennität eingeordnet, was beispielweise für Heiratsprojekte von unmittelbarer Relevanz sein konnte. Das Verfahren der Kaiserwahl etwa galt als der Verschriftlichung wert, um für die nächsten Gesandtschaften eine Grundlage dafür zu haben, wer der geeignete bzw. als gleichrangig empfundene Verhandlungspartner sein könne. Die meisten Eindrücke blieben jedoch der mündlichen Weitergabe in der Bojarenduma, die mit dem Zaren zusammen die Außenpolitik bestimmte, oder der Kommunikation in den persönlichen Netzwerken vorbehalten. Ein Bericht von Ivan Petlin z. B., der 1618 als erster Russe China erreichte und prompt mit einem Handelsvertrag von dort zurückkam, hat Seltenheitswert, ist aber nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, daß er wie mancher russischer Konquistador, der nach Osten aufbrach, dies auf eigene Faust tat und nicht mit derart einschränkenden Instruktionen ausgestattet war wie die Gesandten, die nach Westen aufbrachen[16].

Neben den Relationen sind es vor allem die im Moskauer Reich dominierende geistliche Literatur und vor allem die auch noch im 17. Jahrhundert sehr produktive Chronistik, die für die Wahrnehmungsprozesse und ihre produktive Umsetzung zu betrachten sind[17]. Es handelt sich um Reichsgedanke und Herrschaft legitimierende Literatur im Dienste der Autokratie, welche einerseits die Symphonia von Staat und Kirche propagierte, andererseits die Wahrnehmung der Nachbarn mittels der Darstellung eigener Größe darbot[18]. Sie vermag also vor allem Hinweise auf die jeweiligen Bil-

---

15 Und zum folgenden: *Ja. S. Lur'e* (Hrsg. u. a.), Putešestvija russkich poslov XVI-XVII vv. Statejnye spiski. Moskau, Leningrad 1954.

16 Sein Bericht in: Russko-kitajskie otnošenija v XVII veke. Materialy i dokumenty. 2 Bde. Moskau 1969–1972, hier Bd. 1, 79–90. Siehe auch *N. F. Demidova, V. S. Mjasnikov,* Pervye russkie diplomaty v Kitae. Moskva 1966; *Michael Weiers* (Hrsg.), Die Verträge zwischen Rußland und China 1689–1881. Faksimile der 1889 in Sankt Petersburg erschienenen Sammlung mit den Vertragstexten in russischer, lateinischer und französischer sowie chinesischer, mandschurischer und mongolischer Sprache. Bonn 1979; *V. S. Mjasnikov,* The Ch'ing Empire and and the Russia State in the 17th Century. Moskau 1985.

17 *L. V. Čerepnin,* Otraženie meždunaradnoj žizni XIV-načale XV v. v Moskovskom letopisanii, in: Meždunarodnye svjazi Rossii do XVII v. Moskva 1961, 225–256; Letopisanie na Rusi, in: Slavjanskaja Ėncyklopedija, Tom I: Kievskaja Rus'-Moskovija. Moskva 2001, 657; *N. M. Rogožin,* Posol'skij prikaz. Kolybel' rossjskoj diplomatii. Moskva 2003, 27.

18 Als Beispiele hierzu mögen das „Stufenbuch" und die „Historie vom Zartum Kazan" dienen. Siehe: *Hans Hecker,* Propagierte Geschichte. Die „Stepennaja Kniga" (Stufenbuch) und die Herrschaftsideologie in der Moskauer Rus' (16. Jahrhundert),

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der zu geben, die der Herrscher und sein Umfeld transportiert sehen wollten.

Diese Literaturformen verweisen auf die schmale Schriftkultur im Moskauer Reich und die sie tragenden Institutionen bei Hofe, in der Verwaltung und im geistlich-monastischen Bereich. Umgekehrt bedeutet dieser Befund ein Fehlen von Bildungseinrichtungen, die in Mittel- und Westeuropa in zunehmenden Maße Träger säkularer Bildung und vor allem auch naturwissenschaftlicher Forschung wurden, die im Moskauer Reich fast gänzlich unterblieb[19]. Noch im ausgehenden 17. Jahrhundert schien ausländischen Reisenden an jenen Orten, die sie besuchten oder von denen sie hörten, kaum solche Bildungseinrichtungen vorhanden zu sein. John Perry z. B. vermißte im Moskauer Reich jegliche „Colleges" zur Ausbildung – mit Ausnahme desjenigen in Kiev[20], das er mit der treffenden Bemerkung versah, es liege 700 Meilen von Moskau entfernt an der Grenze zu Polen, und die Russen gingen dort nur sehr selten hin, um zu lernen. Dieses Kollegium in Kiev gehörte bei seiner Gründung noch zum polnisch-litauischen Reichsverband und war vom Aufbau wie vom Curriculum her stark an west- und mitteleuropäischen, insbesondere an jesuitischen Kollegien orientiert. Nach dem Waffenstillstand von Andrusovo (1667), der die Südwestexpansion des Zarenreiches auf Kosten Polen-Litauens vertraglich besiegelte, gab es in dem nun zu Rußland gehörenden Teil der Ukraine Bildungseinrichtungen dieser verschiedenen Konfessionen und Traditionen[21]. Sie waren nicht so sehr aufgrund der Inhalte, sondern aufgrund der Fähigkeiten, die sie vermittelten, für den Staat von Interesse[22]. So waren etwa

---

in: Johannes Laudage (Hrsg.), Von Fakten und Fiktionen. Mittelalterliche Geschichtsdarstellungen und ihre kritische Aufarbeitung. Köln, Weimar, Wien 2003, 371–388; Frank Kämpfer (Hrsg.), Die Historie vom Zartum Kasan (Kasaner Chronist). Graz usw. 1969 (= Slavische Geschichtsschreiber, VII).

19 In der Beschreibung des Adam Olearius von 1656 finden wir einen Hinweis auf anatomische Studien, die freilich von einem Holländer betrieben wurden, der prompt der Zauberei angeklagt wurde (vgl. *Adam Olearius,* Vermehrte newe Beschreibung der moskowitischen und persischen Reise, hrsg. v. Dieter Lohmeier. Tübingen 1971, 185 f.). Das „Einsickern" von westlichem Rationalismus blieb eine langwieriger Prozess, der – wieder einmal – von Peter dem Großen beflügelt wurde, dessen Interesse an anatomischen Experimenten groß war und der dies – zum Erstaunen seiner Untertanen und unter Missbilligung der Kirche auch öffentlich propagierte (vgl. *J. Alexander,* Medical developments in Petrine Russia, in: Canadian-American Slavic Studies 8 (1974), 198–221).

20 *John Perry,* The State of Russia under the Present Czar. London 1716 (Reprint: 1967), 215.

21 *Hans-Joachim Torke,* Moskau und sein Westen, in: Berliner Jahrbuch für Osteuropäische Geschichte (1996) 2, 101–120.

22 Ihre kulturelle Ausstrahlungskraft und konkrete Bedeutung in der Wissenschaft wurden in der Forschung unterschiedlich gewichtet. Siehe hierzu aus der Fülle der Literatur: *E. N. Medynskij,* Bratskie školy Ukrainy i Belorussii v XVI i XVII vv. i ich

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

am Kiever Kollegium, getragen von orthodoxen Geistlichen, auch vorchristliche, antike Autoren zugelassen, und vor allem wurde Latein als Wissenschaftssprache mit Erfolg propagiert[23]. Es fungierte mithin als Drehscheibe für die Weitergabe westeuropäischen Ideengutes, wurde doch 1682 eine Akademie nach diesem Kiever Vorbild auch in Moskau gegründet[24]. Die Bedeutung dieser in Rußland neuen Themen und Formen der Literatur wurde jedoch nicht schriftlich diskutiert. Lediglich in Bezug auf die konfessionelle Auseinandersetzungen finden wir in den Textbüchern, die über Kiev im ganzen Moskauer Reich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Verbreitung fanden, anhand spezifischer Modifikationen Hinweise, die Auskunft über eine Eigensicht geben.

Generell verlief die Einführung des Buchdrucks nur zögerlich, auch wenn der Auftakt wieder in die Epoche Ivans IV. fiel: Der Zar ließ die erste Druckerpresse nach Moskau bringen und unterstützte den Druck eines Buches in Moskau 1564. Schon ein Jahr später ließ er jedoch zu, daß die Druckerpresse vom Mob verbrannt wurde und die Drucker nach Litauen fliehen mußten[25]. Die Frage, ob der Buchdruck Fluch oder Segen für die Bewahrung der Orthodoxie und den Moskauer Staat sei, war auch in der Amtskirche bis ins 17. Jahrhundert stark umstritten und führte zu seiner fast ausschließlichen Nutzung für die Herstellung geistlicher Textbücher. Obwohl manche Bojaren- und Klosterbibliothek durchaus einen beachtlichen Umfang besaß, war in der Konsequenz dieser Haltung die Leseöffentlichkeit auch gegen Ende des 17. Jahrhunderts verschwindend klein.

Die Rezeption über das gedruckte Wort war jedoch nur eine Möglichkeit des Kennenlernens. Schon Alexander Brückner sah das Wirken der bereits erwähnten im Moskauer Reich tätigen Ausländer als überaus bedeutend an. Bereits unter Ivan III., Vasilij III. und Ivan IV. waren ausländische Fachleute, unter ihnen Architekten, Ärzte, Mineure, Ingenieure angeworben worden. In der Zeit Ivans IV. kamen mit der Entdeckung der Nordroute via Archangel'sk insbesondere englische Kaufleute ins Land. Damit wurden auch

---

rol' v vossoedinenii Ukrainy s Rossiej. Moskau 1954; *L. Lewitter,* Peter the Great, Poland and the Westernization of Russia, in: JHI 19 (1958), 493–506; *Max J. Okenfuss,* The Jesuit Origins of Petrine Education, in: John Garrard (Hrsg.), The Eighteenth Century in Russia. Oxford 1973, 106–130, hier 107–110.

23 Zur Popularisierung des Lateinischen: *Max J. Okenfuss:* The Rise and Fall of Latin Humanism in Early Modern Russia. Pagan Authors, Ukrainians, and the Resiliency of Muscovy. Leiden usw. 1995 (= Brill's Studies in Intellectual History, 64).

24 Zur Geschichte der Akademie nach wie vor am ausführlichsten: *S. K. Smirnov,* Istorija Moskovskoj Slavjano-Greko-Latinskoj Akademii. Moskva 1855, 5–81.

25 *James H. Billington,* The Icon and the Axe. An Interpretive History of Russian Culture. 2. Auf. 1970, 100; Ivan IV. selbst sollte aber schon bald erneut eine Druckerei betreiben. Vgl. *Christoph Schmidt,* Russische Geschichte 1547–1917. München 2003 (= Oldenbourg Grundriss der Geschichte, 33), 7.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Felder der diplomatischen Kontakte erweitert[26]. Im 17. Jahrhundert kam es dann infolge der vorsichtigen Öffnung des Moskauer Reiches zu einem verstärkten Zuzug von Ausländern, die sich entweder im Handel betätigten oder für bestimmte Handwerke, im Militär oder der Verwaltung benötigt wurden. Die Möglichkeiten dieser Personengruppe, ihr Wissen an interessierte Kreise weiterzugeben, wurden vom Staat dadurch zu begrenzen versucht, daß sie nicht das Recht der freien Ansiedlung erhielten. Vielmehr lebten sie in getrennten Siedlungen, Ausländervorstädten, von denen die „Nemeckaja sloboda" in Moskau die größte,[27] aber keineswegs die einzige war[28]. Trotz der verordneten Abgeschiedenheit ergaben sich vielfältige Kontakte, aus denen Formen der Zusammenarbeit entstanden, die zu nur sehr schwer faßbaren Akkulturationsprozessen etwa bei Handwerkern, Soldaten und Beamten führten. Die Ausländer errichteten ihre Kirchen und Schulen, die in seltenen Fällen auch von russischen (Adels-)Kindern besucht werden konnten[29]. Hier ist die russische Wahrnehmung beispielsweise über Gerichtsakten faßbar[30], die das zeitweilige Besuchsverbot für Russen in den „Sloboden" oder Handelstreitigkeiten zum Gegenstand haben.

Sie zu analysieren bleibt jedoch schwierig und hat in der Tradition Alexander Brückner zu einer Sicht geführt, die er selbst unter die Überschrift gestellt hatte „Was die Russen lernten"[31]. Brückner wie so manche Historiker bis in unsere Zeit, die mit modernisierungstheoretischen Ansätzen die russische Geschichte zu begreifen suchten, sahen die russische Elite in dem existierenden Diskurssystem der schriftlichen Texte und mündlichen Weitergabeformen, die hier vorgestellt wurden, als das ausschließlich rezepie-

---

26 So wird in der Nikonchronik für das Jahr 1556 erstmals eine englische Gesandtschaft erwähnt, im September 1557 ist die Rede davon, das der Gesandte Osif Nepeja von Philipp, dem König von Spanien und England und von Königin Mary zurückgekommen sei (Patriaršaja ili Nikonskaja letopis' Moskau 1965 (Polnoe sobranie russkich letopisej, 13), 262, 285). Siehe auch: *Henry R. Huttenbach,* The Correspondence between Queen Elizabeth I. and Tsar Ivan IV. An Examination of its Role in the Documentation of Anglo-Muscovite History, in: FOG 24 (1978), 101–130.

27 Auf dem aktuellen Forschungstand und quellengesättigt: *Vera A. Kovrigina,* Nemeckaja sloboda Moskvy i ee žiteli v konce XVII-pervoj četverti XVIII vv. Moskau 1998.

28 Solche Vorstädte existierten vor allem in Städten, die für ausländische Händler als „Einfallstore" in das Zarenreich fungierten, etwa Astrachan' oder Archangel'sk. Vgl. *A. P. Pec,* Nemeckaja sloboda v Archangel'ske, in: L. G. Slavgorodskaja (Hrsg. u. a.), Nemcy v Rossii: Ljudi i sud'by. Sankt Petersburg 1998, 18–28, hier 18–23.

29 *Kovrigina,* Nemeckaja sloboda, 297–312.

30 Dieser Themenkomplex bedarf sicher der weiteren Untersuchung. Für die fruchtbare Nutzung von Gerichtsakten: *Nancy Shields Kollmann,* By Honour Bound State and Society in Early Modern Russia. London 1999, zu ausländischen Einflüssen insbesondere 218, 234 f.

31 *Alexander Brückner,* Culturhistorische Studien. 2 Bände, Riga 1878, hier Bd. 1, 60.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

rende Element. Dabei vernachlässigten sie die „Eigenzeit" Rußlands, von der Christoph Schmidt jüngst sprach[32] und die mit kulturgeschichtlichen Fragestellungen präziser zu konturieren ist als mit mehr oder weniger starren Schemata.

Aus der Diskussion der wenigen verfügbaren schriftlichen Quellen verdient zunächst jedoch als Befund festgehalten zu werden, daß Rezeption und Perzeption des westlichen Europa wesentlich im eigenen Reichsverband vor sich gingen. Die Kommunikationsformen waren im wesentlichen mündliche – ob am Hof, im Umgang mit ausländischen Händlern, oder in den Dörfern, in die Gerüchte über die „Anderen", die „Fremden" gelangten. Als prominente Beispiele mögen die umlaufenden und jeweils instrumentalisierten Nachrichten über die polnischen und schwedischen Interventen in der Zeit der Smuta am Beginn des 17. Jahrhunderts gelten[33].

In der auf Expansion gerichteten Auseinandersetzung mit den Nachbarn wird man die Kategorie des Prestiges nicht unterschätzen dürfen. Ein guter Teil der zunehmend elaborierten Legitimationsstrategien, welche die Herrscher und ihre jeweiligen Berater aus der Elite entwickelten, waren dem Prestige geschuldet[34]. Das Bedürfnis der Zaren nach Ranggleichheit mit dem römischen Kaiser, welches auf die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert zurückgeht, als die Großfürsten von Moskau begannen, im diplomatischen Verkehr mit der Durchsetzung des Zarentitels zu experimentieren, wurde von den Bojaren und Elitenvertretern, die auf Gesandtschaften, in den eroberten Gebieten Polen-Litauens, in Livland oder aber in den Ausländervorstädten mit mittel- und westeuropäischen Lebensmustern und ihren Ausdrucksformen konfrontiert wurden, sicher geteilt. Aus den Gesandtenrelationen läßt sich trotz ihrer Knappheit ein Bewußtsein der eigenen Dignität und auch eine Empfindlichkeit herauslesen, aus der in zwei Richtungen Schlußfolgerungen gezogen werden konnten – schroffe Ablehnung und Xenophobie oder aber Faszination und die Auffassung, daß Modernisierungsimpulse in Wissenschaft und Technik nach Rußland importiert werden müßten[35]. Letztere Richtung setzte sich im ausgehenden 17. Jahrhundert durch und bereitete den Reformen Peters des Großen den Weg.

---

32 *Schmidt,* Russische Geschichte, 2.

33 Zur Smuta jetzt umfassend: *Chester L. Dunning,* Russia's First Civil War. The Times of Troubles and the Founding of the Romanov Dynasty. University Park 2001.

34 *David M. Miller,* The Coronation of Ivan IV of Moscow, in: JbfGO N.F.15 (1967), 559–574; *Peter Nitsche,* Translatio Imperii? Beobachtungen zum historischen Selbstverständnis im Moskauer Zartum um die Mitte des 16. Jahrhunderts, in: JbfGO N.F. 35 (1987), 321–338.

35 Eine Übernahme besonderer Art brachte der Novgoroder Erzbischof Gennadij Ende des 15. Jahrhunderts zur Anwendung, als er sich bei seinem harten Vorgehen gegen die Häresiebewegung der sogenannten „Judaisierenden", über deren geistlichen und weltanschaulichen Gehalt anhaltend gestritten wird, auf das Vorbild der

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Dabei lag dem Streben nach Ebenbürtigkeit und der Diskussion über mögliche Adaptionen, etwa dem modifizierten Kopieren von Gesandtschaftszeremonien und Ähnlichem, keine geschlossene Europavorstellung zugrunde. Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Autoren versuchten, wiewohl sie den Terminus nutzten, erst gar keine Definition oder Umgrenzung „Europas", sondern benutzten ihn in wechselnder Bedeutung, weshalb seine bloße Nennung in Texten für das 16. und 17. Jahrhundert[36] keineswegs überwertet und schon gar nicht mit einem gesellschaftlich-systemischen Konzept verbunden werden darf, das manchmal ex post von der Forschung konstatiert worden ist[37]. Wechselseitig bedienten die Reisenden aus Frankreich, England und den deutschen Territorien einerseits – aus Mittel- und Westeuropa waren es im nennenswerten Maße immer auch Kaufleute, die den Fernhandel trugen – sowie aus Rußland andererseits Stereotype, welche die Wahrnehmung verzerrten, zugleich prägten und zum Teil bis in die Gegenwart wirken. Wesentlich trug hierzu der konfessionelle Gegensatz bei. Auch russische Verfasser von Texten, die dem politischen System der Autokratie und manchen gesellschaftlichen Zuständen kritisch gegenüber standen, wie Fürst Andrej Kurbskij, der aus den Diensten Ivans IV. nach Polen-Litauen floh und gegen seinen vormaligen Herren polemisierte[38], oder der Diplomat Grigorij Karpovič Kotošichin, der sich 1664 vom russischen Heer nach Livland und dann nach Schweden absetzte[39], – sahen das religiös-konfessionelle Moment als das trennende an. In den Werken dieser beiden, die aufgrund ihres Grenzgängertums und des Kulturwechsels eine Perspektivänderung vorzunehmen vermochten – mit einem zeitlichen Abstand von knapp hundert Jahren – wird der Gegensatz zwischen Orthodoxie auf der einen Seite sowie Protestantismus und Lateinertum auf der anderen

---

katholischen Inquisition berief. Vgl. hierzu: *E. Denissov,* On the Origins of the Autonomous Russian Church, in: Review of Politics 12 (1950), 225–246.

36 So werden in der Nikonchronik Asien, Livland und Europa nebeneinandergestellt (Patriaršaja ili Nikonskaja letopis'[Polnoe sobranie russkich letopisej 12], 78). Im Zusammenhang einer Aufzählung der Könige des europäischen Landes wird ein „ranking" versucht, an dessen Spitze der römische Kaiser steht (Letopis' po voskrenskomu spisku (Polnoe sobranie russkich letopisej, 7, Sankt Petersburg 1856, 239 f.; Ermolinskaja letopis' (Polnoe sobranie russkich letopisej 23, Sankt Petersburg 1910, 168).

37 *Ekkehard Klug* „Europa" und „europäisch" im russischen Denken vom 16. bis zum frühen 19. Jahrhundert, in Saeculum 38 (1987), 193–224, hier 194–198.

38 Prince A. M. Kurbskys History of Ivan IV. Hrsg. v. *John L. I. Fennell.* Cambridge 1965. The Correspondence between Prince A. M. Kurbsky and Tsar Ivan IV of Russia, 1564–1579. Hrsg. v. *John L. I. Fennell.* Cambridge 1955 sowie *Inge Auerbach,* Andrej Michajlovič Kurbskij. Leben in europäischen Adelsgesellschaften des 16. Jahrhunderts. München 1985.

39 Siehe sein im Exil geschriebenes Schlüsselwerk: Grigorij Karpovič Kotošichin, O Rossii v Carstvovanie Alekseja Michajloviča. Text and Commentary, hrsg. v. *A. E. Pennington.* Oxford 1980.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

als konstitutiv betrachtet. Weniger stark gewichteten sie Habitus und Umgangsformen, die ihrer Auffassung nach zwar Mißverständnisse evozieren konnten, welche sich jedoch überwinden ließen. Beide griffen allerdings die für das Moskauer Reich zentrale Herrschaftsform der Autokratie an: Kurbskij deshalb, weil sie seiner Meinung nach nicht vor einem ungesetzmäßig herrschenden Tyrannen schützte (für den er Ivan IV. hielt), während für Kotošichin die Selbstherrschaft die Freiheit, wie er sie in anderen europäischen Ländern kennen gelernt habe, unterdrückte.[40]

Ivan IV. selbst, der nicht nur wie die meisten seiner Nachfolger tief religiös, sondern auch theologisch sehr gebildet war[41], strich das Trennende der Konfessionen immer wieder heraus. Persönlich disputierte er mit protestantischen und katholischen Geistlichen, witterte hier Missionsversuche, dort Unionsbestrebungen, die er in den berühmt gewordenen Religionsgesprächen mit Jan Rokyta[42] oder Antonio Possevino[43] rundweg ablehnte. Auch den Rekurs auf die gemeinsamen Wurzeln des Christentums in der Zeit vor dem Schisma, den Antonio Possevino unternahm, wies er brüsk mit dem Satz „Nicht an die Griechen glaube ich, sondern an Christus" zurück und dokumentierte damit seinen Anspruch auf Selbstbewußtsein und Unabhängigkeit in religiösen Fragen[44]. Diese Verhaltensweisen pflegten in modifizierter Form auch seine Nachfolger im 17. Jahrhundert gegenüber den westlichen wie den östlichen Nachbarn, womit sie auch Möglichkeiten und Grenzen der Integrationspolitik in den eroberten Territorien vorgaben. Innerhalb dieses Rahmens bewegten sich sowohl die Akkulturationsprozesse als auch die Veränderungen der Wahrnehmungsmuster gegenüber dem Westen, die von Mißtrauen und Hochachtung zugleich geprägt waren[45].

---

40 Hier in der Interpretation teils abweichend zu: *Hartmut Rüß,* Moskauer „Westler" und „Dissidenten", in: *Dagmar Herrmann* (Hrsg.), Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht: 11.-17. Jahrhundert. München 1989 (= West-östliche Spiegelungen, B, 1), 179–216, hier 182–191.

41 Der Versuch die Bibliothek des Zaren zu rekonstruieren führte zu der Annahme, diese habe aus mehreren hundert Büchern in hebräischer, griechischer, lateinischer, deutscher und tatarischer Sprache umfasst. Vgl. *Schmidt,* Russische Geschichte, 7.

42 Hierzu: *Erich Donnert,* Begegnung von Luthertum und Orthodoxie im Moskauer Reich um die Mitte des 16. Jahrhunderts, in: Eckhard Hübner (Hrsg. u. a.), Zwischen Christianisierung und Europäisierung. Beiträge zur Geschichte Osteuropas in Mittelalter und Früher Neuzeit. Festschrift für Peter Nitsche zum 65. Geburtstag. Stuttgart 1998 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 51), 179–200.

43 Aus der Perspektive Roms und Possevinos: *Walter Delius,* Antonio Possevino SJ und Ivan Groznyj. Ein Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Union und der Gegenreformation des 16. Jahrhunderts. Stuttgart 1962, 76–93.

44 *Peter Nitsche,* „Nicht an die Griechen glaube ich, sondern an Christus". Russen und Griechen im Selbstverständnis des Moskauer Staates an der Schwelle zur Neuzeit. Düsseldorf 1991.

45 So die treffende Formulierung von *Barbara Conrad-Lütt.*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bei der Expansion nach Osten, beginnend mit Eroberung der Khanate von Kazan' und Astrachan' stand auch das religiöse Moment als Rechtfertigungsstrategie im Vordergrund; hier waren jedoch nicht Schismatiker die Gegner, sondern Ungläubige, Animisten oder Muslime. Es gelte, so die Argumentation in der „Historie vom Zartum Kazan'" die gottlosen „Hagarsöhne" zu besiegen[46], welche die russischen Bauern überfielen, die freilich als Kolonisten tatsächlich in die ertragreichen Gebiete der Wolga vordrangen. In der Auseinandersetzung mit dem Islam, insbesondere mit dem Vorposten einer islamischen Hochkultur bei den seßhaften Kazaner Tataren regierte die Rhetorik der offiziellen Publizistik. Die Niederlage des Tatarenkhans erhöhte die Bedeutung Ivans IV. und rechtfertigte ex post seine Zarenkrönung zum rechtgläubigen, orthodoxen Zaren 1547, dessen vornehmste Aufgabe in der Verteidigung des wahren Christentums gegenüber Ost und West gesehen wurde.[47]

Andererseits war die Politik, die gegenüber den unterworfenen Eliten verfolgt wurde, durchaus pragmatisch. Dies mochte vielleicht damit zusammenhängen, daß die „Ungläubigen" im Gegensatz zu den lateinischen und protestantischen Schismatikern im Westen nicht eigentlich als Bedrohung für die Rechtgläubigkeit begriffen wurden. So wurden anfängliche gewaltsame Christianisierungsversuche gestoppt. Die tatarische Oberschicht konnte sogar auf Wunsch und bei Glaubensübertritt in den russischen Adel kooptiert werden und vermochte dort durchaus zu reüssieren[48]. So wurden mehrere tatarische Careviči erfolgreiche Heerführer Ivans IV.; manche agierten als Voevoden in anderen Provinzen des Reiches und trugen damit zur Formierung eines Adels bei, der Loyalität gegenüber dem Zaren als identitätsstiftende Integrationsfigur ausbildete, nicht aber zur jeweiligen Ethnie. Der Herrscher beförderte diese Tendenz nicht nur nach Möglichkeit, im Grunde sah bei allen sich wandelnden Legitimationsstrategien jeder Zar bis zum Ende der Autokratie hierin letztlich das Fundament seiner Herrschaft[49]. Für die Masse der eroberten Bevölkerung veränderte sich nichts; es

---

[46] In dieser Chronik werden die Legitimationsstrategien und die Konturierung eines idealen christlichen Herrschers mit „Feldherrenqualitäten" besonders deutlich: Siehe *Kämpfer* (Hrsg.), Historie vom Zartum Kasan.

[47] Bei den noch immer anhaltenden Diskussionen darüber, welche Konzepte insbesondere der Terrorherrschaft Ivans nach innen, aber auch nach außen zugrunde lagen, wird man festhalten können, dass gerade die Aufgabe, als Herrscher Hüter der Rechtgläubigkeit zu sein, sehr ernst genommen wurde. Vgl. *Bjarne Nørretranders,* The Shaping of Tsardom under Ivan Groznyj. Kopenhagen 1964, 20–64.

[48] *Günther Stökl,* Die Entstehung des Kosakentums. München 1953 (= Veröffentlichungen des Osteuropainstituts München, 3) 64–73.

[49] *Jan Kusber,* Um das Erbe der Goldenen Horde: Das Khanat von Kazan' zwischen Moskauer Staat und Krimtataren. In: Eckhard Hübner (Hrsg. u. a.), Osteuropa in Mittelalter und Früher Neuzeit. Festschrift für Peter Nitsche zum 65. Geburtstag. Stuttgart 1998 (Quellen und Forschungen zur Geschichte des östlichen Europa, 51), 293–312.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

erfolgte keine unmittelbare Angleichung des Rechts- und Steuersystems. Die auf der Suche nach Land vordringenden russischen Bauern wurden freilich zur Quelle von Auseinandersetzungen, die zuungunsten der Unterworfenen ausgingen.

Die angewandten Strategien führten zu keiner „Entdeckung" dessen, was die eroberten Ethnien in den Reichsverband einbrachten und zwar deshalb nicht, weil man mit ihnen bereits seit dem Mongolensturm im 13. Jahrhundert in enger Nachbarschaft gelebt hatte. Die Moskauer Fürsten – dies war ein Faktor gerade des Aufstiegs Moskaus aus einer Vielzahl der russischen Fürstentümer – fungierten als Steuereintreiber der Goldenen Horde; Fürsten und Bojaren reisten zum Khan nach Sarai an der Wolga und gelegentlich gab es sogar Heiratsverbindungen. An der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert waren die Nachfolgestaaten der Goldenen Horde Bestandteil der diplomatischen Außenbeziehungen. Auch der sich belebende überregionale Handel hatte in dieser Zeit zu einer schwer faßbaren aber dennoch genaueren Vorstellung von einander geführt. Postwesen und Dezimalorganisation in den Streitkräften des Moskauer Großfürsten waren gar direkte Übernahmen aus der Organisation der mongolischen Herrschafsbildungen. Kurzum, als das erstarkte Moskauer Reich um die Mitte des 16. Jahrhunderts zum Angriff gegen die Khanate von Kazan' und Astrachan' überging, „kannte" man den Gegner und besaß eine genaue Vorstellung voneinander[50].

Ähnliches gilt für die Eroberung Sibiriens, die seit den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts vor sich ging[51]. Schon 1639 stand der erste russische Konquistador am Ochotskischen Meer und hatte damit den Pazifik erreicht[52]. In der *mental map* der westeuropäischen Zeitgenossen war Rußland in diesen Jahrhunderten eine nördliche Macht, und auch in den russischen Texten findet sich der Begriff „sever" (Norden) kontinuierlich, während andere geographische Begriffe eher wechselnd verwendet werden. Die Expansion nach Sibirien, initiiert von der Kaufmannsfamilie der Stroganovs[53], die jenseits des Urals (der bekanntermaßen keine naturräumliche Grenze darstellt und in Rußland erst im

---

50 Diese Argumentation besonders stark bei: *Charles J. Halperin,* „Know thy enemy". Medieval Russian Familiarity with the Mongols of the Golden Horde, in: JbfGO N.F. 30 (1982), 161–175; *Donald Ostrowski,* Muscovy and the Mongols. Cross-Cultural Influences on the Steppe frontier 1304–1589. Cambridge 2000.

51 Siehe die Chronikberichte in: Sibirskie Letopisi. Gruppa Esipovskoj letopisi. Moskva 1987 (= Polnoe sobranie russkich letopisej, 36/1), 42–60, 107–113, 138, 238–248, 305–310.

52 Zur Expansion nach Sibirien: *Peter Nitsche,* Der Bau einer Großmacht: Russische Kolonisation in Ostasien. In: Michael Salewski (Hrsg.), Staatenbildung in Übersee. Stuttgart 1992 (= HMRG, Beiheft 2), 149–165, hier 150 f.; *W. Bruce Lincoln,* Die Eroberung Sibiriens. München 1996, 52–96.

53 Zu den Stroganovs: *Ruslan G. Skrynnikow,* Iwan der Schreckliche und seine Zeit. München 1992, 298–339.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Laufe des 18. Jahrhunderts verabredungsgemäß als Grenze zwischen Asien und Europa gehandelt wird)[54] auf reiche Pelzgründe und Bodenschätze hoffte, war eine Expansion nach Norden. Auch hier meinte man den Gegner bereits zu kennen[55]. Die waldreichen Landschaften mit ihren zahlenmäßig kleinen und oft animistischen Ethnien stellten einen Raum dar, der in seinen Spezifika bereits aus dem Hinterland der Stadtrepublik Novgorod seit Jahrhunderten vertraut war[56].

Ideologische oder religiöse Rechtfertigungen brauchten für die Expansion nicht eigens gefunden werden[57]. Sie wurden lediglich bei der Eroberung des tatarischen Khanats von Westsibir bemüht, das wie Astrachan' und Kazan' in den Kontext des „Sammelns der Länder der Goldenen Horde" gestellt wurde und dem das eingangs erwähnte Staatswappen von 1667 dann die dritte Krone verdankte. Die Eroberer verhielten sich gegenüber den Eroberten friedlich, wenn diese den geforderten Pelztribut ablieferten und solange sie die Jagd nach Zobel nicht störten. Die Expansion nach „Norden" – davon zeugen viele Berichte von Jägergruppen, der Voevoden und seit dem 17. Jahrhundert zunehmend auch von Verbannten – wurde aufgrund des als unberechenbar geltenden Widerstandes der einheimischen Bevölkerung, aber auch aufgrund der naturräumlichen Gegebenheiten als Aufbruch in eine feindliche Umwelt empfunden. Dies galt allerdings auch für den europäischen Norden des Moskauer Reiches. Die mit der Expansion nach Sibirien verbundene und nach außen getragene Größe, die den Zaren attraktiv erscheinen mochte und es aufgrund der reichen Einkünfte ja auch war, konnte die Elitenvertreter, die nach Sibirien geschickt wurden, nicht locken. Sie empfanden den Voevodendienst in Tobol'sk oder Irkutsk als Verbannung, die nicht selten zur maßlosen Bereicherung genutzt wurde.

---

54 *Mark Bassin,* Russia between Europe and Asia. The Ideological Construction of Geographical Space, in: Slavic Review 50 (1991), 1–17, hier 2–5.

55 Und zum folgenden die überaus hilfreiche Übersetzung von Schlüsselquellen in: *Basil Dmythryshyn* (Hrsg.), Russia's Conquest of Siberia, 1558–1700. Vol. I: A Documentary Report. Portland 1995.

56 Hierzu: *Janet Martin,* Russian Expansion in the Far North. X to mid-XVI Century, in: *Michael Rywkin* (Hrsg.), Russian Colonial Expansion to 1917, London usw. 1988, 23–44.

57 Der Begriff des Imperialismus ist insbesondere in der Zeit des Systemkonflikts gelegentlich für diesen Expansionsprozess bemüht, allerdings mit guten Gründen genauso deutlich abgelehnt worden. Die Probleme der Nutzung der Termini Ideologie und Imperialismus für das 16. Jahrhundert problematisierte freilich schon Günther Stökl unter Zurückweisung von Kontiunitätslinien bis in die Sowjetepoche hinein: *Günther Stökl,* Imperium und imperiale Ideologie. Erfahrungen am Beispiel des vorpretinischen Rußland, in: *Ders.*, Der russische Staat im Mittelalter und früher Neuzeit. Ausgewählte Aufsätze. Wiesbaden 1981, 168–180. Er setzte sich hierbei insbesondere auseinander mit: *Jaroslaw Pelenski,* Russia and Kazan. Conquest and Imperial Ideology (1438–1560). The Hague, Paris 1974. Ablehnend gegenüber der These eines frühneuzeitlichen Imperialismus auch: *Henry R. Huttenbach,* The Origins of

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Expansion nach Osten stellte also keine prinzipiell neuen Herausforderungen, denen man mit technischer Innovation, Veränderung des Verhaltens oder differenzierteren Beherrschungsstrategien hätte begegnen müssen. Der Nutzen der Erwerbungen für die Betonung der eigenen imperialen Größe wurde vom Zaren und der jeweiligen Umgebung erkannt, war jedoch von wenig Auswirkungen auf die Elite, sieht man einmal von den erwähnten Kooptationen und dem durch sie beförderten Reichspatriotismus zugunsten des Zaren ab. Deutliche Erwähnung fand freilich immer der erwartete ökonomische Nutzen des neuerworbenen Territoriums und in der Tat trugen die dort gejagten Pelze zur Fama vom unendlichen Reichtum Sibiriens schon zu diesem Zeitpunkt bei[58].

Gegenüber den östlichen Nachbarn (auch gegenüber dem im 17. Jahrhundert in den Blick kommenden China) fehlte die Hochachtung, die man nolens volens den westlichen Nachbarn entgegenbrachte. In alle geographische Richtungen obwaltete aber das Mißtrauen. Ebenso wie an anderen Höfen und Hofkreisen gab es freilich am Zarenhofe die Neigung, sich für den Mittelpunkt der bekannten Welt zu halten und dies offiziell zu propagieren[59]. So heißt es etwa mit Blick auf die Herrschafszeit Ivans III. (1462 – 1505) in dem in hohem Maße propagandistisch gefärbten Stufenbuch (Stepennaja kniga): „So schickten nach Gottes Willen damals und vorher und nachher zum autokratischen Herrscher dem Gottbeschützten Großfürsten Ivan Vasil'evič von ganz Rußland viele Kaiser und Könige und Großfürsten und andere Herrscher und Machthaber, vom alten Rom vom Papst und vom Kaiser und aus Car'grad vom türkischen Sultan und aus der Krim vom Chan und von anderen Horden und vom polnischen Königtum und aus Litauen und aus Kazan' und aus Venedig, aus Mailand, aus dem dänischen Land und aus dem Mazowischen, aus der Moldau, aus dem Land Tver' und aus Čagadaj und von vielen anderen Ländern, die einen um Frieden und Liebe, die andern um Freundschaft und Bruderschaft, wieder andere voller Ehrfurcht und in dem Wunsch, ihm (dem Moskauer Großfürsten) zu dienen"[60].

Gegen dieses propagierte Selbstbewußtsein spricht jedoch nicht nur die im 16. und 17. Jahrhundert mehr oder weniger konsequente Abschottung und Überwachung der Ausländer, deren Anwerbung als Fachkräfte man aber für zunehmend geboten hielt, sondern ebenso die Erfahrung der Smuta, der Zeit der Wirren, als eine polnische Besatzung 1611/12 kurzzeitig

---

Russian Imperialism, in: *Taras Hunczak* (Hrsg.), Russian Imperialism from Ivan the Great to the Revolution. New Brunswick, New Jersey 1974, 18- 44.

58 *W. Bruce Lincoln,* Die Eroberung Sibiriens. München 1996, 97 – 115.

59 Dies spricht etwa aus den Sendschreiben Ivans IV: *D. S. Lichačev* (Hrsg.u. a.), Poslanija Ivana Groznogo. Moskau. Leningrad 1951.

60 Kniga stepennaja carskogo rodoslovija, čast' 2 Sankt Petersburg 1913 (Polnoe sobranie russkich letopisej, 21/2) , S. 554, zitiert nach *Günther Stökl.* Das Bild des Abendlandes in den altrussischen Chroniken, a. a. O., in: *Ders.,* Der russische Staat, 218 – 255, Zitat 249.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den Kreml okkupierte und damit den Moskauern eine Demütigung zufügte, die lange nachwirkte. Wo die Folgen der Expansion, sei es in kultureller, sei es in machtpolitischer Hinsicht, unwägbar wurden, schreckte der Herrscher vor ihrer Forcierung zurück. Dies gilt etwa für die Entwicklung des Buchdrucks und der mit diesem Problemkomplex verbundenen Frage des Kulturtransfers[61], ebenso traf dies auch auf die Expansion in Sibirien und im Fernen Osten zu. Die Expansion in die Steppe der Nogai-Tataren und Baschkiren war mit heftigen militärischen Auseinandersetzungen verbunden und sollte daher im 17. Jahrhundert nur langsam vorangehen[62]. Die vom Pekinger Hof als Barbaren aus dem Norden perzipierten Russen suchten, nachdem um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Versuch sich am Amur festzusetzen auf erbitterten Widerstand eines militärisch offensichtlich überlegenen Gegner stieß[63], alsbald mit dem Vertrag von Nerčinsk 1689 eine stabile Grenzregelung mit China[64].

Vielleicht hat für das 17. Jahrhundert schon der bedeutende vorrevolutionäre Historiker Vasilij Ključevskij die Veränderung auf den Punkt gebracht: „Die russischen Menschen des 17. Jahrhunderts machten einen Schritt vorwärts und blieben dann stehen, um nachzudenken, was sie getan hätten und ob sie nicht zu weit vorangeschritten wären. Die hastige Bewegung voran und das Nachdenken mit einem ängstlichen Blick zurück – so kann man die kulturelle Gangart der russischen Gesellschaft des 17. Jahrhunderts charakterisieren“[65]. Diese Charakterisierung galt, so sei hinzugefügt, für den Zaren ebenso wie für die Eliten. Gleichzeitig beschreibt sie treffend die rasante Geschwindigkeit der Expansion nach West und Ost einerseits und den nur langsamen Wahrnehmungswandel andererseits.

---

61 Hierbei konnte es durchaus Wechsel in der Bewertung von Einflüssen geben, etwa in der Einschätzung und damit in der Akkulturationsbereitschaft gegenüber Byzanz Siehe *Nitsche,* „Nicht an die Griechen“ sowie *Ekkehard Kraft,* Moskaus Griechisches Jahrhundert. Russisch-griechische Beziehungen und metabyzantinischer Einfluss. (= Quellen und Studien zur Geschichte des Östlichen Europa, 43) Stuttgart 1995.

62 *Jan Kusber,* Ende und Auswirkungen der Mongolenherrschaft in Rußland. In: Die Mongolen in Asien und Europa, hrsg. v. Stephan Conermann und Jan Kusber. Frankfurt a. M. 1997 (Kieler Werkstücke, Reihe F, 4), 207–229, hier 219 f.

63 Siehe den Forschungsbericht in der Einleitung zu: *Michael Hundt* (Hrsg.), Beschreibung der dreijährigen chinesischen Reise. Die russische Gesandtschaft von Moskau nach Peking 1692 bis 1695 in den Darstellungen von Eberhard Isbrand Ides und Adam Brand. Stuttgart 1999 (= Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 53), 9–35.

64 *Weiers* (Hrsg.), Die Verträge zwischen Rußland und China, 1–10.

65 *Vasilij Ključevskij,* Sočinenija v vos'mi tomach. Tom 3. Moskva 1957, 257. Nicht anders urteilte Max Okenfuss: „Russia's rulers and elite increasingly measured their government by Western standards, accepted Western definitions of the relationships between the rulers and the ruled, even when they defended their ways against the West.“ (*Okenfuss,* The Rise and Fall of Latin Humanism, 3–6, Zitat S. 3).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Dies änderte sich erst im 18. Jahrhundert, im Zuge der Rezeption westeuropäischer Aufklärungsideale. Seither wurde auch eine genaue Kenntnis der Russischen Reiches und seiner naturräumlichen Verhältnisse als ebenso wissenswert erachtet, wie eine ethnographische Beschreibung der verschiedenen Ethnien an den Rändern des Zarenreiches. Ein wesentlicher Impuls hierfür ging von der 1725 gegründeten Akademie der Wissenschaften zu Sankt Petersburg aus;[66] Rußland wurde zu einem „Paradies" für ausländische Gelehrte, die mit einer sich langsam bildenden Gruppe russischer Wissenschaftler gleichsam das eigene Land entdeckten, nachdem die Eroberung und Inkorporation lange erfolgt war.

Das Interesse an den westlichen Nachbarn, an Polen-Litauen, Livland oder Schweden war schon seit dem 16. und 17. Jahrhundert größer. Sehr genau wurden Bewaffnungen, Kampftechniken, medizinische Versorgung der gegnerischen Truppen wahrgenommen. Die Zaren suchten sie für ihre eigenen Zwecke fruchtbar zu nutzen durch die Anwerbung von Fachkräften. Dies war wie im Falle der teilweise sehr genauen Kopie von Gesandtschaftszeremoniellen eine wenn man so will äußere Übernahme, die in der Rezeption der frühaufklärerischen Literatur auf der Basis antiker Autoren im ausgehenden 17. Jahrhundert erst langfristig weitergehende Wirkungsmacht entfalten konnte. Das Bewußtsein der eigenen Dignität gepaart mit Mißtrauen gegenüber den Folgen der Übernahmen aus dem Westen brachen den Rezeptionsprozeß auf spezifische Weise, indem sie ihn verlangsamten, bis Peter der Große ihn am Beginn des 18. Jahrhundert nachgerade zu erzwingen und damit die „Eigenzeit" Rußlands außer Kraft zu setzen suchte.

Es bleibt abschließend eine Antwort auf die Frage zu suchen, ob das Beispiel des Moskauer Reiches als ein Fallbeispiel für europäische Expansion in der Frühen Neuzeit dienen kann. Diese Frage fügt sich in den Diskurs über Rußland und Europa ein, der im 19. Jahrhundert in der Zeit des Systemkonflikts aber auch im postsowjetischen Rußland Wirkungsmächtigkeit hatte und noch immer besitzt[67], auch wenn dieser Diskurs durch die Unschärfe der Begriffe kaum wirkliche Analysekraft hat. Schon Günther Stökl tat sich 1954 mit der Frage, ob das vormoderne Rußland zu Europa gehöre, schwer: „Aber wenn die Antwort schwer fällt, dann liegt stets der Verdacht nahe, daß die Frage vielleicht nicht glücklich gestellt war. Die Frage fordert im Grunde eine statische Antwort im Sinne des Entweder-Oder von innerhalb oder außerhalb Europas."[68] Man könnte Stökls unentschlos-

---

66 Siehe *G. I. Smagina,* G. I., Akademija nauk i razvitie obrazovanija v Rossii v XVIII veke, in: Vestnik RAN 70 (2000), 635–644.

67 Ein Beispiel hierfür ist etwa das Buch des Politologen Alexander Lukin, der bei der Analyse der Wahrnehmung Chinas das Verhältnis Russlands zu Europa immer mitdiskutiert: *Alexander Lukin,* The Bear watches the Dragon. Russia's Perceptions of China and the Evolution of Russian-Chinese Relations since the Eighteenth Century. Armonk usw. 2003.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sene Antwort insofern apodiktischer fassen, als sie sich für die Zeitgenossen nicht stellte. Bei den Eroberungen mit den verwaltungs- und kulturtechnischen Konsequenzen ging es um Reichsexpansion und Reichsbildung. Die Rechtfertigungen, die Ivan IV. im Krieg um Livland heranzog, als er sich auf imaginierte Rechtstitel bezog, folgten einer auch in Westeuropa wohl bekannten politischen Praxis[69], Ich plädiere daher dafür, die Expansion des Moskauer Reiches als eine Variante europäischer Expansion zu nehmen, die ihre Eigenarten aus der Eroberung eines naturräumlich nicht als fremd perzipierten Gebietes bezog. Sibirien war der „Norden" und die Tataren waren lange vertraut.

Der Linguist Eugenio Coseriu gab vor nun schon zwanzig Jahren zu bedenken: „Wer den Unterschied zwischen zwei vergleichbaren Gegenständen oder Sachverhalten als „Abweichung" auffassen möchte, muß wissen oder wenigstens Argumente anführen können, welcher der beiden als der normale anzusehen ist"[70]. Nimmt man dies für die Frage nach dem Gehalt der europäischen Expansion ernst, führt es wahrscheinlich dazu, daß man Varianten der Expansion für bestimmte expandierende Gruppen und Staaten präsentieren kann, jedoch immer schwerer zu übergreifenden Kennzeichen einer europäischen Expansion im machtpolitischen Sinne kommt. Für den Aspekt der Expansion in den Wissenschaften wird das Spezifische des russischen Beispiels besonders dies deutlich. Hier zeigt sich, wenn man den Wissensgewinn und seine Operationalisierung als Kriterium für eine Eingrenzung der Frühen Neuzeit nimmt, daß das 17. Jahrhundert als eigentliche Übergangsperiode im Moskauer Reich anzusehen ist, die Rezeption und Kenntnis Westeuropas im 16. Jahrhundert hingegen allzu wenig Wirksamkeit innerhalb der Elite erlangt hat. Insofern ist Expansion in Rußland, so mein Fazit, zwar eine Variante der europäischen, aber nicht zwingend Kennzeichen einer Frühneuzeit im Moskauer Reich.

---

68 *Günther Stökl,* Rußland und Europa vor Peter dem Großen, in: HZ 184 (1957), 531–554, hier 553 f.

69 *Norbert Angermann,* Studien zur Livlandpolitik Ivan Groznyjs. Marburg 1972, (Marburger Ostforschungen 32), 7–9.

70 *Eugenio Coseriu,* Textlinguistik. Eine Einführung. Tübingen 1980, 119.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der Fall Andalusiens und die europäische Expansion in der Sicht des algerischen Gelehrten Ahmad al-Maqqarî (gest. 1632)

Von Ralf Elger

Einer der bekannteren heutigen Muslime wurde im Sender Fox News am 8. Oktober 2001 wie folgt zitiert:

> Lasst die ganze Welt wissen: Wir werden es nie akzeptieren, dass die Tragödie Andalusiens sich in Palästina wiederholt. ... Wir können nicht akzeptieren, dass Palästina jüdisch wird.

Nicht nur für Usâma b. Lâdîn (Bin Laden), auch für viele andere Muslime bildet die Geschichte des islamischen Spanien, arabisch: al-Andalus, und seiner Eroberung durch die Christen einen wichtigen Gedächtnisinhalt. Und wie auch von Usâma, so wird das Andalus-Motiv häufig mobilisiert, um vor der Bedrohung islamischer Länder durch Nichtmuslime zu warnen, bzw. zum Kampf gegen diese Bedrohung aufzurufen[1]. Diese Verwendung des Andalus-Motivs in der arabischen Literatur hat eine lange Geschichte, eine Geschichte, die eng mit den verschiedenen europäischen Expansionen seit der Frühen Neuzeit verknüpft ist[2]. Zwar gibt es einige Forschungen darüber, jedoch bleibt eine Überblicksdarstellung, welche die Entwicklung des Motivs über die Epochen hinweg oder auch nur für die Frühe Neuzeit analysiert, ein Desiderat. Wie immer man diese Entwicklung letztlich bewerten wird, der literarisch verbrämte, aber dennoch recht deutliche *jihâd*-Aufruf des Algeriers Ahmad al-Maqqarî (gest. 1632) dürfte darin eine zentrale Stellung einnehmen. Ich will mich im folgenden mit diesem Text genauer beschäftigen.

---

[1] Zur literarischen Behandlung des Andalus-Themas im 20. Jahrhundert vgl. u. a. *Pedro Martínez Montávez,* Al-Andalus, España, en la literatura Árabe contemporánea. La casa del pasado, Madrid 1992. *Yaseen Noorani,* The lost garden of al-Andalus: Islamic Spain and the poetic inversion of colonialism, in: International Journal of Middle Eastern Studies 31 (1999), 237–254.

[2] *Stacy Beckwith* (Ed.), Charting memory. Recalling medieval Spain, New York 2000. *E. Gombár,* Muslim Spain in the Arab historiography, in: Zafar nâme. Memorial volume of Felix Tauer, hrsg. v. R. Veselý & E. Gombár, Prag 1996, 125–132. Al-Andalus in arabischen Spanien-Reiseberichten vom 17. bis zum 20. Jahrhundert behandelt *Henri Pérès,* L'Espagne vue par les voyageurs musulmanes de 1610 à 1930, Paris 1937.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Dabei werden einige Aspekte der politischen Situation zu al-Maqqarîs Zeit, welche für das Verständnis seiner al-Andalus-Sicht relevant sein können, beleuchtet. Um diese Sicht angemessen würdigen zu können, ist es ebenfalls notwendig, sich zu vergegenwärtigen, daß das Thema der europäischen Expansion in Andalusien bereits lange vor al-Maqqarî muslimische Autoren beschäftigt hatte. Al-Maqqarî konnte auf die Darlegungen dieser Autoren zurückgreifen und tat dies auch. Er stützt sich vor allem auf antichristliche Polemiken des 14. Jahrhunderts, betont aber, daß die Christenfeindschaft und die verächtliche Behandlung der „Ungläubigen" eine „gute, alte Tradition" in al-Andalus gewesen sei und daß erst ihr Verfall zu den Niederlagen der Muslime geführt habe. Allerdings fällt auf, daß al-Maqqarî keine literarischen Belege für diese Tradition aus den ersten Jahrhunderten des islamischen Andalus bringt. Angesichts dessen sowie aufgrund von Forschungen über die islamische polemische Literatur aus al-Andalus[3] will ich den Gedanken zur Diskussion stellen, daß eine solch militante anti-christliche Haltung wie die al-Maqqarîs erst im Zuge der im 11. Jahrhundert beginnenden Entwicklung der Reconquista zu einer echten Gefahr für die Muslime entstand.

Al-Maqqarî als Chronist der andalusischen Tragödie

Sicher ist es kein Zufall, daß gerade ein nordafrikanischer Autor sich besonders intensiv mit dem Schicksal Andalusiens beschäftigte, war doch auch seine Heimatregion von der europäischen Expansion betroffen[4]. Bereits 1415 erfolgte die portugiesische Übernahme der Stadt Ceuta in Marokko; Spanien brachte 1497 Melilla und in der Folge noch weitere Orte an der nordafrikanischen Küste unter seine Kontrolle. Nordafrika mit seinen traditionell engen Beziehungen zu al-Andalus mußte zwischen diesen Jahren den Untergang des letzten muslimischen Herrschaftsgebietes dort, des Nasridenstaates von Granada (1235 – 1492), mitansehen und wurde dann durch die 1609 einsetzende Vertreibung der Morisken, von denen viele nach Nordafrika auswanderten, erneut drastisch mit den Folgen des Falls von al-Andalus konfrontiert[5].

---

[3] Ljamai schrieb jüngst, dass das Studium anti-christlicher Polemik in al-Andalus sich noch am Anfang befindet. Vgl. *Abdelilah Ljamai,* Ibn Hazm et la polémique islamo-chrétienne dans l'histoire de l'islam, Leiden & Boston 2003, 197. Das ist merkwürdig angesichts dessen, dass derzeit sowohl von Muslimen als auch im Westen oft von dem angeblich so guten Zusammenleben der Religionen in al-Andalus geredet wird.

[4] Andere Texte der Frühen Neuzeit aus Nordafrika: Ein anonymer Autor gibt eine Darstellung der Eroberung Granadas, Akhbâr al-'asr fî nqidâ' daulat Banî Nasr, hrsg. v. Husain Mu'nis, Kairo 1991. Algerische Erinnerungen an al-Andalus finden sich bei *Ahmad Taufîq al-Madanî,* Harb ath-thalâtha mi'at sana baina l-Jazâ'ir wa-Isbâniyâ, 1492 – 1792. Wathâ'iq wa-dirâsât, Algier o. J.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ahmad al-Maqqarî war Zeuge der Morisken-Vertreibung, und vermutlich trug dies dazu bei, daß er ein starkes Interesse für die Geschichte von al-Andalus entwickelte. Sein bekanntestes Werk „Nafh at-tîb“[6], in weiten Teilen eine Anthologie von Texten andalusischer Autoren und die wohl größte Abhandlung über Andalusien aus arabischer Feder, entstand kurz vor dem Tod al-Maqqarîs in Ägypten, war aber das Ergebnis einer langjährigen Beschäftigung mit dem Thema. Bereits während der Jugendzeit in seiner Heimatstadt Tilimsan, Algerien, sammelte er entsprechende Quellen, setzte diese Tätigkeit auf Reisen in Marokko fort und verfaßte dann während seines Aufenthaltes in Fes (1613 – 1617) einen Text, der, ähnlich gestaltet wie „Nafh“, als eine Art Vorstudie dazu angesehen werden kann, „Azhâr ar-riyâd fî akhbâr ‘Iyâd“[7]. Beide Texte enthalten die Biographie jeweils einer bedeutenden Figur andalusischer Kulturgeschichte: „Nafh“ widmet sich dem Politiker und Dichter Ibn al-Khatîb (gest. 1375), „Azhâr“ dem Gelehrten Qâdî ‘Iyâd (gest. 1149). Die Einleitung zu den Biographien besteht jeweils aus mehrere hundert Seiten langen Darstellungen über al-Andalus, seine Geographie, seine soziale Ordnung, das literarische Leben und die bildende Kunst. Dabei behandelt der Autor auch die Reconquista bis zum Fall Granadas 1492 und die nachfolgenden Ereignisse.

Anders als in „Nafh“, wo er den historischen Überblick mit der muslimischen Eroberung von al-Andalus 711 beginnen läßt, setzt al-Maqqarî im ersten Teil von „Azhâr ar-riyâd“ mit dem Fall Toledos im Jahre 1085 ein und schildert dann – in der Edition auf etwa 70 Seiten – die weiteren Niederlagen der Andalusier, ohne ihre zwischenzeitlichen Siege zu erwähnen. Man kann also sagen, daß er in dem frühen Text das Augenmerk stark auf die Erfolge der europäischen Expansion und den mangelhaften Widerstand der Muslime legt. Im Anschluß an die historiographische Passage in „Azhâr“ stellt al-Maqqarî eine Reihe von Briefen und anderen Texten aus der Feder verschiedener Dichter und Diplomaten zusammen. (S. 72 – 145) Zum einen will er damit, wie er sagt, die literarischen Fähigkeiten der Andalusier demonstrieren. (115) Zum anderen zeigt er aber auch, wie die diesseitige Welt

---

[5] *Muhammad Razzûq,* Al-Andalusiyyûn wa-hijratuhum ilâ l-Maghrib khilâla l-qarnain 16 – 17, Casablanca 1989.

[6] *Ahmad al-Maqqarî,* Nafh at-tîb min ghusn al-Andalus ar-ratîb wa-dhikr wazîrihâ Lisân ad-Dîn b. al-Khatîb, hrsg. v. Ihsân ‘Abbâs, Beirut 1968. Vgl. zu dem Text und der Person al-Maqqarîs *Ralf Elger,* Adab and historical memory. The Andalusian poet / politician Ibn al-Khatîbas presented in Ahmad al-Maqqarî's (986 / 1577 – 1041 / 1632) „Nafh at-tîb“, in: Die Welt des Islams 42 (2002), 289 – 306. *Muhammad Ibn ‘Abd al-Karîm,* Al-Maqqarî wa-kitâbuhû Nafh at-Tîb, Beirut 1981. *Muhammad Hasan,* Al-Maqqarî. Sâhib Nafh at-tîb, Kairo 1966. *Al-Habîb al-Janhânî:* Al-Maqqarî. Sâhib Nafh at-tîb. Dirâsa tahlîliyya, Tunis 1955.

[7] *Ahmad al-Maqqarî,* Azhâr ar-riyâd fî akhbâr ‘Iyâd, Bd. I, hrsg. v. Mustafâ as-Saqâ & Ibrâhîm al-Abyârî & ‘Abd al-Hafîz Shiblî, Kairo 1939. Der Text ist, soweit ich weiß, noch nicht gründlich analysiert worden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

(*dunyâ*) mit den Menschen, gerade auch den Mächtigen unter ihnen, umspringen kann (102). So findet sich in der Sammlung ein Asylgesuch des letzten Herrschers von Granada an den marokkanischen Sultan sowie der Hilfeaufruf eines Andalusiers an den osmanischen Sultan, der Unterdrükkung der Muslime durch die Christen entgegenzuwirken. Zusammen geben die historiographische Passage und die Briefsammlung einen guten Eindruck von al-Maqqarîs Haltung zur europäischen Expansion und von den literarischen Strategien, mit denen er das Thema behandelt. Ich will diese beiden Teile des Textes näher ins Auge fassen.

Wie auch in „Nafh" wird in dem vorliegenden Text nicht allein Geschichte dokumentiert, sondern auch eine Verbindung von der Geschichte zur Gegenwart hergestellt. In „Azhâr ar-riyâd" macht al-Maqqarî die Beziehung zwischen nordafrikanischer Gegenwart und andalusischer Vergangenheit besonders dadurch deutlich, daß er seine Darstellung mit einigen Seiten über Qâdî 'Iyâds Heimatstadt Ceuta in Marokko einleitet. Dies gibt ihm Gelegenheit zu erwähnen, Ceuta stehe ja gegenwärtig unter christlicher Herrschaft, worauf er der aktuellen Situation einige Seiten zu widmet, um dann zur Geschichte von al-Andalus zu kommen. Der Leser des 17. Jahrhunderts wurde somit recht geschickt von seiner eigenen Gegenwart zur Vergangenheit hingeführt.

Im weiteren stellt sich der Text als eine Kompilation von Zitaten aus verschiedenen Phasen der Reconquista sowie der folgenden Zeit[8] dar, während al-Maqqarî nur wenig eigene Beiträge liefert. Er kommentiert die Zitate selten, erstellt auch keine Geschichte der andalusisch-nordafrikanischen Historiographie, versucht etwa nicht, Entwicklungen herauszuarbeiten, die sich in dem Korpus der von ihm benutzten Texte erkennen lassen mögen. Auch eine Analyse sozialgeschichtlicher Gründe der Desintegration Andalusiens liefert er nicht, etwa in der Art von Ibn Khaldûns Geschichtstheorie, welche den Verfall der *'asabiyya,* der Stammessolidarität, als Grund für den Untergang von Reichen beschreibt. Die Abwesenheit eigener Stellungnahmen macht es zwar schwierig, etwas über al-Maqqarîs Sicht auf al-Andalus zu sagen, ich will allerdings versuchen, aus der Art der Kompilation von „Azhâr ar-riyâd" Rückschlüsse darauf zu ziehen.

Dafür ist die Auswahl seiner Gegenstände von Bedeutung. So beginnt er, wie gesagt, mit der Eroberung Toledos im Jahre 1085, widmet sich dementsprechend nicht dem umayyadischen Kalifat von Cordoba (929 – 1031) oder auch der Zeit der Kleinkönigreiche (1031 – 1086). Das liegt sicher daran, daß damals die muslimischen und die christlichen Herrschaftsgebiete einigermaßen gleich stark waren. Al-Maqqarîs Thema aber ist nicht die Geschichte

[8] Die jüngste Quelle ist al-Maqqarîs Zeitgenosse Abû l-Qâsim b. Muhammad al-Wazîr al-Ghassânî (gest. 1623), dessen mündlicher Bericht über die Verhältnisse im christlich besetzten Ceuta herangezogen wird (*A. al-Maqqarî,* Azhâr (Anm. 6), 45).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

von al-Andalus im allgemeinen, sondern die Geschichte seines Untergangs. Dazu paßt auch, daß er die Machtübernahme der Almoraviden nach der Katastrophe von Toledo 1085, womit eine gewisse Konsolidierung erfolgte, ignoriert. Er erwähnt auch nicht den Sieg der Almohaden über Alfons VIII. bei Alarcos im Jahre 1195, sondern setzt erst wieder mit der Geschichte des Nasridenstaates von Granada ein, der – entstanden in den Wirren des almohadischen Zusammenbruchs nach der Schlacht von Navas de Tolosa 1212 – die letzte muslimische Herrschaft in Spanien bildete. Besonders den letzten beiden Jahrhunderten der Nasridenzeit widmet al-Maqqarî große Aufmerksamkeit. Aus dieser Periode stammen auch seine Hauptquellen[9].

Der Text „Azhâr" ringt mit der Frage, wie die Muslime Andalusien hatten verlieren können, wo doch erstens das Land sehr reich an natürlichen Ressourcen (55 ff.) und zweitens der Feind, die Christen, „ungläubig" war. Die zweite Erwägung, die einen besonders großen Raum einnimmt, wird durch Zitate des andalusischen Gelehrten Abû Yahyâ b. ʿÂsim aus dem 14. Jahrhundert konkretisiert:

> Interessierte sich Gott jemals für das Wohl der Christen und ihres Herrschers? Und war er betrübt über das Unglück, das sie befiel? Dachte er darüber nach, wie es ein gutes Ende mit ihnen nehmen könne? Oder verhielt er sich ihnen gegenüber wie einer, der ihnen ein gutes Leben ermöglicht? Oder will er, daß ihre Herrschenden und Kreuze ihm nahe sind? Oder will er ihnen Größe ermöglichen, damit ihre Geistlichen und Mönche zufrieden sind? Er folgt nicht ihrer ekligen Religion und liebt nicht die Dreifaltigkeit. (51 f.)

In einem weiteren Zitat wird das Thema noch einmal aufgenommen:

> Wie können wir jemandem den Vorzug zuerkennen, der an die Dreiheit glaubt ... der fälschlich glaubt, daß Jesus gekreuzigt wurde ... jemandem, der andere dumme Überzeugungen hegt? (52 f.)

„Wie kann man von den Ungläubigen etwas Gutes erwarten?" fragt der zitierte Autor abschließend (53).

Das Bild Europas, das im Zuge seiner Expansion das muslimische Andalus vernichtete und immer mehr auch in andere islamische Länder eindrang, bleibt in al-Maqqarîs Text sehr einseitig. Außer einen falschen Glauben zu haben, wird den Christen noch Hinterhältigkeit zugeschrieben. So kritisiert er, daß die Spanier im Zuge der Belagerung Granadas Schutzgarantien für die Muslime gegeben hatten, diese dann aber zur Annahme des Christentums aufriefen und keine weitere muslimische Präsenz in ihrem Gebiet mehr duldeten (67). Was aber eigentlich die relative Stärke der Europäer ausmachte, diskutiert al-Maqqarî nicht und kann auf diese Weise die

---

[9] Das Werk des schon erwähnten Ibn al-Khatîb, „Al-ihâta fî akhbâr Gharnâta" sowie zwei Abhandlungen von Abû Yahyâ b. Abû Bakr b. ʿÂsim (gest. um 1400), das „Kitâb jannat ar-ridâ' fî mâ qadara llâh wa-l-qadâ' " und „Ar-raud al-arîd fî tarjama shumûs al-ʿasr min mulûk Banî Nasr".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Erfolge jener „Anhänger einer falschen Religion" über die Muslime nur mit deren moralischen Verfall erklären – oder er will sie nur damit erklären.

Zur früheren guten Sitte und Tradition (*'âda, qânûn*) gehörte nach al-Maqqarî die Erfüllung der Pflicht zum militärischen *jihâd,* und indem die Muslime den Kampf vernachlässigten, „folgten sie einem Weg, den sie vorher nicht gegangen waren"(69). Damit mußten sie auch die früher übliche verächtliche Behandlung der Christen aufgeben, die selbst christliche Fürsten, welche mit den Muslimen verbündet waren, betraf. Um diese alte Sitte zu demonstrieren, berichtet al-Maqqarî über den marokkanischen Merinidenherrscher Ya'qûb b. 'Abd al-Haqq (reg. 1258 – 1286), der zusammen mit dem Kastilier Don Sancho IV (reg. 1284 – 1298) gegen dessen Vater Alfons X (reg. 1252 – 1284) gekämpft habe[10]. Nach dem Sieg der Koalition in der Nähe von Ronda kam es zu einem Treffen der beiden Führer, bei dem der Spanier dem Marokkaner die Hand gab oder ihn anderweitig berührte. Al-Maqqarî berichtet, daß Ya'qûb darauf seinen Untergebenen angewidert befahl, ihm Wasser zu bringen, damit er sich reinigen könne (61 f.). In einer weiteren Geschichte, die al-Maqqarî von dem bereits erwähnten Ibn al-Khatîb übernimmt, wird das gleiche Thema behandelt. Ibn al-Khatîb berichtet, wie er mit Freunden in seinem Haus zusammensaß, als ein Jude zu ihm kam und eine Botschaft von einem späteren Nachkommen des Don Alfons überbrachte. An dessen Hof hatte der Merinidenprinz Muhammad b. Abû 'Abd ar-Rahmân b. Abû l-Hasan Zuflucht vor Feinden daheim gesucht. Als der Jude sich verächtlich über den Prinzen äußerte, wies Ibn al-Khatîb ihn auf die erwähnte Anekdote mit Sancho IV. hin. Alle anwesenden Muslime lachten, berichtet er (62).

Man kann dieses Lachen als Zeichen einer durchaus ungerechtfertigten Überheblichkeit gegenüber dem christlichen Fürsten und seinem jüdischen Beauftragten ansehen, war das islamische Andalusien damals doch auf die kleine Region um Granada zusammengeschmolzen. Das Lachen mag aber auch dem Bedürfnis nach „Frustrationsabbau" entspringen, der Verzweiflung darüber, daß es den Christen möglich war, die Muslime immer wieder zu besiegen. Al-Maqqarî deutet das Lachen jedoch als Zeichen eines muslimischen Überlegenheitsgefühls. Als dieses, zusammen mit dem Geist des *jihâd,* schwand, sei al-Andalus verloren gegangen.

Der Text enthält eine weitere Antwort auf die Frage, wie es zu dieser Katastrophe kommen konnte:

> Die Christen konnten al-Andalus erst erobern, nachdem sie Zwietracht unter den Muslimen gesät hatten. Sie arbeiteten dabei mit List und Betrug. (50)

---

10 Tatsächlich suchte Alfons die Hilfe des Marokkaners gegen seinen Sohn. Vgl. *Cristobal Torres Delgado,* El antiguo reino nazarí de Granada (1232 – 1340), Granada 1974, 201 und *Rachel Arié,* L'Espagne musulmane au temps des Nasrides (1232 – 1492), Paris 1973, 74.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Worin diese Listen des christlichen Feindes eigentlich bestanden hatten, wird von al-Maqqarî nicht weiter erklärt. Kurz geht er aber darauf ein, daß die Muslime insofern mitschuldig daran waren, daß sie Opfer der List werden konnten, als sie sich durch innerdynastische Konflikte schwächten. Infolge eines dieser Konflikte mußten Ibn al-Khatîb und sein Dienstherr, Sultan Muhammad b. Yûsuf von Granada, für einige Zeit nach Marokko emigrieren (59). Gravierender für das Schicksal des Landes war aber das Verhalten von Abû 'Abd Allâh, dem letzten Sultan von Granada, von den Spaniern Boabdil (gest. 1492) genannt. Kurz vor dem Fall der Stadt hatte er seinen Vater von der Macht verdrängt, dadurch Zwietracht gestiftet und war überdies noch aus dem umkämpften Granada geflohen (67).

Ein weiterer Punkt, über den der Text reflektiert, sind die Konsequenzen, welche die Muslime aus ihren Niederlagen zu ziehen haben. Ein von al-Maqqarî zitiertes Gedicht über den Fall Toledos, mit dem er seinen Bericht beginnen läßt, ruft die Muslime der Stadt und überhaupt alle unter christlicher Herrschaft lebenden Gläubigen zur Auswanderung auf, da im „Gebiet des Unglaubens" (*dâr al-kufr*) (68) ein dauerhafter muslimischer Aufenthalt – entsprechend der Auffassung vieler andalusischer und anderer islamischer Juristen[11] – verboten sei:

> Leute von al-Andalus, reist ab. / Zu bleiben wäre ein Fehler.
>
> Das Seil zerfasert von den Enden her. / Ich sehe aber das Seil der Halbinsel von der Mitte her zerfasert.
>
> Wer neben dem Übel wohnt, ist davor nicht sicher. / Wie kann man mit Schlangen in einem Korb leben? (46)

Das Thema der Auswanderung nimmt al-Maqqarî später noch einmal auf, als er die Gelehrten aufzählt, die nach Tilimsan, seiner Heimatstadt in Algerien, übersiedelten (71). Wenn er auch hier keinen Kommentar zu ihrem Verhalten abgibt, das man ja als eine Art von Feigheit vor dem Feind bewerten mag, scheint er doch die Rechtschaffenheit dieser Gelehrten nicht in Frage zu stellen.

Damit endet der historiographische Teil von „Azhâr". Es ist ein recht trauriges Ende, möchte man sagen. Al-Maqqarî klagt, daß al-Andalus verloren ist und nur mehr die Erinnerung daran bleibt. Zuförderst ist es die Erinnerung an die sprachlich-literarische Fähigkeit (*balâgha*) der Andalusier, die er in der auf den historiographischen Teil folgenden Zusammenstellung von Briefen aus Andalusien belegt. Al-Maqqarî fügt an, daß die *balâgha* die Andalusier bis zu den letzten Tagen Granadas nicht verließ, und de-

---

[11] *J.-P. Molénat,* Le problème de la permanence des musulmans dans les territoires conquis par les chrétiens du point de vue de la loi islamique, in: Arabica 48 (2001), 392–400.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

monstriert dies mit einem Asylgesuch von Sultan Boabdil, stilistisch anspruchsvoll aufgesetzt durch seinen Sekretär, an den marokkanischen Herrscher (72 – 102). Hatte al-Maqqarî vorher die Vernachlässigung ihrer *jihâd*-Pflicht durch die späten Nasriden Granadas noch kritisiert, so erscheint der Brief als eine Art Ehrenrettung. Wenn schon der Kampfgeist erloschen war, dann dauerte wenigstens die literarische Kultur Andalusiens noch fort, mag der Kompilator sagen wollen.

Betrachtet man aber die Briefanthologie in „Azhâr" etwas genauer, so fällt auf, daß sie nicht allein al-Maqqarîs literarisches Interesse bekundet. Er durchbricht nämlich den Plan, Zeugnisse von *balâgha* zu sammeln, indem er einen nach dem Fall Granadas verfaßten, versifizierten Hilferuf (108 – 115) eines Andalusiers an den osmanischen Sultan Beyazid II. (gest. 1512) zitiert, obwohl dessen „Formulierungen keine *balâgha* zeigen". Der Text sei es jedoch wegen seines „Nutzens" (*fâ'ida*) wert, aufbewahrt zu werden. Worin besteht dieser Nutzen? Der Autor des Briefes bittet den Sultan, den bedrängten Muslimen in Spanien Hilfe zu leisten. Denn sie würden gegen das von den Christen gegebene Versprechen an ihrer Religionsausübung gehindert. Der Sultan möge sich doch an den Papst in Rom wenden, damit dieser bei den spanischen Herrschern interveniert. Der Brief enthält keine explizite Aufforderung zur militärischen Intervention, keinen *jihâd*-Aufruf. Jedoch betont der Schreiber mehrfach die Leistung des Osmanen-Sultans im Kampf gegen die Christen, die vor seiner Macht Respekt hätten, während die Muslime unter seinem Schutz sicher lebten. Warum versagten die mächtigen Osmanen dann aber dabei, den andalusischen Muslimen zu Hilfe zu kommen, was doch ihre Pflicht gewesen wäre? Diese Frage scheint sich bei der Lektüre des Briefes aufzudrängen, allerdings stellt sie explizit weder der Briefschreiber noch al-Maqqarî selbst. Er macht aber folgende kurze Bemerkung:

> So endet der Brief mit Gottes Segen. Ich habe ihn hier vollständig abgeschrieben, obwohl seine Formulierungen nicht von Beredsamkeit zeugen, vielmehr wegen seines Nutzens. Gott ist der, der auf den rechten Weg (*sawâ' as-sabîl*) leitet. (115)

Es ist nicht ganz klar, ob die letzten Worte bloß eine Floskel darstellen oder ob sie als Aufforderung gemeint sind, diesen „rechten Weg" einzuschlagen, d. h. den Kampf gegen die Ungläubigen aufzunehmen. Diese zweite Deutung bietet sich an, wenn man den Brief in eine Reihe mit den *jihâd*-Aufrufen stellt, die al-Maqqarî in der historiographischen Passage zitiert. In einem davon verspricht Ibn Zamrak das Paradies für die Glaubenskämpfer (*mujâhidûn*) (63). Auch Ibn al-Khatîb verfaßte einen Aufruf, gerichtet an den marokkanischen Sultan Abû Sâlim al-Marînî: „Wenn Ihr dieses Land nicht schützt, wird sein Feind es erobern" (66). Wie die Geschichte zeigt, konnten die Aufrufe das Ende Granadas nicht verhindern. Indem al-Maqqarî sie zitiert, scheint er aber das Thema des Widerstands im Bewußtsein seiner Rezipienten lebendig erhalten zu wollen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Al-Maqqarî formuliert seine Aufforderung zum Widerstand in der ihm eigenen Art, die nicht leicht zu entschlüsseln ist. Er verzichtet auf einen direkten *jihâd*-Aufruf, wie ihn andere Autoren der Frühen Neuzeit unternahmen[12], sondern legt ihn in den Mund von ihm zitierter Personen. Möglicherweise hängt diese indirekte Art der Kommunikation mit dem Publikum zusammen, das al-Maqqarî für seinen Text erwartete. Wenn man annimmt, daß er die Herrschenden in Marokko oder im Osmanischen Reich im Auge hatte, erklärt sich sein diskretes Vorgehen durchaus. Leider haben wir aber keine Hinweise auf die Rezeptionssituation von „Azhâr". Wir wissen z. B. nicht, ob der Text in die Kategorie der Ratschlagsliteratur eingeordnet wurde, die im Osmanischen Reich zu al-Maqqarîs Zeit blühte[13].

Bei der Lektüre von al-Maqqarîs Text drängen sich noch weitere Fragen auf. Im Hinblick auf die Entwicklung seines Gesamtwerkes erscheint mir besonders wichtig, einen möglichen Unterschied zwischen „Azhâr" und dem späteren Text „Nafh" in Betracht zu ziehen. Wenn ich „Nafh" richtig verstehe, so überwiegt darin ein resignativer Ton. Die Mächtigen, auch wenn sie wie Ibn al-Khatîb Großes für das Wohl der Muslime leisteten, sind doch nur hilflose Opfer eines zerstörerischen Schicksals, das alles Gute auf der Welt einmal auslöscht. Diese Haltung, die ich andernorts als der europäischen Melancholie verwandt beschrieben habe[14], taucht auch manchmal in „Azhâr" auf[15], wird aber gegenüber der anti-christlichen Militanz nicht betont. In „Nafh" hingegen rückt die Reflexion über den *dahr* („Zeit", hier aber verstanden als zerstörerisches Schicksal) und die angemessene Haltung des Menschen ihm gegenüber in den Mittelpunkt des Interesses al-Maqqarîs. Ob das in einer generellen Änderung in seiner Haltung zur Geschichte begründet ist, müßten weitere Analysen zeigen.

Anti-christliche Polemik in al-Andalus, eine „alte Sitte"?

An dieser Stelle, im Zusammenhang mit dem Thema der europäischen Expansion und der nichteuropäischen Sicht darauf, will ich die Frage nach der Bedeutung der Beschwörung der „guten alten Sitten", besonders der angeblich früher existenten Verachtung der Christen, durch al-Maqqarî

---

12 Ein Gedicht über die christliche Eroberung von Wahran in Algerien zum Beispiel ruft die Gläubigen zum bewaffneten Widerstand auf, ansonsten drohe ihnen das gleiche Schicksal wie al-Andalus, wo nach den ersten Jahren der Eroberung die *jihâd*-Pflicht zunehmend vernachlässigt worden sei. (*al-Madanî,* Harb ath-thalâtha mîat sana (Anm. 3), 466).

13 Howard, D.A.: Ottoman historiography and the literature of „decline" of the sixteenth and seventeenth centuries, in: Journal of Asian Studies 22 (1988), 52–77.

14 *Elger,* Adab (Anm. 5), 305.

15 So etwa in der Einleitung, S. 1 ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

weiterverfolgen. Daß al-Maqqarî diesen Gedanken aus andalusischem Schrifttum entnahm, habe ich anhand seiner Verarbeitung der Werke Ibn ʿÂsims und Ibn al-Khatîbs gezeigt. Er hätte auch Ibn Hazm (gest. 1064) aus Cordoba zitieren können. Dieser gilt allerdings als der erste bedeutende Vertreter der andalusischen anti-christlichen Polemiktradition[16], so daß es schwer fällt zu erkennen, worauf al-Maqqarî mit seiner These von der Christenverachtung als „guter, alter Gewohnheit" anspielt, die *vor* den großen Erfolgen der Christen bestanden habe.

Einiges spricht dafür, daß der Anfang des von al-Maqqarî beschriebenen Zeitraumes, das Jahr der Eroberung Toledos 1085, in etwa auch den Beginn der Zuspitzung anti-christlicher Ideen unter andalusischen Muslimen markiert. Noch kurz davor, zwischen 1051 – 1076, konnte der baskischstämmige, muslimische Literat Ibn Garcia in einer anti-arabischen Polemik[17] nichtmuslimische Nichtaraber, Perser und Byzantiner, über muslimische Araber stellen. Ob Ibn Garcia damit auch den hohen Rang seiner eigenen christlichen Herkunft betonen wollte, ob gar aus seinen Worten ein gewisser „Multikulturalismus" und „Toleranz" spricht, wie Miller erklärt[18], ist nicht sicher[19]. Einer von Ibn Garcias andalusischen Rezipienten las ihn jedenfalls im Kontext einer Kontroverse über die „richtige" Religion[20]. Ibn Garcias Anti-Arabismus war für Yûsuf al-Balawî (1132 – 1207) aus Malaga so gut wie ein Abfall vom Islam. Jegliche positive Darstellung von Nichtmuslimen hält der Kritiker für Ketzerei und wundert sich, warum die Muslime des 11. Jahrhunderts Ibn Garcia auf diese Weise haben reden lassen, anstatt ihn zu steinigen oder aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen[21]. Al-Balawî wirft Ibn Garcia auch vor, daß er Zwietracht unter den Muslimen gesät habe[22], gibt ihm damit vielleicht indirekt eine Schuld an ihren Niederlagen gegen die Christen. Miller kommt zu dem Schluß, daß die Debatte um Ibn Garcia den Wandel andalusisch-muslimischer Haltung zu den Christen repräsentiert. Von der relativen Offenheit gegenüber ihnen, der „absence of theological odium" zur Tawâ'if-Zeit (ca. 1031 – 1086), sei die Tendenz in Richtung schärferer religiöser Polemik verlaufen[23].

---

16 *Ljamai* (Anm. 3), 1.

17 Die Bedeutung dieser Polemik ist umstritten. Miller (Islam, Arabism, and the Shu'ubiyya Literature of al-Andalus, c. 1060 – 1170, in: http://instruct1.cit.cornell.edu/courses/nes339/shu.html, Copyright 1992) verneint, dass sie Ausdruck einer Bewegung nicht-arabischer Muslime gegen eine arabische Herrenschicht war. Siehe näheres dazu in seinem Artikel.

18 *Miller* (Anm. 15), 9.

19 Siehe dazu *Göran Larsson,* Ibn García's shuʿûbiyya letter. Ethnic and theological tensions in medieval al-Andalus, Leiden & Boston 2003.

20 *Larsson* (Anm. 19), 193 ff.

21 *Miller* (Anm. 15), 8.

22 *Larsson* (Anm. 19), 200.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ob Ibn Garcia für eine breitere Strömung in der muslimischen Tawâ'if-Gesellschaft stand, die eine gewisse kulturelle Offenheit gegenüber Nichtmuslimen aufwies, müßte noch weiter betrachtet werden. Wenn es so war, kann man sagen, daß al-Maqqarî eben nicht ursprüngliche „gute Sitten" vorführt, sondern eine aus politisch-militärischer Ohnmacht erwachsene defensive Aggressivität. Seine These von der Christenverachtung als „guter, alter Gewohnheit" mag man dann als Beispiel der Mythisierung einer idealisierten Ursprünglichkeit sehen. Deutlich scheint mir jedenfalls zu sein, daß sein Text anzeigt, wie die europäische Expansion muslimischen Betrachtern einen großen Teil Unbefangenheit im Umgang mit dem Anderen und ihnen selbst raubte. Ibn Garcias Spott über die Araber, teilweise mit obszönen Anmerkungen gewürzt, und sein Lob auf Nichtmuslime stehen für jene ältere Unbefangenheit. Wenn dann später die europäische Expansion zur wachsenden geistigen Verhärtung führte, ist das zwar nicht unverständlich – angesichts der tatsächlichen Bedrohung muslimischer Länder – , diese Haltung repräsentiert aber nicht *den* Islam.

---

[23] Ähnlich argumentiert auch *T. F. Glick:* Islamic and Christian Spain in the early Middle Ages, Princeton 1979; vgl. zur Tâ'ifa-Zeit: *D. Wasserstein,* The rise and fall of the Party-Kings, Princeton 1985; *M. Kremp,* Die Kleinkönige des islamischen Spanien, Frankfurt / M. 1996; Zu Muslimen und Nichtmuslimen in al-Andalus siehe z. B. *Norman Roth,* Jews, Visigoths and Muslims in medieval Spain, Leiden 1994.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

II. Wissensdrang: Momente sich gegenseitig beeinflussender Expansionsbewegungen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Pluralität der Welten im 16. und 17. Jahrhundert

Von Eckhard Lobsien

I.

Der Sophist Anaxarchos von Abdera, ein Lehrer des Skeptikers Pyrrho von Elis und Begleiter Alexanders auf seinem Feldzug nach Indien, soll – so berichten übereinstimmend Plutarch und Valerius Maximus – den großen Herrscher einmal zur Verzweiflung getrieben haben:

> Alexanders Verlangen nach Ruhm war allerdings unersättlich. Als ihm sein Begleiter Anaxarchos, sich auf seinen Lehrer Demokrit berufend, darlegte, es gebe unzählige Welten, sagte er: „Ach, ich Unglücklicher, der ich bisher nicht einmal eine einzige erobert habe!" Enge Grenzen hatte für diesen Mann der Besitz, der allen Göttern als Wohnsitz ausreicht[1].

Was Anaxarchos unter Berufung auf Demokrit darlegte, dürfte ziemlich genau dies gewesen sein:

> Demokrit vertritt über die Elemente sowie über Volles und Leeres dasselbe wie Leukipp [...]. Er stellte dar, wie sich die seienden Dinge ständig im Leeren bewegten; es gebe unbegrenzt viele Welten, die sich auch in der Größe unterschieden. In manchen davon gebe es keine Sonne und keinen Mond, in manchen größere und in manchen mehr Sonnen und Monde als bei uns. Die Abstände zwischen den Welten seien ungleich, und es gebe hier mehr, dort weniger Welten; weiter seien einige Welten im Wachstum begriffen, andere stünden in der Blüte ihres Lebens und dritte seien im Schwinden; in dem einen Bereich entstünden Welten und in einem anderen verschwänden sie. Vernichtet würden sie, wenn sie eine mit der anderen zusammenstießen. Einige Welten gebe es, in denen es keine Lebewesen, keine Pflanzen und überhaupt keine Feuchtigkeit gebe[2].

---

[1] *Valerius Maximus,* Facta et dicta memorabilia. Denkwürdige Taten und Worte, lat.-dt., übs. u. hg. v. *Ursula Blank-Sangmeister,* Stuttgart 1991, 249–251 (VIII, 14, ext. 2). Die gleiche Anekdote überliefert *Plutarch* in De tranquillitate animi, 4, 466D; vgl. Moralia, vol. 6, transl. by *W. C. Helmbold,* London 1939, repr. 1970, 176–179. Vgl. auch *Hermann Diels, Walther Kranz,* Die Fragmente der Vorsokratiker, Bd. 2, Zürich, 6. Aufl. 1952, repr. 1996, 238 (72.11).

[2] So überliefert es Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts der Presbyter *Hippolytos von Rom* in seiner Refutatio omnium haeresium; zit. nach *Geoffrey S. Kirk, John E. Raven, Malcolm Schofield,* Die vorsokratischen Philosophen. Einfüh-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Dieser Grundtext für alle späteren Konzepte einer Pluralität der Welten legt in exemplarischer Klarheit die zentrale Frage offen, die die frühneuzeitliche Spekulation von Giordano Bruno bis Fontenelle und darüber hinaus beschäftigt hat – die nämlich, in welchem Verhältnis denn die anderen Welten, deren Existenz wir annehmen können, zu der uns einzig bekannten, in sinnlicher Evidenz und Präsenz erschlossenen stehen. Wir können uns andere Welten, so lehrt Demokrit, entweder in Analogie zu der unseren vorstellen („Wachstum", „Blüte", „Schwinden"); wir können sie über die Logik der Gradation („mehr Sonnen und Monde") oder Reduktion entwerfen („weniger"); und wir können sie durch Negationen konturieren („keine Lebewesen, keine Pflanzen"). Der Plural *Welten* ist offenkundig nur durch Anwendung solch logischer, grammatischer, rhetorischer Verfahren aus dem Singular *Welt* generierbar. Stets ist es das Material dieser einen Welt, auf das die Imagination ihre Transformations-, Kombinations- oder Selektionsarbeit begründet. Andere Welten sind offenkundig nur vorstellbar als Alterierungen dessen, was wir mit dem Singular *Welt* assoziieren, was wir über unsere Welt immer schon wissen. Die kühne theoretische Vervielfältigung der Welt wird abgefangen in einer restriktiven Anleitung der Phantasiearbeit, die ihren Beständen verpflichtet bleibt.

Dieser ‚konservative' Zug inmitten der Öffnung des Erfahrbaren auf das nur Imaginierbare hin ist nun auch für Epikur, einen der Leitphilosophen des 17. Jahrhunderts, kennzeichnend[3]. Die im unerschaffenen unendlichen leeren Raum umherschwirrenden Atome ballen sich für eine gewisse Zeit zu Welten zusammen, die der unseren teils ähnlich, teils unähnlich sind. Die Form der Atome ist sehr vielgestaltig, aber doch endlich, so daß die aus ihrer Zusammenballung entstehenden Welten mal stärker im Aspekt ihrer Neuartigkeit, mal eher in dem der Ähnlichkeit zu unserer Welt erscheinen. In dem *Brief an Herodot* (§ 45) formuliert Epikur seine Pluralitätsdoktrin wie folgt:

> Weiter ist auch die Anzahl der Welten unbegrenzt, und zwar sowohl die Anzahl der Welten, die dieser ähnlich sind, als auch die Anzahl derer, die dieser unähnlich sind. Denn die Atome, deren Zahl, wie eben gezeigt wurde, grenzenlos ist, bewegen sich auch in die entlegendste Ferne. Denn die Atome, die dazu geeignet sind, daß aus ihnen als Konstituenten eine Welt wird oder daß durch sie eine Welt geschaffen wird, verbrauchen sich weder auf eine einzige Welt noch auf eine begrenzte Anzahl von Welten und weder auf Welten wie diese noch auf Welten, die von dieser ver-

---

rung, Texte und Kommentare, übs. v. Karlheinz Hülser, Stuttgart 1994, 456; vgl. zum Weltenbegriff der Atomisten *Leukipp von Milet* (fl. 440/435) und *Demokrit von Abdera* – „die ersten, denen wir mit absoluter Sicherheit das Konzept unzählig vieler Welten zuschreiben können" (458) – ebd., 454–459.

3 Vgl. *Michael Erler,* Epikur, in: Hellmut Flashar (Hrsg.), Die Philosophie der Antike, Bd. 4: Die hellenistische Philosophie, Basel 1994, 29–202; ergänzend ders., Lukrez, ebd., 381–490.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schieden sind. Es gibt also nichts, was einer unbegrenzten Anzahl von Welten im Wege steht[4].

Etwas ganz und gar Neues, Anderes, Fremdes, Unbegreifliches könnte in diesem unentwegten zufälligen Weltenentstehungs- und -auflösungsprozeß nur dann zutage treten, wenn die Verschiedenheit der elementaren Bausteine unlimitiert wäre. Es könnten sich dann all jene Atomformen, die in unserer Welt nicht vorkommen, exklusiv zu einer bizarren neuen Welt konfigurieren. Da dies nicht der Fall ist, formen sich in Raum und Zeit unbegrenzt viele, aber einander mehr oder weniger ähnliche Welten. Das Theorem der vielen Welten ist gekoppelt mit der Annahme einer unendlichen Wiederholung des Ähnlichen. Zudem setzt die Definition des Begriffs Welt, wie sie im *Brief an Pythokles* (§ 88) gefaßt ist, den ausdenkbaren Möglichkeiten eine weitere Schranke:

> Eine Welt ist eine bestimmte Umhüllung eines Himmels, welche Gestirne, eine Erde und alle sichtbaren Dinge umfaßt; vom Unbegrenzten ist sie abgeschnitten, endet in einer Grenze, die entweder dünn oder dicht ist und bei deren Auflösung alles zusammenfällt, was in ihr ist. Sie hat ihre Grenze entweder in etwas, das sich dreht, oder in etwas, das sich in Ruhe befindet, und das rund oder dreieckig ist oder was auch immer für eine Peripherie hat. Denn alle Varianten sind möglich, da ihnen nichts von dem entgegensteht, was in unserer Welt offensichtlich ist; ein Endpunkt läßt sich in ihr nicht entdecken[5].

Die markante Abgrenzung zwischen den jeweiligen Welten und dem Unbegrenzten definiert eine Konfiguration, in der Möglichkeiten verwirklicht und gegen andere negierte Möglichkeiten durchgesetzt sind. Im puren Fallen oder Schwirren der Atome im unendlichen Raum ist alles möglich; irgend ein Kriterium von Ähnlichkeit wäre hier sinnlos. Treten die Atome aber zu einer ‚Welt' zu nennenden Ordnung zusammen, ist notwendigerweise eine Similaritätsbeziehung zu der uns vertrauten Welt gestiftet. Diese Similarität ist auch dann, wenn sie weithin negiert ist, die alle Welten umfassende Qualität.

II.

Welches Interesse die Philosophie Epikurs im 17. Jahrhundert auf sich zog, das läßt sich symptomatisch daran erkennen, daß in dem englischen Standardwerk zur Geschichte der Philosophie, Thomas Stanleys *The History of Philosophy,* noch in der 1701 erschienenen dritten Auflage keinem Philosophen auch nur annähernd so viel Raum gewidmet wird wie eben

---

[4] *A. A. Long, D. N. Sedley,* Die hellenistischen Philosophen. Texte und Kommentare, übs. v. Karlheinz Hülser, Stuttgart 2000, 66.

[5] Ebd., 66.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Epikur[6], nach Nietzsche „einer der größten Menschen, der Erfinder einer heroisch-idyllischen Art zu philosophieren"[7]. Der erste, der mit großer – und Nietzsche durchaus verwandter – Emphase Epikur als den definitiven Überwinder des Aristoteles[8] und damit als den wahren Begründer einer ernst zu nehmenden Naturphilosophie feierte, war bekanntlich Giordano Bruno[9] in seinen 1584 in London publizierten sechs italienischen Dialogen[10]. In unserem Zusammenhang interessieren vor allem *La cena de le ceneri* und *De l'infinito, universo e mondi,* mit denen die Rede von unendlich vielen Welten auf dem Hintergrund der kopernikanischen ‚Wende' in unterhörter Weise brisant wird. Bruno begründet die Annahme unendlich vieler Welten zunächst vom Gottesbegriff her, um dann die Frage nach der Verwandtschaft all dieser Welten zu der unseren aufzuwerfen und sie, ganz ähnlich wie die griechischen Atomisten, restriktiv zu beantworten.

---

6 Das Werk erschien zuerst 1655 bis 1662 in drei Bänden; in Bd. 3 von 1660 deklariert *Stanley* seine Epikur-Darstellung ausdrücklich als „Epicurus' life and doctrine written by Petrus Gassendus", während in der dritten Auflage dieser Hinweis fehlt (vgl. The History of Philosophy, London 1701, repr. Hildesheim 1975, 533 – 633).

7 *F. Nietzsche,* Menschliches, Allzumenschliches, Zweiter Band, Zweite Abteilung: Der Wanderer und sein Schatten, no. 295; in: Werke in drei Bänden, 1. Bd., hg. v. Karl Schlechta, München 1966, 994.

8 Bekanntlich ist es dem Einspruch des Aristoteles gegen die Welten-Pluralitätslehre zuzurechnen, daß erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts, nach einem Intervall von fast 1900 Jahren, atomistische Modelle neu rezipiert und zunächst spekulativ, dann empirisch unterfüttert, weiterentwickelt wurden. Aristoteles hat in der Himmelsschrift die Möglichkeit vieler Welten axiomatisch ausgeschlossen; vgl. De caelo, I, 8 – 9, 276a17 – 279a3 (transl. by *J. L. Stocks,* in: The Complete Works of Aristotle, ed. *Jonathan Barnes,* Princeton 1984, vol. 1, 458 – 463). Demzufolge haben die vier Elemente ihren natürlichen Ort, zu dem sie sich bewegen und an dem sie verharren, es sei denn, sie würden durch einen auf sie ausgeübten Zwang von diesem Ort und aus ihrer natürlichen Bewegung entfernt. Nimmt man die Koexistenz zweier Welten an (einer weiteren Welt direkt neben der unseren), so müssen beide aus den gleichen Körpern bestehen, die dem gleichen Bewegungsprinzip folgen. Daraus entsteht ein offenkundiger Widersinn; denn die Welten veranlassen, indem sie aufeinander einwirken, die Elemente zu ganz gegensätzlichen Bewegungen. Erde bewegt sich natürlicherweise nach unten, Feuer nach oben; Erde aus der zweiten Welt würde sich – auf dem natürlichen Weg zu ihrem Ort in der ersten – dort nach oben bewegen, Feuer von oben nach unten, usw. Die natürliche Bewegung (auf unsere Welt zu) wäre zugleich eine unnatürliche (in der anderen Welt), was offenkundig unmöglich ist. Folglich kann es Welt nur im Singular geben.

9 Chronologisch noch vor Bruno wäre der Kopernikus-Kommentator *Thomas Digges* mit A perfit description of the cælestiall orbes von 1576 (STC 6874) zu nennen; vgl. *Alexandre Koyré,* From the Closed World to the Infinite Universe, Baltimore 1957, repr. 1968, 35 – 39.

10 Die bedeutendste Ausnahme in der jahrhundertelangen Absenz Epikurs im philosophischen Diskurs vor Bruno ist Lorenzo Valla zu verdanken, der – auf dem Gebiet der Ethik, nicht der atomistischen Kosmologie – geradezu als Begründer eines „Christian Epicureanism" bezeichnet worden ist (*Paul Oskar Kristeller,* Eight Philosophers of the Italian Renaissance, Stanford 1964, 32).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ein mit dem Attribut unendlich versehener Gott, so argumentiert Bruno in *De l'infinito,* kann nur Unendliches schaffen als die einzig ihm adäquate Manifestation. Das läßt sich leicht von der gegenteiligen Auffassung her zeigen. Denkt man nämlich das Universum als endliches Gebilde, dann stellt sich die Frage nach seiner Begrenzung. Als Raum muß es von Abgrenzungen umfaßt sein. Wäre außerhalb dieses endlichen Universum-Raumes nichts, dann wäre die Welt ein Ding, das nirgendwo ist: „[...] il mondo sarà qualcosa che non si trova"[11]. Dieses Nichts außerhalb der Welt kann auch nicht Gott sein, denn kein Nicht-Körper vermag einen Körper abzugrenzen; außerdem wäre eine solche rein privative Funktion Gottes unwürdig. Der leere Raum außerhalb des als endlich gedachten einen Universums müßte dieses enthalten und eingrenzen; da er aber nichts ist, ist nicht zu sehen, wie dies möglich sein könnte; im Nichts wäre ja auch jeder Körper nichts. Also ist das Universum als unendlicher Raum zu denken, begabt mit der Fähigkeit, an seinen unendlichen Raumstellen unendlich viele Welten aufzunehmen. Da man zugeben muß, daß die Existenz dieser unserer Welt gut ist, spricht nichts dagegen – von einem Begriff des „buono [...] corporeo infinito" her[12] –, solches Gut überall anzusetzen. Es wäre merkwürdig, sollte das Gute, das körperlich als Erde realisiert ist, die ihrerseits wieder unzählige Körper hervorbringt und umfaßt, nur limitiert erschaffen worden sein, wenn doch nichts gegen eine unendliche Vielzahl solcher Welten spricht. Erst in der Unzahl aller möglichen Naturen ist Gott angemessen ‚gespiegelt':

> Daher muß notwendig dem unzugänglichen göttlichen Angesicht auch ein unendliches Spiegelbild entsprechen, in welchem sich unzählige Welten als unzählige Glieder befinden. Wenn sich also die Erhabenheit Gottes körperlicherweise in unzähligen Stufen der Vollkommenheit entfalten muß, so muß es unzählige Individuen geben, und solche sind auch jene großen Lebewesen [...]. Zur Aufnahme dieser unzähligen Weltkörper ist ein unendlicher Raum erforderlich[13].

Wenn der Raum als unendlich gedacht wird, dann wäre es eine unangemessene, unverständliche Verkürzung der Möglichkeiten, etwas Vollkommenes (die Vielzahl der Welten) nur partiell realisiert zu finden. Es ist viel schwieriger, die endliche Zahl möglicher Welten oder gar nur die Existenz dieser einen Welt zu begründen, als ihre Unendlichkeit. Jede Setzung von Endlichkeit provoziert, wie gesehen, den Gedanken der Grenze und des Jen-

---

11 Dialoghi, 325.

12 Dialoghi, 330.

13 Zwiegespräche, 36. – „Però bisogna che di un inaccesso volto divino, sia uno infinito simulacro nel quale come infiniti membri poi si trovino mondi innumerabili, quali sono gli altri. Però per la raggione de innumerabili gradi di perfezzione che denno esplicare la eccellenza divina incorporea per modo corporeo, denno essere innumerabili individui que son questi grandi animali [...]; per la continenza di questi innumerabili si richiede un spacio infinito" (Dialoghi, 331).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

seits der Grenze, was zu immer neuen Widersprüchen führen muß. Dem Begriff Gottes ist allein der Gedanke einer unendlichen Vielzahl von Welten gemäß. Dabei fallen Unendlichkeit Gottes und die Unendlichkeit der Welten nicht einfach zusammen. Gott ist der Inbegriff des Unendlichen: „[...] lui è tutto l'infinito complicatamente e totalmente"; die Unendlichkeit der Welten ist hingegen eine explizierende ‚Darstellung' dieses Inbegriffs – „tutto in tutto [...] explicatamente, e non totalmente"[14]; insofern ist Gott im Blick auf das Universum das Begrenzende und dieses im Blick auf ihn das – wiewohl unendliche – Begrenzte. Dem in diesem Sinne Begrenzten mangelt es an absoluter Unendlichkeit, weil es in keinem seiner Teile ganz und gar bei sich ist, sondern seine Unendlichkeit etwas Additives hat; das in diesem Sinne Begrenzende ist in sich selber unbegrenzt, insofern es eben in sich gänzlich ungeteilt, also ‚homogen' unendlich ist.

Dieses unendliche Universum können wir nicht mehr mit den Sinnen erfassen, es entzieht sich jeder direkten Wahrnehmbarkeit; allein Imagination und Vernunft vermögen die erforderlichen Grenzüberschreitungen zu vollziehen und sich in das kosmische Geschehen partizipierend einzutragen. Eben diese Teilhabe der höheren Geistes- oder Seelenvermögen an der wahren Gestalt des Universums ist der Kerngedanke des *Aschermittwochsmahls*. Im dritten Dialog soll, so stellt es schon der Einleitungsbrief heraus, sowohl gezeigt werden, daß das All unendlich und ohne Mittelpunkt ist, als auch, daß es auf anderen Welten – wegen deren materieller Gleichartigkeit mit unserer – „innumerabili individui semplici e composti" gebe[15]. Diese Einsicht aber verdankt sich einem triumphalen Aufschwung der menschlichen Vernunft, inkarniert im Nolaner, die die Grenzen des alten Korrespondenz- und Sphärenkosmos sprengt und sich in dieser Erschließung des wahren unendlichen Universums des Göttlichen versichert:

> Da kam der Nolaner und hat die Lufthülle hinter sich gelassen, ist in den Himmel eingedrungen, hat die Sterne durchmessen, die Grenzen der Welt überschritten und die erdichteten Mauern der ersten, achten, neunten, zehnten und weiterer Sphären zerstört, die törichte Mathematiker und das blinde Sehen gemeiner Philosophen noch hätten hinzufügen wollen. [...] So sind wir dazu befähigt, die unendliche Wirkung der unendlichen Ursache zu entdecken, die wahre und lebendige Spur der unendlichen Kraft. Wir brauchen die Gottheit nicht in der Ferne zu suchen; denn sie ist uns nahe und sogar tiefer in uns als wir selbst. Ebensowenig dürfen die Bewohner der anderen Welten die Gottheit bei uns suchen; denn auch sie haben sie bei sich und in sich, zumal der Mond nicht in größerem Maße Himmel für uns ist als wir für den Mond[16].

---

14 Dialoghi, 334.

15 Dialoghi, 12; Aschermittwochsmahl, 72.

16 Aschermittwochsmahl, 92–93. – „Or ecco quello ch'ha varcato l'aria, penetrato il cielo, discorse le stelle, trapassati gli margini del mondo, fatte svanir le fantastiche muraglia de le prime, ottave, none, decime, et altre che vi s'avesser potute aggiongere

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wo es keine feste Zuordnung von Erde und Himmel mehr gibt, wo vor allem der qualitative Gegensatz von schlechter, weil wandelbarer und vergänglicher Erde (dem aristotelischen Kot des Kosmos) und den Sphären idealer Invarianz entfällt, da kann die unendliche Kraft der *divinità* nur als immanent gedacht werden. ‚Himmel' entfällt als Bezeichnung für den Ort göttlichen Wirkens, wenn der Betrachterstandort darüber entscheidet, was jeweils Himmel ist. Weil im unendlichen Universum die ‚Vestigien' der unendlichen göttlichen Kraft homogen verteilt sind, ist ihre Entdeckung gleichbedeutend mit einem Wirken des Göttlichen in uns.

Damit aber läßt sich noch einmal der Begriff der eingeschränkten Unendlichkeit ins Spiel bringen und die Frage nach Ähnlichkeit und Unähnlichkeit der Welten beantworten: „[...] wir wissen sicher, daß dieser Raum als Wirkung und Erzeugnis einer unendlichen Ursache und eines unendlichen Prinzips auf unendliche Weise unendlich sein muß"[17]. In dieser Unendlichkeit ohne Zentrum, mit unzähligen möglichen Zuordnungen der vorhandenen Welten, herrschen Regelmäßigkeiten, Entsprechungen, Wiederholungen. Die Gestirne sind einander gleich, nur in der Größe unterschieden, so unterschiedlich sie sich aus wechselseitiger Perspektive auch ausnehmen mögen (so scheint die Helligkeit der Sonne eine ganz andersartige Welt als die, auf der wir leben, anzuzeigen, aber das ist nur scheinbar so). Sie besitzen „una ordinata e natural volontà", ja ein „principio intrinseco che è l'anima propria"[18], das ihre Bewegungen von ‚innen' her lenkt. Erden sind Organismen, „grandi animali"[19], vielgliedrige Ganzheiten; der Begriff „terra" ist definiert durch „tutta la machina e tutto l'animale intiero che costa di sue parti dissimilari"[20]. Ihre Bewegungen sind so von dem Bestreben geleitet, sich wechselseitig auszutauschen, wechselseitig teilzuhaben an ihren konträren Qualitäten, sich eben als Lebewesen zu erhalten. Die Erdkörper, diese riesenhaften Tiere, verharren nicht statisch in einem bestimmten Zustand, sondern sie erneuern sich – das eben macht ihre geminderte Unendlichkeitsform aus. Die Erneuerung wiederum hat ihren letzten Grund in der Unzerstörbarkeit der Substanz, aus der die Er-

---

sfere per relazione de vani matimatici e cieco veder di filosofi volgari. [...] Cossì siamo promossi a scuoprire l'infinito effetto dell'infinita causa, il vero e vivo vestigio de l'infinito vigore. Et abbiamo dottrina di non cercar la divinità rimossa da noi: se l'abbiamo appresso, anzi di dentro più che noi medesmi siamo dentro a noi. Non meno che gli coltori de gli altri mondi non la denno cercare appresso di noi, l'avendo appresso e dentro di sé. Atteso che non più la luna è cielo a noi, che noi alla luna" (Dialoghi, 28–29).

17 Aschermittwochsmahl, 153. „[...] sappiamo certo che essendo effetto e principiato da una causa infinita e principio infinito, deve secondo la capacità sua coporale e modo suo essere infinitamente infinito" (Dialoghi, 77).

18 Dialoghi, 80 u. 81; Aschermittwochsmahl, 157 u. 158.

19 Dialoghi, 99; Aschermittwochsmahl, 181.

20 Dialoghi, 83; Aschermittwochsmahl, 160.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den bestehen, denn die erhält sich eben durch Veränderung. Jede Konstellierung der Materie in einer bestimmten Gestalt (einer Welt) hält nur eine der Möglichkeiten fest, zu deren Verwirklichung sie imstande ist. Ihre Unzerstörbarkeit kommt in solchen Konfigurationen deshalb nicht zum Vorschein, weil jede Welt immer auch noch anders sein könnte. Folglich müssen alle diese anderen Formen nacheinander verwirklicht werden. Was aber ist diese Materie? Und wie andersartig sind dementsprechend die anderen Welten?

Diese Frage erfährt eine überraschend traditionelle Antwort. Bruno nämlich rekurriert in *De l'infinito* auf die vier Elemente, die für ihn den Umkreis des Vorstellbaren abgrenzen. Von außen betrachtet scheinen die Sonnen reine Feuerkörper zu sein. Aber die Annahme ist plausibel, daß sie keineswegs nur aus Feuer bestehen, sondern „la diversità de le parti" aufweisen, so wie die Erde von ferne scheinbar homogen als „acqui illustrate"[21], als beleuchteter und reflektierender Wasserkörper, wahrgenommen wird und doch nicht nur aus Wasser besteht. Ferner modifizieren sich die Gestirne wechselseitig: Unsere Erde ist zwar dominant kalt und dunkel, aber das wird durch Wärme und Licht der Sonne ausgeglichen; diese ist ihrerseits dominant heiß und gleißend, findet ihren Ausgleich aber durch die Erde. Auf beiden Weltkörpern (*mondi*) ist also Leben möglich. Da nun diese Konstellation von Sonnen und Erden (zuzüglich der Monde) unbegrenzt häufig besteht, gibt es für bewohnte *mondi* keine Schranken. Sie alle sind genauso komplex gestaltet und diversifiziert, wie wir es von den unzähligen Lebewesen auf dieser Erde kennen; sie sind große Lebewesen, die ihre Bewohner zeugen und ernähren. Darin aber sind sie, bei aller phänomenalen Verschiedenheit, einander prinzipiell sehr ähnlich. Brunos emphatisches Postulat unendlich vieler Welten stürzt die menschliche Vorstellungskraft keineswegs in eine verzweifelte Überforderung.

III.

Brunos Angebot, die unendlichen Welten als große Tiere zu imaginieren, die ihre einseitige Beschaffenheit wechselseitig ausgleichen und sich so miteinander in die Lage versetzen, die in ihnen enthaltenen kleinen Welten zu erhalten, hat die Phantasie keineswegs beruhigt, ganz im Gegenteil. Die Spekulation um die Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt treibt durch das ganze 17. Jahrhundert die Phantasie immer neu an und stellt insbesondere die literarische Phantasie vor ein neues Legitimationsproblem. Wenn es nämlich Aufgabe der Literatur und der Künste ist, andere Welten zu erschaffen[22], dann scheint diese Aufgabe in genau dem Maße obsolet zu wer-

21 Dialoghi, 380.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den, wie andere Welten als Tatsachen postuliert und mit Hilfe des Teleskops und Mikroskops auch wirklich ‚entdeckt' werden. Was soll uns eine fiktive andere Welt, wenn Mond und Sonne und analog die Planeten und letztlich alle Sterne faktische andere Welten sind? Diese Frage wird dadurch nicht einfacher, daß die theoretischen Mittel, die es erlauben, unendliche Welten positiv oder negativ zu postulieren, zunehmend beliebig zu werden scheinen:

> [...] wenn die Welt endlich wäre und umgeben vom Nichts, dann wäre auch Gott endlich: Da es seine Aufgabe ist, [...] im Himmel zu sein und auf der Erde und an jedem Ort, könnte er nicht dort sein, wo nichts ist. Das Nichts ist ein Nicht-Ort. Oder aber, um die Welt zu erweitern, müßte er sich selbst erweitern, also erstmals dort auftreten, wo er vorher nicht war, was im Widerspruch zu seiner angeblichen Ewigkeit stünde. [...] Hätte Euer Gott die unsterbliche Seele zu schaffen vermocht, so hätte er wohl auch die unendliche Welt schaffen können. Aber wenn die Welt unendlich ist, dann ist sie es im Raum ebenso wie in der Zeit, und mithin ist sie ewig, und wenn es eine ewige Welt gibt, die keiner Schöpfung bedarf, dann ist es auch nicht mehr nötig, die Idee eines Gottes zu konzipieren. [...] wenn Gott unendlich ist, könnt Ihr seine Macht nicht begrenzen: Er könnte niemals *ab opere cessare,* vom Schaffen ablassen, und mithin wird die Welt unendlich sein. Aber wenn die Welt unendlich ist, wird es Gott nicht mehr geben [...][23].

Ecos Begriffsspiele überzeichnen die Debatten, die seit Gassendis Epikur-Adaptation in den 1620er Jahren geführt wurden, nur wenig. Gassendi und seine Schüler, in England etwa Walter Charleton, halten den Gedanken unendlich vieler Welten zwar für skandalös, gestehen aber zu, daß er nicht widerlegbar ist. Das Nachdenken über die Welt, das der Naturforschung ihr Terrain sichern soll, sieht sich umgeben von einem Horizont beunruhigender Möglichkeiten[24]. Gassendis Position läßt sich knapp wie folgt beschrei-

---

[22] *Iulius Caesar Scaliger* schreibt 1561: „Allein die Dichtung umfaßt all dies [i.e. was auch Rhetorik und Philosophie zu ihrem Gegenstand haben], und zwar um so vorzüglicher denn jene Künste, als die übrigen, wie wir sagten, die Dinge selbst so darstellen, wie sie sind (sozusagen durch ein Bild für die Ohren), der Dichter dagegen nicht nur eine zweite Natur, sondern auch noch mehr Lebensschicksale erschafft, und sich eben hierdurch selbst gewissermaßen zu einem zweiten Gott macht. Dessen nämlich, was der Erschaffer aller Dinge hervorgebracht hat, sind die anderen Wissenschaften sozusagen Darsteller; die Dichtkunst dagegen, da sie das, was ist, ansehnlicher vorführt und den Schein dessen, was nicht ist, hervorruft, scheint nicht wie die anderen Künste, einem Schauspieler vergleichbar, die Dinge einfach wiederzugeben, sondern sie wie ein zweiter Gott zu erschaffen" (*Scaliger,* Poetices libri septem. Sieben Bücher über die Dichtkunst, Bd. 1, hg. u. übs. v. *Luc Deitz,* Stuttgart 1994, 71/73).

[23] *Umberto Eco,* Die Insel des vorigen Tages, übs. v. Burkhart Kroeber, München 1995, 142–144, der so Saint-Savin als Repräsentanten der Libertins reden läßt.

[24] Zu Gassendi vgl. *Olivier Bloch,* Pierre Gassendi, in: Jean-Pierre Schobinger (Hrsg.), Die Philosophie des 17. Jahrhunderts, Bd. 2: Frankreich und Niederlande, Basel 1993, 201–230. – Die Textlage bei Gassendi ist etwas kompliziert. Die Schriften De vita et moribus Epicuri (1647) und Animadversiones in Decimum Librum Dioge-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ben. Raum und Zeit sind unerschaffen und unendlich; sie sind die Medien der Lokalisation bzw. der Sukzession aller Körper. Diese Körper nun sind komponiert aus Atomen, die in begrenzter Zahl von Gott erschaffen worden sind und denen eine Antriebskraft (*vis motrix*) verliehen wurde, durch die sie sich von selber in Bewegung setzen und erhalten können; auch elementare Atomgruppierungen (*semina rerum*) zählen zu dem von Gott Geschaffenen. Auf der Basis dieser Annahmen kann eine Pluralität von Welten nur vom Gottesbegriff her ausgeschlossen werden, nicht aber in physikalisch-kosmologischer Hinsicht. Der bei Epikur konsequent durchgeführte Atomismus wird bei Gassendi systemwidrig restringiert. Das Argument lautet jetzt: Die Anschauung dieser Welt, die Vollkommenheit der Natur und die Ordnung des Kosmos lassen auf Gott als die erste Ursache schließen[25]. Wir sehen diese Welt als etwas Vollkommenes – folglich kann sie nicht durch zufällige atomare Bewegungen zustande gekommen sein. Und weiter: Wenn sich schon die Realität anderer Welten mit wissenschaftlichen Mitteln weder beweisen noch bestreiten läßt, so folgert aus Gottes unendlicher Schöpfermacht doch nicht, diese müsse sich in unendlich vielen Welten manifestieren.

> [...] es ist zuzugeben, daß mit philosophischer Argumentation (demonstratione) nicht überzeugend dargelegt werden kann, daß es außer dieser keine anderen Welten gibt, da wir ja bekennen, daß Gott außer dieser hier noch unzählige andere hätte schaffen können, da seine unendliche Kraft niemals ausgeschöpft werden kann und der Abgrund des Nichts, über den er erhaben ist, ihr in keiner Weise entgegenstehen kann. Allerdings die Behauptung aufzustellen, mehrere Welten existierten tatsächlich, ist ganz wider die Vernunft; einmal weil Gott uns ganz offenbar nur von dieser einen Kenntnis geben wollte, dann, weil die dagegenstehenden Gründe ganz armselig sind und nicht viel Wahrscheinlichkeit aufweisen[26].

Einer unendlichen Macht ist es zweifellos möglich, etwas Finites zu schaffen, das in sich aber so perfekt ist, daß es auf eine vollkommene Ursache zurück verweist. Eine unendliche Ursache ist nicht schon in der einmaligen Bewirkung von Unendlichem erschöpft; sie ist vielmehr imstande, potentiell unendlich oft etwas zu erschaffen, indem sie den Atomen – die von sich aus niemals zu einer Welt zusammengetreten wären – das Telos einer Welt mitgibt[27].

---

nis Laertii (1649) sind Teilpublikationen aus dem zwischen 1633 und 1645/46 geschriebenen Werk De vita et doctrina Epicuri; sie werden in veränderter Form auch im Syntagma philosophicum (posth. in den Opera omnia, t. 1 u. 2, 1658) wiedergegeben.

25 *O. Bloch* nennt dies die „Theologie des empirischen Verstandes", in: *J.-P. Schobinger,* Die Philosophie des 17. Jahrhunderts (Anm. 25), 220.

26 Opera omnia I, 141b; zit. nach *Reiner Tack,* Untersuchungen zum Philosophie- und Wissenschaftsbegriff bei Pierre Gassendi (1592–1655), Meisenheim 1974, 148.

27 Im übrigen bleibt die so metaphysisch fundierte Physik in ihren Gesetzmäßigkeiten sich selber überlassen. Man kommt zu der Einsicht, „daß Gott nur durch das

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gassendis Lösungsvorschlag ist in England vor allem durch Walter Charleton verbreitet worden[28]. Charleton folgt in seiner *Physiologia Epicuro-Gassendo-Charltoniana* von 1654 weithin Gassendis *Animadversiones,* führt aber eine für unsere Frage nach den Konsequenzen einer ins Unendliche expandierenden Imagination interessante Unterscheidung ein. Charleton führt aus: Im Begriff Gottes ist notwendigerweise der einer unbeschränkten Macht impliziert; hieraus kann die Möglichkeit vieler (und auch unendlich vieler) Welten in einem unendlichen Raum als pure Möglichkeit geschlossen werden, aus dieser Möglichkeit aber keinesfalls die Tatsächlichkeit. Es ist auch widersinnig anzunehmen, aus einer unendlichen Anzahl von Atomen in einem unendlichen Raum würden sich durch Zusammenballungen Welten von einer Perfektion wie der unseren formen. Das Argument, niemand sei Zeuge bei der Erschaffung der Welt oder der Atome als der *materia prima* gewesen, es könne also nicht bewiesen werden, daß Gott nicht doch unendlich viel mehr Schöpfungsmaterie generiert habe, als für diese eine Welt erforderlich sei, ist richtig, aber ein solcher Einwand trifft alle kosmologische Spekulation:

> [...] and so the whole substance of the Dispute must be reduced only to this: That they have no more Reason for the support of their opinion of a Plurality of Worlds then we have for ours of the Unity of the World. Nay the greatest weight of Reason hangs on our end of the scale; for, we ground our Opinion upon that stable Criterion, our *sense,* and asserting the singularity of the world, discourse of what our sight apprehends: but They found theirs upon the fragil reed of wild Imagination, and affirming a Plurality discourse of what neither the information of their sense, nor solid reason, nor judicious Authority, hath learned them enough to warrant even Conjecture[29].

Die direkte sinnliche Erfahrung liefert die größte Gewißheit; was zu ihren Bedingungen sich erschließt, ist unvergleichlich wahrheitsfähiger als alle Spekulation, die die Wahrnehmung zur bloßen Imagination überschreitet. Diejenigen, die sich als „long-winged Witts" aufschwingen und sich „into

---

regelmäßige Zusammenwirken (ordinario concursu) die Dinge erhält und behütet und sie dann selbst ihrem Gang überläßt (sinere ipsas res suas agere vices) und sie gemäß den von Anbeginn eingerichteten und ihnen eingepflanzten Bewegungen den Lauf fortsetzen läßt, den sie begonnen haben; daher verbietet nichts, unter Voraussetzung der Lehre von den Atomen oder Ursprungspartikeln (semina), aus denen alles besteht, zu untersuchen, auf welche wahrscheinliche Weise eben diese Ursprungspartikel oder Atome, die in sich Bewegung haben, sich von Anfang an verhalten haben, so daß sie mit so vollendeter Notwendigkeit das Entstehen der Dinge so unveränderlich bewirken konnten", in: Opera omnia I, 494a; zit. nach *R. Tack* (Anm. 26), 156.

28 Vgl. zu historischen Einzelheiten der englischen Gassendi-Rezeption *Rolf W. Puster,* Britische Gassendi-Rezeption am Beispiel John Lockes, Stuttgart 1991, 60–89.

29 Physiologia Epicuro-Gassendo-Charltoniana: or A Fabrick of Science Natural, Upon the Hypothesis of Atoms, Founded by Epicurus, Repaired by Petrus Gassendus, Augmented by Walter Charleton, [...], London 1654, repr. New York 1966, I.ii.2, 13.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

the Imaginary Abyss of Nothing" stürzen, wären gut beraten, sich auf sich selber zu besinnen und sich selber als erstaunliche, noch längst nicht erforschte kleine Welten zu entdecken: „[...] the most inquisitive may find Difficulties more then enough within the Little World of their owne Nature, not only to exercise, but empuzle them"[30]. Die unendlich vielen Welten, so legt Charleton nahe, müssen angesichts der Komplexität des menschlichen Mikrokosmos ihren verführerischen Appell verlieren.

Für Charleton ist die Opposition zwischen den endlichen und den unendlichen Welten gleichbedeutend mit jener zwischen „Reason" (basiert auf *„sense"*) und „wild Imagination". Wie Gassendi konzediert auch Charleton, daß der Unendlichkeitsgedanke nicht widerlegt werden kann; man kann nur an die Vernunft appellieren, ihn preiszugeben. Erfahrung und Vernunft sehen sich so umstellt von einer wilden Imagination, die die Gegenstände vermeintlich sicheren Wissens immer wieder zu entgrenzen droht. Die wilde Imagination ist das Expansionsfeld, auf dem sich die eine Welt in unendlich viele Welten verwandelt[31].

IV.

Der Gedanke unendlich vieler Welten, so unwillkommen er sein mag, treibt die ‚wilde' Phantasie – der Möglichkeit nach – ins Grenzenlose. Er beunruhigt die Vernunft. Zugleich geben die unzähligen kleinen Welten innerhalb dieser einen, von Gott geschaffenen, immer wieder eine verblüffende Phantastik zu erkennen. Die Imagination muß gar nicht wild ins Unendliche ausgreifen, um hinreichend beschäftigt zu sein. Das Phantastische ist in dieser Welt so gut auffindbar wie in dem unendlichen Raum Epikurs. Das Phantastische muß gar nicht ‚wild' werden, es ist allgegenwärtig. Die Welten mögen unendlich pluralisiert sein; ganz gewiß aber ist diese eine Welt eine Welt von unzähligen phantastischen Welten. Wozu dann aber noch Li-

30 Ebd., I.ii.2, 15.

31 Philosophen ist dieses Szenario notorisch unbehaglich. Husserls eingrenzende Formulierungen zum Weltenproblem von 1934 sind vollkommen repräsentativ: „Alle möglichen Welten sind Varianten der uns geltenden, teils solche, welche den Kern an wirklicher Erfahrung und einstimmig von uns Erfahrenem mit unserer faktischen Welt gemein haben und sich nur durch Konstruktion der anschaulichen Möglichkeiten unterscheiden, die unseren Horizont der unbekannten Offenheit näher bestimmen; teils sind es die möglichen Welten, die dadurch uns erdenklich werden, daß wir den Kern unserer wirklichen Erfahrungsgeltung und der Seinsgeltung überhaupt umfingieren; aber immer so, daß für eine Einstimmigkeit der erdachten Möglichkeiten, für eine Kompossibilität gesorgt ist"; *Edmund Husserl,* Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie: Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie, hg. v. *Walter Biemel,* Haag, 2. A. 1962, 500, Z. 35–44.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

teratur mit ihren anderen, zweiten, ‚goldenen' Welten[32]? Die Beantwortung dieser Frage ist gleichbedeutend mit einer Bestimmung des Funktionswechsels der Literatur (oder des Literarischen) in der Frühen Neuzeit. Er führt, was das Thema der unendlichen Welten anbelangt, zu zwei markanten Positionen. Zum einen wird es eine genuine Leistung von Literatur, den rhetorisch-performativen Charakter allen Wissens aufzuzeigen; denn nur, insofern von etwas die Rede ist – insbesondere also von anderen Welten –, gewinnt dieses Realität und Überzeugungskraft. Die Identität aber von performativer Rede und Gegenständlichkeit ist Literatur. Zum zweiten spezialisiert sich Literatur darauf, die vielen Möglichkeiten, über andere Welten in dieser einen oder jenseits ihrer zu reden, ironisch-skeptisch vorzuführen. Die literarische Imagination tritt gar nicht in einen ruinösen Wettbewerb mit der Weltenphantasie von Philosophie und Wissenschaft ein; sie nimmt die Funktion einer Meta-Phantasie und eines Meta- oder Konter-Diskurses wahr[33]. Diese These ließe sich nur in umfassenden Textanalysen erläutern[34]; hier muß ich es mit Hinweisen auf Werke von Cyrano de Bergerac, Fontenelle, Henry More und Milton bewenden lassen.

Cyranos Mond- und Sonnenreisen von 1657 bzw. 1662 lassen die typisch literarische Reaktion auf die pluralisierende Expansion der Welt und die damit einhergehende Überlastung der Phantasie vorzüglich erkennen[35]. Cy-

---

32 Vgl. zu diesem Problemzusammenhang *Eckhard Lobsien,* Imaginationswelten. Modellierungen der Imagination und Textualisierungen der Welt in der englischen Literatur 1580–1750, Heidelberg 2003, bes. Kap. 1; ferner *Verena Olejniczak Lobsien* u. *E. Lobsien,* Die unsichtbare Imagination. Literarisches Denken im 16. Jahrhundert, München 2003, bes. Kap. 2. – Der Begriff der ‚goldenen' Welt geht auf *Sir Philip Sidney* zurück; vgl. A Defence of Poetry (ca. 1580), in: *Katherine Duncan-Jones, Jan Van Dorsten* (Hrsg.), Miscellaneous Prose of Sir Philip Sidney, Oxford 1973, 59–121, 78.

33 Vgl. zum Konzept des Konterdiskurses im Anschluß an Foucault *Rainer Warning,* Poetische Konterdiskursivität. Zum literaturwissenschaftlichen Umgang mit Foucault, in: *R. W.*, Die Phantasie der Realisten, München 1999, 313–345.

34 Vgl. zum Funktionswandel der Literatur im 17. Jahrhundert *Verena Olejniczak Lobsien,* Skeptische Phantasie. Eine andere Geschichte der frühneuzeitlichen Literatur: Nikolaus von Kues, Montaigne, Shakespeare, Cervantes, Burton, Herbert, Milton, Marvell, Margaret Cavendish, Aphra Behn, Anne Conway, München 1999; und dies., News from the New World? Die heterokosmische Imagination und der Beginn des ‚neuen' Erzählens, in: *Maria Moog-Grünewald* (Hrsg.), Das Neue. Eine Denkfigur der Moderne, Heidelberg 2002, 225–246.

35 *Savinien de Cyrano Bergerac* (gen. Cyrano de Bergerac), Histoire comique, par Monsieur de Cyrano Bergerac, Contenant les Estats et Empires de la Lune, 1657; Les Nouvelles Œuvres de Monsieur de Cyrano Bergerac, Contenant l'Histoire comique des Estats et Empires du Soleil, [...], 1662; vgl. *Olivier Bloch,* Savinien de Cyrano Bergerac, in: Die Philosophie des 17. Jahrhunderts (Anm. 24), 232–242. Beste moderne Ausgabe mit hervorragendem Kommentar und Anmerkungen: L'Autre Monde: Les États et Empires de la Lune, Les États et Empires du Soleil, in: Libertins du XVII^{e} siècle, publ. par *Jacques Prévot,* Paris 1998 [Pléiade], 901–1098 u. 1541–1671.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

rano entwickelt keine systematische Anschauung von der Welt und den Welten, sondern thematisiert skeptisch-relativistisch sehr unterschiedliche Meinungen nebeneinander, er inszeniert einen Dialog verschiedener Standpunkte in einem Text, der zu Recht „un roman épistémologique", „un roman comparatif, le roman de la relativité", „un roman de l'incertitude" genannt wurde[36]. Gleichzeitig radikalisiert er die Möglichkeiten, immer dann, wenn etwas gesagt oder gedacht wurde, noch etwas ganz anderes zu sagen und zu denken. Der interessanteste Aspekt der Mondreise besteht nämlich darin, daß sich hier, in dieser ganz anderen Welt, all das ausgelagert findet, was integral zur irdischen Erfahrung zählt – eben das Phantastische. Der alte Elias, den der *Je*-Reisende antrifft, hat sich mittels einer magnetischen Kugel hierher befördert, wo er sogleich in Staunen verfiel in „la rencontre des merveilles"[37]. Die Mondwesen, denen jetzt auch der Reisende begegnet, erweisen sich als die von der Erde ausgewanderten phantastischen Gestalten – „oracles, nymphes, génies, fées, dieux foyers, lémures, larves, lamies, farfadets, naïades, incubes, ombres, mânes, spectres, fantômes"[38]. Gelegentlich kehren sie wieder in ihre Heimatwelt zurück, besuchen z. B. Cardanus, Agrippa, die Rosenkreuzer, Campanella oder Gassendi. Sie verfügen über ganz andere Sinnesorgane als die Menschen; der Schluß, was man nicht

– Unmittelbare Vorgänger Cyranos sind *Tommaso Campanella,* Civitas solis. Idea reipublicae philosophicae (1623), und *Francis Godwin,* The Man in the Moone, or a discourse of a voyage thither by Domingo Gonsales (1638).

36 *J. Prévot* in Libertins du XVII[e] siècle, 1545, 1552, 1553. – In dieser skeptisch-ironischen Anlage unterscheidet sich Cyranos Text, typisch für das 17. Jahrhundert, grundsätzlich von dem Prätext aller imaginären Reisen, nämlich dem Ikaromenippus des Lukian von Samosata. Dort nämlich hat die Reise zum Mond und weiter zur Sonne und zum Jupiter die Funktion, einen Stand- und Blickpunkt außerhalb terrestrischer Beengungen zu gewinnen und so „die Betrachtung des Ganzen" zu ermöglichen; vgl. *Lukian von Samosata,* Lügengeschichten und Dialoge, übs. v. Christoph Martin Wieland, Nördlingen 1985, 54. Die Reise gewährt eine Befreiung aus den Naturprozessen, in die sich der Betrachter verstrickt sieht, aber auch aus den einander widerstreitenden und sich wechselseitig neutralisierenden Meinungen der Philosophen. Es kommt darauf, die Dinge so klar wie möglich zu sehen, statt über sie ohne wirkliche Anschauung bloß zu spekulieren. In den Theorien ist die Welt verwirrend pluralisiert, aber entscheidend ist, sie von außen in ihrer Wahrheit zu erkennen. Zweck der Reise ist also gerade nicht eine Beglaubigung der Pluralität der Welten oder der Meinungen, sondern im Gegenteil deren Reduktion auf die eine wahre Welt. Es ergeht der Appell an den Freund: „Schwinge dich also, so gut du kannst, in Gedanken mit mir zum Mond empor, und reise mir nach, und beobachte wie sich die Dinge auf der Erde von dort aus den Augen zeigen werden" (ebd., 62). Was sich dem Blick dann zeigt, ist die conditio humana: „Überhaupt kam mir in diesem ganzen buntscheckigen und planlosen Schauspiel des menschlichen Lebens alles sehr lächerlich vor: [...]" (ebd., 70).

37 Libertins (Anm. 35), 921.

38 Ebd., 928. – Schon vorher fühlt sich der Reisende angesichts der riesigen Tiere an phantastische Geschichten erinnert: „Cette aventure me fit souvenir de ce que jadis j'avais ouï conter à ma nourrice, des sirènes, des faunes et des satyres", 926.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sinnlich erfassen könne, sei entweder rein geistiger Natur oder existiere gar nicht, ist somit widerlegt. Diese Mondwelt ist ein Märchenland, in dem Lerchen gebraten vom Himmel fallen, in dem sich aber auch ein kleiner Spanier aufhält[39], der wegen unerwünschter wissenschaftlicher Theorien sein Land verlassen mußte (er vertritt die These vom Vakuum in der Natur und von der Existenz nur eines einzigen Elements). Die andere Welt auf dem Mond ist nicht nur in der literarischen Imagination entworfen, sie ist selber konzentrierte, vereinseitigte Phantastik. Es gibt, so ließe sich sagen, andere Welten in eben dem Maße, wie die irdische Phantasie sich verselbständigt. Noch pointierter formuliert: Die ‚autonome' Phantasie *ist* die andere Welt. In ihr kann alles gesagt und gedacht werden, bis hin zum reinen Widersinn. Der Roman, als Produkt und Exempel der imaginierenden Denkfreiheit, handelt fortwährend von dem, was er selber ist, er wiederholt sich in sich selber. Die Bedingung der Möglichkeit einer Weltenalterität ist selber als andere Welt konkretisiert. Einen Höhepunkt erreicht diese Selbstinklusion der Phantasie im phantastischen Text, als der „démon" des Reisenden ihm das Buch *„Les États et Empires du Soleil"*[40], das er aus seiner Heimatwelt mitgebracht hat, zur Unterhaltung übergibt. Dessen Verfasser, ein hervorragender Philosoph, „prouve là-dedans que toutes choses sont vraies, et déclare la façon d'unir physiquement les vérités de chaque contradictoire, comme par example que le blanc est noir et que le noir est blanc; qu'on peut être et n'être pas en même temps; [...]"[41]. Die Freiheit des Denkens – als ‚wilde' Imagination – reicht bis zur Lizenz, Paradoxa und Widersprüche auszusagen. Wenn sich alle Dinge in permanenter atomistischer Metamorphose befinden, so daß alles etwas ist und doch immer schon oder noch etwas anderes, dann sind alle Restriktionen des Denkens aufgehoben. So zeigt Cyrano dem Weltendenken auf, welches seine Konsequenzen sein könnten. Die literarische Phantasie nimmt nicht Stellung im Streit der Meinungen, sie inszeniert diese als komisch-paradoxe Performanz, die ihre Bewegung aus sich selber motiviert.

In anderer Weise stellen auch Fontenelles überaus populäre *Entretiens* von 1686 den performativen Aspekt allen Redens über die vielen Welten heraus[42]. Die sechs nächtlichen Gespräche zwischen dem Naturphilosophen

---

39 Kein anderer als Domingo Gonsales aus *Francis Godwins* The Man in the Moone.

40 Libertins (Anm. 35), 975.

41 Ebd., 975–976.

42 *Bernard le Bovier de Fontenelle,* Entretiens sur La Pluralité des Mondes; engl. Übs. von Sir William Domville, Dublin 1687; *Aphra Behn,* London 1688, repr. 1700, 1718; *Joseph Glanvill,* London 1688, repr. 1695, 1702, 1719 u.ö.; *William Gardiner,* 1715, 1728 u.ö.; vgl. die tabellarische Übersicht bei *Stephen J. Dick,* Plurality of Worlds. The Origins of the Extraterrestrial Life Debate from Democritus to Kant, Cambridge 1982, 136–138. – Aphra Behns Übersetzung A Discovery of New Worlds findet sich in *Janet Todd* (Hrsg.), The Works of Aphra Behn, vol. 4, London 1993.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und der jungen Marquise über die Pluralität der Welten wollen nicht so sehr als Argumentation denn als Unterhaltung gelesen werden. So bemerkt Fontenelle schon in der Vorrede: „J'ai voulu traiter la philosophie d'une manière qui ne fût point philosophique; [...]"[43]. Das, was Gegenstand des Denkens ist, wird in ein Objekt der Imagination übersetzt, die ganz entspannt dem Text folgen soll: „Ce n'est pas pénétrer à force de méditation une chose obscure d'elle-même, ou expliquée obscurément; c'est seulement ne point lire, sans se représenter nettement ce qu'on lit"[44]. Nun ist der philosophische Gedanke der vielen Welten ungemein phantasieträchtig; deshalb besteht die Gefahr, daß sich die Phantasie rasch verselbständigt, was unproduktiv wäre[45]; zudem geben die naturphilosophischen Überlegungen nicht schon von sich eine bestimmte, wohlumschriebene Vorstellung frei, sie reizen Vorstellungsbildungen nur an, mit möglichen unerwünschten Folgen. Wie aber kann die Imagination vom Gedanken der unendlichen Welten produktiv bewegt werden, wenn sie, ihrem eigenen Impetus folgend, mehr bewirkt als eine bloße Bebilderung von unklaren Theoremen? Fontenelles Lösung dieses Dilemmas besteht darin, daß er sowohl die gedankliche Spekulation wie die Imaginationstätigkeit an den Verlauf der Rede bindet, ja mit diesem identifiziert. So heißt es schon in der Vorrede: „Je ne les ai point vus, ce n'est pas pour les avoir vus que j'en parle; [...]"[46]. Im Vollzug des Redens, in der textuellen Performanz kommen Reflexion und Imagination zur Einheit. Der Gang des Textes weist den Theoremen ihren Ort zu und transformiert sie dabei in eine Anschauung, die keine andere ist als die der aufmerksamen Lektüre. Die literarische Inszenierung weist der Theorie der vielen Welten eine Funktion zu, die im Zuge der Performanz des Textes konkretisiert wird. So etwas wie eine epistemologische Kraft ist nicht einfach im manifesten semantischen Gehalt der herbeigezogenen wissenschaftlichen Texte hinterlegt, ist nicht einfach als Thema oder Stoff fertig ausgearbeitet, sondern Epistemologie wird zur literarischen Verfahrensweise. Und das heißt, daß das, was über die vielen Welten gesagt und phantasiert werden kann, sich allein zu Bedingungen dieses Textes entwickelt. Der Durchgang durch den Text ist die Eröffnung neuer Welten, womit die jeweils zitierte oder paraphrasierte Theorie samt passender Phantasie beglaubigt werden, insofern sie eben eine Textfunktion erfüllen und sich mit anderen Textstücken relationiert finden.

---

[43] *Fontenelle,* Œuvres complètes, ed. par *G.-B. Depping,* t. 2, Paris 1813, repr. Genève 1968, 6.

[44] Ebd., 4.

[45] „Je n'ai rien voulu imaginer sur les habitans des mondes, qui fût entièrement impossible et chimérique. J'ai tâché de dire tout ce qu'on en pouvait penser raisonnablement, et les visions même que j'ai ajoutées à cela, ont quelque fondement réel. Le vrai et le faux sont mêlés ici; mais ils y sont toujours aisés à distinguer" (ebd., 5).

[46] Ebd., 6.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gleich die erste der Unterhaltungen zwischen dem Naturphilosophen und der ahnungslosen, aber wißbegierigen jungen Dame im Park setzt diese Dynamik in Gang. Der Blick in den nächtlichen Sternenhimmel löst die für wahr gehaltene Imagination aus, jedes der Gestirne sei eine bewohnte Welt. Diese Vorstellung erzeugt aus sich selber heraus ihre Wahrheit; indem sie artikuliert wird, bereitet sie ein Vergnügen, das sie ins Recht setzt: „Je me suis mis dans la tête que chaque étoile pourrait bien être un monde. Je ne jurerais pourtant pas que cela fût vrai, parce qu'il me fait plaisir à croire. C'est une idée qui me plaît, et qui s'est placée dans mon esprit d'une manière riante. Selon moi, il n'y a pas jusqu'aux vérités à qui l'agrément ne soit nécessaire“[47]. Wir können diese Welten nicht sehen; aber das verhält sich mit den Dingen unserer Welt nicht viel anders. Kaum einmal ist unserer Wahrnehmung die wahre Natur der Wirklichkeit direkt voll erschlossen; stets ist ein Einspringen unserer Vorstellungskraft dort, wo unsere Wahrnehmung endet oder gar scheitert, unerläßlich. Sie wird so zum wahrheitserschließenden Organ. Wenn wir also lunare und stellare Welten imaginieren, dann supplementieren und interpretieren wir das, was sich den Sinnen darbietet, nur in etwas anderer Weise, als wir es in der terrestrischen Orientierung ohnedies tun. Es ist dann auch leicht, im Überschreiten unserer Wahrnehmungsperspektive die perspektivische Gebundenheit aller Wahrnehmung zu erkennen und weiter, die mögliche Reziprozität aller solcher Perspektiven hypothetisch zum Vorstellungsobjekt zu erheben. Es ist leicht vorstellbar, daß wir von anderen Gestirnen her wahrgenommen werden, so wie wir uns auf sie hin orientieren. Das Denken in möglichen Welten versetzt den jeweiligen Standpunkt in Bewegung; der Dialog probiert Möglichkeiten aus, entwickelt Vermutungen und deren Konsequenzen von bestimmten Annahmen her. Der Text übt ein in ein Denken, das der multiterrestrischen Struktur des Universums homolog ist, das aber vor allem durch das erzeugte Vergnügen überzeugt. Ein Standpunkt ist das, was jeweils als Argument seine eigene Plausibilität entfaltet: „Il y a des moments pour croire, et je ne les ai jamais si bien crus que dans celui-là“[48]. In einem solchen Text ist stets das, wovon die Rede ist, das, was für gültig angesehen wird. Also ist der Appellwert des Textes das beste Medium, in dem sich die pluralen Welten darstellen. Andere Welten sind Texterzeugnisse; und sie sind wahr und wirklich, insofern das Gespräch bzw. der Text lebendig konkretisiert werden. Sie sind die Realität von Texten, nicht mehr und nicht weniger.

[47] Ebd., 9.

[48] Ebd., 42.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

V.

In der Konfrontation der Dichtungen Henry Mores und John Miltons zeigen sich noch andere literarische Möglichkeiten des Umgangs mit den pluralen Welten und der ihnen eigenen imaginativen Dynamik, bei More freilich ex negativo. More, *spiritus rector* der *Cambridge Platonists,* hat in seinem Lehrgedicht „Democritus Platonissans" den Versuch unternommen, dem für viele so erschreckenden Gedanken von den unendlichen Welten – *„A thing monstruous if assented to, and to be startled at, especially by them, whose thoughts this one have alwayes so engaged, that they can find no leisure to think of any thing else"* („To the Reader")[49] – poetische Geläufigkeit zu verschaffen. Die enthusiastische Rede der Poesie ist, so More, berufen, das Befremden zu mildern, das vom Gedanken der unendlichen Welten ausgeht, und zwar genau dadurch, daß sie immer neue Zumutungen in Stanzenform vorträgt, an die wir uns rasch und bequem gewöhnen. Poesie wird zur Automatisierung der Wahrnehmung. Es gibt, so der Gedankengang, keine reine Materie; alles materiell Existierende ist durchdrungen von Gott, der als Weltseele hypostasiert ist; so können alle wahrnehmbaren Gestalten und Prozesse als Verknotungen im Gewand dieser Weltseele begriffen werden – „[...] a knot in *Psyches* garment tide" (St. 13) –, die von dem materiellen (atomaren) Geschehen so wenig tangiert wird wie die menschliche Seele von den sie durchziehenden „phantasms" (St. 15). Der unendlichen Weltseele aber können nur unendliche Welten (als Sonnen gefaßt) entsprechen. Die Reflexion, die sich überfordert fühlt, kann immer wieder beim Begriff des unendlichen Gottes ansetzen, um die Existenz unendlich vieler Welten aussagen und von ihr wieder auf einen adäquaten Gottesbegriff rekurrieren zu können. Weil Gott als der Inbegriff des sich verströmenden Einen allmächtig, ubiquitär, unendlich ist, ist auch die von ihm ausgehende und in Stofflichkeit sich manifestierende Güte unendlich. Da sie unerschöpflich ist, läßt sie unendlich viel entstehen, und zwar in einer unendlichen Folge von Weltentstehungen und -untergängen. Diese Tautologien, die das Attribut ‚unendlich' einfach von Gott auf die Welt mit Raum und Zeit und wieder zurück zu Gott bzw. zur Weltseele befördern, sollen, im Medium der poetischen Sprache, eine paradoxe Selbstverständlichkeit des Unvorstellbaren herbeiführen[50]. Das gelingt in der Sequenz der puren Formulie-

---

[49] *Henry More,* Democritus Platonissans, or An Essay upon the Infinity of Worlds out of Platonick Principles. Annexed to this second part of the Song of the Soul, as an Appendix thereunto, Cambridge 1647. Die Vorrede zum „Democritus Platonissans" wird im folgenden nach dem Reprint der Philosophical Poems (1647), Menston 1969, zitiert; der Text des Democritus Platonissans selbst nach *Alexander B. Grosart* (Hrsg.), The Complete Poems of Dr. Henry More (1614–1687), The Chertsey Worthies Library, repr. New York 1967, 91–100.

[50] More versucht, den vorgegebenen Duktus der Spenser-Stanze in eine Geläufigkeit des Gedankens umzusetzen, etwa so:

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

rungen sehr gut, ist aber ohne jeden imaginativen Gehalt und so überaus langweilig.

Poesie als Medium tautologischer Aussagen, Poesie als Denkform kann von den unendlichen Welten immer nur versichern, sie existierten wirklich. Es ist aber, wie Miltons *Paradise Lost* zeigt, ihre Aufgabe, auf Distanz zu allen Versicherungen zu gehen. Poesie hat nicht – bei Strafe ihrer Irrelevanz – unendliche Welten zu phantasieren, sondern die Pluralität solcher Phantasien zu inszenieren. Der zentrale imaginative Text des 17. Jahrhunderts führt eben dies vor, daß nämlich das Thema der unendlichen Welten nicht von seiner gegenständlichen, sondern seiner diskursiven Seite her poetisch produktiv gefaßt werden kann. Die poetische Phantasie von *Paradise Lost* ist Diskursphantsie, nicht Objektphantasie.

Thesenhaft formuliert[51]: Milton inszeniert das Weltenproblem so, daß er nicht nur den Begriff „world" vollständig ambiguisiert, sondern auch jede Verwendung dieses Begriffs fragwürdig werden läßt. Das Wort entzieht sich jeder Kontrolle; es ‚expandiert' in reine Unverfügbarkeit. Wenige Hinweise können dies verdeutlichen. Das, was wir mit *world* sogleich assoziieren, nämlich unsere irdische Welt, wird erst ganz am Ende des Gedichts genannt („world" [XII, 646])[52]. Sie wird in Buch VII als Kreis-Letter O geformt („O world" [VII, 231]), aber was dort entsteht, ist die ideale prälapsarische Welt, in der das uns nur noch imaginativ zugängliche verlorene Paradies situiert

---

50

Wherefore this precious sweet Ethereal dew
For ought we know, God each where did distill,
And thorough all that hollow Voidnesse threw,
And the wide gaping drought therewith did fill,
His endlesse overflowing goodnesse spill
In every place; which streight he did contrive
Int'infinite severall worlds, as his best skill
Did him direct and creatures could receive:
For matter infinite needs infinite worlds must give.

51

The Centre of each severall world's a Sunne
With shining beams and kindly warming heat,
About whose radiant crown the Planets runne,
Like reeling moths around a candle light;
These all together, one world I conceit.
And that even infinite such worlds there be,
That inexhausted Good that God is hight,
A full sufficient reason is to me,
Who simple Goodnesse make the highest Deity.

[51] Ich verweise auf die ausführlichen Analysen von Paradise Lost in meinem Buch Imaginationswelten (Anm. 32), Kap. 5.

[52] Alle Zitate (Buch, Vers) direkt im Text nach The Poems of John Milton, ed. by *John Carey, Alistair Fowler,* London 1980; darin Paradise Lost ed. by *A. Fowler,* 417–1060.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

war. Diese ideale *world* hat wenig mit der uns vertrauten gemein. Eben diese Paradoxie aber, daß wir zu Bedingungen unserer Welt und Welterfahrung uns Vorstellungen von dem zu bilden haben, was auch *world* genannt wird, aber doch jenseits aller Erfahrung liegt, spielt Miltons Text in immer neuen Varianten aus. Mit einer Intensität und Präzision wie kein zweiter Text appelliert er immer wieder an unsere Weltkenntnis, an Wissensbestände und Erinnerungen, um sie mal um mal als insuffizient auszuweisen. Noch schlimmer: Das, wozu wir aufgerufen sind, eben das Wissen um unsere Welt zu aktivieren, um andere Welten vorstellen und begreifen zu können, scheitert nicht einfach – es steht in direkter Parallele zu dem, was Satan und die seinen tun. Den Begriff *world* zu fixieren, ihn mit verfügbaren Vorstellungen zu besetzen, ist eine satanische Operation. *World* in *Paradise Lost* ist immer etwas sehr Konkretes, sinnlich Prägnantes, und zugleich stets das Andere solcher Prägnanz. Wer immer *world* – im Singular oder Plural – konkretisiert, tut etwas zugleich Notwendiges und Verwerfliches. Er erhebt das, was er im Denken und Argumentieren produziert hat, in den Rang einer unbezweifelbaren Tatsache; aber was man mit dem Wort *world* belegt, ist in keiner Referenz wirklich stabil zu halten. Von ‚Welt' muß man sprechen, wenn man überhaupt spricht; aber solches Sprechen hat den Charakter einer Selbstillusionierung, es ist fatales Indiz unseres Gefallenseins. Wenn Raphael Adam ermahnt: „Dream not of other worlds, [...]" (VIII, 175), dann ist das eine ebenso angemessene wie vergebliche Grenzziehung. Das ganze Epos *Paradise Lost* ist ein ‚Traum' von anderen Welten, die gleichermaßen real wie illusionär, faszinierend wie dubios sind. Aus dem damit aufgestellten Dilemma ist kein Entkommen.

Nachdem Creo, der König von Korinth, Medea noch eine Nacht Aufschub vergönnt hat, ehe sie die Stadt verlassen muß, um die Hochzeit ihres Mannes Jason mit Creos Tochter Crëusa nicht länger zu stören, erinnert Senecas Chor an die Vermessenheit der ersten Seefahrer, die sich orientierungslos in den Grenzbereich zwischen Tod und Leben begaben. Seitdem ist das Meer harmlos geworden, hat sich dem Expansionsdrang der Menschen gefügt. Die Welt, die vorher in ihren verschiedenen Bereichen getrennten Gesetzen folgte, hat sich zu einem einzigen riesigen Feld zusammengeschlossen und geöffnet. So ist unschwer zu prognostizieren, was kommen wird:

– venient annis saecula seris, quibus Oceanus vincula rerum laxet et ingens pateat tellus Tethysque novos detegat orbes nec sit terris ultima Thule.	Es wird kommen die Zeit, wenn die Jahre vergehn, wo des Oceans Strom den Erdenring sprengt und ein riesiges Land sich weithin erstreckt, wo Thetys enthüllt, was an Räumen sie barg – das Ende der Welt ist Thule nicht mehr[53].

[53] *L. Annaeus Seneca,* Medea, lat.-dt., übs. u. hg. v. Bruno W. Häuptli, Stuttgart 1993 (RUB 8882), V. 374 – 379.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Unter all den *adynata*, die die rasende Medea formuliert, nimmt sich diese Widersinnigkeit des zweiten Chorliedes höchst realitätshaltig aus. Kein anderer als Fernando Columbus bemerkte am Rande seines Seneca-Exemplars zu dieser Passage: „Diese Prophezeiung wurde von meinem Vater, Admiral Christoforus Columbus, anno 1492 erfüllt“[54]. Manchmal, so scheint es, sind historisch-praktische Expansionen nichts als Inszenierungen literarischer Vorlagen, so wie umgekehrt in der Literatur das praktische Expansionspotential der Historie reinszeniert und ambiguisiert wird – zu wohl beiderseitigem Vorteil.

[54] Ebd., 144.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

'The Extended Hand of Europe': Expansionist and Imperialist Motifs in the Political Geography of Giovanni Botero*

By John M. Headley

By the last decade of the sixteenth century a picture of immense dynamic change for Europe presents itself to anyone sensitive to such emerging issues as the religious and the cultural, the geographic and the ethnographic – their definition or redefinition. The Protestant Reformation's shattering of the medieval catholic church's formal, comprehensive unity, the profusion of new religions within a still largely common culture of the European continent, the Iberian overrunning of the new American continent as well as the increasing presence of Europeans in Asia and Africa, indeed the veritable European engagement of the globe, unique to the experience of the planet, no matter how tenuously established, would set the stage for later colonialism and imperialism.

It is important to note that despite the impressive missionary undertakings of the Catholic Church throughout the globe, as if at last to make good on its claims to universality, this endeavor operated within the patronal systems of Castile and Portugal respectively; and with the inevitable ecclesiastical fragmentation following the Reformation, we can speak here in our conference more of a European expansion rather than of a Christian expansion. Nevertheless the Christian and the European, the religious and the expressly civil or civilizational, provide a dual focus for understanding this complex, ramifying development. Thus analysts of the problem have come to recognize a distinct vocabulary or even language for Christianity and for civilization, even though the two in their manifestation are interwoven in varying degrees of influence and even though the term civilization itself must await the later eighteenth century for minting and currency.[1]

---

* I want to thank Paul Grendler for the extensive and extended use of his own personal copy of the Venice, Bertani 1671 edition of the *Relationi Universali:* I also gratefully acknowledge that in my translations of that work's texts I consulted Professors Melissa Bullard and Luigi Avonto on some issues. I am also very grateful to the Director and Staff of the John Carter Brown Library, most especially the Curator of European Book, Dennis C. Landis, for granting me repeated access to the library's matchless collection of editions of Botero's *Relationi Universali.*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In its gradual displacement of *Christianitas* the more neutral, secular term *Europa*, derived from classical mythology, will be advanced by the humanists and soon by the cartographers and geographers, as the Age of Discovery gives both greater geographical distinction together with political meaning to the continent of Europe. Indeed rather than any internal realignment of power as a consequence of the Reformation, it would be a radical external orientation that would serve better to explain the emerging identity and even preeminence of Europe among the parts of the globe or continents.[2] In a tradition going back to Hippocrates and reiterated by Strabo Europe's intense variety and harshness produce opposing stimuli promotive of the warlike and the resourceful, of courage and prudence, its very variety working for its preeminent vitality, beauty and enterprise beyond those of the other continents. From Apian and Münster to Belleforest and Purchas the humanist geographers acclaim this same mythology of Europe's innate superiority despite its modest size. Abraham Ortelius's monumental atlas, the *Theatrum orbis terrarum,* published in 1570, effectively consolidates this tradition in its title page wherein Europe presides – crowned, cuirassed, weaponed and scientifically equipped – while the other continents appear in varying degrees of servility and undress.[3] It would now fall to a former Jesuit, turned ecclesiastical courtier, to apply these themes, perspectives, prejudices – systematically – to the multifarious peoples and polities that were for the first time coming within the global reach of one continent, Europe – at last both politically and economically impelled as well as technologically equipped to begin to engage, if at present only cognitively, the entirety of the planet.

*

A British political commentator once had reason to appraise President Truman that if he was so frequently written off as a little man, nevertheless he was the biggest little man of his time. Something similar might be said of Giovanni Botero, who is usually recognized as a second-rate mind, certainly worthy of an apparent obscurity when compared with the Galileos and Bellarmines and Bacons of his age. Yet in a second breath he may

---

1 Cf. *Joan Pau Rubiés,* Christianity and Civilization in Sixteenth-Century Ethnological Discourse, in: Shifting Cultures: Interaction and Discourse in the Expansion of Europe, eds. H. Brugge and J. P. Rubiés, Munster, 1995, 35–60, esp. 48–9.

2 But cf. *G. R. Elton,* Europe and the Reformation, in: History, Society and the Churches: Essays in Honor of Owen Chadwick, eds. Derek Beales and Geoffrey Best, Cambridge, 1985, 89–104.

3 *J. M. Headley,* Europe, Idea of, in: Encyclopedia of the Renaissance, ed. Paul F. Grendler, New York, 1999, 2, 304–06. See also *Adriano Prosperi,* Un' Europa dal volto umano: aspetti della propaganda asburgica del 500, in: Critica storica 28/2 (1991–2), 336–52, at 343–4.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

also be hailed as the first demographer, the first oceanographer and the possible father of urban studies. His first significant work, The *Greatness of Cities* appearing in 1588, served to identify him with the first and third of these claims. And in the following year his *Reason of State,* for which today he is best known, served to bring into issue the amorality of Machiavelli and to promote the literature of anti-Machavellianism as a genre. He had earlier identified the subject in his first political writing *De regia sapientia* of 1583, which came out in Milan, while Botero was still serving the formidable Cardinal-Archbishop Carlo Borromeo as secretary for two years before the latter died. Thereupon Botero passed into the service of Carlo Emanuelle, Duke of Savoy as his secretary for the subsequent two years. In undetermined yet significant relations with the duke of Savoy's representative to Paris, René de Lucinge, Botero learned of confessional politics and *ragion di stato* at first hand during the course of 1585.[4] He then returned to the Borromeo household to serve Carlo's cousin, Cardinal Federico, in Rome in 1587 for eight years and followed the newly appointed archbishop to Milan.

Born in Piedmont in 1544, Botero had matured in the brilliant luminosity imparted by the Italian Counter Reformation and a restored Rome, as it assumed its triumphalist, Baroque deportment. Educated as a Jesuit, his restless mind and nature required his leaving the order in 1580. Yet Botero belonged to the age of great missionaries and world evangelists – José de Acosta, Matteo Ricci, Antonio Possevino and Alessandro Valignano – who now seemed to be making good on Rome's long standing claim to universality. Something of this extraordinary dynamism he captures in the range and systematic presentation of his third important work, the *Relationi universali*, the *Global Reports,* which would give the greatest currency to the author in his own time.[5] Beginning first in 1591, with subsequent parts coming out in 1592, 1595, and the Bergamo first complete edition of 1596, this vast compendium of contemporary knowledge of the known world – physical, geographical, anthropological, economic, political, and religious – marked a new genre, namely that of political geography. The book would remain for nearly a century "the true and proper geopolitical manual of the whole European governing class," according to Luigi Firpo. Before the

---

[4] For Botero's bibliography see *Michael J. Heath,* René de Lucinge, Le premier loysir, Geneva, 1999, 36. Indeed the connection at this time with Lucinge appears to have been formative and crucial in the political development of Botero. See also A. E. Baldini, Botero e la Francia, in: Botero e la 'Ragion di Stato', ed. A. Enzo Baldini, Florence, 1992, 335–59; *et idem,* Botero e Lucinge, Le radici della 'Ragion di stato' in: Ragion di stato e ragioni dello Stato, ed. Pierangelo Schiera, Naples, 1996, 110–27.

[5] In using the designations" ecclesiastical courtier" and "Global Reports" I am here adopting the rendering of *William McCuaig* in his article on Botero in: Encyclopedia of the Renaissance, 1, 261–2.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

end of the seventeenth century over sixty editions and translations of the totality or its parts appeared in Latin (1596), German (1596), English (1601), Spanish (1603), and Polish (1609). The *Relationi universali* is laid out in four parts: 1) the general collocation of continents and islands comprising the terraqueous globe; 2) the major princes and states of the globe; 3) the earth's peoples and their beliefs; and 4) the superstitions of the people of the New World and the difficulty of introducing the Christian religion."[6] Partly influenced by Venetian ambassadorial practice, Botero adopts a systematic presentation in his analysis of states constituting Part II, generally proceeding by means of examining *Forze*, *Ricchezze*, *Governo*, and finally *Prencipi confinanti*.

Before considering, however, the two explicit statements Botero makes regarding Europe, the first at the very opening of Part I, Book I, the other, at the outset of Part II, Book I, we need to assess the author's intention at the inception of his extensive study. We therefore turn to the first edition, that of Rome: Georgio Ferrari, 1591–2 when the work was in gestation and only the first two of the four parts were published in reduced form, to reappear expanded in the later complete editions. The title page of Rome 1591 gets us into the appropriate triumphalist / imperialistic mood: St. Paul and St. Peter stand on either side of a great shield upon which are emblazoned the formidable, resonant letters SPQR (*Senatus populusque Romanus*) the insignia borne by the Roman legions in their earlier conquest of the then known world. Except for the later separation of the *Isolario* section from Part I to be reconstituted as an immediately subsequent *volume*, the Ferrari 1591–2 editions establish the pattern for the later editions. Nevertheless the Ferrari presents one unique feature which deserves attention: the dedicatory letter to Part I is addressed to "Msr. Carlo cardinal de Lorena." The letter possesses considerable importance both for the choice of address and for its specific content.

By dedicating the opening section of his expanding compendium to Charles, Cardinal of Lorraine, Botero captures a brief, fleeting moment in the high politics of Europe – a moment that would identify him at his most Catholic and confessional before increasing exposure to the peoples and societies of the globe would introduce a degree of relativism into his otherwise universalizing project. In the same letter he will shortly indicate an awareness of the assassination of Duke Henry and Cardinal Louis de Guise by Henry III in December, 1588. With some direct knowledge of French politics derived from his service at the royal court in 1585 while serving the duke of Savoy, Botero now appeals to another apparently politically promis-

---

[6] *J. M. Headley,* Geography and Empire in the Late Renaissance: Botero's Assignment, Western Universalism, and the Civilizing Process, in: Renaissance Quarterly 53 (2000),1119–55, at 1134–5.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ing cardinal from a collateral line of the Guise in the House of Lorraine.[7] Either this choice early proved disappointing or the later dedication to the duke of Savoy and nearer at hand Italian patronage seemed more appropriate. The exact reason for suppressing the dedicatory letter with its assignee remains uncertain.

The value of this letter, soon to disappear from the subsequent sixty editions down to 1748, derives from its providing the reader with the most comprehensive single statement of the author's intention and perspective on such a far ranging enterprise at its inception. In its geodetic beginning Botero affirms the size and movement of this great mass (*Questa mole*), created out of nothing by God, as a hospice and for the satisfaction of man. Just as the Egyptian priest could call the Greeks children in their ignorance of things past, even more so ought those to be considered children who have no knowledge of the other part of the world – its expanse, populations, extent

---

[7] Because in the last third of the sixteenth centery there are at any one time two, sometimes three, Guise/Lorraine cardinals, Botero's cardinal here is difficult to identify. The Guise cardinal best known to history is Charles, Cardinal of Lorraine (1524–74) whose brothers are Francis, the general, and Louis (1) Cardinal de Guise, dying in April 1578. Both of them belonged to the Guise cadet branch of the House of Lorraine whose main line descends also from René II (1473–1508) through Antoine, Francis and Charles le Grand (1543–1606) in its main line with another cadet branch of the House of Lorraine in Nicholas de Vaudémont, brother of Francis, Charles le Grand's father. Our cardinal seems to be a son and not the cousin of Charles le Grand, in the Vaudémont line. If we can trust *Pierre de l'Estoile* (Journal du règne de Henri III, ed. Louis-Raymond Lefèvre, Paris, 1943, 183) the Vaudémont for March 1578 is elevated along with his Guise cousin Louis (II) to the cardinalate at the time of Louis I's death. Louis II was to be distinguished by being assassinated two days after the spectacular elimination of his brother Henry in December 1588. Although according to L'Estoile Charles was to be called the Cardinal of Lorraine and his cousin Louis (II) to be called the Cardinal de Guise, his twentieth-century editor, L.-R. Lefèvre, designates him as the Cardinal de Vaudémont (702, ftn. 256) who died, apparently, naturally in 1587. *J. H. M. Salmon* (France in the Sixteenth Century London, 1975, 237) identifies the Vaudémont as a Leaguer cardinal in Rome in 1585. He is to be identified with the 'Carolvs Lotharingus de Valdemonte' appearing in: Hierarchia catholica medii aevi sive Summorum pontificum, S.R.E. cardinalium, ecclesiarum antistitum, Columen tertium, ed. Conrad Eubel, Regensburg, 1910, 81 and 85. Our cardinal is probablly to be identified with Eubel's 'Carolus de Lotharingia' (59 and 82) as son of Charles le Grand, bishop of Metz, a sinecure of the main line, and bishop of Strassburg, April 1591, and dying November 24, 1607. His elevation remains undetermined. Cf. *Lorna Jane Abray,* The People's Reformation (Ithaca, NY, 1995, 99) who refers to him as the cardinal of Metz. The secondary literature seems to ignore him or leave him undefined, although *Raymond Ritter,* (Catherine de Bourbon, 1559–1604, Paris, 1985) refers to him with some frequency as attendant upon Henry IV's sister at Noyon in the vain effort of promoting the papacy's desire to convert this important heretic. Cf.pp. 251, 327–8 *et passim.* The cardinal appears in 1604 as having been suffering for the passed nine years from some internal disorder. But all of this fails to answer the question why Botero turned to this cardinal whom perhaps he had befriended when in Paris in 1585.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

of such peoples' powers and cultural range. Botero expresses his gratitude to his Lord, Cardinal Federico Borromeo, for assigning him the task of describing the general situation in which the Christian religion finds itself regarding the world – an assignment which gives him the opportunity from his desk, relying upon the best publications, to present a single, comprehensive view (*una vista*) to Europe, Asia, Africa, the new world as well as the islands scattered through the ocean and seas, taking into account the *meravigli* of the diverse topographies and immensity of its varied water, the conspicuously different cities full of people, of polity, and of traffic. Before such differences (*tante altre*) herein celebrated, neither the eye's gaze nor the mind's consideration can be satiated.[8]

Drawing to a close his harangue, in alluding to the still fresh blood scattered in England on account of the faiths of its queens, Botero refers to the bloodied princes of the House of Lorraine and exhorts the present cardinal to the dignity, responsibility and above all political opportunities of that office, that he should not spare himself, nor limit himself just to Lorraine and France in advancing the cause of religion and of God. The letter is dated from the household of the Cardinal Borromeo, [in Rome], 25 May 1591.

This unique letter broaches in its closing passages the universal majesty of the papal office and the power of the Roman Church whose jurisdiction has no *termini* but transcends mountains, oceans, the other hemisphere in addressing all the people of God. The same point will be reiterated in this and subsequent editions at the very end of Part II in his treating the pontifical office whose *riputatione* knows no equal, except for God, including Africa, Asia and Europe, passing the ocean and embracing America and the New World. And if there are found more worlds than Democritus dreamed of, they will in every way be under papal jurisdiction.[9]

---

8 Cf. *Botero*'s Le relation del Mare, Venice: A. Angelieri, 1608.

9 All'Illustrissimo et reverendissimo signore, Monsignor Carlo Cardinal di Lorena:
Questa mole, composta di terra, e di acqua (che i Matematici dimostrano contenere dicianove mila ottanta miglia di giro; cento quindici millioni, ottocento trenta due mila; novecento quaranta cinque miglia di superficie, oltra à quello, che vi aggionge l'altezza de'monti, e la bassezza delle valli.) fu creata di niente da Dio, e per hospito, e per intertenimento dell'huomo. Onde non è cosa più conveniente a un'animo nobile, e de alto affare, che la piena notitia della dispositione, e delle parti di lei. Perche ne la stanza, che non si conosce, può recar commodità; ne la cosa, che non s'intende, diletto, che se non tanto applauso quel sacerdote Egitto chiamò i Greci fanciulli; per la poca notitia, ch'essi havevano delle cose passate [Pl., *Tim.*22]: molto più ragionevolmente si debbono stimar fanciulli quei, che non hanno cognitione di altra parte del mondo, che del longo, ove sono nati che terminano il loro pensiero co' confini de' loro podere e'l corso dell'intelletto con le lo[sig.2^{v}]ro villa? Allesandro Magno haveva è sdegno di non haver ancora soggiogato con l'arme questo mondo, non che i tanti mondi, imaginate da Democrito: e noi non ci cararemo pure di scorrerlo almeno con la mente? Gli oblighi miei con la benignità dell'Illustrissimo Cardinale Borromeo, mio Signore, sono infiniti; mà tra gli altri di non picco la importanza si è questo, che

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In the enterprise of Botero it is important to reflect upon and appreciate the very real intellectual and emotional tensions between the universalism and the relativism or sense of diversity and the willingness to reflect on that diversity. His repeated appeals to the supreme jurisdiction of Rome and her pontiff are more than formulaic; indeed the very nature of his assignment, namely, to assess the prospects for the Christian religion in a suddenly revealed and now accessible global context, dictated the presentation of a

---

havendomi S. Signoria Illustrissime (mossa dalla pietà, e dal zelo, ch'ella hà della gloria e del servitio di Dio) imposto, che io le descrivessi lo stato, nel quale si trova hoggi la religione Christiana per il mondo; mi diede occasione, per far ciò, di dare quasi una vista all'Europa, all'Asia, all'Africa, e al mondo nuovo: e all'isole sparse per l'Oceano, e per il mar nostro, cosa veramente, per la varietà de gli effetti della divina sapienza, che s'appresentano hora in terra, hora in mare, piena d'inesplicabili meraviglie, e di piacere infatiabile, perche, che l'altezza di monti, e la bassezza delle valli; l'immensità dell'Oceano, il flusso e reflusso del mare? L'origine e perpetuità de loghi e de' fiumi, la varietà dell'isole grandi, picciole, mezane; la divesità dell'herbe, piante, animali? che la distintione de' regni, e de popoli, tanto varij di costumi, lingue, habiti? Che la grandezza delle città, fondate parte fu' gioghi de'monte, parte fu le rive, de'fiumi, parte fu' liti del mare, parte in diversi altri siti, piene di gento, e di politia, e di traffico? Tante altre, cose finalmente, che l'occhio non si satia di rimirare, ne l'intelletto di contemplare? Hor designando io di communicar queste miei viaggi, per mezo delle stampe, e far parte di quel, ch'io ne hò riportato à casa, à gli altri; ho preso ardiro (confidato nella sua benignità singolare) di darli quasi lustro co'l chiarissimo nome di V. S. Illustrissima. ... [sig.3] Nell'ultima Inghilterra è ancor fresco il sangue sparso nella causa della fede dalla Reine (per non dir nulla de i Prencipi) della casa di Lorena, ... Ma se la cognitione de i paesi, e de i popoli habilatori della terra, e del mare, conviene ad un Prencipe, molto più conviene à un Cardinale della Chiesa Romana. Conciose, che il carico, e la cura dell'universo, imposta da Dio, à gli apostoli, e in particolare al suo Vicario, di propagare à tutto potere la fede, e la gloria di S.M. appartiene proportionatamente à i Cardinali: come à quei, che sono chiamati à parte della sollecitudine pastorale, e dell'comminstratione della Chiesa di Christo. Officio loro importantissimo e il promevese (assistendo in ciò al Sommo Pontefice) la conversione de gli infideli, e la riduttione de gli heretici, il far finalmente ogni sforzo, accioche il nome di Dio sia sanctificato, e la Maestà sua riverita per tutto, e come si potrebbe ciò fare senza notitia de i paesi, e de i popoli, e de i bisogni loro? La podestà della Chiesa Romana non ha termini; la giurisdittione della Sedia Apostolica non hà fine, passa i monti, trapassa l'Oceano, abbraccia l'uno, e l'altro emispero: e ha per impresa d'indrizzare tutte le genti à Dio, e per fine di alzar tutta la terra al cielo. Si adopera in ciò singolarmente V.S. Illustrissima. ... E non contente delle cose fatte in Lorena, e in Francia, parte co'l consiglio, parte con l'opera sua, si è trasferita, non risparmiando ne spesa, ni fatica, fino à Roma, per aiutare per la parte sua, la causa della religione, e di Dio in questa corte. Nel che ella si mostra veramente e Prencipe, e Cardinale di Lorena, che io non saprei darle titolo, ne più glorioso, ne più eccelso. Ma io mi sono avanzato forse troppo innanzi. Io sono sicuro, ch'ella ricevrà questo picciol segno della sincera divotion mia verso lui, gratiosaminte, e con benignità singolare, almeno perche esce di casa del Signor Cardinal Borromeo. la cui observanza, e riverenza verso V.S. Illustrissima è atta à ringrandire presso lei la [sig. 3^{v}] picciolezza, e à sublimare la bassezza del mio dono. Supplico il Signore Dio per la piena sua felicità, e le bascio humilissimamente la mano. Di Casa alli 25 di Maggio. MDXCI. *Le relationi universali* (Rome: Ferrari, 1591–2), sigs. 2–3^{v}. Cf. n.17 below.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

universalizing dynamic. From his desk and not in the field, unlike his fellow missionaries, Botero partook of that unique moment in the church's history, the 1590's, wherein the global opportunities, expectations, and hopes, presented by vistas of extra-Christian peoples stretched out to Rome, would lead to the belated establishment of the Congregatio de Propaganda Fide in 1622. And yet within the civilizing vocation inhering to Roman universalism something distinctively new, a European, secularizing cultural complex of sorts seemed to lurk. Botero's very attention to such a diversity of peoples, societies, cultures, even civilizations – these last three terms anachronisms still to be minted and articulated – would inevitably tug toward the relative.

Having so extensively established the Christian universalizing context and moment of Botero's uniquely missionary generation, we are now in a position to examine the two portraits that he provides for the basis and veritable motor of this outward thrust toward the rest of the globe. His portraits, as we know, each situated at the very beginning of Parts I and II respectively, are not of *Christianitas* but rather of *Europa*. Admittedly, the very geographical nature of Botero's enterprise would dictate the preferring of the latter. Nevertheless we cannot help but sense that something has happened, that a threshold has been crossed by this ecclesiastical courtier. At the end of the sixteenth century Europe would fast be displacing Christendom as a collective, organizational term by acquiring commercial, cultural, and political dimensions beyond its original geographical definition.

In the successive complete editions of the *Relationi universali*, no matter what the shifting dedicatory letters and preliminary materials, the body of the work, Part I, begins always in this fashion:

> Europe, if you consider its extent, is the smaller of the other parts of the world (its length from the cape [St. Vincent] of Portugal to the limits of the Don, 3.800 miles; its latitude from the archipelago to the Hibernian Ocean, 1,200 miles). But if you consider the peoples, their genius, capacity and wealth, it does not yield to Asia and far surpasses Africa. For the Asian monarchies lasted for a short time and remained even less in Europe. But the empire of Alexander the Great, coming from a little corner of Europe, occupied Asia up to the Ganges and not a small part of Africa. And the Roman Republic alone put under its feet all that part of Africa washed by our sea and the better part of Asia; and the name of the Franks, who four hundred years ago smashed all these countries, is still known and famous throughout the Levant. But what shall we say of that most noble art of printing and of the inestimable invention of artillery so distinctive of Europe? For if it is correctly said that the Chinese and the Cathayans had the one and the other before us, they have here nevertheless both been made as if new and brought to such a degree of excellence and perfection that they do not appear to be of the same species among us and among these barbarians. But neither Africa nor Asia has anything worthy to be compared with the use of the compass rediscovered off the coast of Amalfi; and with the excellence of the peoples of Europe in navigation by whose benefit the Spanish, conducted by an Italian, have discov-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ered a new world and the Portuguese have coasted all around Africa, finding routes and boundless countries that never came to the attention of the ancients. Indeed there is nothing that better attests to the power of the human spirit and the prowess of the mind than the art of imposing rule upon the winds and restraining the horrible fury of the Ocean. For if so much account is bestowed upon a riding master who knows how to tame a colt and at will now excites it to run, now to stop, finally breaks it in and renders it obedient, how much more esteem is due a pilot who negotiates the tempestuous waves of an immense sea through benefit of a magnetized needle, rules the uncertainty of the winds, moderates the instability of the weather, measures the depths of the sea and mastering innumerable dangers, keeps straight the course of his ship, conjoining the East with the West. He causes that things which originate in this or that place be common and available to all. The sciences, which originated in Egypt and in Judea, whence they passed to Greece, are now retained among us; and the true religion, the faith of Christ our Lord, is not pure and sincere outside of Europe except in those countries where the peoples of Europe have lately born it. And what will we say of the Monarchy of the Christian Church? Has it not its seat in this part? But leaving these considerations for a more appropriate time and greater leisure, it is worthy of note to remind that there is no part of the world, richer in rivers nor more favored by the seas than Europe...So that [Europe] seems to have been made by nature to hand out her riches and to receive those of other parts, to rule the seas, extending herself to dominate Africa, Asia, America, which she hails as if offering her hand. There is then no part of the world less infested with poisonous and ferocious animals or less encumbered with deserts, which in Africa and Asia are almost immeasurable; rather everything is fertile, useful, full of innumerable peoples, adorned with amplest cities where flourish polity, doctrine, and the arts of peace and of arms. Finally it does not lack anything but the spices and such things which are more suited for abbreviating life and corrupting customs than for bringing advancement (*giovamento*) and benefit to all peoples.[10]

---

10 Delle Relationi Universali Di Giovanni Botero Benese. Parte Prima, Libro Primo. Il Qual Contiene La Descrittione Dell'Europa:

L'Europa, se tu guardi la grandezza, è la minore dell'altre parti del Mondo (è longa dal capo di Portogallo sino al Tanai, tre milla ottocento; larga dall'Arcipelago all'Oceano Hibernico, mille e ducento miglia) ma se tu consideri i popoli, e gl'ingegni loro, e la facoltà, e richezze, non cede all'Asia, e supera di gran lunga l'Africa. Conciosia che la Monarchie Asiatiche poco si steßero, e meno si fermarono nell'Europa. Ma l'Imperio di Alesandro Magno, uscito da un cantone di Europa, occupò l'Asia sino al Gange, e non picciola parte dell Africa. Et la Republica sino Romana mise sotto i suoi piedi tutta l'Africa bagnata dal mar nostro, e la miglior parte dell'Asia; e il nome de'Franchi, che (già 400. anni sono) conquaßò tutte quelle contrade, è ancor fresco, & celebre per tutto Levante. Ma che diremo della nobilissima arte della Stampa, e dell'inestimabile inventione dell'Artigliaria, proprie dell'Europa? Perche se bene si dice, che i Chinesi, & i Cataini,hanno prima di noi havuto l'una, e l'altra, si sono però trovati quì amendue, come cose nuove e condotte a tanta eccellenza, e perfettione, che non paiono dell'istessa spetie appò noi, & appò quei barbari. Ma nè l'Africa, nè l'Asia hanno cosa degna d'eßer paragonata con l'uso della calamita ritrovato nella costa d'Almalfi: e con l'eccellenza de i popoli, d'Europa nella navigatione, co'l cui beneficio gli Spagnuoli, condotti da un Italiano, hanno scoperto un Mondo nuovo: & i Portoghesi costeggiata tutta l'Africa, e ritrovati viaggi, & paesi infiniti, che non ven-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

The main features – the relative smallness, the intensity, the variety, the fertility of Europe – are traditional and familiar enough; nevertheless there are nuances and emphases that demand attention. Botero's historical vision, while beginning with Alexander, fastens upon the Roman consolidation of empire over parts of Africa and Asia, later to be recalled by the Crusades. But more recently the emerging technologies associated with printing, artillery and the compass together with a pre-Baconian appreciation of their significance augur a new sort of mastery over both the Old World and now the New. But what receives greatest attention is this little magnetized needle, the compass, and the art of navigation which in fact will allow the Spanish and the Portuguese, through its effective exercise, to create the first oceanic world empire in history.[11] It is sea power that makes possible these otherwise invertebrate empires. And it will be sea power that makes these oceanic empires the first of their kind in history, decisively opening a new door in the human experience of the globe. While Botero had earlier in his *Ragion di Stato* expressly affirmed the role of navigation in giving effective coherence to the scattered parts of the monarchy of Spain[12], he seems here to be una-

---

nero mai à notitia de gli antichi, & in vero non è cosa, che dimostri meglio, e la potenza dell'ingegno humano, & il valor dell'animo, che l'arte di metter legge di venti, e raffrenare l'horribile furore dell'Oceano. Perche se tanto conto si fa di un cavallerizzo, che sappia domare un pollearo, e con destrezza hora concitarlo al corso, hora fermarlo, maneggiarlo finalmente, e renderselo ubidi ente: quanto maggior stima si deue fare di un nocchiero, che per mezo l'onde tempestole di un pelago immenso co'l beneficio di una pietra, regoli l'incertezza de i venti, moderi l'instabilità de i tempi, misuri la profondità del mare, e per mezo gl'innumerabili pericoli, tenga dritto il corso della sua nave? Congionga l'Oriente, con l'Occidente è faccia, che le cose, che nascono in questo, & in quel luogo, siano communi a tutti? Le scienze poi, le quali nacquero nell'Egitto, e nella Giudea, onde paßarono poi in Grecia, si sono hora fermate tra noi: e la vera religione, e fede di Christo, Signor nostro, non è pura, e sincera fuor d'Europa, se non ne i paesi, oue i popoli di Europa l'hanno nuovamete portata. E che diremo della Monarchia della Chiesa Christiana, non ha essa il suo seggio in questa parte? Ma lasciando queste considerationi a commodità, e ad otio maggiore; molto degno di avvertenza è, che non è parte nißuna del mondo, nè più ricca di fiumi, nè più favorita dal mare, dell'Europa. . . .Si che ella par fatta dalla natura, e per communicar le sue, e per ricevere l'altrui ricchezze; e per dominar il mare, entro il quale si stende; per signoreggiar l'Africa, e l'Asia, l'America a cui si accosta, e quasi porge la mano. Non è poi parte del mondo meno infestata da animali velenosi, e fieri: nè meno ingombrata da diserti che nell'Africa, e nell'Asia sono quasi immensi: ma è tutta fertile, tutta utile; piena di popoli innumerabili, ornata di città amplissime, oue fiorisce la politia, la dottrina, e l'arti della pace, e dell'armi. Non le manca finalmente altro, che le speciarie, e cose tali, che sono più atte a scortar la vita, & à corrompere i costumi, che a recar giovamento, e beneficio alle genti . . . In the editions of the work beginning with 1618, after Botero's death, the word *giovamento* will be replaced by *giuramento,* reverting to *giovamento* with the Giunti of 1640.

11 Rel. univ. 1612: I. iv., 196 – 97. Here page 197 is actually mispaginated as 179. All further references to the Relationi universali will be to the Venice, Alessandro Vecchi, 1612 edition, the last over which Botero could have exercised any control before his death in 1617; cf. also *Headley,* Geography and Empire, 1135 – 6.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ware that the days of Iberian preeminence whether in Portuguese cartography or Spanish navigation were waning. The latter fact was not lost upon Botero's contemporary. Tommaso Campanella, who in the two concluding chapters on navigation of his *Monarchia di Spagna* warns of Spain's slipping naval and maritime predominance especially to the English and the Dutch.

Botero's opening statement regarding Europe is only implicitly imperialistic, yet its sense is not so muted as to be lost on some publishers of the period. Of all the many editions certainly the worst in terms of accuracy and any sort of authorial responsibility are the English. The governing feature of the successive editions coming from John Jaggard in 1603 and 1608 and later that of John Haviland in 1630 is to strip the work, to focus on Part II, the political survey of the world, and to interlard it with the interest of providing a travelogue. In the 1608 edition Robert Johnson, acting for Jaggard, has presented a fuller version than that of 1603 so as to include the *Europa* passage, but in a most cropped, ruthlessly compressed, interlarded and paraphrased way. It concludes rather revealingly in a manner that suggests the rippling imperialist sinews of an English readership at the very beginning of the seventeenth century. Following the passage on the Spanish and with apparent reference to Europeans in general, the paragraph abruptly ends thus: "so it seemeth that Nature hath created this people first to rule and govern others, as men far surpassing all other nations in wisdom, courage and industry."[13] Except for its specific enunciation and reference there is nothing new here.

Returning to Botero's passage, we detect behind the claim to a cultural / technological / scientific superiority an emerging commercial ascendency based upon the peculiar advantages of the continent's geography. We encounter the image of the outstretched hand, representative more of giving than of taking, more of imparting Europe's cultural wealth – political, religious, artistic – than of receiving from abroad in the course of this increasing global traffic. Yet he abruptly concludes on an arresting note – part ironic, part sardonic, certainly enigmatic: namely, that what Europe lacks in this new traffic and takes away are spices and practices of broadly corruptive influence, thereby somehow missing her opportunity of bringing profit and benefit *alle genti* – to peoples, in the sense of all peoples. Whatever the condemnation it would seem to fall as much on the tastes of Europeans as upon the baleful influences of foreigners. Perhaps it is better read as an admonition – a warning of the pernicious results of entering into the now heightened traffic among the peoples of the earth. Finally the missed opportunity to benefit *alle genti* remains ambiguous as to the intended beneficiaries: The German Munich edition of 1611 reads it as reflexive, thus refer-

12 *Giovanni Botero,* The Reason of State, eds. P. J. und D. P. Waley, New Haven 1956, I.7.11–12.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ring to Europeans; the Spanish editions of 1603 and 1748, while differing in their renderings of the passage, agree on the reference being general – to *los hombres*, humankind in general.

As Part II is Botero's analysis of all earthly polities, it is appropriate that his introduction provides an emphatically political representation of Europe itself.

> Virgil hails Italy as expectant of empire on account of the multitude of her cities and of rulers in which it was at that time divided. The same is able to be said today of Europe, namely that it is replete and as if pregnant with domains and kingdoms. In short that from the decline of the Roman Empire up to now it became divided into many principalities with such balance of forces that there is no power that, if it has no dominion outside of Europe, advances immoderately upon the other part because nature has defined the states either with inaccessible mountains or with stormy seas, or with immense forests or with enmities as if imbued in their peoples or in other similar ways. Partly because the people are so able and fierce that if one kingdom should yield to another in magnitude, nevertheless it does not yield in self assurance; [partly] because there flourish the arts of war and in particular the art of fortifying a place and of defending it, partly through the subtlety of talents, partly through the ferocity of spirits it [this balance of forces?] is brought to perfection; and there is no country where the form of ruling and governing is more various and different. For what people is more free than the Biscayans? More subjected than the Germans? More licentious than the Poles? What prince is more watched than the king of Castile? More obeyed than the princes of Germany? More feared than the Muscovite? Or more absolute than the king of England? More limited than that of Poland? With more majesty than the Emperor? And with more reverence than the Pope? Now among all the princes of Europe we have selected those who on account of the antiquity of their state, their territorial extent, and their force surpass the others. Whence from this condition one will easily be able to judge the remaining.[14]

---

13 The World or an Historical Description of the Most Famous Kingdoms, London: R.I. for John Jeggard, 1608, sig.C2. Regarding contemporary English expansive proclivities promoting colonialism and imperialism, it is interesting to note the legal position and argument of the Protestant Italian jurist from the March of Ancona, Alberico Gentili, Regius Professor of Civil Law at Oxford, 1587. With respect to the legal theory of the right to the occupation of either vacant or misused lands he resurrects from Thomas More's *Utopia* the practice of the Utopians "perfectly justifiable to make war on people who leave their land idle and waste yet forbid the use and possession of it to others who, by the law of nature, ought to be supported from it." *See Richard Tuck,* The Rights of War and Peace: Political Thought and the International Order from Grotius to Kant, Oxford, 1999, 48–50. Indeed Tuck suggests that while Catholic countries like Spain and France were much more guarded and allowed themselves to be guided by Vitoria and Suarez, Protestant countries such as England (Gentili) and the Dutch (Grotius) advanced legal justifications for what amounted to preemptive strikes (18–31 *et passim*).

14 Delle Relationi Universali, Parte Seconda, Libro Primo:

Virgilio chiama l'Italia gravida d'Imperij per la moltitudine delle città libere, e de'potentati, ne'quali ella era all' hora divisa [*Aen.*, IV, 229–31]. Questo si può ben

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Botero herein allows his political vision of Europe to be inspired by Virgil's imperial expectations for Italy "a land teeming with empire and clamorous with war....bring[ing] all the world beneath [its] laws." Indeed earlier, in his unique Proemium, preceding Part II, Botero will unfavorably compare present Italy to its past imperial greatness, claiming that at the time of the emperor Claudius Italy had a population of six million and the provinces were full of Roman citizens; knowledge and practice as well as numbers and valor allowed them to conquer the rest of the world.[15] The imperial threshold upon which Italy had earlier stood now has been transferred to Europe in confronting a much larger, global scene. Similarly the multiplicity of urban and princely parts then belonging to Italy are presently echoed but on a much larger scale by the territorial states of Europe, defined by nature but also reinforced by reciprocal animosities and defensible borders enhanced by fortifications. This multicellular picture of a Europe distinguished by a set of reciprocal hostilities, while suggesting the later picture of Hobbes's gladiators (*Lev.* I.13.), is also marked by a balance of forces among its several parts – a foreshadowing of the balance of power within the European state system. Suggestively, however, Botero allows for the existence of colonial and imperialistic adventure that departs from this prevailing picture of balance, by powers that do in fact have "domination outside of Europe."

In his characterization of the various peoples of Europe and their respective states some of Botero's judgments invite examination or explanation. It seems somewhat odd that the Biscayans, the chief producers of Spain's naval might, should be found to be distinguished by freedom. But in his treatment of Spain Botero sorts out qualities of valor and marinal ingenuity as

---

dir hoggi dell'Europa; cioè, che ella sia piena, e quasi pregna di dominij, e di regni. Conciosia, che dalla declinatione dell'Imperio Romano in quà, ella si è divisa in molti prencipati, con tal contrapeso di forze, che non vi è potenza, che se non hà signoria fuor d' Europa avanzi immoderatamente l'altre parti, perche la natura ha terminato gli stati con monti inaccessibili, ò con mari tempestosi, ò con selue immense, ò con inimicitie quasi naturali de i popoli, ò con simili altre maniere: parte, perche i popoli sono così bravi, e feroci, che se bene un regno cede all'altro in grandezza, non li cede però in sicurezza. Perche quivi fioriscono le arti della guerra: in particola l'arte di fortificare una piazza, e del difenderla, parte per la e sottigliezza de gl' ingegni, parte per la ferocità de gli animi è giunta alla sua perfettione: e non è paese, oue la forma del regnare, e del governare sia più varia, e più differente. Perche, che popolo è più libero, che il Biscaino? più soggetto, che l'Alemano? più licentioso, che il Polacco? Che Prencipe, e più offervato, che il Rè di Castiglia? più obedito, che i Prencipi d'Alemagna, più temuto, che il Moscovita? ò che Rè più assoluto, che quel d'Inghilterra? più conditionato, che quel di Polonia? più di maestà, che l'Imperatore? di più veneratione, che il Papa? Hor tra tutti i Prencipi di Europa, noi habbiamo fatto scielta di quei che per antichità di stato, per larghezza di confini, e per grandezza di forze, avanzano gli altri. Onde dallo stato loro, si potrà fare ageuolmente giudicio del rimanente.

15 Rel. univ. II.i., [p. 2]. The 'Proemio' is unpaginated.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

distinguishing the *Biscaini*.[16] Even more arresting at least at first glance is his claim that England is the most absolute of polities. Yet in 1591 England's great constitutional struggle and development were still in the future. The England that Botero knows and conveys is less that of Elizabeth than that of her father and his enforced reformation and consumption of the church. A correction, more in keeping with modern attitudes, must wait until the Venice edition of 1640, to be repeated in that of 1650: the Giunti will substitute France for England, a rather audacious, if perceptive judgment that will apparently credit the work of Richelieu as surpassing the very real experiment in absolutism of Charles I in the 1630's. The Bertani Venice edition of 1671 will follow those of the Giunti in this interesting shift. Finally among particular judgments worth noting, while it is expectable and appropriate that the emperor should be credited with a traditional and fundamentally superior *majestas*, reverence (*veneratione*) comes to distinguish the pope. In his subsequent concluding remarks of Part II, Book 4 analyzing the power of popes, Botero uses the much more loaded, resonant term of reputation (*la riputatione*), a quality well coveted by the contemporary rulers of Europe and soon to be assessed by Thomas Hobbes as in itself another form of power (*Lev. I.10.*). Botero claims here that two features determine the grandeur of a prince – reputation and actual powers (*forze*). Of the latter:

> the pope has only to a moderate degree but of reputation he has no equal neither in aspiration nor distinction, because intensively it possesses the highest grade, knows no superior except God and extends ... [throughout the world]. And if more should be found that Democritus did not dream of, they would be in every way under his jurisdiction.[17]

On this universalizing note we may take formal leave of these prefaces and address, if only briefly, the instances of conscious relativization afforded by exposure to the varied cultures and peoples of the earth. Because Botero's presentation is impersonal it provides little opportunity or reason for intrusion of self or value judgments into his analysis. One outstanding example, however, demands our attention and bears repeating.

Botero's apparent respect for the beauty of some of the native Amerindian languages at one point allows him to challenge implicitly the assumption of any conquering people as to the transparent superiority of its own civilization, vested preeminently in its language. While his raptures over the Mex-

---

[16] *Ibid.*, II. iv., 135–36.

[17] *Ibid.*, II. iv., 152.; e forze del Papa sono mediocri; ma la riputatione non hà pari, nè in intentione, nè in essentione, perche intensivamento ella è in sommo grado, non conosce superiore, se non Dio, non che uguale, e si stende ... E se si trovassino più mondi, che non ne sognò Democrito, sarebbono in ogni modo tutti sotto la sua giuiriditione. The word *essentione* is awkward but appears in other editions, although changed from *ostentione* of earlier editions.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ican language can elicit exclamations regarding its richness and beauty, when he turns to describe the high culture of the Mechouacans, he momentarily throws into question the whole enterprise of Hispanicity and for that matter European civilization. For he claims the Mechouacan language to be so copious and rich in words, so metaphorical and sophisticated, that those who know it, prefer it to Latin.[18] When one considers the centrality of *Latinitas* for *Romanitas* and the present Christian / European civilization, presumably so superior to other cultures as to be synonymous with civilization itself, a shattering blow has implicitly been delivered to European exceptionalism through the inadvertent advancement of pluralism.

Less decisive but worth noting are other moments deriving from his exposure to Asia. Above all the consideration of China, first in Part I where he rhapsodizes over its material and cultural preeminence in terms hitherto reserved to the European – the most famous province of the universe, a most pleasant garden, *un giardino amenissimo*, with most navigable rivers, most populous cities, the very *benignità dell'aria* all constituting the most industrious people in the world, possessing such natural and cultural (*artificiali*) wealth evident in the use of print for the past thousand years, not to mention artillery.[19] Indeed Botero belongs to the first generation of European sinophiles.

In Part II he applies the same methodological categories to the greater extra-European political communities that he has to those of Europe itself, examining each in terms of resources, government, power and neighboring princes. In contrast with the exaggeratedly favorable representation of China's physical and cultural features, Botero constructs a fairly sophisticated, if stereotyped, model of oriental tyranny. In his recent redefining of Orientalism J.P. Rubiés finds Botero not simply superimposing what he believes to find in the Ottoman case upon the rest of the Orient but rather developing his model through multiple, specific, empirical comparisons obtained from the best sources available to Europe at the time. Botero's case studies of an emerging oriental despotism (*governo despotico, padrone assoluto*) range from Turkey to Muscovy, China, Siam, the Mongol Empire, Persia, Abyssinia and Vijayanagara (Southern India). This last, called by Botero Narsinga, supports rather than generates by itself the ex-Jesuit's complex, flexible model of oriental despotism. Particularly interesting is the author's comparison between Narsinga and France that advances the image of oriental despotism as configuring excessive monopoly of resources in the hands of an arbitrary ruler and his military aristocracy, largely for purposes of maintaining a huge, overweening military force at the cost of the great mass of peasants – all irrespective of any concern for peace and justice deep routed in

18 *Headley,* Geography and Empire, 1140.

19 Rel. univ., 1612: I. ii., 124 – 25.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Augustine's *pax et justitia*, and, of course, without any controls provided by constitutional limitations. As ever Europe remains distinctive through her diversity and divisions promotive of such constitutional limitations upon the caprices of any ruler. Yet even such a stark contrast allows modification in this construction of oriental despotism: expectably, China affords an example of despotism in a benevolent form.[20] A comparison of the resources of China with the totality of the individual parts of Europe proves favorable to the former as one of the greatest empires there has ever been[21] – a system shunning offensive war, more intent upon conserving than expanding.[22] As relativist and statistician Botero will make frequent comparisons regarding the responses of Europe and its respective parts with those of China in order to emphasize and convey the immensity of the latter's strengths.[23]

To appreciate the degree and significance of Botero's relativism within the context of a Christian universalism, we need to remind ourselves of that civilizing vocation hitherto inhering, if now more precariously, to that very universalizing mission.[24] Perhaps we can do no better in the assessment of Botero's relativism and openness to the diversity of peoples and their cultural merits than to draw upon an outstanding work in the process of being completed. In the seventh chapter of his prospective *Europe's New Worlds* Joan Pau Rubiés addresses the problem of Oriental Despotism and European Orientalism from Botero to Montesquieu. He observes that rather than denigrating Asia, Botero finds it, in 1592 at least, the most notable part of the world, the origin of civilization and obviously the location of sacred history. Nevertheless Europe comes across as more homogeneously civilized, superior both politically and technologically, and geographically situated to control, or at least achieve a definite ascendancy by means of her navigation over the rest of the world. From his analysis of Oriental Despotism as a distinct type of polity Rubiés arrives at the arresting conclusion that what most distinguishes Europe from other cultural systems for Botero is neither religion nor even technology but rather the political and moral dimensions.[25]

---

20 *Joan Pau Rubiés,* Travel and Ethnology in the Renaissance: South India through European Eyes, 1250–1625, Cambridge, 2000, 287–300. Cf. Rel. univ., 1612: II. ii., 65. Il Governo della China hà del despotico assai ...

21 Ibid., II. ii., 61, 65.

22 Ibid., 66.

23 Ibid., 67–8; *Rubiés,* South India, 296–7.

24 On this point, namely the relationship of the specifically Christian, Catholic universalism to the inhering element of a secularizing civility, refinement, and an emergent notion of European civilization as inevitably and ultimately one among other civilizations, see my Geography and Empire, pp. 1141–44; 1146–49.

25 Cambridge University Press asked me very recently to serve as a critical reader of advanced parts of Professor Rubiés's presumably forthcoming study, thus affording me an opportunity to share some of its preliminary ideas here.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

To conclude the presentation of Botero's Christian Europeanism under the dual perspectives of universalism and relativism, one may hazard the speculation regarding the tension between these two perspectives or tendencies that they are integral to the very consciousness and being of this ex-Jesuit: his education and background allowed him to partake of that extraordinary universality characterizing the order – happily described by a British historian as providing the first planetary men, the first to reduce the globe to a single system of relationships.[26] But our author, having experienced dismissal from the order, now suffers a displacement which, given his broad intellectual curiosity, will allow him to engage, in some instances with appreciative sensitivity, the peoples of the globe. And for our former Jesuit there is no exit from this creative tension.[27]

*

From our perspective of four hundred years, aware of Europe's often rabid colonialism and imperialism culminating in the nineteenth century, we can easily slip into the practice of discovering all sorts of imperialistic resonances and implications in that open hand that Botero depicts at the outset of his work and the recourse to Virgil's imperialism at the beginning of Part II. It is well to remember, however, that over against these powerful motifs of expansion, never to be repeated in the work, stands the perduring assignment that commits Botero to the fundamental context of exploring the present possibilities for the expansion of the Catholic church's adherents and for Christendom. In short that despite the dramatic assertions of European expansion – cultural, commercial, political – the basic context of Christendom and the church's interests persist.

Intrinsically, Botero's assignment is a cognitive one, an intellectual sortie, which, if performed by one bearing the traditional language of Europe's moral and cultural superiority and the preeminence of the Christian universalizing mission, has the possibility of becoming something of a self-education. For while Botero never renounces the high ground of a Christian European, the range of his enterprise has developed a degree of relativism that will introduce cracks, at times significant, into the edifice of his proud confidence. And while there is the reassuring construction of most extra-European polities in the form of oriental despotisms, there is also the marvelous immensity of China as well as the Mechouacan moment. At that time of Europe's ever increasing engagement with the entirety of the globe our ex-

[26] *Samuel Adrian M. Adshead,* China in World History, 2nd edition / New York 1995, 242.

[27] I am indebted to Professor Dr. Susanna Burghartz, Historisches Seminar, Universität Basel, and her repeated questioning and suggestions for hazarding this speculation: whatever its value, hers; whatever the fault, mine.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Jesuit has been commissioned to know – to extend a mastering *curiositas* to this world.

The education of our displaced Jesuit afforded him a curiosity and sensitivity commensurate with Europe's recently attained engagement with most peoples of the earth. His Italian context, which defied any politically national shape, swung between the particularlism of *campanilismo* and the universalism of world empire, currently, the apparent vocation of Spain. Is it possible that only one from this Italian peninsula, exhorted by Virgil, could move from the realities of the particular to the opportunities of a new sort of universality – a universality in the form of a global inter-continental communication and an expansion both Christian and now, more secularly, European? Beyond its reputed greed or its arrogance or its delight in dominion and power the European society beginning to emerge from the matrices of the Christian fold can perhaps best be characterized by an intellectual aggressiveness, an unquenchable desire to know. Aristotle had announced it for all humans in *Metaphysics* I.1. and Montaigne had reiterated it for the late Renaissance also in the opening sentence of arguably his most self-revealing essay – "De l' expérience". As the first demographer, the first oceanographer, the first urbanist – even the first statistician, for all his wonderful superficiality, Botero reflects this preeminent intellectual drive. And while knowledge may serve greed, arrogance and dominion, it possesses an elegance all its own. In 1591 – 92 Europe stood at the threshold of a truly global engagement, having rampaged through a new continent, so long unknown to the rest of the world, and now possessing precarious footholds in the other two continents – Asia and Africa. Again in 1600 to the great civilizations of Asia, the Europeans, these Franks, still appeared as the real barbarians. Indeed Europe's ambivalent hand extended itself both for latent good as well as more immediate ill.

In our four hundred year perspective let us assume a middle ground in the 1790's that Immanuel Kant provides us in his "Perpetual Peace". Speaking hypothetically rather than historically or with reference to any recent act of European imperialism, the sage of Königsberg allows that "a whole continent feeling itself superior to another one will not hesitate to plunder or actually extend its rule over it." He will then go on to chart a secular vision – potentially present in 1600 at the inception of international law – of a cosmopolitan rule of law and constitutional order made possible by the increasing intercommunication among the continents. Not without inconvenience Kant considers as inevitable a federal union of all peoples, a *civitas gentium*, rather than the annexations and amalgamations productive of universal monarchy.[28] Both of these extremes were present for Europe in 1600,

[28] *Immanuel Kant,* Perpetual Peace, in: Kant's Political Writings, ed. Hans Reiss, Cambridge, 1970, 105 – 117, at 117.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

as in 1800 – and even today; a spectrum, a range that runs from extreme violence, exploitation and dominion to a cosmopolitan jurisdiction of order and justice. In this spectrum Botero might be equivocally situated somewhere midway: writing in the context of a triumphalist Rome, our Catholic Christian ultimately remained uncertain as to the victorious prospects of Christianity amidst veritable oceans of pagans, schismatics and heretics;[29] as a European, and a most curious one in fact, he seemed to delight in thirsting for a greater knowledge of the recently disclosed globe, whatever its temptations, its opportunities, its corruptions.

[29] *Carlo Gioda,* La vita e le opere di Giovanni Botero con la quinta parte della 'Relazioni universali', Milan, 1895, III, 327.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die „Entdeckung" der osmanischen Kultur durch Künstler und Gelehrte im 16. Jahrhundert: eine humanistische Utopie

Von Ulrike Ilg

1717 berichtete Mary Wortley Montagu, die damals als Frau des englischen Gesandten die Türkei kennenlernte, in einem Brief aus Edirne an ihren Vertrauten, den Abbé Conti: „It is certain we have but very imperfect relations of the manners and religion of these people; this part of the world being seldom visited but by merchants, who mind little but their own affairs, or travellers, who make too short a stay to be able to report any thing exactly of their own knowledge. The Turks are too proud to converse familiarly with merchants, etc.; who can only pick up some confused informations, which are generally false; and they can give no better account of the ways here, than a French refugee, lodging in a garret in Greek-street, could write of the court of England"[1].

Auch wenn es gewiß eine Übertreibung von Lady Montagu ist, die Gebiete des Osmanischen Reichs noch im frühen 18. Jahrhundert als Gegenden zu bezeichnen, „which are completely unknown to us"[2], so zeigt diese Aussage doch, mit welchem Gefühl der Fremdheit die Europäer damals nach wie vor dieser Kultur begegneten. In Wirklichkeit war die Türkei schon rund 200 Jahre früher in die Gruppe jener Länder aufgenommen worden, die als „pays estranges" die gesteigerte Aufmerksamkeit westlicher Reisenden auf sich zogen[3]. Und so wurden zwischen 1480 und 1609 in Europa doppelt so

---

1 *Mary Wortley Montagu,* Letters from the Right Honourable Lady Mary Wortley Montague 1709 to 1762, London 1906, 106. Die von Montagu erwähnte „Greek Street" liegt in dem populären Londoner Stadtteil Soho und wurde nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1585 „a favourite resort of the more aristocratic French Protestant exiles" (*Karl Baedeker,* London and its Environs, Handbook for Travellers, Leipzig 1923, 311).

2 *M. W. Montagu,* Letters (wie Anm. 1).

3 Unter die „pays estranges" subsumiert wird die Türkei u. a. in Pierre Belons Observations de plusieurs singularitez et choses memorables trouvées en Grèce, Judée, Egypte, Arabie et autres pays estranges (Paris 1553). Entsprechend zählt das Druckprivileg für Nicolas de Nicolays Reisebericht die Türkei zu jenen „païs estranges", in die französische Exploratoren entsandt wurden (Les quatre premiers Livres des Navigations et Peregrinations Orientales [...], Lyon 1567, Versoseite des Titelblatts).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

viele Bücher über die Türken und die Länder des Osmanischen Reichs gedruckt, wie über die Entdeckungen auf dem amerikanischen Kontinent[4]. Mehr als ein Drittel dieser Bücher erschien in deutscher Sprache. Diese Fakten belegen anschaulich, wie nach der Eroberung der byzantinischen Hauptstadt Konstantinopel (1453) und vor allem nach der ersten Belagerung Wiens durch die Türken (1529) bei den Europäern ein wachsendes Informationsbedürfnis entstand. Sie sahen sich konfrontiert mit dem steilen Aufstieg eines turkmenischen Kleinfürstentums, über dessen Anfänge unter Osmān I. Ghāzī (um 1281 – 1326) damals so gut wie nichts bekannt war und das sich im Laufe des 15. Jahrhunderts in einer Reihe von Siegeszügen die Balkanstaaten (Bosnien, Serbien, Rumänien, Bulgarien) und Griechenland untertan gemacht hatte. Angesichts dieses phänomenalen, geostrategischen Erfolgs der Türken mochte man sich im Westen nicht mehr mit Nachrichten antiker und byzantinischer Geographen wie etwa Herodot oder Pomponius Mela zu begnügen. Sie hatten den Namen Τουρκοι (lat. *Turcae*) für ein sagenhaftes Volk geprägt, das sie in der Nähe der Skythen, d. h. auf der Krim und nördlich des Schwarzen Meers, ansiedelten. Ebensowenig konnten die während des Mittelalters im Westen entstandenen Schriften über den Islam befriedigen, welche allein die Sarazenen, d. h. die arabischen Muslime kannten und diese entweder zu den Heiden oder zu den häretischen Christen zählten[5].

Ironischerweise waren es zunächst gerade die bewaffneten Konflikte mit den Türken, welche ab dem 15. Jahrhundert Informationen über dieses Volk in den Westen brachten, bei denen es sich nicht um eine reine Blütenlese aus Werken der antiken und mittelalterlichen geographischen Literatur handelte. Konkret waren es die Erzählungen westlicher Kriegsgefangener, die – so sie nicht freigekauft oder ausgetauscht werden konnten – oft als Arbeitssklaven in der Türkei dienen mußten. Beispielhaft für den Bericht eines solchen, nach jahrelangem Aufenthalt zurückgekehrten westlichen Gefangenen ist das um 1478 gedruckte *Reisebuch* des um 1380 geborenen Hans Schiltberger (Abb. 1). Schiltberger war als bayrischer Knappe 1396 in der Schlacht bei Nikopolis in türkische Gefangenschaft geraten und erlebte die folgenden Kriegszüge Bayazids I. als Botenläufer des Sultans[6]. Weitere

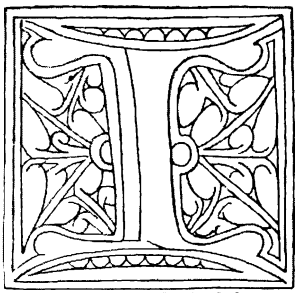
---

4 Vgl. hierzu *Carl Göllner,* Turcica: Die europäischen Türkendrucke des 16. Jahrhunderts, Bde 1 u. 2, Bucuresti / Berlin / Baden-Baden 1961 u. 1968; *Stéphane Yerasimos,* Les voyageurs dans l'empire ottoman (XIV-XVIème siècles). Bibliographie, itinéraire et inventaire des lieux habités, Ankara 1991.

5 Zur Geschichte dieses Begriffs vgl. *Peter Thorau,* Sarazenen, in: Lexikon des Mittelalters, hrsg. v. R. Auty / R.-H. Bautier / N. Angermann, Band 7, München 1995, coll. 1376 f.; *Irfan Shahîd / Clifford Edmund Bosworth,* Saracens, in: The Encyclopedia of Islam, hrsg. v. C.E. Bosworth u. a., Band 9, Leiden 1995, 27 f.

6 Vgl. hierzu das Faksimile der Erstausgabe (Augsburg: Anton Sorg um 1478): Hans Schiltbergers Reisebuch, hrsg. v. Elisabeth Geck, Wiesbaden 1969. Über den Autor: *Valentin Langmantel,* Schiltberger, Hans, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 31,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/



Ich Schiltberger zoche auß von meiner heimet mit Namen auß der ſtat münchen gelegen in bayern· in der zeyt als küng Sigmund zů vngern in die heydenſchafft zoch /das was als man zalt von criſti geburt dreizechenhundert vnd an dem vier vndneůntzigeſten Jar. mit einem herren genandt Leonhart reychē=tinger/vnd kamm auß der heyden=ſchafft wyter zeland· Als man zalt von der geburt Criſti· vierze henhundert vnd in dem Sybenundzweintzigiſten iar· Vnd was ich die zeyt in den landen der heydenſchafft ſtreyts vnd wunders erfaren vnd auch was haubtſtet vnd waſſers geſehen vnnd ge=ſechen vnnd gemerckt mög haben. Dauon vindt ir hernach ge=ſchriben/villeycht nit gar vollkommenlich· Darumb das ich ein gefangner man vnd nicht mein ſelbs was. Aber ſouil ich des hab begriffen vnd gemercket ſo hab ich die land vnd die ſtet genant nach den ſprachen der land vnd hab geſetzt Vnd mach auch hie in offenbar vil hübſcher vñ fremder abenteůr die wolzehōē ſeid·

Von dem ſtreyt den küng Sigmund tet mit den Türcken.

Abb. 1: Holzschnitt in: Hans Schiltberger, Reisebuch (Augsburg: Anton Sorg um 1478)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Erfahrungsberichte von Kriegsgefangenen aus der Türkei erschienen – vielfach auch in volkssprachlicher Übersetzung – erst im frühen 16. Jahrhundert. Bis 1550 waren es vor allem solche Gefangenenberichte, die einen ausführlicheren Einblick in das Leben am Bosporus gewährten und ein extrem breites Spektrum an Informationen lieferten, das von Ausführungen über die Schlaf- und Eßgewohnheiten der Türken (etwa bei Georg von Ungarn[7]) bis zu Angaben über die Pferdhaltung in der Türkei (etwa bei Luigi Bassano[8]) und das Leben im Serail (bei Giovanantonio Menavino[9]) reichte. Dabei vermitteln diese frühen Augenzeugenberichte über die Türkei – ungeachtet des harten Lebens, das die Autoren dort geführt hatten – in vielen Aspekten einen positiven Eindruck von der türkischen Gesellschaft. Durch ihren weithin neutralen Erzählton heben ihre Texte sich vom Stil der deutlich tendenziöseren, z.T. extrem antitürkischen Einstellung jener Schriften ab, die unter dem Eindruck der Reformation und der ersten Türkenbelagerung Wiens verfaßt wurden – man denke etwa nur an Martin Luthers *Heerpredigt widder den Turcken* (Wittenberg 1529).

Ab dem vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts mischen sich unter diese Flut von parteilichen Schriften und Gefangenenberichten Werke, die das erwachende Interesse des gebildeten Laienpublikums für die Geschichte und Kultur des Osmanischen Reichs anzeigen. Zu nennen wären hier etwa Paolo Giovios *Commentario de le cose de' Turchi* (Rom 1532), eines von insgesamt nur zwei Werken Giovios, die er – wie er selbst sagte – in schmuckloser Rede und „in einfacher Volkssprache, wie sie ganz Italien gemeinsam ist", verfaßte[10]. Ebenso hierher gehört das von Christophe Richer, „valet de chambre" und Sekretär Franz' I., kompilierte Werk *Des Coustumes et Manieres de vivre des Turcs* (Paris 1540)[11], das noch Abraham Ortelius in seinem mo-

---

Berlin 1890, 262–264; *Joseph Bergbauer,* Das Itinerar des Münchner Orientreisenden Hans Schiltberger von der Zeit seines Aufbruchs aus der Heimat (1394) bis zu seiner Gefangennahme durch Tamerlan in der Schlacht bei Angora (1402), in: Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt 60/2 (1914), 263–265; *E. Brodführer,* Schiltberger, Hans, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, hrsg. v. Kurt Ruh, Bd. 4, Berlin 1953, Sp. 69–71; *D. Huschenbett,* Schiltberger, Hans, in: Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache, Bd. 10, München 1991, 243–244.

7 Vgl. dessen Libellus De Ritu Et Moribus Turcorum [. . .] Cum praefatione Martini Luttheri, Nürnberg: Friedrich Peypus 1530. Zum Autor *Julian Arthur Beaufort Palmer,* Fr. Georgius de Hungaria O.P. and the Tractatus de moribus, condicionibus et nequicia turcorum, in: Bulletin of the John Rylands Library 34 (1951/52), S. 44–68.

8 Vgl. dessen Traktat I costumi et i modi particolari de la vita de Turchi, Rom 1545.

9 Siehe hierzu v.a. das dritte Buch in dessen Trattato de' costumi et vita de' Turchi, Florenz 1548.

10 *Paolo Giovio,* Commentario delle cose de' Turchi, Rom 1532, fol. A2v-A3r.

11 Die französische Edition, wie auch die unter dem Titel *De rebus Turcarum* veröffentlichte lateinische Edition, wurde von dem Verleger Robert Estienne gedruckt, der die Förderung Franz' I. von Frankreich genoß (s. *Alfred Forbes Johnson,* Selected

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

numentalen Weltatlas *Theatrum Orbis Terrarum* (Antwerpen 1570) unter der die Karte des *Turcicum Imperium* begleitenden Referenzliteratur erwähnt[12].

Von einer entstehenden, investigativen Neugier zeugt schließlich um 1550 eine Reihe von Reisen ins Osmanische Reich, mit denen man unter anderem eine Bilddokumentation über die dort ansässigen Völker und deren Lebensraum zu gewinnen suchte. Zur Gruppe dieser europäischen Besucher gehörte etwa der um 1527 in Flensburg geborene Maler und Stecher Melchior Lorck († nach März 1583). Er kam im Auftrag Kaiser Ferdinands I. 1555 mit dem Gesandten Augier Ghislain de Busbecq in die türkische Hauptstadt und muß sich dort bis 1560 aufgehalten haben[13]. Als Frucht seines Aufenthalts gilt eine Serie von Zeichnungen und Holzschnitten, die teils Szenen des alltäglichen Lebens, teils anonyme orientalische Figuren, teils aber auch genau benannte historische Persönlichkeiten zeigen. Publiziert werden sollte ein Teil dieses Materials in Form einer Sammlung von Holzschnitten, die Lorck unter dem Titel *Wolgerissene und geschnittene Figuren, in Kupfer und Holz [...] für die Mahler, Bildhauer und Kunstliebenden* herauszugeben gedachte. Mit den Plänen für diese Veröffentlichung trug sich Lorck bereits im Jahr 1575, wie das Datum auf dem von ihm entworfenen Titelblatt belegt[14]. Er scheint den Druck seines Werks dann jedoch hinausgeschoben und es nach 1575 um zahlreiche weitere Holzschnitte vermehrt zu haben (Abb. 2). In der Tat enthält die schließlich erst postum mit einem aktualisierten Titelblatt erscheinende Erstausgabe der *Wolgerissenen und ge-*

Essays on Books and Printing, Amsterdam / London / New York 1970, 60, 63) und der 1542 auch die Neuauflage von Richers Werk besorgte. Zur Person Richers und den verschiedenen Ausgaben des Werks *Clarence Dana Rouillard,* The Turk in French History, Thought and Literature (1520 – 1660), New York 1973 (Reprint der Ausgabe Paris 1940), 184 ff. – *S. Yérasimos,* Voyageurs (Anm. 4), 191.

12 *Abraham Ortelius,* Theatrum Orbis Terrarum, Antwerpen: Gillis Coppens van Diest 1570, Begleittext zu Karte 50.

13 Die Datierung von Lorcks Aufenthalt variiert (vgl. *Erik Fischer,* Drawings from the Evelyn Collection at Stonor Park, England, and from the Department of Prints and Drawings, The Royal Museum of Fine Arts, Copenhagen, Ausst.kat. Kopenhagen 1962, 20: um 1555 – 1560; *Alexandrine St. Clair,* A Forgotten Record of Turkish Exotica, in: Bulletin of the Metropolitan Museum of Art, New York 27 (1969), 411: 1554 – 1559; *Walter L. Strauss,* The German Single-Leaf Woodcut 1550 – 1600. A Pictorial Catalogue, Band 2, New York 1975, 595: 1555 – 1560; *Robert Zijlma,* Hollstein's German Engravings, Etchings and Woodcuts, Band 22, Amsterdam 1978, 179: 1556 – 57 und 1579). Gewißheit herrscht nur über das Itinerar de Busbeqs, der von Januar bis Juni 1555 und von Januar 1556 bis August 1562 in der Türkei war. Siehe hierzu *C.D. Rouillard,* Turk (Anm. 11), 220 ff.; *S. Yérasimos,* Voyageurs (Anm. 4), 239ff.

14 *Hans Harbeck,* Melchior Lorichs. Ein Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte des 16. Jahrhunderts, (Phil. Diss. Kiel), Hamburg 1911, 60 f. Dieses ursprüngliche Titelblatt findet sich in den Ausgaben des 17. Jahrhunderts vielfach als Einzelblatt eingebunden (s. etwa das Exemplar der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel, Signatur 15.1 Bell. 2°).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abb. 2: Melchior Lorck, Türkischer Reiter,
Holzschnitt in: *Wolgerissene und Geschnittene Figuren* (Hamburg 1626)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schnittenen Figuren (Hamburg 1626) zahlreiche Holzschnitte, die in die Jahre 1576 bis 1583, das mutmaßliche Todesjahr des Künstlers, datieren[15]. Einige von Lorcks Darstellungen orientalischer Figuren und Gerätschaften zirkulierten vermutlich jedoch in Form von Einzelblättern schon vor der Veröffentlichung des Sammelbandes 1626, wie ihre Rezeption in Buchillustrationen der 1580er Jahre anzeigt.

Neben dem Lorckschen Unternehmen waren damals für die systematische Erkundung des Osmanischen Reichs jene „Forschungsreisen" von besonderer Bedeutung, die sich mit dem Namen Gabriel d'Aramont verbinden. D'Aramont weilte, abgesehen von einer einzigen kurzen Unterbrechung, von 1546 bis 1553 als französischer Gesandter in Konstantinopel. Sein Aufenthalt gab Anlaß zu einer ganzen Serie von Veröffentlichungen, die vielfach erstmals von dem Bemühen um eine umfassende sachliche Erschließung der Natur, Geographie und Kultur in den Gebieten unter Osmanischer Herrschaft zeugen und von Begleitern d'Aramonts verfasst worden waren[16]. So hatte Heinrich II. etwa 1547 auch seinen Sekretär, Jacques Gassot, zu d'Aramont nach Konstantinopel geschickt. Gassot bereiste mit diesem zusammen die Türkei und Persien und kehrte 1550 in seine Heimat zurück. Noch im selben Jahr erschien sein *Discours du Voyage de Venise à Constantinople* [...] *avec elegante description de plusieurs lieux, villes et citez de la Grece, et choses admirables en icelle* (Paris 1550). Bereits 1544 war dagegen der Natur- und Altertumsforscher Pierre Gilles (1489–1556) im Auftrag Franz' I. nach Konstantinopel gefahren, mit dem Auftrag, dort orientalische Handschriften für die königliche Bibliothek zu erwerben. Er schloß sich 1548 der ersten Gesandtschaft d'Aramonts an und kam mit dieser erst 1551 wieder nach Frankreich zurück. Zehn Jahre später, 1561, erschienen seine beiden Werke *Topografia Constantinopoleos et de illius antiquitatibus libri quattuor* und *De Bosporo Thracio Libri tres,* Publikationen zur historischen Landeskunde und über die archäologischen Monumente

15 Siehe der Holzschnitt *H. Harbeck,* Lorichs (Anm. 14), Kat.nr. 115. Zu den vier im 17. Jahrhundert geplanten Ausgaben der *Wolgerissenen Figuren,* von denen drei auch tatsächlich erschienen vgl. *R. Zijlma,* German Engravings (Anm. 13), 224.

16 Im 16. Jahrhundert unveröffentlicht blieb einzig der Bericht des Jean Chesneau, welcher sich insgesamt 7 Jahre, von 1547–1552 und von 1553–1555 als Sekretär bzw. Stellvertreter d'Aramonts im Orient aufgehalten hatte (s. hierzu die Edition von *Charles Schefer,* Le voyage de Monsieur d'Aramon, ambassadeur pour le Roy en Levant, escript par noble homme Jean Chesneau [Recueil de voyages et de documents pour servir à l'histoire de la géographie depuis le XIIe jusqu'à la fin du XVIe siècle, 8], Paris 1887). Zu diesem und den im folgenden vorgestellten Werken und Autoren vgl. *Jacques Paviot,* Autour de l'ambassade de D'Aramon: érudits et voyageurs au Levant, 1547–1553, in: Voyager à la Renaissance. Actes du colloque de Tours (30.6.-13. 7. 1983), hrsg. v. Jean Céard / Jean-Claude Margolin, Paris 1987, 381–392, sowie jüngst *Frédéric Tinguely,* L'écriture du Levant à la Renaissance. Enquête sur les voyageurs français dans l'Empire de Soliman le Magnifique (Cahiers d'Humanisme et Renaissance, 58), Genf 2000.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der westlichen Türkei[17]. Schließlich begleitete der Botaniker und Naturforscher Pierre Belon von 1547 bis 1549 d'Aramont im Osmanischen Reich[18]. Belon berichtete von seinen Eindrücken in den 1553 erstmals gedruckten *Observations de plusieurs singularitez et choses memorables trouvées en Grèce, Judée, Egypte, Arabie et autres pays estranges*. Dieses Werk, von dem im Laufe des 16. Jahrhunderts rund 15 Neuauflagen erschienen, zeugt davon, wie systematisch Belon die dinglichen Objekte der fremden Umwelt („les choses") erkundete, auf die er während seiner weiten Reisen im Gebiet des Osmanischen Reichs stieß[19]. Von Bedeutung sind ferner die rund 40 seinem Erfahrungsbericht beigegebenen Holzschnitte[20], mit denen Belon seine Schilderungen dokumentierte und für den Leser visuell vergegenwärtigte. Diese Holzschnitte zeigen eine Auswahl exotischer Tiere, Pflanzen sowie Menschen des Orients. Letztere präsentierte Belon – und auch dies ist neu – wie zoologische oder botanische Studienobjekte getreu einer wissenschaftlichen Optik, die in dieser Zeit sonst nur in naturkundlichen Werken üblich war (Abb. 3 und 4).

In noch viel ausschließlicherer Weise als neuer Forschungsgegenstand wortwörtlich in den Blick gefaßt wurden die Bewohner der damals unter osmanischer Herrschaft stehenden Länder durch Nicolas de Nicolay (1517–1583), und zwar in seinen *Navigations et peregrinations orientales* (Lyon 1567)[21]. De Nicolay begleitete im Auftrag des Königs 1551–52 d'Aramont auf dessen zweiter Reise, die ihn zunächst nach Algerien, nach Malta, zu den Kykladen, Dardanellen und schließlich in die Hauptstadt des Osmanischen Reiches führte[22]. In den *Navigations* stellte de Nicolay seine Reise-

---

17 Zum Autor und seinem Werk: *Ernest-Théodore Hamy,* Le père de la zoologie française: Pierre Gilles d'Albi, in: Revue des Pyrénées 12 (1900), 561–588; *Christian Jacob,* „Le voyage de Pierre Gilles et la tradition des géographes grecs mineurs", in: Céard / Margolin 1987 (wie Anm. 16), S. 65–85.

18 Nachrichten zu dessen Biographie in *Gaston Tissandier*, Pierre Belon, in: La Nature. Revue des sciences et leurs applications aux arts et à l'industrie 16 (1888), 171–174 ; *Monica Barsi*, L'Énigme de la Chronique de Pierre Belon. Avec édition critique du manuscrit Arsenal 4651 (Il Filarete. Pubblicazioni della Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università degli Studi di Milano), Mailand 2001, 15–28.

19 *Norman Daniel* (Islam and the West. The Making of an Image, Edinburgh 1966, 285) kennzeichnete die *Observations* als „a strictly scientific enquiry".

20 Die Ausgabe von 1553 enthält 35, jene von 1554 43 Holzschnitte.

21 Les quatre premiers Livres des Navigations et Peregrinations Orientales, de N. de. Nicolay Dauphinoys, seigneur d'Arfeuille, varlet de chambre & Geographe ordinaire du Roy. Avec les figures au naturel tant d'hommes que des femmes selon la diversité des nations & de leur port, maintien & habitz, Lyon 1567. Der Text liegt auch in einer Neuausgabe vor: *Marie-Christine Gomez-Géraud / Stéphane Yérasimos,* Dans l'empire de Soliman le Magnifique. Nicolas de Nicolay, Paris 1989.

22 Zur Biographie: *Robert Barroux,* Nicolai d'Arfeuille. Agent secret, géographe et dessinateur (1517–1583), in: Revue d'histoire diplomatique 51 (1937), 88–109 (der Nicolay zum französischen Spion macht); *M.-Ch. Gomez-Géraud / S. Yérasimos,* Soliman (Anm. 21), 9 ff., 309 f. (mit Angabe der von de Nicolay verfaßten Schriften).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

PREMIER LIVRE DES SINGVLA.

Genette. Le portraict de la Genette.

Diuers metiers à Constantinoble. Polissure du papier.

Il y a beaucoup de gents à Constantinoble qui font diuers mestiers que nous ignorons, car comme ils n'ont point l'impression, aussi est-ce vne reigle generalle que tous escripuent sur le papier bruni. Ils ne font point de papier en Turquie: mais l'achetent des marchands Italiens, qui le leur apportent par mer. Ceulx qui brunissent le papier, ont vn aix fort bien ioinct faict de pieces de buis, qui est quelque peu vouté en dedens, surquoy ils appuyent le papier, afin qu'en le frottant dessus il prenne lissure: mais pour le lisser ils encrent vne pierre de Castidoine ou Iaspe au trauers d'vn baton long d'vne coudée, & tenants les deux bouts, frottent le papier auec la pierre dessus ledict aix de buis.

Fourbisseurs de Turquie.

Les Turcs ayment à auoir leurs espées qu'ils nomment Cimeterres, non pas ainsi luisantes comme les nostres, mais damasquinées: c'est à dire ternies de costé & d'autre: parquoy les armuriers sçauent detremper du sel Armoniac, & verd, & auec du vinaigre dedens quelque escuelle, ou ils mettent la poincte du Cimeterre: lequel estãt tenu debout, laissent couller de ladicte mixture tout

Abb. 3: Ginsterkatze,
Holzschnitt in: Pierre Belon, *Observations de plusieurs singularitez et choses memorables* (Paris 1553, fol. 74 verso)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abb. 4: Türkische Frau,
Holzschnitt in: Pierre Belon *Observations de plusieurs singularitez et choses memorables* (Paris 1554, fol. 184 verso)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

erlebnisse zusammen, ebenso Informationen, die er vor Ort erhalten oder aus seiner Lektüre des zeitgenössischen Schrifttums bezogen hatte. Dabei machte der Autor bereits durch die Wortwahl des Titels – „pérégrination" und nicht „pèlerinage" – klar, dass seine Reise rein weltlich motiviert war und nicht etwa primär zu den heiligen Stätten des Christentums führte[23]. Dementsprechend hob auch der Antwerpener Verleger Guglielmus Silvius, der 1576 eine deutsche Edition des Werks herausbrachte, in seiner Vorrede den praktischen Erkenntniswert des Werks hervor. Er erklärte, der Leser finde in den *Navigations* „viel nutzliche ding und handel, die zuvor so unterschiedlich, und eigendlich nicht angezeigt unnd abgerissen worden, darinn vermercket, unnd an tag gebracht"[24].

De Nicolay selbst stellte den Inhalt seines Werks mit folgenden Worten vor: „Seit langem schon habe ich die Absicht gehegt, diese Frucht meiner Reisen im Orient zu präsentieren [...] während der ich mich bemühte, all jene bemerkenswerte Dinge genau zu beobachten, zu beschreiben, zu benennen und darzustellen, denen man dort bei diesen Barbarenvölkern begegnen kann. Von deren Geographie, Sitten, Kleidung, Religion und Rechtsprechung ist – wie ich meine – bislang wenig bekannt [...]. Daher bringe ich [...] diese vier ersten Bücher meines Reiseberichts zur Veröffentlichung. Begleitet sind sie von 60 Tafeln, welche Männer und Frauen der verschiedenen Nationen darstellen, ihr Verhalten, ihre Sitten und Trachten, die ich an den jeweiligen Orten nach dem Leben abgezeichnet habe"[25].

Diese Behauptung, Darstellungen „nach dem Leben" zu präsentieren, wiederholte de Nicolay in seinem Buch und in den Beischriften zu den Tafeln zahllose Male. Der Autor griff hiermit einen Topos auf, der sich im Laufe der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts insbesondere in der geographischen, naturkundlichen bzw. wissenschaftlichen Literatur im weiteren Sinne etabliert hatte[26]. Am Anfang einer ganzen Reihe von naturhistorischen Wer-

---

23 *F. Tinguely,* Levant (Anm. 16), 32 ff.

24 *Vier Bucher von de Raisz und Schiffart in die Turckey, beschrieben durch Hern N. Nicolai, Buertig auß dem Delphinat, Kammerling und Geograff K.o M.^{t} inn Franckreich [...],* Antwerpen: Guglielmus Silvius, 1576, fol. *2r.

25 *N. de Nicolay,* Navigations (Anm. 3), fol. *3v–*4r.: „I'avois de long temps proposé [...] de presenter les premiers fruictz de mes Orientales navigations, [...] durant lesquelles [...] ie n'ay voulu fallir [...] de soigneusement voir, & observer, escrire, designer & representer, toutes les choses plus memorables, de ces barbares nations, que i'ay pensé estre par deça moins congneues, quant à la situation des pais & provinces, aux mœurs & habitz des personnes, coustumes, Religions & Iustice. [...] me suis en fin resolu de poursuyvre, & mettre pour coup d'essay, ces quatre premiers livres de mes susdictes Navigatio[n]s en lumiere, accompagné de soixante figures, tant d'hommes que de femmes de diverses nations, port, maintien & habitz, que i'ay extraictes du naturel sur les lieux mesmes [...] ".

26 *Pamela H. Smith,* Commerce and the representation of nature in art and science, in: Merchants & marvels: commerce, science and art in early modern Europe, hrsg. v. Pamela H. Smith / Paula Findlen, New York 2002, 3.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ken, die diesen Anspruch unserem heutigen Verständnis nach auch tatsächlich einlösen, steht Otto Brunfels mit seinem *Herbarum vivae eicones ad naturam imitationem [...] effigiatae,* dessen erster Band 1530 in Straßburg erschien[27]. Der Autor setzte sich dort kritisch von der Überlieferungstradition der antiken Herbarien ab und erklärte es zu seinem Anliegen, diese Tradition durch die von ihm präsentierten „vivis imaginibus" zu emendieren[28]. Und entsprechend bezeichnete Pierre Belon, die naturkundlichen und ethnographischen Illustrationen in seinem Orientreisebericht als tatsachengetreue, nach dem Leben geschaffene Darstellungen („plusieurs vrais portraicts retirez du naturel")[29], um dann zu betonen, daß er in seinem Text nichts Angelesenes, sondern nur selbst Erlebtes wiedergebe[30]. Bild und Text werden hier zu parallel konstruierten Medien, die sich in ihrem Wahrheitsgehalt gegenseitig bestätigen sollen.

Genau dies ist auch die Bildrhetorik, die de Nicolay, der sich selbst im Vorwort der *Navigations* einige Erfahrung in der Malkunst („art de pourtraicturer") zuschreibt, dort entfaltet: Konsequent befestigt er beim zeitgenössischen Leser den Eindruck, die Bilder in den *Navigations* seien eine maßstabsgetreue Wiedergabe seiner persönlichen Seherfahrung (Abb. 5). So erklärt er die Radierungen zu Darstellungen „au vif". Sie seien nach der Natur in Konstantinopel entstanden („extraict du naturel en Constantinople"). Der Vergleich mit den Illustrationen in zeitgenössischen naturkundlichen Werken zeigt, daß er offenbar bewußt eine ähnliche Darstellungsform wählte, um den erhobenen Anspruch der Lebensnähe und „Objektivität" dem zeitgenössischen Betrachter gegenüber wirkungsvoll zu evozieren. So verzichtete man in den nach zeichnerischen Vorlagen de Nicolays geschaffenen Radierungen der *Navigations* grundsätzlich darauf, die abgebildeten Menschen in eine Hintergrundsdarstellung oder szenische Handlung einzubinden. Vielmehr heben sie sich als Umrißzeichnung – und meist im Profil wiedergegeben – scharf vom ansonsten unbedruckten Papier ab. Allenfalls eine typisiert dargestellte Standfläche wird ihnen beigefügt. (Abb. 6). Nach

---

27 Zu diesem Werk: *Agnes Arber,* Herbals: Their Origin and Evolution. A Chapter in the History of Botany, 1470–1670 (Cambridge Science Classics), Cambridge ^{3}1986, 206 ff.

28 *Otto Brunfels,* Herbarum Vivae Eicones ad naturae imitationem, summa cum diligentia & artificio effigiatae, una cum effectibus earundem [...] editae, Straßburg 1532, Vorrede. Hoeniger (How Plants and Animals Were Studied in the Mid-Sixteenth Century, in: Science and the Arts in the Renaissance, hrsg. v. John W. Shirley / F.David Hoeniger, Washington D.C. 1985, 130 ff.) hat aufgezeigt, daß Brunfels sein Herbarium zunächst nicht bebildern wollte und diese „imaginibus" eigentlich auf die Initiative des Verlegers zurückgehen.

29 *Belon,* Observations (Anm. 3), fol. a i verso.

30 „[...] narrant les choses au vray ainsi que les ay trouvées es pays estranges" bzw. „... ne proposant en tout ce que i'en escri, mettre choses que premierement ie n'aye veue" (ebd., fol. a iiii recto-verso).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abb. 5: Türkischer Wasserträger,
Radierung in: Nicolas de Nicolay, *Les quatre premiers Livres des Navigations*
(Venedig 1580, Tafel nach S. 121)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abb. 6: Mekkapilger,
Radierung in: Nicolas de Nicolay, *Les quatre premiers Livres des Navigations* (Venedig 1580, Tafel nach S. 191)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

denselben Grundsätzen wurden auch die Illustrationen in zeitgenössischen botanischen und zoologischen Traktaten gestaltet; beispielsweise in jenen von Otto Brunfels, Pierre Belon oder Konrad Gesner, die das Abbilden „nach dem Leben" zum Prinzip ihrer Darstellungen erhoben. Die genaue Wiedergabe von Menschen und ihrer Tracht in den *Navigations* stellt demnach eine Analogie dar zu der in den zeitgenössischen naturhistorischen Werken stattfindenden Kategorisierung von tierischen und pflanzlichen Lebewesen anhand ihrer unterschiedlichen morphologischen Merkmale.

Indem de Nicolay negiert, daß seine Bilder in den *Navigations* auf dem Weg zur künstlerischen Wiedergabe eine nachträgliche Transformation und Interpretation erfahren haben, schreibt er ihnen den Status eines reinen Dokuments zu. Als solche vermag der Autor sie einerseits einzusetzen, um den Aussagen in seinem Text größere Evidenz zu verschaffen. Dies machen zahlreiche Textverweise auf die Abbildungen deutlich, so etwa de Nicolays Ankündigung einer Tafel mit der Darstellung des von ihm im Text beschriebenen arabischen Reiters: „... à fin que vous puissiez plus facilement comprendre la maniere de tous ces habits, ie vous ay à la fin de ce present chapitre representé au vif un Maure [...] à cheval ..."[31]. Andererseits nutzt er diese Präsentationsstrategie auch, um neues Wissen glaubhaft zu vermitteln bzw. gegen althergebrachte Vorstellungen anzugehen. Denn nicht umsonst heißt es im Druckprivileg der *Navigations* von 1555, in dem Buch seien orientalische Gestalten vorgestellt, die von de Nicolay nach der Natur und vor Ort aufgenommen worden seien und sich damit von den vielfach unkorrekten bildlichen Darstellungen unterschieden, die gegenwärtig im Umlauf zu finden seien[32]. Der Autor distanzierte sich demnach mit seinen Bildern von bereits geläufigen, aber vielfach fehlerhaften Vorstellungen und beabsichtigte, diese mittels seiner „tatsachengetreueren" Wiedergabe zu korrigieren. Tatsächlich wurden die *Navigations* dank ihrer ausführlichen Bebilderungen mit Radierungen des Leon Davent[33], eines Stechers aus der Schule von Fontainebleau, zu einer überaus wertvollen ikonographischen Quelle. So wurden die Radierungen Davents bis ins späte 19. Jahrhundert hinein von verschiedenen Künstlern als Vorlagen für ihre Darstellungen herangezogen.

---

31 *N. de Nicolay,* Navigations (Anm. 3), 19.

32 Wörtlich heißt es, die Darstellungen in den Navigations seien „extraictes & tirees par ledict de Nicolay, du naturel sur les lieux [...] à quoy iuournellement on void faire infinies fautes" (Navigations [Anm. 3], Versoseite des Titelblatts).

33 Das notarielle Instrument mit dem de Nicolay Davent 1555 den Auftrag zur Ausarbeitung der Druckvorlagen erteilte wurde veröffentlicht von *Cathérine Grodecki,* Le graveur Lyon Davent, illustrateur de Nicolas de Nicolay, in: Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance 36/2 (1974), 347–351. Zu Davent erstmals ausführlich *Henri Zerner,* Die Schule von Fontainebleau. Das graphische Werk, Wien/München 1969, 22 ff. Vgl. ferner *Suzanne Boorsch,* Les gravures de l'Ecole de Fontainebleau, in: La gravure française à la Renaissance à la Bibliothèque nationale de France, Ausst.kat. Grunwald Center for the Graphic Arts, Los Angeles 1994, 79–93.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

De Nicolay selbst bewegte sich mit seiner Publikation, das hat das hier kurz skizzierte historische Umfeld seiner Mission gezeigt, in der Bugwelle einer breitangelegten Initiative zur Erforschung der Länder des Osmanischen Reichs. Prominenter Untersuchungsgegenstand waren dabei die dort anzutreffenden „choses estranges". Oder um es mit de Nicolay zu sagen: Man berichtete über die besonders bemerkenswerten Dinge, die sich von den europäischen Gesetzen, Sitten und der westlichen Lebensweise unterschieden[34] und zeigte Bilder, die als einzigartig und unbekannt[35] gelten konnten. Dabei war de Nicolay im 16. Jahrhundert keineswegs der Einzige, für den bestimmte Objekte allein deswegen erwähnenswert schienen und Aufmerksamkeit verdienten, weil sie selten, erstaunlich, neu oder unbekannt waren. Ganz im Gegenteil: Dank der Wissenschaftshistorikerin Lorraine Daston wissen wir, daß diese Lust an der Erforschung des Seltenen und Ungewöhnlichen, das Staunen über den Verstoß gegen Bekanntes und die Freude an spektakulären Einzelerscheinungen geradezu ein Charakteristikum des 16. und 17. Jahrhunderts darstellt: Bestimmend waren damals nicht mehr die Prinzipien des aristotelischen Empirismus' und der mittelalterlichen Naturphilosophie, bei denen die Ausforschung regelmäßig zu beobachtender Phänomene im Mittelpunkt stand. Statt dessen begeisterte man sich vor allem für die wissenschaftliche Erkundung des Abgelegenen und Absonderlichen[36]. Auf diese Erkenntnishaltung antworten auch die Berichte von Orientreisenden des 16. Jahrhunderts, die von einem verstärkten Interesse für das fernab vom europäischen Horizont Gelegene zeugen, und in denen sich nicht selten das Versprechen findet, vor allem von „singularitez" bzw. „wunderbaren", „seltzamen" oder „merckwürdigen" Dingen zu handeln.

Gefördert wurde dieses Interesse noch durch das humanistische Geschichtsverständnis, das sich in den Schriften der genannten, französischen Türkeireisenden manifestierte und sich auch in anderen europäischen Ländern seit der Jahrhundertmitte bemerkbar machte: Mit dem Humanismus etablierte sich das Konzept einer sich aus unterschiedlichen Partikulargeschichten zusammensetzenden, profanen Universalgeschichte[37]. Dementsprechend verstanden die humanistischen Historiker das eigene Staatswe-

---

34 „les choses les plus memorables [...] differentes de noz loix, moeurs & façon de vivre" (Navigations [Anm. 3], Versoseite des Titelblatts).

35 „singulieres & incogneues" (Navigations [Anm. 3], Versoseite des Titelblatts).

36 *Lorraine Daston,* Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität, Frankfurt / Main 2001, 46 ff., 86 ff.; *Dies.*, Die Lust an der Neugier in der frühneuzeitlichen Wissenschaft, in: Curiositas. Welterfahrung und ästhetische Neugierde in Mittelalter und früher Neuzeit (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, 15), hrsg. v. K. Krüger, Göttingen 2002, 160 ff.

37 Hierzu und zum folgenden: *Ulrich Muhlack,* Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus, München 1991, Kapitel 4,2 (Spezialgeschichte und Universalgeschichte).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sen zunehmend als Teil eines größeren Ganzen, das nur im Rahmen einer Universalgeschichte, die auch auf Sitten und Gebräuche anderer Länder einging, adäquat darstellbar war[38]. Expliziert ausformuliert findet sich dieser Gedanke bereits in Jean Bodins *Methodus ad facilem historiarum cognitionem* von 1566. Er charakterisierte dort die Weltgeschichte als eine Sammlung von einzelnen Völkergeschichten, die jeweils separat zu erforschen seien[39].

Dieser Ansatz bedeutete schließlich, daß die Historiographie ihren bislang allein den Ereignisraum der christlichen Geschichte umfassenden, teleologisch begründeten Horizont überschreiten konnte. Folglich begann sich nun das Interesse verstärkt auf bisherige Randbereiche europäischer Wahrnehmung zu richten, zu denen die Neue Welt, aber auch das Osmanische Reich zählten[40]. Ein Vorbote dieser Tendenz, nationale Geschichte innerhalb eines globalen Rahmens zu betrachten und dabei auch außereuropäische Kulturräume wie etwa die Länder des Osmanischen Reichs zu berücksichtigen, findet sich bereits deutlich vor der Mitte des 16. Jahrhunderts. So legte der Ulmer Deutschordensherr Johannes Böhm (1490–1535) schon 1520 sein kulturgeschichtliches Kompendium *Omnium gentium mores, leges & ritus* vor[41]. Es erreichte ab den 1530er Jahren eine große Verbreitung in den verschiedenen europäischen Ländern. Auch in Frankreich wurde das Werk rege aufgenommen und zwischen 1539 und 1558 allein in französischer Übersetzung achtmal gedruckt[42].

Einige Jahre später verlieh dann ein gelehrter Zeitgenosse de Nicolays, Louis Le Roy (1510–1577), seiner Einsicht in diesen historiographischen

---

38 Über dieser Tendenz zur Universalgeschichtsschreibung seit den 1540ern: *Paul F. Grendler,* Francesco Sansovino and Italian Popular History 1560–1600, in: Studies in the Renaissance 16 (1969), 146 ff. Eine entsprechende Entwicklung wie in der Historiographie läßt sich übrigens auch in der Sammlungsgeschichte des 16. Jahrhunderts nachweisen. Die Kunst- und Wunderkammern dieser Zeit sind möglichst enzyklopädisch angelegt und unternehmen den Versuch, mit ihren Objekten den gesamten Makrokosmos widerzuspiegel. Vgl. hierzu die Beiträge in: Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450–1800 (Berliner Schriften zur Museumskunde, 10), hrsg. v. Andreas Grote, Opladen 1994.

39 *U. Muhlack* Geschichtswissenschaft (Anm. 37), 108.

40 *U. Muhlack* Geschichtswissenschaft (Anm. 37), 151 ff.

41 Zur Person Böhms: *Erich L. Schmidt,* Wann starb Johannes Böhm?, in: Ulm und Oberschwaben 35 (1958), 169–173.

42 Recueil de Diverses Histoires touchant les situations de toutes regions et pays contenuz es trois parties du monde, avec les particulieres mœurs, loix et ceremonies de toutes nations et peuples mœurs, loix et ceremonies de toutes nations et peuples y habitans, Paris 1539, 1542, 1543, 1545, 1547 sowie Antwerpen 1540. – Discours des Païs selon leur situation, avec les mœurs, loix et ceremonies d'iceux, Lyon 1552. – Le Recueil des Pais selon leur situation [...], Paris 1558. Über den großen Erfolg der Publikation in ganz Europa *Margaret T. Hodgen,* Early Anthropology in the Sixteenth and Seventeenth Centuries, Philadelphia 1964, 132 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wandel direkt Ausdruck in seiner 1567 gedruckten *Consideration sur l'histoire françoise et universelle de ce temps*[43]. In diesem Werk stellte Le Roy fest, daß die Ereignisse der Welt miteinander verbunden seien und in Wechselwirkung stünden, so daß kein Phänomen isoliert betrachtet werden könne, sondern nur als Teil eines allumfassenden historischen Geschehens angemessen zu verstehen sei[44]. Diese Einsicht brachte Le Roy auch dazu, 1575 die erste jemals verfaßte Universalgeschichte der Kultur zu publizieren, die bis 1594 insgesamt siebenmal neu gedruckt und ins Italienische und ins Englische übersetzt wurde[45]. Der Humanist strebte in dieser Heinrich III. von Frankreich gewidmeten Schrift danach, nicht nur einen Überblick über die gegenwärtigen Verhältnisse innerhalb des von göttlicher Vorsehung geschaffenen Kosmos' zu geben, sondern auch die Welt vergangener Epochen und Zivilisationen zu beschreiben[46]. So analysierte er im fünften und sechsten Buch seiner insgesamt zwölf Bücher umfassenden *Vicissitude* die griechische und römische Kultur der Antike; sein achtes und neuntes Buch war der islamischen Welt sowie weiteren, östlichen Zivilisationen gewidmet. Dabei verzichtete Le Roy weitgehend auf Urteile anhand *a priori* gefaßter Normen[47]. Diesem von Le Roy eingeschlagenen Weg universaler Geschichtsbetrachtung folgte man schließlich auch im 17. Jahrhundert. So veröffentlichte etwa Pierre d'Avity 1619 mit *Les estats, empires et principautez du Monde* ein universalgeographisches Handbuch, das mit 50 Auflagen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts zu den Bestsellern seiner Zeit gehörte[48].

Neben einem gegenüber dem Mittelalter gewandelten Wissenschaftsbegriff und dem mit einer neuen Raumperspektive operierenden, profanen Geschichtsverständnis des Humanismus' trat als weiteres Movens für die hier beschriebene Öffnungsbewegung gegenüber außereuropäischen Kulturen bei den hier genannten Autoren häufig noch eine kosmopolitische Einstellung hinzu: Sie machten nicht vor nationalen und religiösen Grenzziehun-

---

43 Paris 1567. Das Werk erfuhr bis 1588 sechs Neuauflagen (*Werner L. Gundersheimer,* The Life and Works of Louis Le Roy [Travaux d'Humanisme et Renaissance, 82], Genf 1966, 73).

44 „les affaires du monde, liez et correspondent ensemble, ne peuvent être bien entendus les uns sans les autres ni [in der Bedeutung des lateinischen „nisi"] comprins en histoire parfaicte Zit. nach *Erich Hassinger,* Die Rezeption der Neuen Welt durch den französischen Späthumanismus (1550–1620), in: Humanismus und Neue Welt (Mitteilung der Kommission für Humanismusforschung, 15), hrsg. v. Wolfgang Reinhard, Weinheim 1987, 107 (mit entsprechender Worterklärung in Anm. 65).

45 *De la vicissitude ou varieté des choses en l'univers et concurrence des armes et lettres par les premieres et plus illustres nations du monde, depuis le temps ou a commencé la civilité & memoire humaine iusques à present.* Paris 1575. Zu den verschiedenen Ausgaben *W. Gundersheimer,* Life and Works (Anm. 43), 150.

46 Vgl. hierzu *W. Gundersheimer,* Life and Works (Anm. 43), 95 ff.

47 *W. Gundersheimer,* Life and Works (Anm. 43), 103.

48 *E. Hassinger,* Rezeption (Anm. 44), 125.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gen Halt und bemühten sich, fremde Völker nach dem Prinzip von „vita et mores" ebenso genau wie wertungsfrei zu beschreiben, da sie sie als Teil einer weltumspannenden Ökumene begriffen. Die Wurzeln eines solchen Kosmopolitismus' liegen bekanntlich im europäischen Humanismus des frühen 16. Jahrhunderts begründet. Es ist etwa an die bekannte Aussage des Erasmus von Rotterdam zu erinnern, der in einem Brief an den Reformator Zwingli 1522 schrieb: „Ego mundi civis esse cupio"[49]. Dabei war dieses (sokratische) Ideal des Weltbürgertums bei Erasmus jedoch nur Teil einer breiter angelegten, gesellschaftlichen und religiösen Utopie unter christlichem Vorzeichen. So rief er in seinen *Adagia* (1508) und in seinem *Lob der Torheit* (1511) die Amtskirche dazu auf, sich erneut an den wahren christlichen Idealen zu orientieren; er verurteilte den Krieg[50] und all jene Praktiken, die in seinen Augen der „summa concordia" der Christenheit widersprachen[51]. Schließlich verteidigte Erasmus in *De libero arbitrio* (1524) sein Ideal eines christlichen, auf Glaubens- und Meinungsfreiheit gegründeten Humanismus'[52].

Eine rein profane Ausdeutung erhielt die Gedankenfigur der Weltbürgerschaft erst mit Jean Bodin, der sie in seinem *Methodus* von 1566 mit den Entdeckungsreisen der jüngsten Zeit, insbesondere mit jenen nach Amerika, in Verbindung brachte. So betrachtete Bodin die Erweiterung des geographischen Horizonts, die sich dank dieser weltumspannenden Erkundungsfahrten aus europäischer Sicht vollzog, als großen Fortschritt, da sich die Menschen fortan wie in einer einzigen Weltrepublik bewegten: „nostri quotannis terrarum orbem crebris navigationibus obeunt [...]: ex quo non modo mercatura [...] abundans et quaestuosa evasit, verum etiam omnes homines secum ipsi, et cum Republica mundana, velut in una eademque civitate mirabiliter conspirant"[53].

Eine vergleichbare Haltung wie Bodin nahm auch der französische Historiker Louis Le Roy in seiner bereits erwähnten, nur ein Jahr nach Bodins *Methodus* veröffentlichten *Consideration* (1567) ein. So waren auch für Le

---

49 Opus Epistolarum Des. Erasmi Roterodami denuo recognitum et auctum, Bd. 5: 1522–1524, hrsg. v. *Percy Stafford Allen,* Oxford 1924, p. 129 (ep. 1314). See for this also *Augustin Renaudet,* Érasme et l'Italie, Genf 1998, 314 ff.

50 Zu Erasmus Verurteilung des Kriegs vgl. *Luigi Firpo,* Erasmo e l'arte, in: Erasmo da Rotterdam. Il lamento della pace, hrsg. v. Luigi Firpo, Torino 1967, 9 ff.; *Heinz Holeczek,* Friedensrufer Erasmus, in: Erasmus von Rotterdam. Vorkämpfer für Frieden und Toleranz, Ausst.kat (Basel, Historisches Museum) 1986, 36–39; *Gregorio Piaia,* Il filosofo e la guerra. Un dialogo a distanza fra Erasmo e Moro, in: Erasmo e le utopie del Cinquecento. Influenza della Mor¿a e dell'Enchiridion (Biblioteca di Filosofia. Testi e studi, 126), hrsg. v. Achille Olivieri, Abbiategrasso 1996, 49–63.

51 *A. Renaudet,* Erasme (Anm. 49), 186 ff.

52 *A. Renaudet,* Erasme (Anm. 49), 287, 304 f.

53 Johanni Bodini Methodus ad facilem historiarum cognitionem, Amsterdam 1650 (Nachdruck Aalen 1967), 322.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Roy die gegenwärtigen Kontakte zwischen den unterschiedlichen Kulturen bestimmt von den Prinzipien eines friedlichen (Güter-)austausches zu wechselseitigem Nutzen und zugleich Ausdruck des neuen europäischen Lebensgefühls, „en une mesme cité et république mondaine" zu wohnen[54]. Vergleichbare Versuche, geläufige, kulturelle und religiöse Grenzziehungen abzubauen, findet man im Frankreich jener Zeit außerdem bei dem Orientalisten Guillaume Postel (1510–1581) und dem Geographen André Thevet (1504–1592). Wie die eingangs genannten Berichterstatter Gassot, Gilles und Belon hatte sich auch Postel 1535–1537 als Begleiter des französischen Gesandten – in diesem Fall Jean de la Forest – in Konstantinopel aufgehalten, um dort im Auftrag Franz' I. klassische und orientalische Manuskripte für die königliche Bibliothek zu erwerben. 1549 wiederholte er seine Reise in derselben Absicht und faßte sein landeskundliches Wissen über die Türkei anschließend in der Schrift *De la Republique des Turcs* (1560) zusammen[55]. In ihr bezeichnete sich Postel selbst ausdrücklich als Kosmopolit und setzte sich „la concorde de tout le monde" als Lebenswerk zum Ziel[56]. Dabei verstand er diese „concordia" durchaus auch in religiösem Sinn, wie Postels schon Jahre zuvor erschienenes Hauptwerk *De orbis terrae concordia* (Basel 1544) belegt, in dem er für eine Vereinbarkeit der Lehren des Katholizismus, Protestantismus, Judaismus und des Islam plädierte.

Postels Zeitgenosse André Thevet, Franziskanermönch und Kosmograph von Heinrich II. bzw. von Catarina de' Medici, brach 1549 zu einer Levantereise auf, während der er sich gleichfalls für einige Zeit dem Gefolge Gabriel d'Aramonts anschloß. Nach der Rückkehr 1552 veröffentlichte Thevet seine vielfach aus älteren Schriften kompilierte *Cosmographie de Levant* (Lyon 1554) mit zahlreichen Beobachtungen über die „manieres de vivre des habitans"[57]. Daneben ist André Thevet jedoch auch bekannt als Verfechter

---

54 Zit. nach *E. Hassinger,* Rezeption (Anm. 44), 107. Siehe hierzu auch *W. Gundersheimer,* Life and Works (Anm. 43), 116.

55 Postels kosmographisches Interesse erstreckte sich jedoch nicht nur auf den Orient, sondern auch auf die französischen Entdeckungen in der Neuen Welt und verband sich mit einem ausgeprägten missionarischen Eifer. Vgl. hierzu *William James Bouwsma,* Concordia Mundi. The Career and Thought of Guillaume Postel (1510–1581), Cambridge/Mass. 1957; *François Secret,* Guillaume Postel et les voyages de découverte au Canada, in: Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance 23 (1960), 367–371 ; *Frank Lestringant,* Guillaume Postel et „l'obsession turque", in: Guillaume Postel 1581–1981, Actes du Colloque internationale d'Avranches (5.-9. September 1981), Paris 1985, 265–298 ; *François Secret,* Postel revisité. Nouvelles recherches sur Guillaume Postel et son milieu (Textes et travaux de Chrysopeia, 3), Paris/Mailand 1998.

56 Siehe *Gilles Postel,* De la republique des Turcs: & là ou l'occasion s'offrera, des meurs & loys de tous Muhamedistes, Poitiers: Enguilbert de Marnef 1560, fol. *A5 iii r-v (Vorrede zu Teil I). Postel sprach dort seine Hoffnung aus, daß der Sohn Heinrichs II. ein goldenes Zeitalter herbeiführen werde „venant a l'effet de la concorde du monde (pour la paix universelle, duquel ie me nomme Cosmopolite [...])".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einer Ökumene, die Protestanten, Katholiken, Juden, Moslems und Angehörigen der Naturreligionen Afrikas und Amerikas eine Gemeinschaft gestatten sollte „dans un catholicisme si élargi qu'il puisse se confondre avec la religion naturelle et innée qu'un Dieu a placée au cœur des créatures"[58].

Eine vergleichbare Argumentationsweise findet sich schließlich in denselben Jahren auch bei Nicolas de Nicolay: Er charakterisierte im Vorwort seiner *Navigations* die Beziehungen zwischen den verschiedenen Nationen in seiner Zeit mit ganz ähnlichen Worten wie Bodin bzw. Le Roy. So gab er an, mit seinen Informationen über die Menschen im Osmanischen Reich und deren Kultur Toleranz und gegenseitiges Verständnis der verschiedenen Völker untereinander fördern zu wollen. Er berichte – so de Nicolay – damit „durch solche Reisen alle verschiedenen Völker der Welt einander kennenlernen und miteinander vertraut werden, damit sie sich gegenseitig in ihren Fehler verbessern, einander die wahre Religion ebenso beibringen wie die Tugenden und korrektes moralisches, gesellschaftliches und politisches Verhalten; damit sie einen Austausch von Waren beginnen [...] und somit die gesamte Erde mit all ihren Gütern als gemeinsamer Besitz erscheint und als gemeinsames Gut aller Menschen, egal welchem Land, welcher Sprache oder Nation sie angehören [...]; und so wird auch jene von den Griechen und Römern herrührende anmaßende Vorstellung verschwinden, die darin besteht, einen anderen Menschen oder eine andere Nation für unzivilisierter zu halten als sich selbst oder die eigene. Vielmehr wird man eher die Meinung des alten Terenz annehmen, der sagte: 'Ich bin ein Mensch; nichts Menschliches ist mir fremd' "[59].

---

[57] Über die literarischen Quellen und François de Belleforests Rolle als Koautor der *Cosmographie de Levant* vgl. André Thevet. Cosmographie de Levant (Travaux d'Humanisme et Renaissance, 203), hrsg. v. *Frank Lestringant,* Genf 1985, XVIII-LVII.

[58] *Jean Baudry,* Un dossier Thevet, in: André Thevet. Les singularitez de la France antarctique, autrement nommée Amerique & de plusieurs Terres & Isles decouvertes de nostre temps. Facsimilé de l'édition de 1558, hrsg. v. Pierre Gasnault, Paris 1982, 17.

[59] „à celle fin [...] que par telles peregrinations, & communications toutes les nations diverses du monde se apprivoisent et familiarizent les unes aux autres, se emendent mutuelleme[n]t les vices barbares, se enseignent pareilleme[n]t la vraye religion, les vertus & honnestetez morales, civiles & politiques: se communiquent & distribuent les unes aux autres par mutuel com[m]erce, egal & gratieux escha[n]ge, leurs propres bie[n]s, [...] marchandises & commoditez par abondance des unes recompensant la deffaillance des autres; tellement que toute terre semble tout porter, & que toute la terre avec tous ses biens soit veue estre en proprieté commune, & en communauté propre à tous & chacuns hommes de quelconques païs, langue ou nation, par telle reciproque visitation, congnoissance & communicative alliance, en ostant celle arrogante presumption usurpée des Grecs & Romains, de tenir & appeller un autre homme, ou autre nation plus barbare que soy ou la sienne. Ains plustost estimer comme le vieillard Terentian, qui dict ainsi: Comme ie soye homme, je n'estime rien humain estre de moy estrange". (*N. de Nicolay,* Navigations [Anm. 3], 3).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Absicht des Buches ist demnach vor allem eine edukative: Die verschiedenen Völker, allen voran de Nicolays europäische Leser, sollen mit der kulturellen Identität des „Anderen" vertraut gemacht werden („s'apprivoiser", „se familiariser"). Daran schließen sich weitere, gesellschaftliche Visionen an: freier Handel und gerechte Güterverteilung; die Welt als gemeinsames Eigentum aller Völker. Den Schlußstein dieses Modells der positiven kulturellen Interaktion bildet der friedliche Kontakt der verschiedenen Völker und Länder untereinander. Sie betreiben Wissensaustausch, erleben eine umfassende Besserung ihrer inneren Verhältnisse („se enseignent [...] les vertus & honnestetez morales, civiles & politiques") und lernen, einander als gleichrangig zu betrachten („ostant celle arrogante presumption [...] de tenir & appeller un autre homme, ou autre nation plus barbare que soy ou la sienne"). Auf die humanistischen Wurzeln dieses hier entwickelten Modells eines für beide Seiten förderlichen Kulturaustausches verweist in diesem Fall nicht zuletzt de Nicolays abschließendes, wenn auch den ursprünglichen Sinn der Sentenz verfälschendes Zitat von Terenz: „homo sum, humani nihil a me alienum puto" (*Heautontimorumenos,* Vers 77).

Selbst wenn sie in Montaigne noch einen späten Vertreter fand[60], erscheint eine solche, für fremde Kulturen und Religionen offene Geisteshaltung, wie sie sich in den *Navigations* äußert, doch vor allem für die 1550er und 1560er Jahre charakteristisch. Damals strebte man in Frankreich auch innenpolitisch einen friedlichen Ausgleich zwischen Protestanten und Katholiken an und zeigte sich in der Debatte zwischen den Bekenntnissen dementsprechend flexibel, ja selbst der König reagierte mit den Edikten von Saint-Germain (1562) und Amboise (1563) auf die sich ausbreitende protestantische „Häresie" noch mit Toleranz[61]. Ab 1568 verschärfte sich jedoch die konfessionelle Abgrenzung und Fraktionsbildung und so gerieten all jene, die in diesem Konflikt eine vermittelnde Position einnahmen, in Verruf[62]. Ähnlich fragwürdig mußten auch die Fürsprecher eines kulturel-

60 Vgl. dessen Aussage in den *Essais* (II, 9): „Non parce que Socrates l'a dict, mais parce qu'en vérité c'est mon humeur, [...] j'estime tous les hommes mes compatriotes et embrasse un Polonais comme un François, postposant cette lyaison nationale à l'universelle et commune".

61 Diese beiden Edikte „allowed Huguenots for the first time to worship in public" (s. *Robert Jean Knecht,* The French Civil Wars, 1562–1598, Harlow 2000, 79 f., 111 ff.).

62 In bezug auf den konfessionellen Konflikt in Frankreich beweist dies die Untersuchung von Mario Turchetti (Middle Parties in France during the Wars of Religion, in: Reformation, Revolt and Civil War in France and the Netherlands 1555–1585 [Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen. Verhandelingen, Afd. Letterkunde, Nieuwe Reeks, 176], hrsg. v. Philip Benedict / Guido Marnef / Henk Van Nierop / Marc Venard, Amsterdam 1999, 165–183). Er zeigt auf, wie sich nach dem Edikt von Saint-Maur-des Fossés (1568), mit dem der König den katholischen Glauben als Staatsreligion aufzuoktroyieren versuchte, die konfessionellen Fronten verhärteten und Versuche, eine vermittelnde Position einzunehmen, suspekt erschienen. Ein vergleichbarer Prozeß der Konfessionalisierung, der zu einer Polarisierung zwischen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

len und religiösen Relativismus' wirken, wie ihn Guillaume Postel, André Thevet oder eben de Nicolay vertraten. In der Tat sahen sich André Thevet wie Guillaume Postel seitens der katholischen Amtskirche und der staatlichen Autorität Repressionen ausgesetzt[63]. In bezug auf Postel sah die Forschung diese eindeutig verursacht durch seinen „esprit de tolérance bien étranger à son siècle".[64] De Nicolay seinerseits konnte zwar sein Leben ohne derlei Anfechtungen in der Position eines „premier Geographe du Roy" beschließen. Doch flaute nach der Veröffentlichung seiner *Navigations,* die bis 1585 in alle wichtigen europäischen Sprachen übersetzt wurden, das Interesse an neuen Erkundungsfahrten in die aus christlicher Sicht „heterodoxen", islamischen Länder deutlich ab. Bis ins frühe 18. Jahrhundert bot die französische Krone keine Forschungsreisenden mehr auf, sondern beschäftigte allenfalls Buchgelehrte vom Rang eines Michel Baudier (1589–1645), der als Hofhistoriograph Ludwigs XIII. zwar eine *Histoire generale du Serrail et de la cour du Grand Seigneur* (Paris 1625) verfaßte, seine Informationen jedoch ausschließlich aus älteren Schriften bezog[65]. Entsprechend fanden auch die Ansätze de Nicolays zu einer möglichst objektiven, bildlichen Erfassung der Lebenswelten im Osmanischen Reich keine unmittelbare Fortsetzung. Vergleichbares gelang in Frankreich erst mit der Veröffentlichung des zweibändigen *Recueil Ferriol* (Paris 1713/14), der im Auftrag des 1699–1709 in Konstantinopel residierenden französischen Gesandten Charles de Ferriol entstand[66]. Die hundert Kupferstichtafeln des *Recueil* stellen in ebenso exemplarischer Weise wie Davents Illustrationen für die *Naviga-*

---

den verschiedenen Bekenntnissen führte, ist ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch im Deutschen Reich feststellbar. Er wird von der Forschung als zentrales Phänomen dieser Zeit begriffen: *Heinz Schilling,* Die Konfessionalisierung im Reich. Religiöser und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland zwischen 1555 und 1620, in: Historische Zeitschrift 246 (1988), 1–45.

63 Postel wurde von 1555–1559 in Venedig und Rom von der Inquisition inhaftiert und dann auf königlichen Befehl hin ab 1564 bis zu seinem Tod im Kloster von Saint-Martin-des-Champs in Paris interniert (*Marion Leathers Kuntz,* Guillaume Postel. Prophet of the Restitution of All Things, His Life and Thought [Archives internationales d'histoires des idées, 98], Den Haag/Boston/London 1981, 122 f., 141 f.).

64 *Numa Broc,* La géographie de la Renaissance 1420–1620 (Comité des Travaux historiques et scientifiques. Format, 1), Paris 1986, 141.

65 So lieferte Baudier etwa eine Paraphrase der *Navigations* in Buch III, Kapitel 7–11 seiner Histoire générale de la religion des Turcs. Avec la naissance, la vie et la mort de leur Prophete Mahomet, et les actions des quatre premiers Caliphes qui l'ont suivi [...], Paris: Claude Cramoisy 1625.

66 *Recueil de cent estampes représentant différentes nations du Levant tirées sur les tableaux peints d'après nature en 1707 par les ordres de M. de Ferriol, Ambassadeur du Roi à la Porte et gravées en 1712 et 1713 par les soins de Mr. Le Hay,* 2 Bde, Paris 1714/15. Vgl. hierzu *Maria Elisabeth Pape,* Turquerie im 18. Jahrhundert und der „Recueil Ferriol", in: Europa und der Orient 800–1900, hrsg. v. Gereon Sievernich/Hendrik Budde, Ausst.kat. (Berlin, Martin-Gropius-Bau), Gütersloh/München 1989, 307 ff. sowie Kat.nr. 13/8–13/16.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tions Vertreter der unterschiedlichen Völkerschaften im Osmanischen Reich dar und decken dabei einen ähnlichen thematischen Bogen ab. Dabei konnte der von Ferriol beauftragte Kupferstecher Le Hay seinem europäischen Publikum tatsächlich neues, bislang unbekanntes Bildmaterial präsentieren, da ihm Vorlagen des gleichfalls in Konstantinopel lebenden Malers Jean-Baptiste Van Mour (1671 – 1737) zur Verfügung standen. „Tirées sur les tableaux peint d'après nature", konnten Le Hays gestochene Darstellungen mit demselben dokumentarischen Ethos auftreten wie einst de Nicolays orientalische Figuren, die der Geograph angeblich in Konstantinopel nach dem Leben gezeichnet hatte.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Representations and Uses of "European Science" in China (1582–1722)

By Catherine Jami*

Europe's overseas expansion since the early modern age can be said to have resulted in the expansion of its science in two senses. First, science, as knowledge about the world, grew by encompassing areas that had been hitherto inaccessible: geography and botany, for example, were tributary to the collection by travellers. Secondly, the systems of belief, knowledge and practice that Europeans conveyed were, to some extent, transferred to parts of the world where different systems had hitherto prevailed. These transfers need to be studied in detail for each case: they were shaped not only by the societies and cultures that the Europeans met, but also by the balance of power between both parties. In this respect China provides an interesting case study: while it did "assimilate" some elements of European science, the fact that European expansion did not threaten its sovereignty meant that it could do so on its own terms.

It was in the wake of European expansion that Catholic missionaries reached Asia in the sixteenth century. The Jesuits played a major role in the evangelisation enterprise in that part of the world, which the pope had allocated to the Portuguese. The first Jesuits entered China from Macao in the 1580s, and the Society of Jesus was to remain, for the next two centuries, the main channel through which European and Chinese elites learned about and from each other. The Jesuits aimed at converting the literati elite, and at reaching the emperor through them. For this purpose they used their scientific knowledge as a means to arouse scholars' interest in their religion. This strategy gave science a major role in the Jesuit enterprise in early modern China.

This story has been told many times, sometimes as one of "encounter and dialogue", sometimes as one of "confrontation and conflict". From the time when the Jesuits first advertised their proselytization up to recent years, their narrative has by and large dominated Western historiography. It has also had significant influence (positively or negatively) on Chinese historiography. Therefore the reception of "European science" in China has often

* I am grateful to Christopher Cullen for reading through this paper, and to Achim Mittag for his helpful comments.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

been described in terms that parallel those in which the reception of the Catholic religion has been depicted; indeed the expansion of European science was a corollary of that of the Catholic faith. In such descriptions, Chinese scholars' attitudes towards "European science" are located somewhere on a scale ranging from "conversion" to "rejection", and are often accounted for in terms of "action and reaction". The metaphor, borrowed from physics, suggests an active Europe encountering, in its expansion, the resistance or at least the inertia of a passive "other". In order to show its limits, and to open the way to alternative narratives, I would like to discuss some of the representations that were constructed by the actors themselves, and to show how these representations were linked to the use they made of science. I will briefly discuss six of these actors. But let me first give a simple periodisation, in which they will be best located. In terms of Chinese history the period under scrutiny is called "late Ming and early Qing". The transition from the Ming dynasty (1368–1644) to the Manchu rule of the Qing (1644–1911) was a turning point in the complex history that I am attempting to retrieve.[1]

Between 1582, when the founder of the Jesuit mission was first allowed to reside in China, and 1629, teaching, translation, and publication related to the sciences were undertaken jointly by the missionaries and some Chinese scholars interested in their teachings, with the latter acting as private individuals rather than in any official capacity they might have had. The most famous translation carried out during this period is that of the first six books of Euclid's *Elements of Geometry,* which was published in 1607 under the title *Jihe yuanben.*[2] The Jesuits and their Chinese disciples also published other mathematical textbooks, world maps, and Ptolemaic cosmological treatises at the time. The first two actors I will discuss are Matteo Ricci (1552–1610), the founder of the Jesuit mission in China, and Xu Guangqi (1562–1633), who translated Euclid into Chinese together with Ricci.

From 1629 to 1635, some Jesuits worked at the newly created Calendar Office, preparing a reform of the calendar, and an astronomical compendium, through the compilation of various existing treatises. They had been commissioned to do so by the Chongzhen Emperor (r. 1628–1644), following the recommendation of Xu Guangqi, who was put in charge of the reform project. The calendar reform had not been implemented by the time of the fall of the Ming.

---

[1] For a survey, see *Catherine Jami,* Science and Technology: General Reception, in: Handbook of Christianity in China. Vol 1: 635–1800, ed. Nicolas Standaert, Leiden 2001, 689–710.

[2] On the translation of Euclid, see *Peter M. Engelfriet,* Euclid in China. The Genesis of the First Translation of Euclid's *Elements* in 1607 and its Reception up to 1723, Leiden 1998.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In 1644, when Beijing fell to the Manchus, one of the new emperor's first edicts was the promulgation of a calendar that relied on the Jesuits' compendium. Under the first Manchu emperors, not only did some Jesuits serve as officials at the Astronomical Bureau, but others also worked as court savants, under direct imperial patronage and supervision. The first Jesuit imperial astronomer was Johann Adam Schall von Bell (1592 – 1666), the third person that will be discussed below. I will also discuss the Kangxi Emperor (r. 1662 – 1722), who showed a keen interest in scientific learning, which he regarded as a major tool for statecraft.

In 1688 five French Jesuits arrived in China as envoys of Louis XIV (r. 1643 – 1715) to Kangxi, with the title of "the King's Mathematicians". My fifth person is one of them, Joachim Bouvet (1656 – 1730). These five Jesuits' presence in China in such a capacity was a challenge to the Portuguese monopoly over the control of Asian missions; it resulted both in the split of the Jesuit mission in Beijing and in the introduction of new scientific knowledge and practice. The French Jesuits strove to present these innovations as specifically French. Science then became a major issue in the conflicts between them and the other Jesuits of China, who had sworn allegiance to the king of Portugal. These conflicts, as well as those between Manchus and Chinese, and among the various court factions, contributed to the shaping of court science until Kangxi's death in 1722. The last person in my discussion, Mei Wending (1633 – 1721) was the most eminent Chinese mathematician and astronomer of the period.

After the proscription of missionaries by the Chinese court in 1724, although some Jesuits still resided in Beijing, little new knowledge was introduced from Europe; those who worked at the Astronomical Bureau or at court seem to have been out of touch with most of those Chinese scholars versed in science outside imperial institutions. After the pope dissolved the Society of Jesus in 1773, missionaries of other orders assumed the role of official astronomers until 1824.

Before turning to my main discussion, I should give a warning regarding the terms I am using. The phrase "European science" appears in my title between quotation marks: despite the fact that it appears in none of the sources that I will be quoting I use it here as a reflection of the belief, widespread in Europe at the time as well as nowadays, in the existence of a consistent body of knowledge that had been produced in Europe. Definitions of that body varied, and in most Western sources I have used (in Latin, Italian and French), the word "science" is used in the plural, as "the sciences". In the eyes of the Jesuits who went to China around 1600, as well as in those of most of their European contemporaries, theology was the queen of these sciences. This suffices to indicate how remote the meaning of the word "science" as I am using it is from present acceptations of the word. The two

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

adjectives "European" and "Chinese" will come under scrutiny further in the discussion.

I. "Our sciences": Matteo Ricci

Matteo Ricci, the first Jesuit to establish residence in China, had been trained at the Roman College, which set the standards for the Society's educational network. His teacher, Christoph Clavius (1538–1612), was a major figure on the Roman scientific stage, in charge of the computations for the Gregorian Calendar Reform. Clavius successfully strove to establish mathematics as a subject independent from philosophy in the Jesuit curriculum.[3] Several of the textbooks that he produced for that purpose were taken to China by Ricci who eventually translated some of them into Chinese. The assessments of China and its sciences by Ricci and his contemporaries were phrased in terms of comparisons with what was familiar to them. Thus Alexandro Valignano (1538–1606), the Society's visitor of the East Indies and Japan province, who commissioned Ricci to enter China, wrote:

> Although their sciences are not so perfect as ours, they appear to have reached the degree achieved by the ancient philosophers, before Aristotle introduced into them method and before they had been clarified in the light of the Christian doctrine.[4]

Valignano located the Chinese sciences on a historical path of progress, a path that led to the situation of Christendom in his own time. This assessment implied that the Jesuits' arrival was timely: the Chinese were ready to study, understand and accept the late Renaissance Christian world-view, which included the Aristotelian philosophical tradition. Ricci's characterisation of the Chinese sciences also used scholastic categories:

> They have acquired quite a good mastery not only of moral philosophy, but also of astrology (i.e. astronomy) and of several mathematical disciplines. However, in the past they have been better versed in arithmetic than in geometry; but they have acquired it (arithmetic) and dealt with it in a confused way.[5]

Whereas Valignano referred to the late Renaissance curriculum in general terms, Ricci pointed to the mathematical sciences as a field in which the Chinese both needed and were able to learn. This epitomised his attitude towards them: they were "ready" to receive his various teachings. In terms of the Chinese society, he used mathematics, and related topics such as car-

---

3 *Antonella Romano,* La contre-réforme mathématique. Constitution et diffusion d'une culture mathématique jésuite à la Renaissance (1560–1640), Roma 1999.

4 *Alexandro Valignano,* De Chinensium admirandis, quoted by *Henri Bernard,* Matteo Ricci's Scientific Contribution to China, transl. Edward Chalmer Werner, Peiping 1935, 39.

5 *Matthieu Ricci and Nicolas Trigault,* Histoire de l'expédition chrétienne au Royaume de la Chine (1582–1610), Paris 1978, 95.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tography, to construct master-disciple relationships with a number of literati, and therefore find a niche in the elite.[6] He further compared Chinese arithmetic, practised on the abacus, to the one he taught, when he described how Qu Rukui (1549 – 1611), his first disciple, was attracted to his teachings:

> His main design, although from the beginning he held it very secret, tended towards alchemy. For this opinion by which it was thought that our fathers made silver had not at all been removed from men's mind. But that one, being disabused of this mistake by the daily contact with our Fathers, applied his mind to more elevated and more serious sciences. He started with arithmetic, which in method and ease by far surpasses the Chinese one. For the latter all in all consists in a certain wooden instrument in which round beads, strung on copper wire, are changed here and there, to mark numbers. Although in fact it is sure, it is easily subject to misuse, and reduces a broad science to very little.[7]

Any reader familiar with the practice of the abacus will simply deduce from this that Ricci never even tried to learn to use it. This fact reflects a convergence between his conviction that "his" arithmetic was superior, and the relatively low regard in which arithmetic, as a technique mainly used by merchants and clerks, was held by Chinese literati of his time. Mastery of the Nanjing Mandarin language and of the Classics was indispensable to his success. As regarded the sciences, on the other hand, he could act as a teacher.

II. Statecraft and Heavenly Learning: Xu Guangqi

The most famous and influential of Ricci's Chinese disciples was Xu Guangqi, who converted to Christianity in 1603, and passed the metropolitan examination the following year, thus becoming a Presented Scholar (a title the Jesuits rendered as "doctor"), the highest rank normally attained by aspirants for civil service posts. Thereafter Xu Guangqi's social status and career enabled him to play a prominent role in the construction of "heavenly learning" – as Jesuit teachings came to be known – in terms of the Neo-Confucian scholarly tradition.[8] In his preface to the *Jihe yuanben,* he described the Jesuits' teachings as follows:

> As to the Master's (i.e. Ricci) learning, it is three-fold: the greater part is self-cultivation and serving heaven, the lesser is the investigation of things and probing of

---

[6] On this issue see also *Ugo Baldini,* The Portuguese Assistancy of the Society and Scientific Activities in its Asian Mission Until 1640, in: Història das ciências matematicas. Portugal e o Oriente, Lisbon 2000, 49 – 104, 89.

[7] *Ricci and Trigault,* Histoire de l'expédition chrétienne, 308.

[8] On Xu Guangqi, see Statecraft and Intellectual Renewal in Late Ming China. The Cross-Cultural Synthesis of Xu Guangqi (1562 – 1633), ed. *Catherine Jami, Peter Engelfriet and Gregory Blue,* Leiden 2001.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

principles). One distinct doctrine of the principles of things is the pattern of phenomena, each point of which is essentially solid and authoritative; moreover it can make one certain beyond doubt.[9]

While using Neo-Confucian categories, Xu indeed appropriated the hierarchy posed by the Jesuits between moral and religion on the one hand, and worldly learning on the other hand: again, both pertained to learning, a Confucian pursuit par excellence. Whereas Ricci's civility and erudition had been enough to differentiate him from the Macao Portuguese, it took the orthodox phrasing of a Presented Scholar to make the whole of his teachings part of learning, rather than those of a religious sect competing with Buddhism. Indeed Ricci had come to China in order to propagate his teachings there, but by no means in order to substitute them for Confucianism. Far from being a threat to orthodoxy, Christianity could "do away with Buddhism and complement Confucianism", improving the latter and being less heterodox than the former.

Not only were Ricci's teachings orthodox, but his credibility as a teacher also stemmed from the fact that he was the heir of a long tradition of scholarship, a legacy that he was in turn transmitting in China:

Since his youth, Master Li has devoted the leisure that the study of moral philosophy has left him to this study. And it can really be said that in his country the master transmits and the disciples apply themselves. His master Mr Ding[10] is moreover a peerless scholar; therefore he is utterly well versed in these matters.[11]

Not only the contents of Ricci's teachings, but also the manner in which he himself had studied it, matched the received pattern of learning. In the same preface, Xu also pointed out that mathematics had been a concern of sovereigns and sages of the Chinese antiquity, and that it was an indispensable tool of statecraft (*jingshi,* lit. "ordering the world"). In that sense, mathematics matched the demand of a number of late Ming scholars and officials, whose concern with literati's role in the society had led them to study technical subjects. Only once it had been properly translated into their language and categories by Ricci's disciples could Heavenly learning provide a response to such a concern.

This was entirely consistent with Xu's wider interests and commitments: for him "ordering the world" was not limited to scholarly interest in topics such as agronomy, astronomy, or military defence. From 1604 to his death in 1633, his career as an official was only interrupted when the eunuch party had the upper hand. During the last five years of his life, he held high offices. It was in his capacity of Vice-Minister of the Ministry of Rites that he

9 Xu Guangqi ji, ed. *Wang Zhongmin,* Shanghai 1984, 75.

10 A translation of Clavius' name.

11 Xu Guangqi ji, 75.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

promoted and supervised the calendar reform on which the Jesuits worked. In China the calendar was an imperial monopoly, the means through which the emperor – acting as the intermediary between the cosmos and the human realm – ensured that human and social life would harmonise with cosmic cycles. The need for a calendar reform had been felt since the end of the sixteenth century, and Xu's success came after a number of failed attempts at reform. As he pointed out in one of the memorials submitted to the throne in which he proposed to commission the Jesuits to reform the calendar, China had a long tradition of having foreign specialists provide its calendar. He pointed to the precedent at the beginning of the Ming dynasty (end of the fourteenth century):

> An imperial order was issued, stating that the official Wu Bozong and others should translate the *Calendar Book from the Western Marches* (*Xiyu lishu*) in three chapters, and should keep it in the Archives.[12] Another edict to the Minister Li Chong and others said:
>
> "Recently astrologers from the Western Marches have done computations of celestial phenomena, which have been accurately verified. Their methods for latitude had not been completed in Chinese works either. This is of great consequence for heaven and for men. Their books must be translated, and opened and read according to circumstances, so that in observing celestial phenomena one may examine oneself and cultivate virtue, follow heaven's disposition and issue orders for the people."
>
> It is also said that their way of measuring the heavens is extremely precise. If rites are lost, why shouldn't we seek them from outside officialdom?[13]

Just like the Muslims, whose astronomy had been introduced at the beginning of the dynasty, the Europeans were to be regarded as a foreign tribe: they were by no means a threat to Chinese civilisation. Borrowing from them was a means to restore order, at a time of severe social, political, and military crisis. Xu Guangqi's rationale for the adoption of what he, like the Jesuits, called "heavenly learning" was phrased in terms of the categories and concerns that he shared with all Chinese scholars of his time.

III. Dynastic Transition, Astronomy, and Conflict: Johann Adam Schall von Bell

In 1644, eleven years after Xu Guangqi's death, the very calendar that he had promoted as a means of saving the Ming dynasty was presented to the

---

12 The translation was completed in 1383. The "Western Marches" refer to the Western regions of the Ming empire.

13 Xu Guangqi ji, 373–374. The phrase refers the Hanshu (History of the [Western] Han), where it is ascribed to Confucius: "If rites are lost, seek them from outside officialdom".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Manchus when they took Beijing. By presenting this calendar, Johann Adam Schall von Bell, who had worked on it under Xu Guangqi and then under his successor, in fact offered his services to the conquerors, in order to ensure that the Jesuit mission would survive the dynastic transition.[14] This gave rise to a double tension between imperial astronomy and Chinese literati. First, the most noted literati versed in Western learning during the dynastic transition were Ming loyalists. In their eyes, Schall's prompt volteface must have been a breach of allegiance to the Ming dynasty for which he had previously worked: second only to filial piety, loyalty to the sovereign was one of the major virtues of Confucian ethics. It took one, if not two, generations for the sons of these scholars' families to take the civil examinations again and thus serve the Manchu rulers. Schall's breach of Confucian ethics threw suspicion on or aggravated distrust towards the religion he was preaching. The second source of conflict was inherent to the Manchus' choice of Westerners as imperial astronomers. Could the proper timing for rituals that were regarded as securing harmony between human and heavenly rhythms be entrusted to foreigners, who indeed were skilled in calculations but displayed utter ignorance of the cultural implications of the calendar and celestial phenomena? It should be noted that, whereas one could not refer to the Manchus as "Barbarians" on pain of death, the Jesuits could be pointed out as foreigners and faulted for the cultural inadequacies that were sometimes evident in the calendar they computed.[15] From the ruler's viewpoint, the question should be phrased differently: could the use of Jesuits as astronomers, mathematicians, and engineers, be reconciled with the adoption of Chinese culture?

The issue was also a bone of contention in the Society of Jesus. Was the position of imperial astronomer compatible with the task of evangelisation, or did it entail participation in "superstition"? The issue was raised by several of Schall's colleagues in Beijing. His most forceful opponent was Gabriel de Magalhães (1610–1671). As most Portuguese Jesuits of the China mission, the latter had had no special training in mathematics. Instead he studied and taught rhetoric and philosophy in the Jesuit colleges of Goa and Macao from 1634 to 1640, while he was completing his theological training. In 1644, he was in Chengdu (the capital of Sichuan) when the city fell to Zhang Xianzhong (1606?-1647). The latter, who has remained notorious for the massacres perpetrated by his troops, led one of the late Ming rebellions.

---

14 On Adam Schall see Western Learning and Christianity in China. The Contribution and Impact of Johann Adam Schall von Bell, S.J. (1592–1666), ed. *Roman Malek,* Nettetal 1998, 2 vols.

15 The decision of when the intercalary month should occur in the year (the Chinese calendar being luni-solar) is a case in point. See *Ping-yi Chu,* Scientific Dispute in the Imperial Court: The 1664 Calendar Case, in: Chinese Science 14 (1997), 7–34, 21.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Magalhães was compelled to become his official astronomer. In this capacity, he built a number of astronomical instruments. Observing the heavens played a crucial role in Zhang Xianzhong's enterprise, since he saw there omens indicating that he was destined to rule over the whole Chinese empire. When Zhang was defeated, Magalhães was taken to Beijing, where he served the Manchus as a clockmaker, in charge of the imperial collection. In so doing, he was merely applying the principle of the universality of apostolate, a principle that, in China as in Europe, had lead the Society of Jesus to offer the services of its members to sovereigns in various capacities. But in Magalhães' view, computing the calendar for the emperor could not be justified by this principle: Schall was instead partaking in the superstitions that were the main raison d'être of this calendar. Magalhães' approach to the issue was first and foremost theological. Let me quote from one of the reports he sent to Rome:[16]

> You say first that [...] never will the fathers be able to occupy themselves with natural and scientific mathematics, since they would always be working towards a superstitious action. I reply negatively as follows: the reason is different. For when the Fathers do not have the administration of this prefecture,[17] and occupy themselves with mathematics, they occupy themselves with a thing that in itself is neutral and indifferent, nay good if it tends towards a good end, as the growth of Christianity. But when Fr Adam has the charge of mathematics with a prefectural office, then he treats of this thing with a bad end. I take an example. To return to Peter the sword that I have accepted as a loan, you will say that this is licit and good. But to return the sword to Peter ready and determined to kill a man, you will say that it is definitely a bad thing, for the circumstances cannot be separated from the fact.[18]

Magalhães' view of mathematics differed from that of Ricci: first, he did not emphasise their "Europeanness", and secondly – this is the other side of the same coin – he regarded them as neutral per se, rather than as part of a whole that included the Christian religion. They were to be assessed according to the end they served. Despite the hostility of Magalhães and other confreres, Schall was "in charge of the affairs of the Astronomical Bureau" during the whole Shunzhi reign (1644 – 1661). From the late 1650s onwards, some Chinese literati expressed strong hostility to his holding the office. In 1664, during the minority of the Kangxi Emperor, the repeated attacks by Yang Guangxian (1597 – 1669) and some Muslim astronomers of the Bureau finally found a favourable ear with the regents. Years of trial ensued, during

---

16 *Alfons Väth,* Adam Schall von Bell S.J., Missionar in China, Kaiserlicher Astronom und Ratgeber am Hofe von Peking, 1592 – 1666, Köln 1933, 267 – 294. See also *Antonella Romano,* Observer, Vénérer, servir. Une polémique jésuite au tour du Tribunal des Mathématiques de Pékin, in: Annales 59, nr. 4 (2004), forthcoming.

17 I.e. the Astronomical Bureau.

18 Manuscript, ARSI, Jap Sin 142, f. 52 r.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

which the Jesuits risked nothing less than death; five Chinese converts connected to the Astronomical Bureau were actually executed. Yang Guangxian pointed to various mistakes, to the choice of non-Chinese methods for some calculations, and, more generally, to the danger of entrusting Barbarians who were ignorant of rites with the calendar, a matter that was of such consequence for the proper performance of rites. The most serious accusation was that the imperial astronomers, by having mistakenly set an inauspicious time for the funeral of one of Shunzhi's son, had caused the death of his mother, and eventually of the emperor himself. In 1669 the young Kangxi Emperor decided to reinstate the Jesuits at the Astronomical Bureau.[19] This was his first step towards the assumption of personal rule, against Regent Oboi.[20] However, Ferdinand Verbiest (1623–1688), who succeeded Schall as imperial astronomer, was no longer in charge of the whole Bureau. Instead he was merely Administrator of the Calendar, and his rank in the civil service hierarchy was lower. It was not until 1725 that a Jesuit was given the title of Director of the Astronomical Bureau.[21]

In these manifold conflicts surrounding Schall's practice as an imperial astronomer, it is interesting to note that the dividing line did not lie between the Europeans and the Chinese, but rather between theologians and mathematicians among the Jesuits, and between orthodox Confucians and pragmatic statesmen on the Chinese side. Power was on the side of pragmatism, and accordingly it was the mathematicians among the Jesuits who were promoted by Chinese institutions. Orthodoxy, be it Confucian or Catholic, led to a refusal to integrate "European science" – or "Western learning" – into Chinese culture.

IV. The Sun King's Might and Friendship: Joachim Bouvet

Ferdinand Verbiest, who succeeded Schall, by and large continued to use and teach the sciences that had been introduced at the time of the calendar reform and used since then. A few days after his death (on 28 January 1688), the five French Jesuits sent by Louis XIV as his "Mathematicians" reached Beijing.[22] Besides bringing to China some of the most outstanding innovations of the Paris Académie Royale des Sciences (founded in 1666), they

---

19 *Ping-yi Chu,* Scientific Dispute, 19–24.

20 *Lawrence D. Kessler,* K'ang-hsi and the Consolidation of Ch'ing Rule 1661–1684, Chicago 1976, 58–64.

21 *Nicole Halsberghe and Keizo Hashimoto,* Astronomy, in: Handbook of Christianity in China, op. cit., 721.

22 For a detailed account based on French sources, see *Isabelle Landry-Deron,* Les Mathématiciens envoyés en Chine par Louis XIV en 1685, in: Archive for History of Exact Sciences 55 (2001), 423–463.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

were to send back to France the results of various observations they would make, so as to advance geographical and astronomical knowledge. In particular, they were expected to determine the longitudes of various places in China and on the way there from Europe, using the new tables of Jupiter's satellites. At the same time, they aimed to convert the emperor. This is how Joachim Bouvet[23] writes from Beijing about his hopes to another of the five "Mathematicians", Louis Le Comte (1655 – 1728), who was then in Fuzhou:

> If these two great monarchs (Kangxi and Louis XIV) knew each other, the mutual esteem they would have for each other's royal virtues could not but prompt them to tie a close friendship and demonstrate it to each other, if only by an intercourse in matters of science and literature, by a kind of exchange between the two crowns of everything that has been invented until now in the way of arts and sciences in the two most flourishing empires of the Universe. If Heaven graced us with the achievement of this goal, we would feel we had made no small contribution to the good of Religion which, under the auspices and protection of two such powerful princes, could not fail to progress considerably in this empire.[24]

The sciences that Bouvet intended to present to Kangxi were no longer "European": they were more specifically French, and they were so mostly by virtue of royal patronage. Accordingly when he and his confrere taught geometry, they used a textbook by a French Jesuit – a work then extremely popular in Europe – instead of the old translation based on Clavius. When they taught anatomy, they used recent findings of members of the Académie des Sciences. When they taught philosophy, they used a work written by Jean-Baptiste Du Hamel (1623 – 1706), the first Secretary of the Academy in question. In their view as in that of their predecessors, the sciences still constituted the first prolegomena to religion, and philosophy was a further step in that direction. Their articulation was, however, slightly different: to them it was the power and might of the Sun King, rather than evidence internal to the sciences, that bore witness to the superiority of the Catholic religion.

This view was widely shared in Europe at the time. It was neatly articulated in a letter written by Leibniz (1646 – 1716), who would eventually correspond with Joachim Bouvet on the hexagrams of the *Book of Changes*. The letter was addressed to Louis XIV's minister Colbert (1619 – 1683) in 1675:

> The discoveries of which you are the promoter are of all places and of all times. A King of Persia will cry out in admiration for the telescope's effect, and a Chinese Mandarin will be delighted and amazed when he understands the infallibility of a

---

[23] See *Claudia von Collani,* Eine wissenschaftliche Adademie für China. Briefe des Chinamissionars Joachim Bouvet S.J. an Gottfried Wilhelm Leibniz und Jean-Paul Bignon über die Erforschung der chinesischen Kultur, Sprache und Geschichte, Stuttgart 1989.

[24] *Joachim Bouvet,* Letter to Louis Le Comte, 20 October 1691. ARSI, Jap Sin 165, ff. 100 – 102, 101r.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> Geometer Missionary. What will these people say when they see this wonderful Machine which you have had built, which really represents the state of the heavens at any given time? I think they will have to acknowledge that human nature has something divine, and that this divinity is communicated especially to Christians. The secret of the heavens, the magnitude of the earth and the measurement of time are all of that nature.[25]

In other words, it was to royal patronage that one was indebted for the universalization of European science, this science's universality, being, in turn, a proof that should suffice to persuade the elite of civilised pagans of the truth of the Christian religion. In Leibniz's view, through science, the Sun King was promoting religion: this rationale is quite consonant with that of Bouvet fifteen years later. It is worth noting that it was precisely the subjects that were the most important in the China Jesuits' activities in the early Qing, namely observational astronomy, cartography and the calendar, that Leibniz singles out as providing evidence of the fact that "human nature had something divine".

V. The Making of Imperial Science: Kangxi

Kangxi's view on why he was interested in Western learning was, not surprisingly, quite different. He recounted himself why he came to study it:

> During the first years of Our Reign [during the regency], many died following mutual accusations during the calendar case. In the seventh year (1668), after the calendar was issued during the intercalary month, the Astronomical Bureau submitted a new memorial, asking that another intercalary month be added after the twelfth month. Many people talked about this, rejecting the proposal on the grounds that never, since the calendars of Antiquity, had one heard of a year with two intercalary months. The Princes, the Nine Ministers and others examined the issue again and again, but there was no one at Court who understood the calendar. Seeing this with Our own eyes, We felt sick at heart. During the little leisure time left to Us by the many affairs [of the State], We have devoted Ourselves to astronomy for more than twenty years, so that We have taken a view of its broad outlines and will not come to be confused about it.[26]

Two remarks can be made on the terms used by Kangxi. First, the word "Western" does not occur in his account: what he studied was a technical field of major importance for the State, and by studying it he had turned it into imperial learning; the origin of the contents was of lesser importance. Secondly, whereas astronomy was part of what the Jesuits called "mathe-

---

[25] Die Werke von Leibniz ... in der Königlichen Bibliothek zu Hannover. 1st series, vol. 3, ed. *Onno Klopp,* Hannover 1864 – 1884, 212 – 213.

[26] *Kangxi,* Yuzhi sanjiaoxing tuisuan falun (Imperial Essay on Trigonometric Calculations), in Yingyin Wenyuange Siku quanshu, Taipei 1983 – 86, vol. 1299, 156.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

matics" (as in the scholastic *quadrivium*), the category that encompassed all others was labelled "astronomy" (lit. *tianwen lifa:* "astronomy and calendrical methods") not only by the emperor, but also in the institutions in which some of the Jesuits worked as officials.

The motivation put forward by Kangxi for his studies was his will to master the technicalities of the calendar, so as to personally be the arbiter in case of further controversy. His knowledge, however, concerned the earth as much as the heavens. Several sources, including the *Veritable Records* of his reign, show him displaying his knowledge of mathematics and applying it to the control of the empire's territory. Thus in 1711, during an inspection tour to the Yellow River, Kangxi performed calculations in the presence of many higher officials and princes, so as to show them that he could check surveys. This was followed by a lecture addressed to the Governor of the province of Zhili:

> You are a governor, you need to know how to survey fields. We will show you the general notion, so that you know." Then He measured two fathoms of rope, determining a square five feet each side, and pointing to it, said: "For example, [take] this piece, if one measures its four sides, the number of acres should correspond to the measurements of the rope. But the borders of a piece of land can be as jagged as dog's teeth. If it is not possible to survey it like this, then the surveyor might intend to cheat. To uncover this offence, it suffices to measure the average width, and the value of the area will come out, so they won't be able to apply their device. Surveying fields is of great importance: in the empire, those who conceal [the size of] their fields are not few; but one can't make vexatious searches.[27]

In the above scene, Kangxi displays himself not only as a monarch who controls his territory and finances, and will not be deceived by his subjects, but also as a teacher, who instructs his official in the matters he has learnt from the Jesuits. This, by the way, was the very channel through which the Jesuits had hoped that Christianity would be propagated. In order to bestow on the whole empire what he had studied, in 1713 the emperor ordered that the lecture notes written for him by the Jesuits during their tuition should be edited by a group of scholars under his patronage.[28] This group did not include any Jesuit. Under the supervision of Kangxi's third son, it produced a new imperial classic of mathematics,

---

[27] Da Qing Shengzu Renhuangdi Shilu, Taipei 1964, vol. 245, 9a-11a. This source was compiled from contemporary notes after Kangxi's death. The obscurity of the emperor's explanation of field survey recorded here might result from the complexity of this process of compilation or simply from the fact that the scribe in charge of recording the emperor's doings on that day did not understand mathematics. See *Catherine Jami,* Imperial control an Western learning. The Kangxi Emperor's (1662–1722) performance, in: Late Imperial China 23, 1 (2002), 28–49.

[28] *Catherine Jami and Han Qi,* The construction of imperial mathematics in China during the Kangxi Reign (1662–1722), in: Early Science and Medicine 8 (2003), 88–110.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

astronomy, and musical harmony, the *Yuzhi lüli yuanyuan* (Imperially Commissioned Source of the Pitchpipes and the Calendar). It was published in 1723, a year after Kangxi's death. The combination of these three topics, mathematics, astronomy and music, reflected a convergence between Chinese and European scholastic classifications of knowledge rather than a mere appropriation of the latter by Kangxi and the scholars who worked for him: astronomy and musical harmony appeared together in specific chapters of the Chinese Dynastic Histories since Antiquity. The link between mathematics and the calendar was also an ancient one, as witnessed by the occurrences of the phrase *lisuan* (the calendar and mathematics) in the same Dynastic Histories. This convergence supported the claim that "Western learning was of Chinese origin"; but first and foremost it allowed for the integration of Western learning into imperial learning, as the former could be fitted into patterns of knowledge that were already part of the Chinese scholarly tradition.

VI. Western Learning as a Confucian Enterprise: Mei Wending

That the Qing were a non-Han dynasty gave momentum to the issue of Western learning's foreignness. The issue remains hardly visible as long as one focuses solely on the Jesuits and on the state for which they worked after the dynastic transition. To bring it to the fore, one has to turn to Chinese scholars' views. Mei Wending has come down as the greatest mathematician and astronomer of the early Qing period.[29] Far from establishing this reputation since his young age, he spent his whole life seeking recognition of his expertise in those fields, and striving for a social status that this expertise might grant him. Until his fifty-seventh year, he lived in Jiangnan,[30] where he gradually made himself known to scholars who shared his interests. In 1689, when he went to Beijing, most of his works had already been written. He then acquired the patronage of Li Guangdi (1642–1718), which at last opened the way to the recognition he was seeking.[31] Thereafter Mei Wending mostly produced commissioned works on the popularisation and history of astronomy. This was what made him famous, as a Confucian scholar specialised in the sciences, whose task was to enlighten on these subjects

29 See *Jean-Claude Martzloff,* Recherches sur l'œuvre mathématique de Mei Wending (1633–1721), Paris 1981; *Catherine Jami,* Légitimité dynastique et reconstruction des sciences en Chine au XVII[e] siècle. Mei Wending (1633–1721), in: Annales 59 (2004), forthcoming.

30 The provinces located to the south of the lower course of the Yangzi River. During the Ming and Qing, this area was a centre of scholarship that competed with the imperial capital.

31 See *On-cho Ng,* Cheng-Zhu Confucianism in the Early Qing. Li Guangdi (1642–1718) and Qing Learning, Albany 2001, 176.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

scholar officials like Li Guangdi, who owed his brilliant career to his mastery of the Classics. Thanks to Mei Wending, he was to some extent able to meet Kangxi's demand that his high-ranking officials add the sciences to their competence.

Whereas he severely criticised the Jesuits in particular, Mei Wending was a proponent of Western learning in general:

> Number and principle are united. [In this respect] China and the West do not differ. Therefore rites can be retrieved from Barbarians; administration can be inquired about from Tanzi.[32] Refusing this learning just because it is Western would be a short-sighted attitude, and not the way to what is excellent. Furthermore, if we search in our past, we will probably find something similar.[33]

While arguing that the origin of learning was irrelevant, that the only criterion was excellence, Mei Wending did hint at an idea that he further developed after he had met Kangxi, and most likely at the emperor's suggestion. Both of them seem to have been in agreement on the Chinese origin of Western learning; as mentioned above it was also put forward in imperial scholarship. Mei Wending found ample evidence of precedents in earlier Chinese literature for elements of the knowledge brought in by the Jesuits. This is how these precedents were summed up in the "Calendar Monograph" (*Lizhi*) of the *Ming History* (*Mingshi,* 1735), for which Mei Wending had written a draft in the 1690s:

> Westerners who come to China call themselves Europeans; their calendrical science is similar to that of the Muslims, only more accurate. If we search in previous dynasties, people from distant countries who discussed the calendar were from Western territories; we never heard that there were [astronomers] in the north, south, and east. (The Nine Upholders Calendar from the Tang dynasty [618–906], the Ten Thousand Years Calendar from the Yuan dynasty [1279–1368], and the so-called Muslim Calendar translated during the Hongwu reign [1368–1398] all come from the Western marches). [The sage-emperor] Yao had ordered the Xi and He brothers to disperse in the four directions. The second and third Xi brothers and the third He brother went to lands east, south, and north. Only the second He brother is said to have gone west beyond the frontier.[34] How could that knowledge not have been transmitted far away to the West at that time?[35]

The idea that Western learning originated in China changed the implications of its adoption: instead of being Barbarians performing rites according to a Barbarian calendar, the Manchu emperors could be seen as patrons

---

32 The Zuo zhuan (Zuo Commentary of the Spring and Autumn Annals) records that Confucius, inspired by Tanzi, stated that one could resort to the "Four Barbarians" in case of a political crisis.

33 Meishi congshu jiyao, ed. *Mei Juecheng,* 1761, vol. 1, 1b.

34 This refers to the first chapter of the Shujing (Book of Documents). The Xi and He brothers had been commissioned to establish the calendar by Emperor Yao.

35 Mingshi, Beijing 1974, Lizhi, 544–545.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

of learning, who by adopting Jesuit science had allowed China to retrieve the knowledge that had been lost since the golden age of antiquity. While turning Kangxi into an ideal Confucian monarch, this narrative also turned Western learning into the heritage of all Chinese scholars, thereby giving Mei Wending further legitimacy as a Confucian scholar versed in them.

*

The six persons discussed all located "European science", within different landscapes, that were shaped both by their respective agendas and by the capacity in which they studied, taught, and used what most of them called "Western learning". Ricci deemed what he called "our sciences" the most appropriate first step on the way to evangelisation of Chinese scholars: this was a result both of the former's education and the latter's concerns. Xu Guangqi is very characteristic in this respect: to him "Heavenly learning" provided a set of tools for reforming society and the state so as to preserve the Ming imperial order. In that context he viewed Christianity as a kind of social cement that could ensure better cohesion at a local level in the empire. When the Jesuits became imperial astronomers, however, there was a split between the two entities that had hitherto constituted "Heavenly learning": moral and religion on the one hand, the "arts and sciences" on the other hand. Only the latter remained an object of interest for rulers as well as for scholars, albeit a highly controversial one both within the Society of Jesus – was it permissible to use mathematics in the service of "state superstitions"? – and among Chinese scholars – was it legitimate to use Barbarians and Barbarian learning in matters related to ritual? –. The shift from the literati milieu to the imperial institutions of the newly founded Manchu state thus brought to light a major tension between Christian and Confucian orthodoxies. While making ample use of the Jesuits' skills, the Kangxi Emperor sought to defuse this tension, by fully appropriating Western learning as a tool for statecraft while integrating it into imperial scholarship. In this he found an ally in Mei Wending, who strove to integrate learning pertaining to "the calendar and mathematics" (*lisuan*) into the realm of Confucian learning. As to the question of whether the knowledge the Jesuits brought to China should be qualified as "European", the conviction that it stemmed from Christian Europe and was peculiar to it dominated among them. Bouvet's views and strategy, however, reveal that the competition among European nations regarding the arts and sciences, as well as expansion in Asia, did shape Western learning as it was appropriated by the Manchu state.

The brief picture collection presented above reveals the complexity of the landscape: neither "China" nor "Europe" as opposed entities suffice to account for this complexity. Rather, they should be regarded as spaces, in both the geographical and social senses, within and across which multiple inter-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

actions took place. Thus, Ricci's training at the Jesuit Roman College in the late sixteenth century on the one hand, and that of Bouvet in the French colleges of the Society of Jesus a century later, combined with his connexion to the Paris academic milieu, on the other hand, resulted in quite different scientific cultures, as well as missionary goals and strategies. Similarly, the agendas of a late Ming official, a Manchu emperor, and an independent Chinese scholar of the early Qing differed widely. More detailed analysis and taking into account more groups of actors would yield more nuances of this complex scene. But I hope to have shown that in order to gain a better understanding of the early modern world, it is both necessary and possible to devise tools finer than "action", tacitly understood as stemming from Europe, and "reaction", implicitly attributed to China, or for that matter to any other civilisation that European expansion encountered.

The Jesuits believed that Christianity ought to be taught to the Chinese, as to all the heathen that the Europeans encountered in the world they were exploring. Somewhat similarly, twentieth-century scientists and historians of science have often assumed that modern science as it has developed in Europe since the early modern age has a universal vocation. The parallel between the two claims is striking. Nowadays, the notion that there is something universal in Christianity – above all other religions – is regarded with some suspicion as tainted by Eurocentrism. Should one also give up the idea that science conveys something universal? The story of European science in early modern China outlined above may hint at a solution to this dilemma, at a middle way between cultural relativism and scientific universalism. Science undergoes repeated reconstructions, through which its universality can be seen as always in the making. On such a view, the Jesuits who taught Euclidean geometry in China were not the representatives of a more universal mathematics than that hitherto practised in China. Instead, it may well have been the joint recasting of the mathematics brought from Europe into a "Chinese mould" – an enterprise in which it has been shown that many different actors took part on both sides – that constituted a step towards the universalization of mathematics.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Expansion in die Natur

Zum Verhältnis von *ars* und *natura* bei Paracelsus und im Paracelsismus

Von Maximilian Bergengruen

Einleitung

In dieser Arbeit schlage ich vor, die paracelsische und paracelsistische Konzeption[1] der *magia naturalis* als Theorie der Expansion des Menschen in die Natur zu verstehen. Meine Ausführungen nehmen ihren Anfang bei der Überlegung, daß die frühneuzeitliche Analogie zwischen Wissenschaftstheorie und geographischer Expansion, wie sie z. B. in den Metaphern Francis Bacons[2] und insbesondere im narrativen Prinzip seiner Wissenschafts-Utopie *New-Atlantis* zum Ausdruck kommt, aus einer metaphysisch vorgängigen gemeinsamen Struktur zu erklären ist. An den zahlreichen Systemdarstellungen, man denke z. B. an die Grafiken in Robert Fludds *Utriusque Cosmi* (*siehe Abb.*), lässt sich leicht ablesen, daß für die Paracelsisten der gesamte Kosmos (wie der Mensch auch) als Herrschaftsraum und Landschaft kartographierbar ist[3]. Die so definierten metaphysischen Räume stehen zu den politischen und geographischen wie das neuplatonische „ἕν" (Plotin, Enn. V, 2: 1) zum „εἶδος" (Enn. V, 2: 4)[4]: In den metaphysischen Räumen sind alle Informationen enthalten, die für eine geographische und politische Realisierung und Ausdifferenzierung notwendig sind.

Das gleiche gilt natürlich auch für die Hypostase der „φύσ[ις]" (Enn. III, 8: 49) – die Natur, mit der sich die Alchemisten und Naturmagier in Epistemologie und epistemischer Praxis auseinandersetzen. Auch sie wird als

---

1 Ich spreche vom Paracelsismus als paracelsischem Diskurs, um den Bezug zwischen Diskurs und Diskurs-Gründer hervorzuheben. Davon unabhängig sind paracelsische (Paracelsus zugeschriebene) und paracelsistische (den Paracelsisten zugeschriebene) Texte, Konzeptionen etc. zu unterscheiden.

2 Vgl. hierzu den Beitrag von Jürgen Klein in diesem Band.

3 Vgl. hierzu *Vf.*, ‚Alles / was hierniden ist / das ist auch droben'. Zur Funktion graphischer Systemdarstellungen in Publikationen aus dem Bereich der natürlichen Magie", erscheint in: Intersections 3 (2004).

4 Ich zitiere nach der Ausgabe: *Plotin,* Schriften, übers. von Richard Harder, hrsg. v. Rudolf Beutler / Willy Theiler, Hamburg 1956 ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

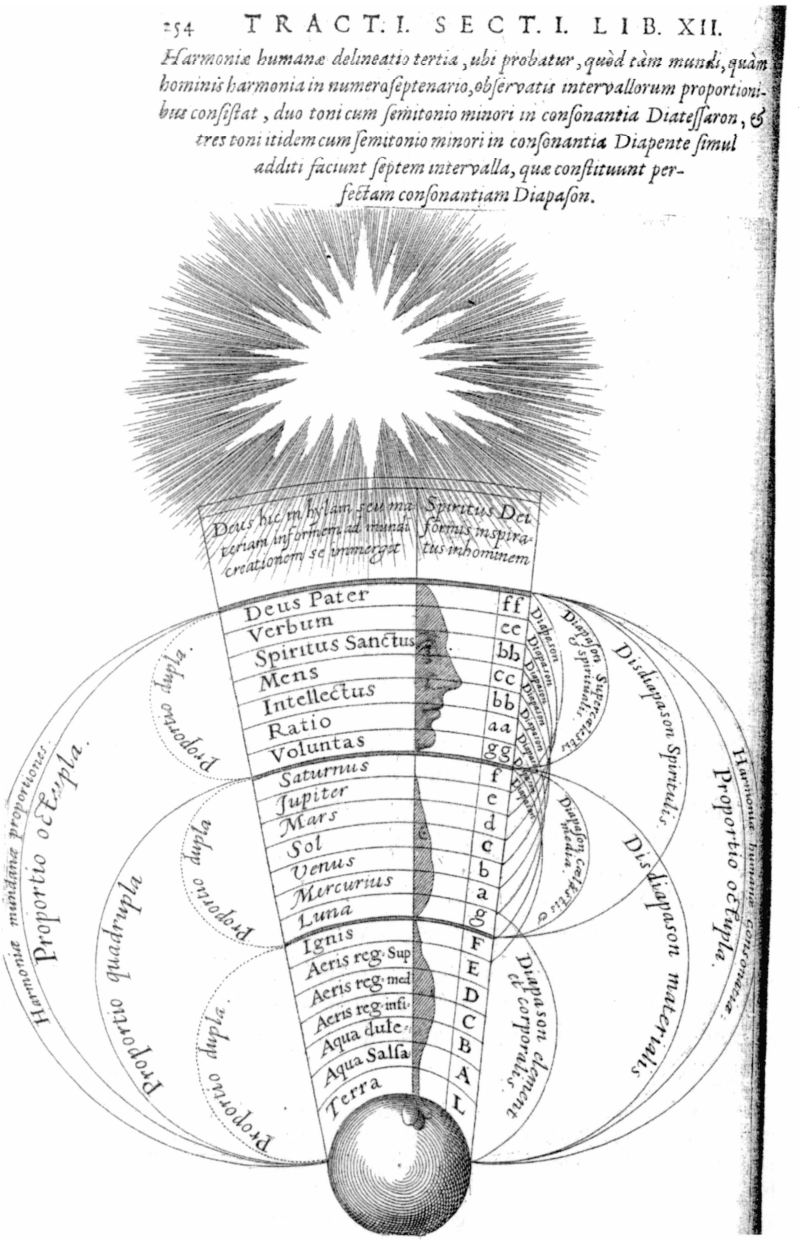


Abbildung: *Robert Fludd,* Utriusque cosmi maioris scilicet et minoris metaphysica, physica atque technica historia [...]. Tomus secundus de supernaturali, naturali, praeternaturali et contranaturali microsomi historia, in tractatus tres distributa, Oppenheim 1619, 254.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

differenzierende Realisierung metaphysisch präzedenter Vorgaben verstanden und auf dieser Basis in das Raster einer universalen Kartographie eingeschrieben. Dementsprechend ist, so Paracelsus, das Wissen, das die „gelerten" von der großen „geberung" in der Natur haben, und die Ausübung der Funktion der „obrigkeit" durch die „fursten" hypostatisch gleichwertig und miteinander verknüpft: beides sind „monarchei[en]", „ein ieder teil nutzet und erhelt die andern [...] teil"[5].

Erklärt man auf diese Weise das menschliche Wissen zum Analogon der politischen Souveränität, so stellt sich das Reich der Natur einerseits als ein fremder Herrschaftsraum dar, in den es zu expandieren gilt. Andererseits ist dieser Raum zugleich bekannt, da beide, der Mensch und die Natur, von den gleichen metaphysischen Wurzeln, in den Begriffen Plotins: dem „νοῦς" (Enn. 5, 2: 4), abstammen. Genau diese Dialektik steht im Zentrum meiner Überlegungen: Es geht um den Versuch, Naturwissenschaft als eine Veränderung der Natur aus einer strukturellen Identität mit ihr heraus zu verstehen und zu betreiben. Zur Rekonstruktion dieser Gedankenfigur werde ich zuerst die antiken Wurzeln dieser Argumentation (I.), dann ihre mittelalterliche Interpretation (II.) und schließlich ihre paracelsisch-paracelsistische Aneignung in der Frühen Neuzeit (III.) freilegen.

I. Etikettenschwindel

Paolo Rossi argumentiert in seinem bekannten Buch *Francis Bacon. From Magic to Science,* daß es Bacon dem bestechenden Erfolg der mechanischen Künste, also der Erfindung des Schießpulvers, des Kompasses, des Buchdrucks etc., zu verdanken habe, daß er mit der im Mittelalter gepflegten aristotelischen Doktrin von der Imitation der Natur durch die ars auf Basis einer Differenz dieser beiden Größen gebrochen habe und zu der Einsicht vorgedrungen sei, daß die Kunst die Natur *aus ihr selbst heraus* überbieten müsse[6].

Die von Rossi vorgelegte Interpretation läßt sich nicht zuletzt durch das *Novum Organum* belegen, in dem sich Bacon lautstark von Aristoteles ab-

---

[5] *Paracelsus,* Das Buch der Erkanntnus, hg. von Kurt Goldammer, Berlin 1964, 24; *ders.;* De ordine doni, in: ders., Sämtliche Werke, hrsg. v. Karl Sudhoff, München 1929 ff., II.2, 53. Die Texte Paracelsus' werden, wenn nicht anders angegeben, im Folgenden nach dieser Ausgabe – unter der Sigle ‚SW' – im Haupttext nachgewiesen.

[6] *Paolo Rossi,* Francis Bacon. From Magic to Science, übers. von Sacha Rabinovitch, Chicago / London 1968, 26; vgl. auch *Paolo Rossi,* Philosophy, Technology and the Arts in the Early Modern Era, übers. von Salvator Attanasio, hrsg. v. Benjamin Nelson, New York / London 1970, 162 ff., und *Paolo Rossi,* Bacon's Idea of Science, in: The Cambridge Companion to Bacon, hrsg. von Markku Peltonen, Cambridge 1996, 25 – 46.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

setzt (NO II, 2) und mit einer (im doppelten Sinne) rhetorischen Pointe von der „imitatione aut aemulatione naturae" (NO II, 40), also von der Nachahmung und nachahmenden Übertreffung der Natur, spricht und dafür plädiert, daß die Kunst nichts Eigenes herstellen, sondern die Natur aus ihr heraus zu einer „transformatio[]" (NO II, 7) führen solle[7].

William R. Newman hat in seinem Aufsatz „Alchemical and Baconian Views on the Art / Nature Division" gegen Rossi zu Recht eingewandt[8], daß dieser in seinem Eifer, Bacon zum Frontmann der modernen Wissenschaft und zum Überwinder von Aristotelismus und Scholastik zu promovieren, auf eine doxographische Finte hereingefallen sei. Newman möchte Rossi nicht vollständig widerlegen. Vielmehr gibt er ihm und Bacon zu, daß es möglich sei, die von Bacon abgelehnte Theorie (Imitation der Natur auf der Basis einer Differenz von ars und natura) aristotelisch herzuleiten: Wer so argumentieren möchte, so Newman, rekurriert auf den zweiten Halbsatz aus Aristoteles, *Physik* 199a17, wo es heißt, das menschliche Herstellen „bilde[] [...] Gebilde der Natur nach [imitatur]"[9], und bezieht ihn auf *Physik* 192b8 f.: „Man kann die Gesamtheit des Seienden [in zwei Klassen] einteilen: in die Produkte der Natur [natura] und in die Produkte andersgearteter Gründe [alias causas]"; gemeint ist das „Artefakt" (192b19: „ab arte"). Die Unterscheidung zwischen natürlichen und artifiziellen Produkten wird dabei über die Frage, ob der Gegenstand eine „in ihm selbst liegende Tendenz zu irgendwelcher Veränderung seiner selbst" besitzt (192b19: „habet motum mutationis innatum"), hergestellt. Die natürlichen Gegenstände haben diese Tendenz, die künstlichen nicht. Voilà: die Imitation der Natur durch die ars aus der Differenz heraus – die Position also, von der Bacon sich absetzt[10].

Newmans Punkt ist jedoch[11], daß nicht nur die von Bacon zurückgewiesene, sondern auch dessen eigene Position (Übertreffung der Natur durch die ars auf Basis einer strukturellen Identität) genuin aristotelisch hergelei-

---

7 Ich zitiere unter der Sigle ‚NO' nach *Francis Bacon,* Neues Organon. Lateinisch-deutsch, übers. v. Rudolf Hoffmann / Gertraud Korf, hrsg. v. Wolfgang Krohn, Hamburg 1990.

8 *William R. Newman,* Alchemical and Baconian Views on the Art / Nature Division, in: Reading the Book of Nature. The Other Side of the Scientific Revolution, hrsg. v. Allen G. Debus / Michael T. Walton, Kirksville 1998, 81 – 90, 81 – 84.

9 Ähnlich bei *Theophrastus,* De Lapidibus, § 54: „Man sieht aus diesen Beispielen, daß die Kunst der Natur nachahmt" (Theophrast, Abhandlung von den Steinarten, übers. v. Carl Schmieder, Freyberg 1807, 70).

10 Ich zitiere die Übersetzung nach *Aristoteles,* Physikvorlesung, übers. von Hans Wagner, in: ders., Werke in deutscher Uebersetzung, hrsg. v. Ernst Grumach / Hellmut Flashar, Berlin 1956 ff., Bd. XI.; die (für das Mittelalter relevante) lateinische Version nach: *Aristoteles,* Physica. Translatio vetus, in: ders., Aristoteles Latinus, hrsg. v. Gérard Verbeke, Leiden et al. 1939 ff., Bd. VII.1.2.

11 *Newman,* Alchemical and Baconian Views (wie Anm. 8).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tet werden könne. Wer so argumentieren möchte, so Newman, nimmt den ganzen Satz (und nicht nur die zweite Hälfte) aus *Physik* 199a16 f. in seine Argumentation auf: „Das menschliche Herstellen bringt Gebilde der Natur teils zum Abschluß [perficit], nämlich dort, wo sie die Natur selbst nicht zu einem Abschluß zu bringen vermag [„natura non potest operari"]; teils bildet es Gebilde der Natur nach [imitatur]" – und bezieht diesen Satz auf *Physik* 199a14, wo es heißt, daß die Gegenstände der Natur durch die Kunst geschaffen werden könnten („natura non solum natura sed et arte fierent") und vice versa, da beide Herstellungsprozesse der gleichen Finalität unterliegen[12]. Wahlweise könnte man auch, so ließe sich Newmans Argumentation vervollständigen, auf *Meteorologie* 381b4 ff. rekurrieren, da dort nicht nur die Analogie natürlicher und künstlicher Prozesse behauptet, sondern (was für die Alchemie wichtig ist) durch die Entsprechung von natürlicher Reife und künstlicher Kochung konkretisiert wird.

Mit Newman lässt sich also zeigen, daß nicht nur Bacons Aristoteles, sondern auch der Antiaristoteliker Bacon selbst aristotelisch argumentieren. Auf der Basis dieser amüsanten Pointe behauptet Newman[13], das Beispiel Bacon zeige, daß die Wende im Wissenschaftsverständnis der Frühen Neuzeit mehr doxographisch denn inhaltlich organisiert sei. Newmans Meinung zufolge gibt es eine alchemische Tradition aristotelischer Argumente vom Mittelalter bis weit in die Neuzeit hinein, an der – was Bacon-Forscher seiner Meinung nach chronisch unterschätzen[14] – Bacon (neben anderen Theoretikern wie Agrippa oder Paracelsus) Teil hat. Die Theorien, so Newmans

---

12 Vgl. hierzu auch *Hans Blumenberg,* ‚Nachahmung der Natur'. Zur Vorgeschichte der Idee des schöpferischen Menschen, in: Studium Generale 10 (1957), 266–283. Varianten der Nachahmungs / Übertreffungsmaxime in der mittelalterlichen Alchemie sind in dem (nach wie vor lesenswerten) Aufsatz von *Wilhelm Ganzenmüller,* Paracelsus und die Alchemie des Mittelalters, in: ders., Beiträge zur Geschichte der Technologie und der Alchemie, Weinheim 1956, 300–313, rekonstruiert.

13 *Newman,* Alchemical and Baconian Views (wie Anm. 8), 90.

14 Das ist natürlich übertrieben. Es gibt neben Rossis Bacon-Studie eine Reihe wichtiger Abhandlungen zu diesem Thema. Vgl. z. B. *Lynn Thorndike,* The Attitude of Francis Bacon and Descartes towards Magic and Occult Sciences, in: Science, Medicine and History. Essays on the Evolution of Scientific Thought and Medical Practice (FS für Charles Singer), hrsg. v. A. Ashworth Underwood, London et al. 1953, 451–455; *Stanton J. Linden,* Francis Bacon and Alchemy. The Reformation of Vulcan, in: Journal of the History of Ideas 25 (1974), 574–560 (allerdings ohne ausreichende Klärung, was Alchemie im frühen 17. Jahrhundert bedeutet); *Graham Rees,* Francis Bacon's Semi-Paracelsian Cosmology, in: Ambix 22 (1975), 81–101; *ders.,* Francis Bacon's Semi-Paracelsian Cosmology and the ‚Great Instauration', in: Ambix 22 (1975), 161–173; *Charles Webster,* From Paracelsus to Newton. Magic and the Making of Modern Science, Cambridge et al. 1982, 62 ff.; *ders.,* Alchemical and Paracelsian Medicine, in: Health, Medicine and Mortality in the Sixteenth Century, hrsg. v. dems., Cambridge et al., 1979, 301–334, 315. Vgl. neuerdings auch (im Anschluss an Rees), *Stephen Gaukroger,* Francis Bacon and the Transformation of the Early-Modern Philosophy, Cambridge 2001, 175–181.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Resümee, sind gleich, nur das doxographische Etikett wechselt von pro- auf kontraaristotelisch.

II. Latenz des Platonischen

Gegen Newmans Korrekturen an Rossi möchte ich wiederum zwei (miteinander verwandte) Einwände vorbringen; der erste betrifft die doxographische Seite seiner Argumentation, der zweite die Frage nach der Kontinuität alchemischer Argumentationen in der Neuzeit. Ich beginne mit der Doxographie: Newmans Unterstellung, daß der (Neu-)Platonismus von Autoren wie Francis Bacon oder Paracelsus ein Etiketten-Schwindel sei, übersieht, daß auch der Aristotelismus mittelalterlicher alchemischer Autoren von diesem Phänomen nicht ganz frei ist – nur andersherum.

Nehmen wir als Beispiel den anderen Bacon, Roger. Auch er (bzw. er und sein spuriöses Alter Ego)[15] verwendet in *De secretis operibus artis et naturae et de nullitate magiae* das Argument der Überbietungsstrategie der Natur aus ihr heraus, wenn er behauptet, daß die Natur zwar „potens" und „mirabilis" sei, die „ars" jedoch mächtiger („potentior"), wenn sie sich der „virtute naturali" bediene[16]. Doch nicht einmal der mittelalterliche Alchemist Roger Bacon ist so „deeply Aristotelian", wie es Newman allen Autoren, die mit dem Identitäts- und Überbietungsargument arbeiten, unterstellt[17], sondern verwendet die aristotelischen Argumente für seine eigenen Zwecke.

Welche das sind, haben neuere mediävistische Forschungen offengelegt, wenn sie die Wege, die der aus der Spätantike herrührende Neuplatonismus im Mittelalter, speziell im 13. Jahrhundert, gegangen ist, rekonstruiert und Autoren wie Grosseteste und Roger Bacon als Zentralfiguren dieser Bewegung ausgemacht haben[18]. Aufbauend auf diesen Studien lässt sich festhal-

---

15 Zur Echtheits-Frage, vgl. *Stanton J. Linden,* Kommentar, in: *(Pseudo-)Roger Bacon,* The Mirror of Alchimy. Composed by the Thrice-Famous and Learned Fryer, Roger Bachon, hrsg. v. Stanton J. Linden, New York / London 1992, xxiv.

16 *Roger Bacon,* De secretis operibus artis et naturae, et de nullitate magiae, in: ders., Opera quaedam hactenus inedita, hrsg. v. J. S. Brewer, London 1859, 523.

17 *Newman,* Alchemical and Baconian Views (wie Anm. 8), 90.

18 Vgl. zum Neuplatonismus bei Roger Bacon, *David C. Lindberg,* Die Anfänge des abendländischen Wissens, übers. von Bettina Obrecht, München ^{2}2000, 235 ff., vor allem aber: *ders.,* Roger Bacon on Light, Vison, and the Universal Emanation of Force, in: Roger Bacon and the Sciences. Commemorative Essays, hrsg. v. Jeremiah Hackett, Leiden et al. 1997, 243–276. Zum mittelalterlichen Platonismus informieren weiterhin folgende Werke: *Henryk Anzulewicz,* Die platonische Tradition bei Albertus Magnus. Eine Hinführung, in: The Platonic Tradition in the Middle Ages. A Doxographic Approach, hrsg. v. Stephen Gersh / Maarten J. Hoenen, Berlin et al. 2002, 207–278; *Wayne J. Hankey,* Aquinas and the Platonists, in: ebd., 279–324, zum Oxforder Neoplatonismus im 13. Jahrhundert, *James McEvoy,* Robert Grosseteste, Ox-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ten, daß die Art, wie sich ein Autor wie Roger Bacon die Bausteine aus der aristotelischen *Physik* und *Meteorologie* für seine Argumentation zurechtlegt, einem neuplatonischen Duktus unterliegt – auch wenn dieser nicht vollkommen offen gelegt wird und die Textoberfläche weitgehend aristotelisch bleibt.

Die Identitäts-Übertreffungstheorie ist dafür ein gutes Beispiel. Denn was ließe sich besser mit der neuplatonischen Theorie, daß alle Hypostasen von Gott über die Sterne bis zur irdischen Natur und zum Menschen durch ihre emanative „γέννησις" der Zeugung in Abbildern (Plotin, Enn. V, 2: 2) strukturell oder dynamisch identisch sind[19], vereinen, als die aristotelische Theorie, daß Natur und ars in ihren Prozessen strukturell identisch sind? Und was ließe sich besser mit der neuplatonischen Theorie, daß die Manipulation der kosmischen Prozesse durch „μαγεία" (Magie) oder sogar „γοητεία" (Zauberei) über eine aktive Teilhabe an der Wirkungsgemeinschaft des Alls (Plotin, Enn. IV, 4: 216) bzw. der Einheit der Allseele (Plotin, Enn. IV, 9: 9) funktioniert[20], zur Deckung bringen, als die aristotelische Theorie, daß die ars die Natur aus ihr selbst heraus steigern könne? Aristotelisch zu argumentieren, so läßt sich Newman entgegenhalten, ist nichts anderes, als aristotelische Argumente so zu organisieren, daß sie zur eigenen, in diesem Falle: neuplatonischen, Theorie passen.

---

ford 2000, 82 f. (Grossetestes Neoplatonismus), 172 ff. (zum Verhältnis von Grosseteste und Roger Bacon). Zum Neuplatonismus im Mittelalter allgemein, vgl. *Gerda von Bredow,* Platonismus im Mittelalter. Eine Einführung, Freiburg 1972; *Josef Koch,* Augustinischer und Dionysischer Neuplatonismus und das Mittelalter, in: Platonismus in der Philosophie des Mittelalters, hrsg. v. Werner Beierwaltes, Darmstadt 1969, 317–342; zum christlichen und, wie er es nennt, authentischen Neoplatonismus im 13. Jahrhundert, vgl. *Alain de Libera,* La mystique rhénane. D'Albert le Grand à Maître Eckhart, Paris 1994, 25–37; *Edward P. Mahoney,* Pseudo-Dionysius's Conception of Metaphysical Hierarchy and its Influence on Medieval Philosophy, in: Die Dionysius-Rezeption im Mittelalter, hrsg. v. Tzotcho Boiadjiev et al., Turnhout 2000, 429–476; zum Verhältnis von Neuplatonismus und Aristotelismus im 13. Jahrhundert, vgl. *Kurt Flasch,* Das Philosophische Denken im Mittelalter. Von Augustin zu Machiavelli, Stuttgart ^{2}2000, 361–377; 387 ff.

19 Vgl. hierzu schon *Arthur O. Lovejoy,* Die große Kette der Wesen. Geschichte eines Gedankens, übers. von Dieter Turck, Frankfurt a. M. 1985, 81 ff.; *Flasch,* Philosophisches Denken (wie Anm. 18), 402. Zum Begriff der dynamischen Identität, vgl. *Werner Beierwaltes,* Kommentar, in: *Plotin,* Über Ewigkeit und Zeit, übers. und hrsg. v. Werner Beierwaltes, Frankfurt a. M. ^{3}1981, 36 f.

20 Vgl. hierzu den instruktiven Aufsatz von *Clemens Zintzen,* Mystik und Magie in der neuplatonischen Philosophie, in: Rheinisches Museum für Philologie NF 108 (1965), 71–100, 82 ff., und *Brian P. Copenhaver,* Hermes Trismegistus, Proclus, and the Question of a Philosophy of Magic in the Renaissance, in: Hermeticism and the Renaissance. Intellectual History and the Occult in Early Modern Europe, hrsg. v. Ingrid Merkel / Allen G. Debus, Washington et al. 1988, 79–110 (unter starker Berücksichtigung von Proklos, statt Hermes, als Quelle für Ficino). Einen Überblick über den Neuplatonismus und sein Verhältnis zu Chemie und Alchemie bietet *J. R. Partington,* A History of Chemistry, London / New York 1970 ff., Bd. I, 225–236.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Insofern ist die explizit antiaristotelische Attitüde, die frühneuzeitliche Autoren wie Bacon, Paracelsus und seine Anhänger pflegen, wenn sie aristotelische Gedankenfiguren verwenden, nicht nur Etikettenschwindel. So zu argumentieren, heißt auch, eine alchemische und paracelsistische Grundtugend ins Rhetorische zu wenden. Ich meine die auf Lc. 8, 17 und der spätantiken Alchemie (Pseudo-Demokrits *Physika kai mystika*)[21] beruhende, als Maxime verstandene Sentenz: „Non enim est occultum quod non manifestetur“[22]. Erst die frühneuzeitlichen Alchemisten und Magier machen manifest, was im 13. Jahrhundert latent vorhanden ist: der platonisch-neuplatonische Duktus innerhalb alchemischer Theorien auf aristotelischer Basis.

Der Preis dafür ist anscheinend eine diskursive Amnesie im Bezug auf die aristotelischen Ursprünge der eigenen Argumentation. Doch auch diese Art, sich in Bezug auf Aristoteles das „Gehirn [...] gewaschen“[23] zu haben, ist (mit ein wenig humoristischer Großzügigkeit) durch die alchemische Tradition gedeckt: Wenn ein Paracelsist wie Tancke die aristotelische Übertreffungs- und Identitätsdoktrin gegen den angeblich „blinden Aristotele“ ausspielt[24], dann könnte er sich, um nicht selbst dem Vorwurf eines blinden Flecks ausgesetzt zu sein, auf die alchemische Conversio-Regel berufen, nach der nicht nur das Verborgene manifest, sondern das „manifestum [...] absconditum“[25] werden soll.

---

21 Vgl. hierzu *William R. Newman,* The Occult and the Manifest among the Alchemists, in: Tradition, Transmission, Transformation. Proceedings of two Conferences on Pre-Modern Science Held at the University of Oklahoma, hrsg. v. F. Jamil Ragep et al., Leiden et al. 1996, 173–198; *William R. Newman,* Gehennical Fire. The Lives of George Starkey, an American Alchemist in the Scientific Revolution, Cambridge/London 1994, 94–97, und *Vf.,* Verborgene Kräfte und die Macht des Gestirns. Zur Verschiebung alchemischer und astrologischer Gedankenfiguren im 16. und frühen 17. Jahrhundert und zur poetologischen Aneignung bei Philipp von Zesen“, erscheint in: Stoffe. Zur Geschichte und Theorie der Materialität in Künsten und Wissenschaften, hg. von Caroline Torra-Mattenklott et al., Freiburg 2005.

22 Zitiert nach der Vulgata; aufgenommen bei *Alexander von Suchten,* De secretis antimonii. Das ist/von der grossen Heymligkeit/des Antimonij [...], Mümpelgart 1598, Titelblatt. Ähnlich *Benedictus Figulus,* Dedikationsvorrede an Sebastian Küller et al., 28. 12. 1607, in: Rosarium novum olympicum et benedictum. Das ist: Ein newer Gebenedeyter Philosophischer Rosengart, hrsg. v. dems., Basel 1608, T. I, a1 r.

23 *Joachim Tancke,* Widmungsvorrede an Eckbrecht von der Malsburg, 1. 4. 1608, in: *(Pseudo-)Roger Bacon,* Medvlla Alchemiae, hrsg. v. Joachim Tancke, wiederabgedruckt in: *Deutsches Theatrum Chemicum,* hg. v. Friedrich Roth-Scholtz, Hildesheim/New York 1976 (ND der Ausgabe Nürnberg 1732), Bd. III, 75.

24 Ebd., 80.

25 *Pseudo-Thomas von Aquin,* Von der Multiplikation. Untersuchungen und Texte, hrsg. v. Dietlinde Goltz/Joachim Telle/Hans J. Vermeer, Wiesbaden 1977, 116. Zum Conversio-Topos, vgl. dies., Kommentar, in: ebd., 75.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

III. Mystischer Eigensinn

Wenn für mittelalterliche Autoren wie Roger Bacon gilt, daß sie aristotelische Argumente nach einem eigenen theoretischen Duktus organisieren, dann gibt es keinen Grund, ein solches Verfahren für die mittlerweile topisch gewordenen Argumente in der Frühen Neuzeit auszuschließen. An der Interpretation der genannten Topoi – und das ist mein zweiter Punkt gegen Newman – lassen sich bei aller Kontinuität durchaus auch inhaltliche (und nicht nur doxographische) Veränderungen im Wissenschaftsverständnis der Neuzeit gegenüber dem Mittelalter ablesen.

Ich stütze mich hierbei auf neuere Arbeiten aus der Topos-Forschung, die gezeigt haben, daß die frühneuzeitliche Inanspruchnahme eines Topos oder einer topischen Kette von Argumenten, auch wenn eines oder mehrere davon bereits zum Sentenziösen neigen, nicht im Geringsten individueller Intention und Invention entbehrt (wie das noch Hans Robert Curtius glaubte)[26]. Die Topik bleibt auch in der Frühen Neuzeit der Schnittpunkt zwischen Dialektik und Rhetorik, also die Methode, bei einer vorgelegten Zweifelsfrage zu einem Urteil zu kommen (Aristoteles, Topik 100a), verlagert aber ihre argumentative Energie stärker unter die Textoberfläche[27].

Wenn also ein Autor wie Paracelsus behauptet, daß der natürliche Magier „durch der Natur examen gen" muss, und hinzufügt: „er ist aus ir" (Paracelsus, Paramirum SW I.9, 41 f.) und kann sie daher „zu end bringen" (Paracelsus, Praktica auf das Jahr 1539, SW I.11, 253), wenn ein Paracelsus-Adept wie Oswald Croll schreibt, daß man durch „stättige[s] Nachsinnen[]" zu den „aller grösten Geheymnussen der Natur gelangen", diese jedoch „nicht allein verstehen / sondern auch im Werck können imitiern / vnnd daß das gröste ist / selbten leysten" soll[28], dann handelt es sich um einen für Paracelsus und den Paracelsismus[29] zentralen Topos, der zwar aristotelischen

---

26 Vgl. zu dieser Curtius-kritischen Wende in der Topos-Forschung, *Walter Veit,* Toposforschung, in: Toposforschung, hrsg. v. Max L. Baeumer, Darmstadt 1973, 136–209, bes. 149 ff.

27 Ich orientiere mich in der methodischen Ausrichtung an *Wolfgang Neuber,* Topik und Intertextualität. Begriffshierarchie und ramistische Wissenschaft in Theodor Zwingers ‚Methodvs Apodemica', in: Intertextualität in der frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven, hrsg. v. dems. / Wilhelm Kühlmann, Frankfurt a. M. et al. 1994, 253–278, 253–255; in bezug auf die Toposforschung an *Lothar Bornscheuer,* Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft, Frankfurt a. M. 1976, 138–149, und *Wilhelm Schmidt-Biggemann,* Topica universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft, Hamburg 1983.

28 *Oswald Croll,* Basilica chymica. Oder Alchymistisch königlich Kleynod [...], Frankfurt a. M. 1623, 69.

29 Einen Überblick über den sich formierenden Paracelsismus im Europa des 16. Jahrhundert bieten: *Lynn Thorndike,* A History of Magic and Experimental Science

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ursprungs ist, hier jedoch mit eigenen argumentativen Interessen realisiert wird. Diese Interessen lassen sich dabei weder allein über den aristotelischen Wortlaut noch über die neuplatonische Interpretation in der mittelalterlichen Alchemie rekonstruieren.

Es ist bei einem System, das auf dem Prinzip des „alles in allem“[30] aufbaut, notwendig, die Theorie von der *Einheit mit der Natur,* zumal wenn sie neuplatonisch fundiert ist, nicht isoliert zu betrachten, sondern mit der ebenfalls neuplatonischen Maxime der Mystik, eine *Einheit mit Gott* zu erreichen, zusammen zu denken[31] – auch das ist, Stichwort Lapis-Christus-

---

During the First Thirteen Centuries of Our Era, New York et al. 1923–1970, Bd. V, 617–651, mit einem Schwerpunkt auf der Chemiatrie: *Allen G. Debus,* The Chemical Philosophy. Paracelsian Science and Medicine in the Sixteenth and Seventeenth Centuries, New York et al. 1977, 127–204; *Hugh Trevor-Roper,* The Paracelsian Movement, in: ders., Renaissance Essays, London 1985, 149–199. Den deutschen Paracelsismus rekonstruieren: *Joachim Telle,* Kurfürst Ottheinrich, Hans Kilian und Paracelsus. Zum pfälzischen Paracelsismus im 16. Jahrhundert, in: Von Paracelsus zu Goethe und Wilhelm von Humboldt, hrsg. v. Sepp Domandl, Wien 1981, 130–146; *ders.*, Benedictus Figulus. Zu Leben und Werk eines deutschen Paracelsisten, in: Medizinhistorisches Journal 22 (1987), 303–326; *ders.,* Zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Alchemia medica unter besonderer Berücksichtigung von Joachim Tanck, in: Humanismus und Medizin, hrsg. v. Rudolf Schmitz / Gundolf Keil, Weinheim 1984, 139–158, und neuerdings *ders. / Wilhelm Kühlmann,* Einleitung, in: Corpus Paracelsisticum, hrsg. v. dens., Tübingen 2001 ff.; Bd. I., 1–40.

30 *Oswald Croll,* De signaturis internis rerum. Die lateinische Editio princeps (1609) und die deutsche Erstübersetzung (1623), hrsg. v. Joachim Telle / Wilhelm Kühlmann, Stuttgart 1996, 182.

31 Die ältere Forschung tendiert stark dazu, wie Zekert paradigmatisch schreibt, Paracelsus für einen Arzt und Naturforscher, nicht jedoch für einen Theologen und schon gar nicht für einen christlichen Magier oder Mystiker zu halten (*Otto Zekert,* Paracelsus. Europäer im 16. Jahrhundert, Stuttgart et al. 1968, 141). Daher werden in vielen der grundlegenden Studien zur Wissenschaftstheorie des Paracelsus dessen theologischen Ansätze ignoriert. Als Beispiel sei die bekannte Studie von *Walter Pagel,* Paracelsus. An Introduction to Philosophical Medicine in the Era of the Renaissance, Basel et al. ^{2}1982, erwähnt, die theologische Fragen im engeren Sinne weitgehend ausklammert (für Pagel ist Paracelsus „foremost a naturalist“, 53). Dementsprechend kommt es bei Pagel zu dem missverständlichen Begriff der Naturmystik (*Walter Pagel,* Paracelsus als Naturmystiker. In: Epochen der Naturmystik. Hermetische Tradition im wissenschaftlichen Fortschritt, hrsg. v. Antoine Faivre / Rolf Christian Zimmermann, Berlin 1979, 52–104). Auf eine ähnliche Weise unterläuft Pierre Deghaye die Differenz von Gott und Natur, wenn er die Paracelsische Theologie als Natur-Kult interpretiert (*Pierre Deghaye,* La Lumière de la Nature chez Paracelse, in: Paracelse, hrsg. v. Albin Michel, Paris 1980, 53–88, 82).

Auch wenn die Verbindung zwischen Naturwissenschaft und Theologie ein Desiderat darstellt, bleibt festzuhalten, daß die paracelsische Theologie in den letzten Jahren detailliert untersucht worden ist. Vgl. z. B. *Hartmut Rudolph,* Schriftauslegung und Schriftverständnis bei Paracelsus, in: Kreatur und Kosmos. Internationale Beiträge zur Paracelsus-Forschung, hrsg. v. Rosemarie Dilg-Frank, Stuttgart / New York 1981, 101–124; *Hartmut Rudolph,* Hohenheim's Anthropology in the Light of his Writings on the Eucharist, in: Paracelsus. The Man and his Reputation. His Ideas and

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Parallele[32], ein Gedanke der mittelalterlichen Alchemie, der jedoch hier neu interpretiert wird. Die paracelsischen Systemvorgaben lauten, daß alles, was im Bereich der Natur existent ist, auch auf der Ebene des Übernatürlichen vorkommen muss und vice versa: Zur Philosophie des „eußern himel[s]", der magica, gehört eine Philosophie des „innern himels", die magica coelestis (Paracelsus, Astronomia magna, SW I.12, 278). Der Analogiezwang gilt auch für alle System-Bausteine: Wie es in der magica eine Maxime der imitatio naturae (mit Tendenz zur Identifizierung) gibt, so gibt es auch auf der Ebene der magica coelestis eine Pflicht zur *imitatio Christi* (ebenfalls mit Tendenz zur Identifizierung):

> Dorauf dan folgt der spruch Christi, der mit mir wil sein, der verleugne sein selbs, das ist, er verleugne der dingen, so [er] aus der natur hat [...] und nem sein creuz auf sein rücken, das ist das joch, das im die natur aufgelegt hat (Paracelsus, Philosophia magna, SW I.14, 185 f.).

Paracelsus rekurriert hier, wie vor ihm Thomas a Kempis[33] in seinem Erbauungsbuch über die Nachfolge Christi, auf Mt. 16, 24. Die bei Paracelsus häufig zu findende Forderung, zu tun „was Cristus gethon hat"[34], zielt jedoch nicht auf eine Nachahmung der äußeren Werke und Leiden Christi, sondern auf eine innere Imitation: Der Mensch soll über den Verlust seines

---

their Transformation, hrsg. v. Ole Peter Grell, Leiden et al. 1998, 187–206; das Verhältnis von Luthers Psalmenübersetzung und Paracelsus' exegetischen Schriften lotet *Martin Brecht,* Der Psalmenkommentar des Paracelsus und die Reformation, in: Neue Beiträge zur Paracelsus-Forschung, hrsg. v. Peter Dilg / Hartmut Rudolph, Stuttgart 1995, 71–88, aus; dem Matthäus-Kommentar widmet sich die Studie von *Arlene Miller Guinsburg,* Paracelsian Magic and Theology. A Case Study of the Matthew Commentaries, in: Kreatur und Kosmos. Internationale Beiträge zur Paracelsus-Forschung, hrsg. v. Rosemarie Dilg-Frank, Stuttgart / New York 1981, 125–139. Vgl. weiterhin *Ute Gause,* Paracelsus (1493–1541). Genese und Entfaltung seiner frühen Theologie, Tübingen 1993, 162–257; *Andrew Weeks,* Paracelsus. Speculative Theory and the Crisis of the Early Reformation, New York 1997, 77–99 (ähnlich: *ders.,* Theorie und Mystik in der Nachfolge des Paracelsus, in: Morgen-Glantz 13 (2003), 283–302), sowie *Alois M. Haas,* Paracelsus der Theologe. Die Salzburger Anfänge 1524 / 25, in: Paracelsus und Salzburg, hrsg. v. Heinz Dopsch / Peter F. Kramml, Salzburg 1994, 369–382. Die Rezeption der theologischen Schriften im Paracelsismus wird in *Carlos Gilly,* ‚Theophrastia Sancta'. Der Paracelsianismus als Religion im Streit mit den offiziellen Kirchen, in: Analecta Paracelsia. Studien zum Nachleben Theophrast von Hohenheims im deutschen Kulturgebiet der frühen Neuzeit, hrsg. v. Joachim Telle, Stuttgart 1994, 425–488, ausgebreitet.

32 Vgl. zur Lapis-Christus-Parallele, *Karl Hoheisel,* Christus und der philosophische Stein. Alchemie als über- und nichtchristlicher Heilsweg, in: Die Alchemie in der europäischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte, hrsg. v. Christoph Meinel, Wiesbaden 1986, 61–84.

33 Vgl. zur Autoren-Problematik, *B. J. H. Biggs,* Introduction, in: *Thomas a Kempis,* The Imitation of Christ. The First English Translation of the ‚Imitatio Christi', hrsg. v. B. J. H. Biggs, Oxford 1997, xix–lxxx, xxx ff.

34 *Paracelsus,* Buch der Erkanntnus (wie Anm. 5), 27.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„selbs", d. h. seiner Identität und Individualität, mit Christus eins werden und so teilhaben an seinem Erlösungsprozess. Diese Teilhabe wird über die Dichotomie Adam / Christus organisiert: So wie Christus durch seine Erlösungsleistung die Sünde Adams auf sich nahm, soll auch der ihm nachfolgende Mensch den alten „Adam", der aus dem „tötlich fleisch" besteht, zu Gunsten des „neuen leib[s]" und des neuen Adams, nämlich „Christus" (Paracelsus, Astronomia magna, SW I.12, 307 f.), verlieren.

Auf diesen Vorgang, den Paracelsus mit Bezug auf Joh. 3, 3 „neue[] geburt" (SW I.12, 327) nennt, muß der Mensch nicht erst bis zum Jüngsten Gericht warten; vielmehr kann er ihn bereits nach der Taufe und durch intensive Arbeit an sich selbst schon hier „auf erden" (SW I.12, 327) erleben. Er muss nur den Prozess der Imitatio Christi soweit treiben, bis Mensch und Gott-Sohn „ein natur" (SW I.12, 326) darstellen[35].

Paracelsus' obengenannte Paraphrase von Mat. 16, 24 weist gegenüber dem Original – und zwar unabhängig davon, welche Übersetzung man verwendet – eine entscheidende Differenz auf. In der Bibel heißt es lediglich: „Da sprach Jhesus zu seinen Jüngern / Wil mir jemand nachfolgen / der verleugne sich selbs / vnd neme sein Creutz auff sich vnd folge Mir"[36]. Dass das „selbs" von oder aus der „natur" (Paracelsus, Philosophia magna, SW I.14, 185 f.) kommt, fügt Paracelsus eigenmächtig hinzu.

Diese Art der Text-Manipulation hat jedoch Tradition. Schon in der *Theologia Deutsch* wird die entselbstende Nachfolge Christi („Wiltu noch mir kommen, ßo vorczuch dyn selbs vnd volge mir nach") über eine Parallelführung von „natur" und „selbheit"[37] geleistet. Die Analogisierung geschieht in beiden Fällen aus einer neuplatonischen Diktion heraus: Der Rückgang in sich selbst ist zugleich ein Zurückgehen der Emanation im inneren Menschen. Und bei diesem Rückgang entspricht der makrokosmischen Hypostase der Natur die Selbstheit (auf mikrokosmischer Ebene). Beide Zustände müssen überwunden werden, um, mit Pseudo-Dionysius zu sprechen, „zur Einung mit demjenigen [...], der alles Sein und Erkennen übersteigt", zu gelangen[38].

---

35 Dies gegen Kurt Goldammer, der Paracelsus' neuen Menschen und neuen Leib lediglich ins Jenseits versetzt: *Kurt Goldammer,* Paracelsische Eschatologie, in: ders., Paracelsus in neuen Horizonten. Gesammelte Aufsätze, hrsg. v. Sepp Domandl, Wien 1986, 87–152, 112; ähnlich schon *ders.,* Paracelsus. Natur und Offenbarung, Hannover-Kirchrode 1953, 85.

36 Zitat nach *Martin Luther,* Biblia. Das ist: Die gantze Heilige Schrifft Deutsch, 2 Bde., hrsg. v. Hanz Volz, Darmstadt 1974 (= ND der Ausgabe Wittenberg 1545).

37 *„Der Franckforter",* Theologia Deutsch. Kritische Textausgabe, hrsg. v. Wolfgang von Hinten, München / Zürich 1982, 96; 95.

38 *Pseudo-Dionysius Areopagita,* Über die Mystische Theologie und Briefe, übers. und hrsg. v. Adolf Martin Ritter, Stuttgart 1994, 74.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Und auch die anderen für Paracelsus und den Paracelsismus relevanten theologischen Schlüsselbegriffe, die Adam-Christus-Linie, die innere imitatio und die neue geburt, finden sich bereits hier wie in den Predigten Taulers wieder: Auch Tauler spricht von einem „alten Menschen" und – als dessen Überwindung – von einer Wiedergeburt Christi im Menschen: Es „muß der Herrn in ihm geboren werden, sterben und wieder auferstehen"[39] – und in der *Theologia deutsch* heißt es: „wo der ald mensch [Adam] stirbet vnd der nuwe [Jesus] geborn wirt, do geschiet die ander geburt"[40].

Bliebe man hierbei stehen, so müßte man den Theologen Paracelsus und den auf ihn bezogenen Diskurs zwar nicht in einen zäsurlosen aristotelischen, aber in einen zäsurlosen, sich aus der Spätantike und dem Mittelalter herschreibenden, neuplatonisch-mystischen Diskurs einordnen. In der Frühen Neuzeit, so müsste das Fazit lauten, werden genau die gleichen Topoi wiederholt wie in der diskursiven Formation, die die mediävistische Forschung als die neuplatonische Mystik des Mittelalters dechiffriert hat[41].

---

39 *Johannes Tauler,* Predigten. Vollständige Ausgabe, übers. und hrsg. v. Georg Hofmann, Einsiedeln ^{3}1987, Bd. II, 383; 320. Original: *Johannes Tauler,* Die Predigten Taulers. Aus der Engelberger und der Freiburger Handschrift sowie aus Schmidts Abschriften der ehemaligen Straßburger Handschriften, hrsg. v. Ferdinand Vetter, Berlin 1910, 396; 345.

40 *„Der Franckforter",* Theologia Deutsch (wie Anm. 37), 91.

41 Zur Verbindung von Mystik und Neuplatonismus bei Plotin, vgl. *Zintzen,* Mystik und Magie (wie Anm. 20); *Werner Beierwaltes,* Reflexion und Einung. Zur Mystik Plotins, in: Grundfragen der Mystik, hrsg. von dems. et al., Einsiedeln 1974, 7–36; *Bernard McGinn,* Die Mystik im Abendland, Freiburg et al. 1994 ff., Bd. I: Ursprünge, übers. von Clemens Maß, 47–102; 233–274; 286–292; speziell zur Verbindung im Mittelalter, vgl. *von Bredow,* Platonismus (wie Anm. 18), 39–90; *Libera,* La mystique (wie Anm. 18), 25–72; *Ruedi Imbach,* Die Deutsche Dominikaner-Schule. Drei Modelle einer Theologia mystica, in: ders., Quodlibeta. Ausgewählte Artikel, hrsg. v. Francis Cheneval et al., Fribourg 1996, 109–129; *ders.,* Chronique de Philosophie. Le (néo)platonisme médieval, Proclus latin et l'école dominicaine allemande, in: ebd., 129–152; *Flasch,* Das Philosophische Denken (wie Anm. 18), 365 f.; 375 f. Zu Taulers (und des Frankfurters) Positionierung im neuplatonischen Kontext, vgl. *Rufus M. Jones,* The Flowering of Mysticism. The Friends of God in the Fourteenth Century, New York 1971; *Loris Sturlese,* ‚Homo divinus'. Der Prokloskommentar Bertholds von Moosburg und die Probleme der nacheckhartschen Zeit, in: Abendländische Mystik im Mittelalter. Symposion Kloster Engelberg 1984, hrsg. v. Kurt Ruh, Stuttgart 1986, 145–161; *Paul Wyser,* Taulers Terminologie vom Seelengrund, in: Platonismus in der Philosophie des Mittelalters, hrsg. v. Werner Beierwaltes, Darmstadt 1969, 381–409, 389 ff.; vgl. auch *Steven Ozment,* Homo Spiritualis. A Comperative Study of the Anthropology of Johannes Tauler, Jean Gerson and Martin Luther in the Context of their Theological Thought, Leiden et al. 1969, 44 f.; *Peter Dinzelbacher,* Christliche Mystik im Abendland. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters, Paderborn et al. 1994, und, sehr konzise, *Kurt Ruh,* Geschichte der abendländischen Mystik, Bd. III: Die Mystik des deutschen Predigerordens und ihre Grundlegung durch die Hochscholastik, München 1996, 503–507.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Es gilt jedoch zu berücksichtigen, daß die Tauler- und *Theologia-Deutsch*-Renaissance in der Frühen Neuzeit einen Grund und einen dazugehörigen Namen hat: Martin Luther. Auf der Basis der in *De Captivitate* formulierten Maxime, daß der Mensch „morti ac resurrectioni Christi respondeat" – daß er ‚dem Tod und der Auferstehung Christi gleichkommen solle' (WA VI, 534)[42] –, schreibt Luther im *Kleinen Katechismus,* daß der „alt adam *jn vns*" (WA XXX.1, 257.1; Hervorhebung von mir)[43] in der Taufe ersäuft werden solle, während „unß" zugleich „Christus geben" wird (Taufermon, WA II, 731)[44]. Der Tod des alten Adam und die Gabe Christi als neuer Adam werden von Luther (ebenfalls mit Rekurs auf Joh. 3, 3) durch den Begriff der „*newen* gepurt" (WA II, 728; Hervorhebung von mir) verbunden.

Wie ist das zu werten? Die neuere Luther-Forschung[45] kommt darin überein, daß Luther zentrale Begriffe aus der Mystik (und zwar insbesondere der Taulers und des Tauler-nahe[46] eingestuften Frankfurters, den Luther bekanntlich ediert[47]) übernimmt und die mit diesen Begriffen verbundene

---

42 Ich zitiere unter der Sigle ‚WA' nach *Martin Luther,* Werke. Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe), Weimar 1883 ff.

43 Zur Verlagerung der Imitatio von außen nach innen im Denken Luthers, vgl. *John K. Riches,* Art. Nachfolge Jesu III, in: TRE XXIII, 691–701, 692.

44 Zum Verhältnis von innerem und äußerem Menschen bei Luther, vgl. *Karl-Heinz zur Mühlen,* Nos Extra Nos. Luthers Theologie zwischen Mystik und Scholastik, Tübingen 1972, 1–7; 26–30; 265–272; zum ‚Christus in uns': *Theobald Beer,* Der fröhliche Wechsel und Streit. Grundzüge der Theologie Martin Luthers, Einsiedeln 1980, 330–334.

45 Vgl. hierzu *Bernd Möller,* Tauler und Luther, in: La Mystique Rhénane, hrsg. v. Jean Dagens, Paris 1963, 157–168; mit stärkerer Betonung der Differenz: *Heiko Obermann,* Simul Gemitus et Raptus. Luther und die Mystik, in: Kirche, Mystik, Heiligung und das Natürliche bei Luther, hrsg. v. Ivar Asheim, Göttingen 1967, 20–59 (ähnlich auch *Heiko A. Obermann,* Luther. Mensch zwischen Gott und Teufel, Berlin 1982, 190–197); mit stärkerer Betonung der Gemeinsamkeit: *Bengt Hägglund,* Luther und die Mystik, in: Kirche, Mystik, Heiligung und das Natürliche bei Luther, hrsg. v. Ivar Asheim, Göttingen 1967, 84–94, und *Erwin Iserloh,* Luther und die Mystik, in: ebd., 60–83; im Anschluss an Iserloh: *Alois M. Haas,* Luther und die Mystik, in: DVjs 60 (1986), 177–207; 205 f. *Reinhard Schwarz,* Martin Luther (1483–1546), in: Große Mystiker. Leben und Wirken, hrsg. v. Gerhard Ruhbach / Josef Sudbrack, München 1984, 185–202, und *Walter Haug,* Johannes Taulers Via negationis, in: Die Passion Christi in Literatur und Kunst des Spätmittelalters, hrsg. v. dems. / Burghart Wachinger, Tübingen 1993, 76–93, haben den Blick auf die Gemeinsamkeiten gelenkt, während von theologischer Seite weiterhin eher eine Betonung der Differenz – vgl. z. B. *zur Mühlen,* Nos Extra Nos (wie Anm. 44), 101 ff. – vorherrscht. Vgl. auch den, leider nun etwas veralteten, Forschungsbericht von *Gustav Adolf Benrath,* Luther und die Mystik. Ein Kurzbericht, in: Zur Lage der Lutherforschung heute, hrsg. v. Peter Manns, Wiesbaden 1982, 44–58, 44 ff. Vgl. neuerdings auch *Gerhard Wehr,* Mystik im Protestantismus, München 2000, 17–25.

46 Vgl. *Martin Brecht,* Martin Luther, 3 Bde., Stuttgart 1981 ff., Bd. I, 141.

47 Vgl. zu Luthers Editorentätigkeit, *Steven Ozment,* Mysticism and Dissent. Religious Ideology and Social Protest in the Sixteenth Century, New Haven / London

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Position einer vollständigen Angewiesenheit des Menschen auf Gott in seine Theologie integriert. Allerdings isoliert er diese Bedeutung und grenzt sich von einer negativen Theologie oder dem Gedanken einer vollständigen Vereinigung des Menschen mit Gott scharf ab. Nur so kann Luther das Gleichgewicht des „Simul peccator et Iustus" (Luther, Römerbrief-Vorlesung, WA LVI, 272) gegen eine einseitige Aufwertung des Iustus (qua mystischer Teilhabe am Göttlichen) absichern.

Damit soll nicht gesagt sein, daß Paracelsus Luthers Kupierung des mystischen Denkens mitmachte – aber er bedient sich ihrer: Wie die meisten Autoren vom (mangels eines besseren Begriffs) so genannten linken Flügel der Reformation[48], die mit mystischem Gedankengut arbeiten, verwendet auch Paracelsus die Begriffe Luthers mit dem Ziel, exoterisch eine protestantische Argumentation zu erzeugen, die jedoch esoterisch als mystische Position mit häretischer Komponente gelesen werden kann.

Doch kein rhetorischer Umweg, der nicht seine Spuren hinterließe. Wenn Paracelsus die lutherischen Begriffe remystifiziert, so übernimmt er dabei zugleich dessen Souveränitätskonzeption. Bekanntlich denkt Luther die „zwey regiment" (Luther, Von weltlicher Oberkeit, WA XI, 251), das Weltliche und das Gottes, vollständig disjunkt (also unter Ausschluss der Kirche) und analog: Wie der innere Mensch neben „freud und vorlangen" auch in „furcht" vor dem jüngsten Tag lebt, da er die „sund nicht loß" wird, sondern vielmehr „mehret" (Luther, Adventspostille, WA X.1/2, 109 ff.), so ist auch die „menge" (Luther, Von weltlicher Oberkeit, WA XI, 251), von einigen wahrhaften Christen mal abgesehen, nichts anderes als „sunder und böse" (WA XI, 250).

Die Erbsünde des Einzelnen und die Tatsünden der Menge lassen die Menschen zwar auf einen fröhlichen Wechsel zu einem evangelischen, d. h.

1973, 17–25; zur Lutherschen Drucklegung der Theologia Deutsch in Abgrenzung zum Basler Tauler-Druck, *Winfried Zeller,* Der Basler Taulerdruck von 1522 und die Reformation, in: ders., Theologie und Frömmigkeit. Gesammelte Aufsätze, hrsg. v. Bernd Jaspert et al., Marburg 1971–1978, Bd. I, 32–38, 32 f.

48 Vgl. zur Einordung Paracelsus' in diesen Teil der Reformation, *Gerhard Wehr,* Alle Weisheit ist von Gott. Gestalten und Wirkungen christlicher Theosophie: Valentin Weigel, Jakob Böhme, Johann Valentin Andreae, Friedrich Christoph Oetinger, Michael Hahn, Gütersloh 1980, 15 ff. (mit Bezug auf Paracelsus, aber ohne Berücksichtigung seiner theologischen Schriften). Ähnlich, aber etwas skeptischer in der Frage der Einordnung, äußert sich *Kurt Goldammer,* Paracelsus und die Reformation, in: Paracelsus (1493–1541). Keines anderen Knecht, hrsg. v. dems./Heinz Dopsch/Peter F. Kramml, Salzburg 1993, 291–298, 292; Zur Problematisierung des Begriffs des ‚linken Flügels', vgl. *Steven Ozment,* The Age of Reform 1250–1550. An Intellectual and Religious History of Late Medieval and Reformation Europe, New Haven/London 1980. *Carlos Gilly,* Johann Arndt und die ‚dritte Reformation' im Zeichen des Paracelsus, in: Nova Acta Paracelsica NF 11 (1997), 60–77, schlägt für die genannte Gruppe den Begriff der ‚dritten Reformation' vor. Dieser Begriff ist jedoch, soweit ich sehe, in der Forschung nicht aufgenommen worden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gesetzesfreien, Zustand hinleben; so lange dieser Zustand jedoch nicht erreicht ist, sind sie bedingungslos und ohne eigene Macht ihrem äußeren und inneren Souverän verbunden: der „uberkeyt" (WA XI, 272) mit „schwerd" und „recht" (WA XI, 248) und Gott, der dem Menschen in der Taufe innere Erlösung verspricht.

Wie in jeder Verpflichtung einer Autorität herrscht – um mit Derrida zu sprechen – eine zeitliche „Asymmetrie" vor[49]: Die Menschen müssen sich jetzt schon an die Gesetze halten und innerlich der Sünde entsagen; die Leistungen des Souveräns, die Herbeiführung staatlichen und inneren Heils, wird – bis zum jüngsten Tag – nie vollständig gegeben. Das Zeichen des Bundes, belegt nur, daß der Prozess *„angefangen"* hat (Luther, Taufsermon, WA II, 732; Hervorhebung von mir).

Hinter die Bestimmung des Verhältnisses von Mensch und Gott aus der Perspektive der Souveränität kann Paracelsus nicht mehr zurück; allerdings rüstet er diese Souveränität auf der Basis seiner mystischen Relektüre Luthers weitgehend um. Wenn er nämlich, wie oben gezeigt, den Menschen in seiner Imitatio Christi nicht (wie bei Luther) auf dem Scheitelpunkt des fröhlichen Wechsels ausbalanciert, sondern die imitatio Christi zur Identität vorantreibt, dann mit der Folge, daß der Mensch bei Paracelsus schwächer am peccatum und stärker an der iustitia oder „gerechtigkeit" (Paracelsus, Liber de iustitia; SW II.2, 153) beteiligt ist: „glaub nur, daß dich der heilig geist tauf. alsdann ist ein ieglicher mensch sein fürst, sein könig und sein herr, selbst zu gebieten" (SW II.2, 159).

Daß der Mensch in Sachen *Gerechtigkeit* sein eigener Souverän ist, hat zur Folge – und hier deutet sich eine Art von Gewaltenteilung bei Paracelsus an –, daß er eine moralische Macht über die *schwertführende Obrigkeit* hat: Prüfe, so lautet die Maxime des paracelsischen Gläubigen, die moralische „volkhomenhait" eines Souveräns: „hat er die / so soll ich jm lassen / hat erß nicht / so soll ich jm nit lassen"[50]. Der Gläubige kann auf Basis seiner moralischen Macht entscheiden, ob er einer weltlichen Obrigkeit verpflichtet ist – oder eben nicht.

Genau das kann man aber mit Gott, dessen Souveränität bei Luther, wie eben gezeigt, analog zur weltlichen Macht konstruiert wird, nicht machen. Und selbst wenn man ihn mangels Alternativen nicht absetzen kann, so lauert in einer mystisch-politischen Konzeption à la Paracelsus immer noch die Gefahr, daß der Mensch die Gewalt, die er von Gott in der unio erhält, um-

---

49 *Jacques Derrida,* Glauben und Wissen. Die beiden Quellen der ‚Religion' an den Grenzen der bloßen Vernunft, übers. von Alexander G. Düttmann, in: Die Religion, hrsg. v. dems. / Gianni Vattimo, Frankfurt a. M. 2001, 9–106, 93–95; *ders.*, Gesetzeskraft. Der ‚mystische Grund der Autorität', übers. von Alexander G. Düttmann, Frankfurt a. M. 1991, 23 ff.

50 *Paracelsus,* Buch der Erkanntnus (wie Anm. 5), 27.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wendet und gegen ihn richtet. Dieses Problem der Souveränitäts-Rückkoppelung inklusive aller Feinziselierungen in Sachen Identität und Nicht-Identität hat Angelus Silesius in einem Epigramm auf den Punkt gebracht: „Jch bin so groß als GOtt / Er ist als ich so klein: [/] Er kan nicht über mich / ich unter Jhm nicht seyn“[51].

Silesius' Anwendung des cusanischen Prinzips der coincidentia oppositorum[52], der (mit Hegel gesprochen)[53] Aufhebung der Differenz von Gott und Mensch, markiert eine gewisse Grenze, die im poetischen Spiel mit Vorbehalt, nicht aber in der theologischen und naturwissenschaftlichen Konzeption des Paracelsus betreten werden darf. Will man die Grenze unberührt lassen, ist das Verhältnis zwischen Mensch und Natur ein idealer Ausweich- und Nebenschauplatz, da er analog angeordnet ist, durch sein niedrigeres emanatives Niveau jedoch anderen Regeln unterliegt. Die oben diskutierte aristotelisch-neuplatonische Maxime der Natur-Überbietung aus ihr heraus beinhaltet ja genau das anhand von Silesius skizzierte intrikate Rückkoppelungsphänomen – aber eben nicht auf der Häresie-verdächtigen Ebene zwischen Gott und Mensch, sondern auf der harmloseren zwischen Natur und Mensch.

Der Mensch hätte kein Interesse daran, in die Natur zu expandieren, ihre Kräfte zu seinen zu machen, wäre die Natur nicht größer als er: „die natur“ ist „erstlich an ir selbs ein maga“ (Paracelsus, Astronomia magna, SW I.12, 132), der menschliche „magus“ (ebd.) bezieht seine Kräfte nur über sie und aus ihr. Des Menschen Teilhabe an dieser präartifiziellen Magie geht jedoch wiederum so weit, daß er nicht nur die Position des Schwächern, sondern zugleich auch die des Stärkeren einnehmen kann. Die vom Menschen erzielte Perfectio ist eine Leistung, wie der Paracelsist Khunrath betont, „die [...] die Natur an sich selbst nicht geben hette“[54].

---

51 *Angelus Silesius* (Johannes Scheffler), Cherubinischer Wandersmann. Kritische Ausgabe, hrsg. v. Louise Gnädinger, Stuttgart 1984, 28 f. Angelus Silesius bezieht sich auf *Maximilianus Sandaeus,* Pro Theologia mystica clavis, Köln 1640, 157a. Vgl. hierzu *Louise Gnädinger,* Kommentar, in: Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann, 326.

52 Vgl. zur coincidentia oppositorum bei Cusanus und in der Rezeption: *Stephan Meier-Oeser,* Die Präsenz des Vergessenen. Zur Rezeption der Philosophie des Nicolaus Cusanus vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, Münster 1989, 20–122.

53 Vgl. hierzu *Georg W. F. Hegel,* Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Teil I: Die Wissenschaft der Logik, in: ders., Werke, hrsg. v. Eva Moldenhauer / Karl Markus Michel, Frankfurt a. M. ^{3}1992, Bd. XVIII, 172 f.; ders., Wissenschaft der Logik. Erster Teil, ebd., Bd. V, 113 f.

54 *Heinrich Khunrath,* De igne magorum philosophorumque; secreto externo et visibili. Das ist: Philosophische Erklährung / von / vnd ober dem geheymen eusserlichen / sichtbaren / Gludt vnd Flamenfewer der uralten Magorum oder Weysen, Straßburg 1608, 80 (vgl. auch 25; 52).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Verlagerung der intrikaten theologischen Rückkoppelungsphänomene in die naturwissenschaftliche Ebene organisiert Paracelsus über ein Netzwerk von Verträgen, deren Fokalpunkt der Gedanke einer göttlichen Erbschaft ist: also einer Nachfolge in der nächsten emanativen Generation. Die eine Seite dieses Vertragswerkes besteht in einer von Gott veranlaßten Unterordnung des Menschen unter die Macht der Natur. Es „hat[] got" nämlich „von seiner hant in die natur verordnet, seine kinder selbs natürlich zu geberen" (Paracelsus, Astronomia magna, SW I.12, 45). Die Natur ist in der emanativen Reihenfolge an einer höheren und zeitlich früheren Stelle der kosmologischen „γέννησις" (Plotin, Enn. V, 2: 2) als der Mensch; sie ist „elter dan er" (Paracelsus, Paramirum, SW I.9, 42) – und damit auch mächtiger.

Glück für den Menschen, daß er über seine Gottebenbildlichkeit ebenfalls in einem direkten emanativen Abstammungsverhältnis zu Gott steht und ihm demzufolge – in einer ins Naturwissenschaftliche verlagerten Versprechung aus Rom. 8, 17 – eine „erbsgerechtigkeit" zugesichert ist, daß „uns die schez" der Natur „all sollen offenbar werden" (Paracelsus, Philosophia magna, SW I.14, 252) – hier ist der Mensch älter als die Natur.

Gott hat anscheinend seine Nachfolge im weiteren Verlauf der Emanation nicht als Primogenitur-, sondern Erbfolgeregelung von der gesamten Hand ohne Teilungsrecht vorgesehen[55]: Mensch und Natur können weder alleine über Anteile noch über Gegenstände ihres emanativen Erbes verfügen, sondern sind notwendig an allen Entscheidungen gemeinsam beteiligt. Und diese Handlung aus einer Hand hat die Form der coincidentia oppositorum: Der Mensch steht ganz in der Gewalt der Natur und die Natur ganz in der Gewalt des Menschen.

IV. Schluss

Ich fasse zusammen: Wenn Paracelsus Naturwissenschaft oder magica als eine Handlung definiert, die „aus ihr", der Natur, ist (Paracelsus, Paramirum SW I.9, 41 f.), diese aber „mer, dan" ihr selbst „zu zu legen ist", steigert und „bessert" (Archidoxis, SW I.3, 154), dann geschieht dies auf Basis aristotelischer Argumente, die im 13. Jahrhundert auf neuplatonische Weise so kombiniert werden, daß die aristotelischen Vorgaben mit der Vorstellung einer aktiven sympathetischen Teilhabe des Menschen am Kosmos harmonisieren. Diese Überformung wird in der Frühen Neuzeit noch einmal weiterentwickelt. Es sind die protestantische Mystik mit und gegen Luther und die Auslagerung ihrer häretischen Tendenzen in die Naturwissenschaft, die der Theorie von der Steigerung der Natur aus ihrer Mitte die Bedeutung einer wechselseitigen souveränen Teilhabe verleihen.

---

[55] Vgl. hierzu *W. Ogris,* Art. Erbengemeinschaft, in: HRG I, 953–955.; *G. Buchda,* Art. Gesamthand, gesamte Hand, in: HRG I, 1587–1591.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Plus Ultra: Bacons Vision der Welterkenntnis im Spiegel der Begründung und Universalapplikation empirischer Wissenschaft

Von Jürgen Klein

In Francis Bacons Werken finden sich immer wieder Bilder der europäischen Expansion. Diese Bilder werden nicht ikonologisch analysiert, sondern auf die gedanklichen Strukturen des Baconschen Forschungsprogramms bezogen. Den Theoretikern der Frühen Neuzeit war klar, daß die Imagination Bilder produziert, Visionen, die Entsprechungen erhalten in Systemen oder Wissenschaftskonzeptionen, in welchen sie als Anregungen fungieren, das noch nicht Begriffliche proto – paradigmatisch zu konstituieren. Unter dieser Voraussetzung fordert das berühmte Frontispiz zu Bacons *Novum Organum* einen Kommentar, scheint es doch fast, als stünde es sachlich für den Ausruf von Brechts Galilei: „Man muß mit der Zeit gehen, meine Herren. Nicht an den Küsten lang, einmal muß man ausfahren“[1]. Gelang es Bacon nie, ein staatlich gefördertes Großforschungsinstitut für die neue Wissenschaft einzurichten[2], also sein *New Atlantis* [3], faszinierte ihn doch Expansion zeitlebens: Neben den so notwendigen Forschungsseereisen und den militärisch – politischen und ökonomischen Expansionen in Übersee sah er in der Expansion der Wissenschaft die Signatur der Modernisierung. Das in seiner Lebenszeit Unerreichte kompensierte Bacon für die Weltzeit mit Hilfe theoretischer Imagination und der Vorstellung der Realität des Noch-Nicht. Er war ein scharfsinniger Beobachter; er registrierte und kommentierte die mannigfachen Innovationen, er betonte die Imagina-

---

[1] *Bertolt Brecht,* Leben des Galilei. Schauspiel Frankfurt / Main [22]1977, 65.

[2] Vgl. dazu *Michael Kiernan,* Introduction, The Oxford Francis Bacon, vol. IV. Oxford 2000, XVII – LVI. James I. war an traditioneller Wissenschaft im humanistisch – hermeneutischen Sinne interessiert, vor allem an rhetorischen Debatten, die sich vor allem auf seine Lieblingsdisziplin Theologie bezogen; er hatte jedoch keinen Sinn für die Naturwissenschaft, ein Faktum, das auch durch seinen Besuch bei Tycho de Brahe in Uraniborg nicht gemildert wird.

[3] „For the several employments and offices of our fellows; we have twelve that sail into foreign countries, under the names of other nations, (for our own we conceal;) who bring us the books, and abstracts, and patterns of experiments of all other parts. These we call Merchants of Light.“ (*Francis Bacon,* The Works of Francis Bacon, ed. by J. Spedding, R. L. Ellis, and D. D. Heath. London 1887, vol. III, 164).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tion des Forschers in *De augmentis scientiarum*[4], die er noch in *The Advancement of Learning*[5] tentativ kritisiert hatte.

(1) Expansion und Internationale Politik bei Bacon erweisen sich als Fortschreibung der britischen Nationalpolitik, insofern die Ausweitung von Raum und Zeit sich im „Erwerb" von „Erdteilen" manifestiert, welche den Grundstock zum britischen *Empire* bilden. Dies bleibt im Baconschen Kontext zu verstehen unter der Voraussetzung des Absolutismus, d. h. des monarchischen Systems, dessen Strukturzüge feudal und oligarchisch geblieben sind und damit Besitzverteilung und Herrschaftsgewalt immer noch nach der *chain of being* organisieren. Wenn solche Abhängigkeiten in England existierten, aber auch schon seit Thomas More auf Kritik stießen, so wurden sie in den Konzepten des Empire nicht ausgiebig reflektiert. Immerhin war sich Bacon der Ausbeutung von Kolonisten und Kolonialvölkern bewußt, so daß er wie Raleigh empfahl, die Letztgenannten fair zu behandeln.

(2) Es macht Sinn, zwei Expansionen zu unterscheiden, 1. die Expansion der Wissenschaft (über zunehmende Welterkenntnis / Weltkenntnis) und 2. die Expansion durch das Ausgreifen in den Raum (Befahren der Weltmeere / Eroberung und Inbesitznahme überseeischer Territorien). Zwangsläufig ergibt sich hier eine doppelte Frage: a) Wo liegt die Strukturanalogie zwischen 1. und 2. und wo sind die Wechselbeziehungen zwischen diesen anzusetzen?

(3) Im England des 17. Jahrhunderts läßt sich auch in Bezug auf Bacon eine durch puritanische Prägung naheliegende Affinität zur Apokalypse voraussetzen. Die Apokalypse, die auch eine gesellschafts- und wissenschaftsutopische Dimension einschließt, wirkte für Bacon als Impuls einer Erweiterung und Neukonzeption der Wissenschaft, doch sein Werk weist keinen durchgängigen Bezug zum Millenium auf, wie dies später bei pansophischen Calvinisten eher der Fall war (z. B. bei Comenius). Bacons quasi-deistische Variante der Theodizee läßt sich eher als Umfunktionieren des apokalyptischen Impulses lesen, weil Apokalypse bei Bacon nicht ausreicht zur Legitimierung der Expansion im Sinne der Ausweitung von Raum und Zeit und der Erkenntnis (des Wissens), und zwar in beiden Fällen mit Bezug auf den historischen Prozeß und dessen inhärente „longue dureé."

---

[4] In De dignitate et augmentis scientiarum betont Bacon die Nützlichkeit der Phantasie als Vermittlungsinstanz zwischen Sinnen und Verstand. Vgl. *Bacon,* Works I (1889): 615. Den Hinweis auf diese Stelle entnehme ich der brillanten Arbeit von *Claus Zittel,* „Truth is the daughter of time". Zum Verhältnis von Theorie der Wissenskultur, Wissensideal, Methode und Wissensordnung bei Bacon, in: Wissensideale und Wissenskulturen in der frühen Neuzeit, hrsg. v. Wolfgang Detel und Claus Zittel, Berlin 2003, 213 – 238.

[5] Vgl. The Oxford Francis Bacon, hrsg. v. *Graham Rees* u. *Lisa Jardine,* Oxford 2000, vol. IV, hrsg. v. Michael Kiernan, 106.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

I. Expansion und Politik

Bacon hat als eine der bedeutenden Persönlichkeiten der Frühen Neuzeit in England, wo er ebenso als Politiker wie als Philosoph wirkte, seine allgemeinen Reflexionen zum Verhältnis von Erkenntnis und Anwendung auf weite Gebiete übertragen. Zu diesen Arealen gehört auch die Beziehung auf das Problem der Expansion Englands. Damit ist die Bildung von Kolonien in überseeischen Gebieten gemeint, selbst wenn England im 17. Jahrhundert noch keine *systematische* Expansion betrieben hat.

Im Vordergrund steht die langjährige Auseinandersetzung Englands mit Spanien, im Hintergrund Bacons Idee von einer sinnvollen und möglichst humanen Form der Kolonisierung. In den Auseinandersetzungen um Reformation und Gegenreformation, verbunden mit der Balance der Kräfte in Europa, bestritt England den Spaniern de facto und de jure das Recht auf eine Universalmonarchie. Dies mündete in die Forderung, die Weltmeere als offen zu betrachten., ein Standpunkt, den auch die Niederlande einnahmen. England lehnte sich bereits unter Elisabeth I. gegen eine Bevorzugung Spaniens und Portugals durch den Papst auf. Es gab für die englische Regierung keine exklusive Berechtigung im Auftrag Roms zur Schaffung von Kolonialreichen unter Gegenleistung christlicher Bekehrung der eingeborenen Völker. So wurde die päpstliche Jurisdiktion in internationalen Angelegenheiten grundsätzlich in Zweifel gezogen. Dieser Zweifel ist später von Grotius[6] in einem Kapitel seines Hauptwerks *De jure belli ac pacis* (1625) als Forderung nach dem *Mare Liberum* formuliert worden[7]. An der Wende zum 17. Jahrhundert wurden England, Frankreich und die Niederlande aggressiver in ihrer Auseinandersetzung mit Spanien, um ihre eigenen kolonialen Bestrebungen zu verfolgen. In diesen Kontext gehören vor allem auch die Gründung der *East India Company* (1600) und die der *Vereinigten Ostindischen Compagnie* (1602). Bacon hat sich immer wieder zu Fragen von Machtausdehnung und -gebrauch[8], aber auch zum Einsatz von Macht durch

---

[6] Siehe: *Norman Paech,* Hugo Grotius. Berlin 1985; *Hasso Hoffmann,* Hugo Grotius, in: Staatsdenker in der Frühen Neuzeit, hrsg. v. Michael Stolleis, München 1995, 52–77.

[7] Vgl. *Reinhardt Wendt,* Die Epoche im Weltmaßstab. Seit 1492: Begegnung der Kulturen, in: Frühe Neuzeit. Oldenburg Geschichte Lehrbuch, hrsg. v. Anette Völker-Rasor, München 2000, 69–86; *Mark Häberlin,* Die Epoche im Weltmaßstab. Seit 1609: Freie Meere als Aktionsfeld, in: Frühe Neuzeit, hrsg. v. Völker-Rasor (2000): 87–106.

[8] Vgl. bereits Bacons ersten Brief politischer Empfehlungen an Königin Elisabeth aus dem Jahre 1585 (The Letters and the Life of Francis Bacon Including All His Occasional Works, hrsg. v. *James Spedding,* London 1890, vol. I, 47–56). Bacon befaßt sich hier nicht nur nachhaltig mit englischen Religionsfragen, sondern auch mit Außenpolitik, bei der Bacon besonderes Gewicht darauf legt, England solle sich auf jede Weise für eine Auseinandersetzung mit Spanien wappnen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kolonialpolitik, überseeische Expansion und die Anlage von Plantagen geäußert, etwa in seinen *Essays 29. Of the true Greatnesse of Kingdomes and Estates , 33. On Plantations.*[9] und *34. Of Riches.* In seinem großen Essay *Of the true Greatness of Kingdoms* [10] geht Bacon auf die politische Bedeutung der internationalen Seefahrt ein: „To be Master of the *Sea,* is an Abridgement of a Monarchy."[11] Also ist Seeherrschaft eine Kurzformel der Vormacht im internationalen System: „But thus much is certaine; That hee that Commands the Sea, is at great liberty, and may take as much, and as little of the Warre, as he will. [...] Surely, at this Day, with us of *Europe,* the Vantage of Strength at Sea (which is one of the Principall Dowries of this Kingdome of *Great Brittaine*) is Great: Both because, Most of the Kingdomes of Europe, are not meerely Inland, but girt with the *Sea,* most part of their Compasse; And because, the Wealth of both *Indies,* seemes in great Part, but an Acessary, to the Command of the *Seas*".[12]

Es geht Bacon in diesen kurzen Arbeiten weniger um Fragen eines Empire als um Ideen zum Welthandel und zur transatlantischen Politik[13], die beide vom europäischen System[14] auszugehen haben. Im 29. Essay bestimmt Bacon die Größe von Königreichen und Staaten nach geographischer Ausdehnung, Bevölkerungsgröße (durch Musterungen erhoben), Größe der Städte (nach Karten), hält aber die Einschätzung konkreter Macht für besonders schwierig, da sie nicht durch Ressourcen und Hilfsmittel determiniert ist. Macht hängt ab vom kriegerischen Wesen eines Volkes[15], wird aber nur wirksam, wenn sich die kriegerische Schicht ohne große Steuerlast entfalten kann. Aus englischer Sicht erkennt Bacon in „the Middle People" das Rückgrat des Staates, denn die freien mittelständischen Bauern (und Städ-

---

9 The Oxford Francis Bacon, hrsg. v. *Graham Rees* u. *Lisa Jardine,* vol. XV, hrsg. v. Michael Kiernan, Oxford 2000, 89–99 , 106–108 sowie 109–112.

10 The Oxford Francis Bacon, vol. IV (2000), 89–99.

11 Ebenda, S. 97.

12 The Oxford Francis Bacon, vol. IV (2000), 98. – Zu den englischen Seereisen sowie zur maritimen Politik des elisabethanischen England siehe u. a. die Reiseberichte von *Richard Hakluyt, Sir Walter Raleigh* und *Thomas Harriot* sowie *J. A. Froude,* English Seamen in the Sixteenth Century. London 1915; *J. D. Rogers,* Voyages and Exploration: Geography: Maps, in: Shakespeare's England, hrsg. v. C. T. Onions, Oxford 1950, vol. 1, 170–197; *J. H. Parry,* The Age of Reconnaissance. Discovery, Exploration and Settlement 1450–1650. London 1973; *Harry Kelsey,* Sir Francis Drake. The Queen's Pirate. New Haven and London 1998; *Carlo M. Cipolla,* Segel und Kanonen. (1999) (Anm. 7); siehe: Wernham (Anm. 8).

13 Vgl. *J. G. A. Pocock,* The Machiavellian Moment. Florentine Political Thought and the Atlantic Republican Tradition. Princeton 1975, 346 ff.

14 Vgl. *Kristof Glamann,* European Trade 1500–1750, in: The Fontana Economic History of Europe. The Sixteenth and Seventeenth Centuries, hrsg. v. Carlo M. Cipolla, Glasgow 1974, 427–526.

15 Vgl. The Oxford Francis Bacon, vol. XV (2000): 91.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ter) sind gute Soldaten, von denen es heißt, sie lebten „in Convenient Plenty, and no Servile Condition“[16].

Geht es um das Wachstum eines Staates, so haben Bacon zufolge die Römer dieses durch Naturalisierung der Fremden erreicht. Im Blick auf Kolonien fragt es sich, wie es Spanien gelingen konnte, solch riesige Gebiete wie die südamerikanischen Besitzungen zu beherrschen. Bacons Antwort geht davon aus, daß die Spanier eine Kriegernation sind und daß sie – ohne Naturalisierung im großen Stil – Fremde in den höchsten Ämtern und Kommandos beschäftigen.[17] Kriegerische Stände scheuen harte Arbeit, lieben das Abenteuer und die schnelle Fortbewegung, sind aber sehr gut geeignet, die militärische und administrative Kontrolle über ein Herrschaftsgebiet zu übernehmen. Da die christlichen Gesetze keine Sklaverei zulassen, wie sie bei den Griechen und Römern üblich war, kann ein Staat durch eine Krieger- und Administratoren – Kaste regiert werden, wenn Fremde die Handarbeit in allen Basisbereichen übernehmen (pflügen, als freie Diener oder als Handwerker,Schmiede, Maurer, Zimmerleute,arbeiten)[18]. Eine Kriegsnation dieses Zuschnitts hat nach Bacon Aussicht auf langanhaltenden Erfolg in der Beherrschung großer Territorien, wenn sie energisch bleibt und ihre Konföderierten gut behandelt. Zum Erhalt eines solchen Staates ist die Stählung der Kampfkraft in Kriegen unabdinglich, während Bürgerkriege die Hitze eines selbstzerstörerischen Fiebers hervorrufen und daher unbedingt zu vermeiden sind. Vor allem die Beherrschung der Meere wird von Bacon als „Abridgement of a Monarchy“ angesehen. Und er fügt hinzu:

„We see great Effects of Battailes by Sea. The Battaile of *Actium* decided the Empire of the World. The Battaile of *Lepanto* arrested the greatnesse of the *Turke*. There be many Examples, where Sea – Fights have become Finall to the warre“[19].

In *Of Plantations* vergleicht Bacon *Planting of Countries* mit *Planting of Woods* nach Kriterien der Qualität bei der Begründung im Blick auf langanhaltenden Nutzen. Daher führt seines Erachtens das Ziel des schnellen Profits ins Desaster, vor allem wenn „wicked condemned men“[20] zur Einrichtung von Kolonien entsandt werden. Analog zur Argumentation im 29. Essay sollen die Kolonien von gut ausgebildeten, gestandenen Fachleuten

16 Vgl. ebenda, S. 93.

17 Vgl. ebenda, S. 94.

18 Vgl. [Schuppius] *Johann Balthasar Schupp,* De Arte Ditescendi. Dissertatio Prior Ex Avelino. Ad Philosophos in Germania. Marburg 1649 (HAB Microfilm 1:171), 67; *Jürgen Klein,* Aspects of Bacon's Reception in 17th Century German Philosophy, in: Intellectual News. Review of the International Society for Intellectual History, September 2004 (im Ersch.).

19 Vgl. The Oxford Francis Bacon, vol. XV (2000), 97 – 98.

20 Vgl. ebenda, S. 106.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

begründet werden, die neben ihrer Kompetenz auch über ein sicheres moralisches Fundament verfügen:

„The People werewith you Plant, ought to be Gardners, Fisher-men, Fowlers, with some few Apothecaries, surgeons, Cookes, and Bakers“[21]. Dieser Auswahl der Menschen nach dem Gesichtspunkt der Qualität soll auch die Auswahl der anzubauenden Nutzpflanzen entsprechen, von denen zunächst die leicht zum Ertrag zu bringenden denen vorzuziehen sind, die eine Vorbereitung des Bodens erheischen wie Weizen, Hafer und Gerste. Bacon empfiehlt, die Einrichtung einer wirksamen Kolonial – Regierung an eine begrenzte Zahl von „Counsellours“ zu binden. Die Kolonisten sollen so lange durch Steuerfreiheit gestützt werden, bis ihr Gebiet sich gefestigt hat. In Bezug auf die „savages“ fordert Bacon vernünftiges und gerechtes Verhalten: „If you *Plant,* where Savages are, doe not onely entertaine them with Trifles, and Gingles; But use them justly, and gratiously, with sufficient Guard neverthelesse: “[22].

Diese Tendenz der soliden Expansion wird auch im 33. Essay verfolgt, in dem Bacon die Bürde des Reichtums kritisiert, den schnellen und betrügerischen Profit verwirft, jedoch den Reichtum hervorhebt, der sich aus der sorgsamen Kultur des Landes ergibt: „The Improvement of the Ground is the most Naturale Obtaining of *Riches*“[23]. Dem erfolgreichen Betreiber der Landwirtschaft mitsamt ergänzenden Rohstoffe produzierenden Betrieben wird das Land zum Meer: „So as the Earth seemed a Sea to him, in respect of the Perpetuall Importation“[24]. Während Bacon die Unsicherheit der zufälligen Bereicherung auf den Meeren skeptisch betrachtet, sieht er große Vorteile darin, neue Entdeckungen oder Erfindungen in den Kolonien auszuprobieren, selbst wenn es sich um den erfolgreichen Anbau importierter Nutzpflanzen handelt: „The *Fortune,* in being the First in an *Invention* or in a *Priviledge,* doth cause sometimes a wonderfull Overgrowth in *Riches;* As it was with the first Sugar Man, in the *Canaries*“[25].

Selbst an diesen wenigen Reflexionen Bacons zur Einrichtung von Kolonien in Übersee läßt sich ablesen, daß er im Blick auf seine Theorie des Empirismus, welche Induktion einschließt, kohärent bleibt. Die Vision der Welterkenntnis, die er in seinen Schriften zur Naturphilosophie niedergelegt hat, spiegelt sich sinnfällig in seiner Bildwelt, aber nicht nur dort. Bacons Konzept der Welterkenntnis schließt auch die weite Dimension sinnvoller menschlicher Praxis ein. Unerachtet seines konservativen Staatskonzepts, das sich in *New Atlantis* zeigt oder aber im 15. Essay *Of Seditions*

21 Ebenda.

22 Ebenda, S. 108.

23 Ebenda, S. 110.

24 The Oxford Francis Bacon, vol. XV (2000), 110.

25 Ebenda, S. 111. Vgl. The Oxford Francis Bacon, vol. IV (2000), 249 – 50.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

and Troubles, richtet sich Bacons Blick auf die noch unausgeschöpften Möglichkeiten. Bacon war über die englische Kolonialpolitik allerdings bestens informiert, wie dies eine Rede vor dem *House of Commons* am 3.Februar 1620 beweist, wo er die *plantations* von Virginia und den Summer Islands hervorhob[26].

II. Expansionsbilder und Expansionsdeutungen

Im genannten Frontispiz des *Novum Organum* sieht man unter dem Titel *Francisci De Verulamio Summi Angliae Cancellaris / Instauratio magn*a (London, 1620) zwei Schiffe, die aus dem bislang „Unbekannten", d. h. der Neuen Welt zurückkehrend, auf das Tor der zwei Säulen des Herakles zufahren, das schnellere durchquert die Säulen schon, das zweite segelt gerade unter dem Horizont[27]. Daß diese Gefährte wie Kriegsschiffe aussehen, läßt offen, ob sie Einheiten der Royal Navy oder Handelsschiffe sind. Kaufleute wie Kriegsmarine bedienten sich des neuen Typus der Galeone, schwer bestückt mit Geschützen[28]. Für Anthony Kenny zeigt das Frontispiz das Schiff der Erkenntnis, wie es auf das neue Meer der Wissenschaft hinaus segelt[29].Damit kann das Bild des Schiffes sowohl ein durch die Säulen des Herakles heimkehrendes europäisches Forschungs-, Eroberungs- oder Handelsschiff meinen als auch das Symbol vom Schiff des Wissens. *Das Entscheidende an dieser Doppeldeutigkeit ist die Koinzidenz verschiedener Semantiken in einem Bild oder Begriff, gleichsam ein „conceit" für das Ausfahren.* Das Schiff bleibt in beiden Fällen als Bild dasselbe: Es ändert sich nicht, doch es läßt sich verschieden sehen, ein Aspekt kann bemerkt, hervorgehoben und ein anderer „eingeklammert" werden. Ändert sich das Ob-

---

26 Vgl. The Letters and Life of Francis Bacon, hrsg. v. *James Spedding,* London 1874, vol. VII, 175.

27 *Bacon,* Works I (1889): 119. Das Engagement der Familie Cavendish und auch Thomas Hobbes' für die Kolonie von Virginia steht im Zusammenhang mit freundschaftlichen Beziehungen zu Bacon. Vgl. *Noel Malcolm,* Aspects of Hobbes. Oxford 2002, 73 ff.

28 „Dieses schwer bewaffnete Schiff [= die Galeone, J. K.] war äußerst beweglich und gleichermaßen für das Kriegs- wie das Handelswesen nutzbar. Gegenüber den früheren Modellen besaß die Galeone einen längeren Rumpf, ähnlich dem der Galeeren; Bordwände und Kastelle, vor allem das Bugkastell, lagen niedriger, und auch die Deckkonstruktion war wesentlich verbessert. [...] ohne Zweifel aber brachten [...] Engländer und Holländer [diesen neuen Schiffstypus, J.K.] erst zur Vollendung und zogen den größten Nutzen daraus." (*Carlo M. Cipolla,* Segel und Kanonen. Die europäische Expansion zur See. Berlin 1999, 92). Siehe: *Gerrard Mattingley,* The Defeat of the Spanish Armada. London 1961. *R. B. Wernham,* After the Armada. Oxford 1984, 235 ff. *J. Klein,* Elisabeth I. und ihre Zeit. München 2004, S. 142 – 156.

29 Illustrierte Geschichte der westlichen Philosophie, hrsg. v. Anthony Kenny, übers. von Hermann Vetter. Frankfurt / New York 1995, 122 – 3.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

jekt Schiff nicht, so kann es doch anders gesehen werden. Damit wird der Begriff „Schiff" thematisch und seine Stellung in den Erfahrungsbegriffen": „[...] wir können [...] die Illustration einmal als das eine, einmal als das andere Ding *sehen*"[30].

Bacon ist hier ohne Frage eine Verbildlichung der Neugierde gelungen, die sich auf ein Tun, eine Operation oder gar eine Instrumentalisierung des Wissensdranges gründet, die man als Idee eines überseeischen kooperativen Großunternehmens ansehen muß wie als *Instauratio Magna.* In Bacons Frontispiz wird die Sprache „zur visuellen Realität"[31], und das Motto „Multi pertransibunt & augebitur scientia" liefert eine Erklärung. Es ist theologie- und wissenschaftsgeschichtlich hochbedeutsam und wurde eine Formel puritanischen Weltverständnisses im Verlauf des 17. Jahrhunderts. Es handelt sich um Daniel 12.4 – von Bacon frei zitiert – in der Version der King James Bible: „many shall run to and fro, and knowledge shall be increased"[32]. Bacon hat anfangs die Daniel – Prophetie in sein Programm integriert und es somit historisch und eschatologisch aufgezogen, weil ihm eine Revision des Sündenfalles im Sinne einer neuen Gnade Gottes möglich schien[33]. Sein Beharren auf menschlicher Selbstbehauptung sowie auf der Kontinuität oder Permanenz der Zeit transzendierte jedoch das Schema des Milleniums, das die Puritaner gerade an Bacons Programm schätzen, so daß es diesem die Legitimation verlieh, nach 1626 von der puritanischen und pansophischen Fraktion übernommen zu werden.

Mit dem Frontispiz und dem Motto der *Instauratio* ist die neue empirische Weltsicht über Seefahrt, empirische Wissenschaft und Expansion in ein Raum-Zeit-Schema eingefangen. Man braucht Zeit, um auszufahren und zurückzukehren, beide Male Raum durchmessend.

Bevor die Begründungszusammenhänge für diese epochale Vision in den Blick kommen, sei auf Bacons Interpretation der „Säulen des Herakles"

---

30 Vgl. *Ludwig Wittgenstein,* Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/Main 1967, 227.

31 Vgl. *William S. Session,* Francis Bacon Revisited .New York, London 1996, 73.

32 *The Bible. Authorized King James Version with Apocrypha,* with an introd. and notes by R. Carroll and S. Prickett. Oxford, New York 1998, 986. Vgl. Christopher Hill, *Intellectual Origins of the English Revolution.* Oxford 1971[3], 85 ff. , bes. 91 ff.; *Jürgen Klein,* Herborn und England im 17. Jahrhundert. Wissenschaftstheorie – Calvinistische Theologie – Revolution zum Millenium,in: J. H . Alsted, Herborns calvinistische Wissenschaft im Spiegel der englischen Kulturrevolution des frühen 17. Jahrhunderts, hrsg. v. Jürgen Klein und Johannes Kramer, Frankfurt, Bern, New York, 1988, 73–146; *Johannes Calvin,* Institutio, übers. v. Otto Weber.Neukirchen 1963, 152 f. (II.ii.13); sowie: *Johannes Calvin,* Auslegung des Propheten Daniel, hrsg. v. Ernst Kochs. Neukirchen 1938, 594 und passim.

33 Vgl. *Charles Webster,* The Great Instauration. Science, Medicine, and Reform 1626–1660. London 1975, 23 ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

verwiesen, wie er sie in der Schrift *Redargutio Philosophiarum* (1608) fixiert hat. Bacon betont schon vor der detaillierten Darlegung seiner Idolenlehre im ersten Buch des *Novum Organum,* daß die Wissenschaft die Ketten der Autoritäten sprengen soll, um sich selbst zum Meister zu machen. Es geht um „enterprise, good fortune, and great exploits of our own age." Und Bacon fährt fort: „Not for nothing have we opposed our modern 'There is more beyond' to the 'Thus far and no further' of antiquity. [...] Nay, we have succeeded in imitating the heaven, whose property it is to encircle the earth; for this we have done by our voyages. It would disgrace us, now that the wide spaces of the material globe, the lands and seas, have been broached and explored, if the limits of the intellectual globe should be set by the narrow discoveries of the ancients"[34]. Bacon betonte später im *Novum Organum* (1620), daß die Griechen sowohl von der Geschichte wie von der Welt im Ganzen geringe Erfahrungen und Kenntnisse besaßen[35].

Diese Argumentation von 1608 findet sich bereits 1605 in *The Advancement of Learning.* Nach Bacon setzt sich die *history of cosmography* aus *natural history, civil history* und *mathematics* zusammen. Er konzediert hier den Alten die Kenntnis der Antipoden[36] aus deduktiven Beweisen, aber nicht faktisch. Reisen globaler Ausdehnung spricht er ihnen ab: „But to circle the Earth, as the heauenly Bodies doe, was not done, nor enterprised, till these later times: And therefore these times may iustly beare in their word, not only *Plus ultra* in precedence of the ancient *Non ultra,* and *Imitable fulmen,* in precedence of the ancient: *Non imitable fulmen* ..."[37]. Bacons Vergleich von *material globe* und *intellectual globe* in der *Redargutio*-Stelle[38]

---

34 *Benjamin Farrington,* The Philosophy of Francis Bacon. An Essay on ist Development from 1603 to 1609. With new translations of fundamental Texts Liverpool 1964 , 131.

35 Vgl. *Bacon,* Works IV (1901): 73 [Novum Organum, I, Aph. 72].

36 Vgl. *Cicero,* De Natura Deorum. Academica, ed. by H. Rackham. Cambridge, Mass. / London 1961, 625 – 6 (Acad. II, 123).

37 OFB IV (2000), 71. – Im Widmungsschreiben an James I. zum zweiten Teil von *The Advancement of Learning* hatte Bacon die Metapher von den Säulen des Herakles umfunktioniert vom literalen zum übertragenen Sinn. Hier geht es nicht darum, daß die Welt eine faktische Grenze hat – im Sinne des antiken Bildes –, sondern, daß die Autoritäten der Wissenschaft bei den antiqui diese Säulen als Grenzen des Wissens repräsentieren. Exakt hier stoßen wir auf Bacons Vergleich des material globe und des intelellectual globe: " For why should a fewe receiued Authors stand vp like *Hercules Columnes,* beyond which, there should be no sayling, or discouering, since wee haue so bright and benigne a starre, as your Ma: to conduct and prosper vs?" (The Oxford Francis Bacon, vol. IV (2000), 55). Zu ergänzen ist, daß das Motto „Plus Ultra" Karl V. zugeschrieben wurde und von zeitgenössischen Autoren kommentiert wurde, etwa von *Erasmus* (Adagia III.v.24) und in *Puttenhams* The arte of English poesie (1589).Vgl. *Luise Schorn – Schütte,* Karl V. Kaiser zwischen Mittelalter und Neuzeit. München 2000, 7 , 27 f. (Karl V.: „sakrale Bedeutung der Universalmonarchie"), sowie 30 – 32. Vgl. The Oxford Francis Bacon, vol. IV (2000), 249 (Kommentar).

38 Später nimmt er diese Ausdrucksweise in „Descriptio globi intellectualis" auf.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

kommt Bedeutung zu, weil damit die Nahtstelle von empirischer Kenntnisnahme der realen Welt zu den Erkenntnisverfahren des menschlichen Verstandes benannt wird. „And this Proficience in Nauigation, and discoueries, may plant also an expectation of the furder proficience, and augmentation of all Scyences, because it may seeme they are ordained by God to be *Coevalls,* that is, to meete in one Age. For so the Prophet *Daniel* speaking of the latter times foretelleth: *Plurimi pertransibunt, & Multiplex erit Scientia,* as if the opennesse and through-passage of the world, and the encrease of knowledge were appointed to be in the same ages“[39].

III. Problematische Affinität: Apokalypse und Expansion

Verstand und objektive Welt scheinen Isomorphie vorauszusetzen im Sinne eines impliziten Funktionsbegriffs der Erkenntnis[40]. Auch das Verhältnis von Empirie und Schriftlichkeit – als ein Konstituens von Wissenschaft – findet sich in *The Advancement of Learning* angesprochen: Bacon *veranschaulicht?* die Gelehrsamkeit (*letters*) durch ihre Grenzenlosigkeit, ihre Erfüllung des „gesamten Raumes“ sowie mit dem nicht endenden Hin- und Herfahren der Schiffe über die Weltmeere. Dem nie endenden Welthandel wird der endlose Erkenntnistrieb verglichen, denn es gibt für das Wissen keine Grenze weder in der räumlichen noch in der zeitlichen Ausdehnung. Bacons Affinität zur Apokalyptik existiert, aber sie erweist sich als problematisch. Für die grenzenlose Ausweitung des Wissens wäre eine aus dem Gedanken der Apokalypse stammende Begrenzung auf das Millenium verfehlt, weil der „zeitliche Spielraum“ nicht weit genug erscheint. Daß es Grenzen der Er- fahrung gibt, wissen wir heute. Also: „the Images of men's wits and knowledges remaine in Bookes, exempted from the wrong of time, and capable of perpetuall renouation ... if the inuention of the Shippe was thought so noble, which carryeth riches and commodities from place to place, ... how much more are letters to bee magnified, which, as Shippes, passe through the vast Seas of time, and make ages so distant to participate of the wisedom, illuminations, and inuentions, the one of the other?“[41] Der Konvergenzpunkt der beiden Expansionen scheint hier erneut auf, indem die systematische Welterkenntnis im Großen und Kleinen wie die entsprechende Weltaneignung mit dem Wachsen der menschlichen Erkenntnis in Parallelle gesetzt werden. Wachsende Erkenntnis in kodifizierter Form entspricht dann der zur Universalbibliothek sich auswachsenden Büchersammlung[42].

---

39 The Oxford Francis Bacon, vol. IV (2000), 71.

40 Siehe: *Ernst Cassirer,* Substance and Function / Einstein's Theory of Relativity .New York 1953.

41 The Oxford Francis Bacon, vol. IV (2000), 53.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In diesen Bildern und Reflexionen Bacons, beginnend mit der Vision der Ausfahrt, liegt sein komplettes Wissenschaftsprogramm. Was dieses Programm ist und was *Instauratio magna* meint, darauf ist zurückzukommen.

Beispiel 1: Für Bacon schließt nach seiner Argumentation in *The Advancement of Learning* die operative Naturphilosophie ein Inventar des gesamten Wissens, aber auch eine Sammlung solcher Experimente ein, die weitere Erfindungen und Experimente anregen. Das instruktive Beispiel ist die Magnetnadel des Kompasses, von der Bacon sagt: ...that those experiments be not onely esteemed which haue an immediate & present vse, but those principally which are of most vniuersall consequence for inuention of other experiments, & those which giue most light to the Inuention of causes; for the Inuention of the Mariners Needle, which giueth the direction, is of noe lesse benefit for Nauigation, then the inuention of the sailes which giue the Motion"[43]. Die Erweiterung der Reflexion über die in Zeit und Raum hinein wirkende Erfindung des magnetischen Kompasses auf die konkret erfahrene Erweiterung des Raums durch Entdeckungsreisen nimmt Bacon mit Blick auf Westindien vor. Nie wäre es entdeckt worden, hätte man zuvor nicht den magnetischen Kompaß erfunden. Und hier gibt er eine teils visuelle, teils begriffliche Erklärung der Relation von materiellem und intellektuellem Globus: „though the one be vast regions, and the other a small motion; so it cannot be found strange if sciences be no farther discovered, if art itself of invention and discovery hath been passed over"[44]. Wenn an der empirischen Naturwissenschaft und ihrer theoretischen Grundlegung vorbeigegangen wird, werden seminale Erkenntnisse zur Forschungsorientierung fehlen: nämlich Bedingungen der Möglichkeit von *mehr wissen, genauer wissen* und *mehr können*. Die Kunst der Erfindung kann sich auf Sprache und Argumente oder auf Wissenschaften und Technik (*arts*) beziehen, wobei die letzteren von Bacon für seine Zeit als verbesserungsfähig und unterstützungsbedürftig angesehen werden. Die Stelle vermittelt die Erkenntnis, daß die Kräfte der Natur universal wirken, sich nicht nur im Großen zeigen, sondern auch im Kleinen. Die Genialität der Erfindung des Kompasses liegt dann darin, daß es gelungen ist, eine Naturkraft sichtbar zu machen, die ansonsten unsichtbar ist – und sie zur Erkenntnis und zur Orientierung zu nutzen, d. h. konkret *scientia operativa* zu treiben. Es dürfte unverkennbar sein, daß hier der Bildgebrauch explanatorische Funktion bekommt – und die Ausfahrt qua Welterkenntnis abhängig macht von der Erforschung der Struktur des Seins.

---

42 Siehe: *Dietmar Rieger,* Imaginäre Bibliotheken. Bücherwelten der Literatur. München 2002 sowie *Hans Blumenberg,* Eine imaginäre Universalbibliothek, in: Akzente 28 (1981), 27–40.

43 The Oxford Francis Bacon, vol. IV (2000), 90.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Beispiel 2: In *Cogitata et Visa* (1607) beklagt Bacon, daß die Schulmeinungen antiker und frühneuzeitlicher Denker nicht nahelegen, Wissenschaft müsse nützliche Dinge für die Zukunft des Menschen bereitstellen, da der Erkenntnisprozeß nicht von Erfindern und Verbesserern getragen werde: „Pillars have been erected beyond which progress is forbidden, and there is no ground for surprise that man does not achieve an end which he neither hopes nor desires“[45]. In der Kritik der Stagnation von Wissenschaft geht Bacon gegen Platon und Aristoteles ebenso vor wie gegen die frühe Patristik, wohingegen er in Demokrits Atomistik geradezu eine Grundlage moderner Naturphilosophie erkennt[46]. Der Erklärung des Universums mit Hilfe von abstrakten Kategorien und deduktiven Begriffsableitungen wird die Induktion vorgezogen, der zufolge Informationen langsam und sorgfältig zusammengetragen und dem Verstand zur weiteren Bearbeitung vorgelegt werden[47]. Diese methodische Orientierung wird mit der *Philosophy of Invention* verknüpft, die nicht auf die logische Konsistenz der Dialektik begrenzt wird, sondern die Natur der Dinge im Zusammenhang betrachten will, wobei die Maxime lautet, daß die Natur nur erobert werden kann, wenn man ihr gehorcht[48]. Wenn Bacon als Signaturen der Neuzeit die Erfindungen des Buchdrucks, des Schießpulvers und des Kompasses beruft, so berührt er die *scientia operativa:* Das Können ist wiederholbar – und die Expansion betrifft wiederum Zeit und Raum. Daher hat Bacon für seine Konzeption von Wissenschaft hier und in *The Advancement of Learning* und damit für das von ihm favorisierte Seinsverständnis ein Bild gebraucht, das Hans Blumenberg als „Weltversteckspiel“ bezeichnete: *„The glory of God is to conceal a thing, the glory of a king is to find it out;* as if, according to the innocent play of children, the Divine Majesty took delight to hide His works, to the end to have them found out; and as if kings could not obtain a greater honour than too be God's playfellows in that game; considering the great commandment of wits and means, whereby nothing needeth to be hidden from them“[49]. Die Hoffnungen auf Wissenschaftsfortschritt liegen deutlich in der Zeit. Nur wenn die Gegenwart als die wahre alte Zeit – im Unterschied zur Antike – mit ihrer Zunahme an Erkenntnis, technischem Können und Gelehrsamkeit akzeptiert wird, läßt sich eine konstruktive Zukunft aufbauen. Es sei angefügt, daß ein Weltversteckspiel eine Lösung voraussetzt, um mit den Wissensbegrenzungen der Theologie

---

44 Ebenda, 107.

45 Vgl. *Farrington,* The Philosophy of Francis Bacon (1964), 76.

46 Vgl. ebenda, 80.

47 Vgl. ebenda, 89.

48 Vgl. ebenda, 93.

49 Ebenda, 92. Vgl. *Hans Blumenberg,* Der Prozeß der theoretischen Neugierde. Frankfurt / Main 1973, 197. Siehe auch: *Hans Blumenberg,* Aspekte der Epochenschwelle: Cusaner und Nolaner. Frankfurt / Main 1976.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

fertig zu werden. Es handelt sich um die Kooperation zwischen Gott und Mensch, wie sie Bacon am Beispiel Jahwes in Bezug auf Salomon zeigte. Die Erkenntnis der Natur ist dem Menschen prinzipiell möglich, weil Gott ihm den Zugang gewährt, aber nur, wenn harte wissenschaftliche Erkenntnisarbeit vorausgeht. Insofern legitimiert Gott a priori die vom Menschen betriebene Wissenschaft, weil er die „Geheimnisse der Natur" nur geschaffen hat, damit der Mensch sie enthülle und entdecke[50] und dadurch die Herrlichkeit der Schöpfung allererst strukturiert würdigen kann, mögen nun die Theologen sagen, was sie wollen.

Im ersten Teil von *The Advancement of Learning* spricht Bacon von den zwei Büchern oder den zwei Wahrheiten, dem „Buch der Natur" und dem „Buch Gottes". Während das erste das Werk Gottes bietet, spricht das zweite vom Willen Gottes. Das erste Buch ist erkennbar und durch Forschung zugänglich, das zweite der objektiven Erkenntnis verschlossen und nur der theologischen Bibelauslegung sowie dem Glauben vorbehalten.

Beispiel 3: In der Schrift *Redargutio Philosophiarum* (1608) diskutiert Bacon die *Arbeit am Mythos,* bzw. die Betrachtung und Funktion von Bildern und Fabeln. Er ist davon überzeugt, daß die Verfasser der Fabeln in alter Zeit Weisheiten niedergelegt haben, die sich als „sacred survivals"[51] bezeichnen lassen, obwohl sie für die moderne Forschung selbst nichts beitragen. Bedeutsam ist aber an dieser Stelle, daß in der *Redargutio* der Gedanke der 1609 erschienenen Schrift *De Sapientia Veterum*[52] ventiliert wird, derzufolge die alten Fabeln genutzt werden können, um die *scientia operativa* von Hindernissen zu befreien, die sich nicht zuletzt aus der Macht der Idole ergeben. Neue Wissenschaft macht Reisen im Raum erforderlich und Blicke in die Zukunft. Die Zeit ist hier immer das Noch-Nicht, denn der Blick in die Vergangenheit verbleibt im Antiquarischen oder Symbolischen:

„Distant voyages and travels have brought to light many things in nature, which may throw fresh light on human philosophy and science and correct by experience the opinions and conconjectures of the ancients"[53]. Die von

---

50 The Oxford Francis Bacon, vol. IV (2000), 35 – 6.

51 *Farrington,* The Philosophy of Francis Bacon (1964), 121.

52 Vgl. *Jürgen Klein,* Francis Bacon, De Sapientia Veterum. Inszenierung antiker Mythen im Denken der Neuzeit,in: Rezeption und Identität. Die kulturelle Auseinandersetzung Roms mit Griechenland als europäisches Paradigma, hrsg. v. Gregor Vogt-Spira und *Bettina Rommel,* Stuttgart 1999, 367 – 387.

53 *Farrington,* The Philosophy of Francis Bacon (1964), 131. Kollektaneen und Sammlungen werden von Bacon schon in den Gray's Inn „devices" erwähnt und näher betrachtet in Nova Atlantis. Siehe weiterhin zur Sammlungs-, Kuriositätenkabinetts- und Enzyklopädiefrage: *Horst Bredekamp,* Antikensehnsucht und Maschinenglauben. Die Geschichte der Kunstkammer und die Zukunft der Kunstgeschichte. Berlin 2000., *Lorraine Daston & Katharina Park,* Wonders and the Order of Nature 1150 – 1750. New York 2001.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bacon benutzten Bilder und Visionen lassen sich nicht alle auf den Zweck begrenzen, wie er in *De Sapientia Veterum* vorherrscht. Häufig haben die Bilder die Qualität dessen, was Blumenberg „absolute Metapher" genannt hat[54]. Absolute Metaphern können so weiträumig sein, daß sie Wissenschaftsentwicklungen antizipieren, die erst anfangen und deren Abschluß in weiter Ferne liegt: „Ihr Gehalt bestimmt als Anhalt von Orientierungen ein Verhalten, sie geben einer Welt Struktur, repräsentieren das nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze der Realität"[55]. Exakt dies indiziert Bacons Problem: Er hatte sich ein riesiges Forschungsprogramm vorgenommen, wohl wissend, daß sein Leben nicht ausreichen würde, die Arbeit von vielen und von Generationen als Einzelner zu leisten. Damit steht die Frage an: Was ist die *Instauratio magna?*

IV. Instauratio magna: Bacons Wissenschaftsprogramm

Dieses Wissenschaftsprogramm entspricht vielen Ausfahrten der Erkenntnis zur Sammlung von Daten, Herstellung von Fakten und deren „Verdauen" zur Erkenntnis, kurz: Bacons *Instauratio magna scientiarum* ist das Großkonzept wissenschaftlicher Reform[56], in sechs Teilen geplant, aber nur teilweise fertig geworden. Die Teile befassen sich mit: 1. dem allgemeinen Zustand der Erkenntnis (*The Advancement of Learning / De augmentiis*), 2. dem richtigen Gebrauch des Verstandes zur Erkenntnis der Natur (*Novum Organum*), 3. der Sammlung aller Naturphänomene, 4. Beispielen der Anwendung von Bacons Methode: *Historia ventorum, Historia vitae et mortis,* 5. bietet fertige Texte der Naturphilosophie ohne Verwendung der eigenen Methode (nur Fragmente), 6. sollte die neue Philosophie enthalten (hier liegen keine Texte vor). Für Bacons große Ausfahrt als Umriß und Erarbeitung der *Instauratio* waren Voraussetzungen des Wissenschaft – Treibens zu schaffen, die sich in der Idolen – Lehre und in der Methodenfrage niedergeschlagen haben. Dabei gehen diese Rahmen von einer raum – zeitlichen Dimensionierung der Forschung aus.

a) Bacon sieht die wissenschaftliche Empirie so, daß sie in den Raum ausgreift im Sinne einer Expansion des Wissens, welche nur bewältigt werden

---

54 Vgl. *Hans Blumenberg,* Paradigmen zu einer Metaphorologie (Archiv für Begriffsgeschichte, Band 6), Bonn 1960; 11 ff. und passim; *Jürgen Klein,* Hans Blumenbergs Metaphorologie, in: Von der Unklarheit des Wortes in die Klarheit des Bildes? Festschrift für Johannes Thiele, hrsg. v. Volker Fuchs, Tübingen 1998, 53 – 61.

55 Blumenberg, *Paradigmen* (1960), 20. Insofern lassen sich diese Metaphern zur teleologischen Urteilskraft zurückbeziehen. Siehe: *Immanuel Kant,* Kritik der Urteilskraft, hrsg. von Karl Vorländer. Leipzig 1922, bes. 211 ff.

56 Vgl. *Juergen Klein,* Francis Bacon, The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Spring 2004 Edition), Edward N. Zalta (ed.), http://plato.stanford.edu/archives/spr2004/entries/francis-bacon/.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

kann, wenn die Erhebung von Daten transformiert wird in *letters,* womit das Konzept der *historia naturalis* (*The Advancement of Learning*) angesprochen ist.

Historia naturalis bietet, wie angedeutet, die Grundlagen einer fortschrittlichen Naturphilosophie, indem sie das Material für die Induktion bereitstellt, damit Bacons Logik der Forschung einsetzen kann mit dem allgemeinen Ziel der Formierung der naturphilosophischen Axiome[57]. Diese Überlegungen finden sich in Bacons „Parasceve", die Anweisungen oder Regeln zur Herstellung der Naturgeschichte vermittelt. In einer solchen Naturgeschichte sollen keine Überflüssigkeiten vorkommen, keine philologischen Einsprengsel (Zitate, Autoritäten), keine Kontroversen. Die Berichte sollen konzis sein, in klarer Sprache geschrieben, ohne Bezug auf magische, dafür aber unter Einbeziehung szientifischer Experimente. Auch wird von Bacon die allgemeine Anwendung des Prinzips von Zählen und Messen im Blick auf die Objekte gefordert, aber es geht hier auch um Vorschläge für weitere Fragestellungen und Experimente der Zukunft[58].

Bedeutend erscheint, daß Bacon in seiner Konzeption der Naturgeschichte und in seinen Daten- und Objektensammlungen sich weit entfernt von den Renaissance-Ideen der Wunderkammern und Kuriositätenkabinette, weil es ihm um die Fakten / Materialien als Verarbeitungsmasse für den wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß geht („to digest")[59], wobei auch der Gesichtspunkt Relevanz beanspruchen muß, demzufolge Fakten nicht schon vorgefunden, sondern allererst produziert werden müssen. Zwar lassen sich Tatsachen nicht leugnen, aber ihre Beurteilung läßt sich nicht aus ihnen selber entnehmen, sondern bedarf der Sprache (Zeichen – und Regelapparat)[60].

b) Das Bacon – Programm ist , wie schon erwähnt, mit einem Zeitproblem konfrontiert. Der Mangel der Kürze des menschlichen Lebens kann nur durch die kollektive Wissenschaft kompensiert werden, insofern die Erkenntnis der Natur (und die technologische Applikation) als historischer und als Weltprozeß verstanden wird, der das Fortschreiten der Menschheit

---

57 Vgl. *Zagorin,* Francis Bacon (1999): 103 – 06.

58 Vgl. The Works of Francis Bacon, ed. J. Spedding, R. L. Ellis, D. D. Heath. Boston 1863, vol. VIII, 357 – 371 (Parasceve).

59 Bacon hat für die Arbeit des nach dem Prinzip der Induktion vorgehenden Naturforschers die Metapher der Biene benutzt: „Those who have handled sciences have been either men of experiment or men of dogmas. The men of experiment are like the ant; they only collect and use: the reasoners resemble spiders, who make cobwebs out of their own substance. But the bee takes a middel course; it gathers ist material from the flowers of the garden and of the field, but transforms and digests it by a power of ist own." (*Bacon,* Works IV (1901), 93 [Novum Organum I, Aph. XCV].

60 Vgl. *Ludwig Wittgenstein,* Tractatus logico-philosophicus. Frankfurt / Main 1963, bes. 14 (2.0231, 2.02331) und *Rudolf Haller,* Neopositivismus. Eine Historische Einführung in die Philosophie des Wiener Kreises. Darmstadt 1993, 49 – 51.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

anzeigt. Der nicht endenden Erkundung dessen, was im Raume ist, korrespondiert die beständige Anwendung der Methode induktiver Erkenntnis und der naturgeschichtlichen Fixierung, die das Ziel haben, die Grundstrukturen der Natur, d. h. auch die dynamische Wirkprinzipien als Formen der Natur zu bestimmen: „Of a given nature to discover the form, or true specific difference, or nature-engendering nature, or source of emanation (for these are the terms which come nearest to a description of the thing), is the work and aim of Human knowledge. [...] Subordinated to [this] [...] [is] the discovery, in every case of generation and motion, of the *latent process* carried on from the manifest efficient and the manifest material to the form which is engendered; and in like manner the discovery of the latent configuration of bodies at rest and not in motion"[61].

c) Beide Aspekte zusammen genommen geben dem Baconschen Ansatz eine Raum-Zeit-Dimension. Denn Bacon konzipiert die Bildung einer weltweiten Wissenschaftler – Gemeinschaft: Damit kommt dem Raum eine ebenso wichtige Expansionsfunktion wie der Zeit[62]. Für Bacon spielen - etztlich weder die Parusie noch die damit teilweise verbundene Vorstellung von der Apokalypse eine Rolle. Er geht vielmehr von der konstanten Geltung der Naturgesetze aus, was sich auch als Gottes Garantie der Schöpfung bezeichnen läßt, so daß man es mit einer „durchgängigen Bestimmung"[63] zu tun hat. Die Zeit ermöglicht den universalen Fortschritt der Erkenntnis über die abschnittsweise temporale Sequenz forschender Tätigkeit nach Maßgabe von zwei Fundamentalmaximen: (1) *vita brevis, ars longa,* (2) *veritas filia temporis.*

V. Wahrheit und Sein

Die rudimentäre Baconsche Wissenschaftstheorie zeigt, daß er Wahrheit und Sein gleichsam im korrespondenztheoretischen Sinne identifiziert, wobei zugleich unbewiesene Vorstellungen zurückgewiesen werden wie auch solche, die in Hinsicht auf Natur und Mensch nicht fähig sind, verallgemeinert zu werden. Dies deutet zurück auf die Auseinandersetzung mit der

---

61 *Bacon,* Works IV (1901), 119 [Novum Organum II, Aph. 1]. Zum Formbegriff: „[Bacon] seems to have adopted the notion of an intrinsic efficient cause, which, by virtue of ist being inherent to matter, accounts for ist appearance and transformation, and therefore opens the way to man's manipulatory capabilities."(*Antonio Pérez-Ramos,* Bacon's forms and the maker's knowledge tradition, in: The Cambridge Companion to Bacon, hrsg. v. *Markku Peltonen,* Cambridge 1996, 107).

62 Zur Raum-Zeit-Dimension bei Bacon vgl. *Jürgen Klein,* Francis Bacon (1561–1626): Natural Philosophy as Theodicy, in: „To justify the Ways of God to Men": Literature and Theodicy", hrsg. v. Rudolf Freiburg, Tübingen 2004 (im Erscheinen).

63 Vgl. *Immanuel Kant,* Kritik der reinen Vernunft, hrsg. v. Raymund Schmidt. Hamburg 1956, B 599–600.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dogmatisch-deduktiven Wissenschaft der Aristoteliker, deren Festhalten an den *essentia* der induktiven Erfahrung Sperren errichtet, die noch durch die Erkenntnis aus reiner Dialektik vermehrt werden. Damit ist der Streit zwischen Sachwissenschaft und Wortwissenschaft erwähnt. Bacon hebt in seinem Werk die Funktionalisierung des Schreibens für die naturwissenschaftliche Erkenntnis hervor. Es gilt, das Sein zu erforschen in der Grundstruktur, auch wenn dessen langsame und latente Transformation für den Menschen noch nicht ohne weiteres sichtbar ist[64]. Insofern sind auch für Bacon Zählen und Messen[65] Voraussetzungen der Erkenntnis vor allem im Blick auf Raum und Zeit[66]. Hier müßte dann über die atomare Struktur des Universums gehandelt werden, die Bacon annahm, auch in dem Sinne, daß er die Natur als subtiler betrachtete im Vergleich zu unseren Erfahrungsorganen und deshalb die Relevanz der wissenschaftlichen Instrumente unterstrich. Konkrete Körper sind für Bacon komplette Ergebnisse der Entwicklung, die ihrerseits ihre Basis in der dynamischen atomaren Grundstruktur des Universums hat. Die Struktur der natürlichen Realität sollte – so Bacon – über seine induktive Methode[67] erforscht werden, allein in den letzten Jahren ist entdeckt worden, daß Bacon als Pendant zu dieser Methode eine spekulative Naturphilosophie dynamischer Kräfte ausgearbeitet hat[68].

Dazu paßt, daß Bacon – vor allem in *De dignitate et augmentis scientiarum* (1623) – um des Fortschritts der Wissenschaften willen den Einsatz der reinen Phantasie und des schieren Aberglaubens in den sogenannten Geheimwissenschaften zurückgewiesen hat, den konstruktiven Phantasie – Gebrauch aber unterstreicht (*De dignitate et augmentis scientiarum*)[69]. Es

---

64 Vgl. *Bacon,* Works IV (1901), S. 123–126 [Novum Organum II, Aph. vi-vii].

65 Vgl. *Alfred W. Crosby,* The Measure of Reality. Quantification and Western Society. Cambridge 1997.

66 „In the Operative Part there are two defects, and two corresponding prerogatives of instances. For operation either fails us or it overtakes us. The chief cause of failure in operation (especially after natures have been diligently investigated) is the ill determination and measurement of the forces and actions of bodies. Now the forces and actions of bodies are circumscribed and measured, either by distances of space, or by moments of time, or by concentration of quantity, or by predominance of virtue; and unless these four things have been well and carefully weighed, we shall have sciences, fair perhaps in theory, but in practice inefficient. The four instances which are useful in thid point of view I class under one head as Mathematical Instances and Instances of Measurement." (*Bacon,* Works IV (1901): 206 (Novum Organum II, Aph. XLIV)).

67 Vgl. *Bacon,* Works IV (1901), S. 237–8 [Novum Organum II, Aph. L, III. Methode].

68 *Graham Rees / Christopher Upton,* Francis Bacon's Natural Philosophy: A New Source. A transcription of manuscript Hardwick 72A with translation and commentary, The British Society for the History of Science Monographs 5 (1984). Vgl. die einschlägigen Arbeiten von Graham Rees.

69 Hier ergibt sich eine interessante Parallele zur Funktion der Phantasie in der Wissenschaftskonzeption Galileis, vor allem hinsichtlich seiner Gedankenexperi-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

kann keine Verallgemeinerungen ohne breite empirische Basis und entsprechende methodische Absicherung geben, weil ansonsten punktuelle „Erkenntnis“ und Schnellschlüsse aus einzelnen Phänomenen unvermeidbar sind[70]. Auf der anderen Seite aber betont Bacon, daß der Weg der Forschung zu differenzierteren und besseren Erkenntnissen der Natur offen ist, selbst oder gerade wenn sich die Natur als außerordentlich subtil erweist. Dies darf nicht dazu führen, daß die Wissenschaftler vorab das Weiterforschen aufgeben; sie sind vielmehr gehalten, die *Formen* der Natur, die *allgemeinen Naturgesetze* zu suchen[71].

Es sind Empirie, Induktion, und die *scientia operativa* , die einen neuen Wissenschaftler-Typus verlangen, der die Geduld für die Verwendung der langwierigen Tafelverfahren zur Suche der Formen der Natur mitbringt, der die Erfahrung ausweitet und die Ergebnisse der Wissenschaft operativ werden läßt[72]. Der Naturphilosoph als Prototyp des *sage* löst hier den Moralphilosophen ab, der seine Bildung dem humanistischen Trivium verdankt, ohne daß aber die ethische Dimension bei Bacons „man of science“ entfällt. Sie wird auf die Menschheit bezogen konstituiert und nicht vom Ideal abgeleitet. Welterkenntnis und deren Erweiterung sind nur möglich, wenn das „neue Organon“ eingesetzt wird, ein komplexer empirisch – induktiver Methodenapparat, der Wege zur Konstituierung von Fakten aufweist ebenso wie zu deren Zusammenstellung (Naturgeschichte) und Verarbeitung bis hin zur Formulierung der höchsten Naturgesetze. Die Vorstellung / Konzeption „Expansion“ bei Bacon hat die Funktion, mentale und auf Handlung bezogene Limitierungen zu überwinden. Expansion und empirisch orientierte Vernünftigkeit werden dabei verbunden mit Blick auf eine universale Welterkenntnis, damit aber auch in Hinsicht auf eine weltweite Organisation menschlicher Arbeit, die unter dem Leitbegriff des „benefit of mankind“ steht[73].

---

mente, wie dies von *Paul K. Feyerabend* in Against Method.Outline of an anarchistic theory of knowledge. London 1975 brillant ausgearbeitet worden ist.

70 vgl. *Bacon,* Works IV (1901), 145 [Novum Organum II, Aph. xv.].

71 Vgl. ebenda, S. 75 [Novum Organum, I, Aph. 75].

72 Vgl. *Moody E. Prior,* Bacon's Man of Science, in: JHI, XV (1954): 348 – 70; *Stephen Gaukroger,* Francis Bacon and the Transformation of Early-Modern Philosophy, Cambridge 2001, 101 – 131; vgl. *Bacon,* Works IV (1901): 120 – 123 [Novum Organum II, iv – v].

73 Vgl. *Bacon,* Works IV (1901): 170 – 173 [Novum Organum II, Aph. Xxxi].

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Jungfräuliche Erde, unsichtbare Welten. Mikro- und makrokosmische Ausdehnungen der frühneuzeitlichen Medizin und Naturgeschichte

Von Michael Kempe

Schlägt man in Zedlers Universal-Lexikon den Begriff „Expansion" nach, so wird man auf das Stichwort „Dilatatio" verwiesen. Dort heißt es: „Dilatatio, Expansio, wird in der Aerometrie von der Lufft gebraucht, wenn solche in einem Gefässe zusammen gedruckt ist, und sich hernachmahls, so bald man die zusammen druckende Krafft nach und nach remouiret, in einen grössern Raum Vermöge ihrer elastischen Krafft sich ausbreitet, als der Raum gewesen ist, den sie zuvor in dem Zustande ihrer Compression eingenommen. Ein Exempel giebt die Lufft=Pumpe an die Hand"[1]. Seit den Vakuumexperimenten von Otto von Guericke und Robert Boyle in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts diente die Luftpumpe nicht nur als Instrument der Ausdehung der Luft, sondern auch als Symbol für die Ausdehnung der Naturforschung im Gefolge der *New Science,* einer Ausdehung sowohl in physikalisch unbekannte ‚Lufträume' als auch in neue Räume oberhalb und unterhalb der Erde, einer Ausdehnung in den Körper, in die Mikrowelt und in den Weltraum. Was für die zeitgenössische Selbstbeschreibung zutrifft, scheint der heutige Forschungsblick zu bestätigen: In der frühen Neuzeit läßt sich für die europäischen Naturwissenschaften eine in mehrere Richtungen verlaufende Expansion beobachten. Das gilt für die Naturgeschichte (physische Geographie, Mineralogie, Botanik, Zoologie) ab dem ausgehenden 17. Jahrhundert, aber auch für die Medizin, die seit dem 16. Jahrhundert den anatomischen Blick unter die Haut auszuweiten begann. Diese Ausdehungen sollen im Folgenden näher betrachtet werden.

Der Begriff ‚Expansion' bezieht sich dabei auf das komplexe Wechselverhältnis von theoretischer Selbstverständigung und praktischer Welterfahrung. Wissenschaft, so die Annahme, generiert sich in der wechselseitigen Durchdringung weltanschaulicher Denkvoraussetzungen und tätiger Forschungspraxis. Deutungsmuster präfigurieren wissenschaftliche Forschungen, Praxis und Techniken stimulieren Weltbilder. In dieser gegenseitigen Verschränkung von – knapp gesprochen – Wahrnehmung und Erfahrung,

[1] *Johann Heinrich Zedler,* Grosses vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschafften und Künste, Bd. 7, Halle / Leipzig 1734 (ND Graz 1994), Sp. 919.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

von Weltbild und Praxis läßt sich die frühzeitliche Expansion der Naturwissenschaften als zweifache, miteinander gekoppelte Ausdehnungsbewegung beschreiben. Aspekte dieser Bewegung sollen im Folgenden nachgezeichnet werden. Im Vordergrund stehen dabei Fragen der vielschichtigen Beziehung von Theologie und Naturwissenschaft. Ihr Zusammenhang und Wechselspiel ist hier als Erkenntnisfocus gewählt worden, um Figuren und Effekte frühmoderner Expansionsbewegungen in naturwissenschaftlichen Forschungen präziser markieren zu können[2].

Ich beginne mit einem Umriß derjenigen Denk- und Deutungsmuster, die m. E. eine Expansion der Naturgeschichte im 17. Jahrhundert begünstigt haben. Im zweiten Teil werde ich auf technische Voraussetzungen dieser Ausdehnungen sowie auf Konsequenzen eines ‚expansionistischen' Technikverständnisses eingehen. Danach steht die anatomische Expansion des Blickes unter die Haut des Körpers im Mittelpunkt. Der letzte Abschnitt widmet sich ganz der Frage nach den räumlichen Expansionen der Naturgeschichte und deren Folgen für das wissenschaftliche, auch populärwissenschaftliche Verständnis der Natur und ihrem Verhältnis zum Menschen, wobei der ‚Europa-Aspekt' hier eine besondere Rolle spielt.

I. Denkmuster naturgeschichtlicher Ausdehnungen

Zu konstatieren ist für das späte 17. Jahrhundert eine sich in mehrere Richtungen bewegende und auf unterschiedlichen Ebenen vollziehende Ausweitung naturgeschichtlicher Forschungen, deren Motivation nun näher in den Blick genommen werden soll. Zunächst zum Begriff der Naturgeschichte: In klassischer Hinsicht wurde darunter die Naturforschung in ihren sammelnden und ordnenden Disziplinen, vorrangig der Mineralogie, Botanik, Zoologie und der physischen Geographie verstanden. Kennzeichnend war insbesondere ein deskriptiver Zugang, der aber auch kausale Erklärungen und die Hinführung vom Einzelnen zum Allgemeinen mit einschloß. Ebenso wurden die Phänomene als einzelne in umfassende Zusammenhänge eingebettet. Der deskriptiven Methodik entprach die narrative

[2] Das hier ausgebreitete Material stammt zum einen aus meiner Dissertation über die ‚Sintfluttheorie' des Schweizer Gelehrten Johann Jakob Scheuchzer. Vgl. *Verf.*, Wissenschaft, Theologie, Aufklärung. Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) und die Sintfluttheorie (Frühneuzeit-Forschungen, Bd. 10), Diss. phil. Konstanz 2000, Epfendorf (bei Tübingen) 2003. Zum anderen greife ich zurück auf Recherchen zur frühneuzeitlichen Medizin- und Mikroskopiegeschichte am Deutschen Hygiene-Museum in Dresden im Juni und Juli 2001 für die neue Dauerausstellung unter der Leitung von Bodo Michael Baumunk. Hervorheben möchte ich hier auch die Dissertation von Stefan Siemer über naturgeschichtliches Sammeln im 18. Jahrhundert, der ich zahlreiche Anregungen verdanke: *Stefan Siemer*, Geselligkeit und Methode: Naturgeschichtliches Sammeln im 18. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz, Bd. 192), Diss. phil. Zürich 2000, Mainz 2004.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Darstellung. Naturgeschichten waren primär beschreibende Erzählungen über natürliche Ereignisse und Objekte. Naturhistoriker wurden in diesem Sinn zu Geschichtenerzählern der Natur. Hinzu kam die Betonung der Empirie. Diesbezüglich konnte man – was viele Naturhistoriker ab dem späteren 17. Jahrhundert taten – auch auf Francis Bacon Bezug nehmen. Im Unterschied aber zur älteren Naturgeschichte von Plinius d.Ä. bis Conrad Gesner betrachtete Bacon die ‚Fakten' der Natur nicht mehr primär in einem interpretativen Kontext, sondern als Einzelsachverhalte und isolierte Beobachtungen[3]. Mischformen unterschiedlicher naturgeschichtlicher Forschungen, etwa ein Nebeneinander von Narration und tabellarischer Auflistung in der Darstellung, finden sich bei vielen Naturforschern noch bis weit ins 18. Jahrhundert hinein.

Zentrales Kennzeichen der *historia naturalis* ist der statische Zeitbegriff, der auf die Annahme verweist, Gott habe bereits beim Schöpfungsakt eine gleichförmige und gleichbleibende Naturordnung mit sämtlichen lebenden Arten als eine lückenlose Kette der Wesen geschaffen[4]. An der Spitze der *scala naturae* stehe der Mensch, zugleich ein Mittelding zwischen den Tieren und Pflanzen auf der einen, den Engeln und schließlich Gott auf der anderen Seite. Die Glieder dieser Naturkette bilden artkonstante Einheiten, die keinem Wandel in der Zeit unterliegen. Die Konzeption einer zeitlosen Naturordnung mit Artenkonstanz bestimmte noch die Ordnungsschemata der Naturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Naturhistorische Klassifikationen und Taxonomien waren bloß räumlich ausgerichtet und glichen einem statischen, tableauförmig angeordneten Bauplan[5]. Natursystematiken wurden daher wie Landkarten entworfen. Carl von Linné, dessen ‚Systema Naturae' von 1735 im 18. Jahrhundert zum prominentesten Versuch ihrer Art avancierte, stellte 1751 fest, daß alle Pflanzen in jede Richtung Verwandtschaft zeigen würden, „uti Territorium in Mappa geographica"[6].

Naturhistorische Forschungen des 17. Jahrhunderts blieben meist auf lokal begrenzte Räume beschränkt. In England erschienen noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zahlreiche regional ausgerichtete Naturhi-

---

3 Vgl. *Lorraine Daston,* Baconsche Tatsachen, in: Rechtsgeschichte. Zeitschrift des Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte 1 (2002), 36–55.

4 *Arthur O. Lovejoy,* Die große Kette der Wesen (1933), Frankfurt/M. 1993. Vgl. auch *Michel Foucault,* Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften (1966), Frankfurt/M. 1991, 165–210; *Wolf Lepenies,* Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts, München/Wien 1976; und *Annette Diekmann,* Klassifikation – System – „scala naturae", Das Ordnen der Objekte in Naturwissenschaft und Pharmazie zwischen 1700 und 1850, Stuttgart 1992.

5 Vgl. *Lepenies,* Ende der Naturgeschichte, 1976, 1–51.

6 *Carl von Linné,* Philosophia botanica, in qua explicantur Fundamenta botanica, Stockholm 1751, 27; zit. *Diekmann,* Klassifikation, 1992, 17.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

storien, wie z. B. Robert Plots ‚Natural History of Oxford-Shire'[7] oder Charles Leighs ‚Natural History of Lancashire'[8]. Doch zur gleichen Zeit begann sich der naturgeschichtliche Focus bereits auszudehnen, und zwar in verschiedene Richtungen: Der Blick richtete sich auf neue kontinentale Naturräume wie Sibirien oder Nordamerika, auf die unterirdische Welt der Erd- und Gesteinsschichten, auf die Mikrowelt der Pflanzen und Tiere sowie auf die Weiten des Weltraums.

Thematisiert werden sollen im Folgenden einige Voraussetzungen dieser Ausweitungen. In mehrfacher Hinsicht berühren diese Voraussetzungen das komplexe Verhältnis von Theologie und Naturwissenschaft. Gegenüber der älteren Wissenschaftsgeschichte, nach der die Enstehung moderner Naturwissenschaften einem teils latenten, teils kämpferischen Emanzipationsprozeß entsprochen habe[9], betonen neuere Arbeiten die Einbettung der *New Science* und der sogenannten wissenschaftlichen Revolutionen des 17. Jahrhunderts in religiös-theologische Denkmuster[10]. Auf eine rein dichotomisierende Sichtweise konfligierender oder harmonischer Verhältnisse soll hier verzichtet werden, stattdessen gilt es, auf einzelne konvergierende sowie divergierende Momente in diesem schwierigen Verhältnis hinzuweisen. Gerade die Frage nach der Expansionalität erlaubt es, die Bedeutung theologischer Erklärungszusammenhänge für das naturwissenschaftliche Denken neu und nicht reduktionistisch in den Blick zu nehmen.

Fast stereotyp erfolgte bis ins 18. Jahrhundert hinein der Verweis auf Francis Bacon, wenn es darum ging, die eigenen naturgeschichtlichen Unternehmungen zu rechtfertigen. Bacon hatte dazu aufgerufen, die Rätsel der Welt als Aufforderung Gottes an die Menschen zu verstehen, mit ihm ein Spiel zu spielen, in dem der Mensch die Aufgabe habe, das von seinem Schöpfer Versteckte zu entdecken, „(...) as if, according to the innocent play of children, the Divine Majesty took delight to hide his works, to the end to have them found out; and as if kings could not obtain a greater honour than to be God's playfellows in that game (...)"[11]. Bacons Vision einer

---

7 *Robert Plot,* The Natural History of Oxford-Shire, Being an Essay toward the Natural History of England, Oxford 1677.

8 *Charles Leigh,* The Natural History of Lancashire, Cheshire, and the Peak, in Derbyshire, Oxford 1700.

9 Zur sogenannten Warfare-thesis, wonach sich Wissenschaft und Religion seit jeher gegenseitig offen oder latent bekämpft hätten, da Vernunft und Glaube sich wechselseitig ausschlössen, vgl. *David C. Lindberg – Ronald L. Numbers,* Introduction, in: dies. (Hg.), God and Nature: Historical Essays on the Encounter between Christianity and Science, Berkeley 1986, 1–18.

10 Vgl. mit weiterführenden Literaturhinweisen *Colin A. Russell,* Cross-currents: Interactions between Science and Faith, Leicester 1985; und *John Hedley Brooke,* Science and Religion. Some Historical Perspectives, Cambridge u. a. 1991.

11 *Francis Bacon,* The Advancement of Learning (1605), Kap. 1.6, Ab. 11, Oxford 1974, 41.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wissenschaftlichen Entzifferung der Baupläne der Schöpfung schien sich zu erfüllen, als am Ende des 17. Jahrhunderts Isaac Newton sein Gravitationsgesetz formulierte. Die Lösung einiger Welträtsel schien damit zum Greifen nahe, der Mensch nunmehr in der Lage, das göttliche Versteckspiel zu durchschauen. Der Londoner Naturphilosoph wurde daher von den Zeitgenossen verehrt wie ein Moses der Physik, der den Menschen die ehernen Gesetze der Himmelsmechanik verkündet hatte. So dichtete 1729 der Berner Mediziner Albrecht von Haller:

„Ein Newton übersteigt das Ziel erschaffner Geister,
Find't die Natur im Werk und scheint des Weltbaus Meister;
Er wiegt die innre Kraft, die sich im Körper regt,
Den einen sinken macht und den im Kreis bewegt,
Und schlägt die Tafeln auf der ewigen Gesetze,
Die Gott einmal gemacht, daß er sie nie verletze"[12].

Mit den mathematischen Leistungen Newtons erreichte die optimistische Aufbruchstimmung der Frühaufklärung ihren Höhepunkt. Sie wurde nirgends pointierter eingefangen als in der von Alexander Pope verfaßten Grabinschrift Newtons im Westminster Abbey:

„Nature and Nature's laws lay hid in night:
God said, *Let Newton be!* and all was light"[13].

Der hier als Heilsbringer gepriesene Begründer der neuzeitlichen Physik nährte mit seinen Entdeckungen die emphatischen Hoffnungen vieler Wissenschaftler, auch auf anderen Gebieten die göttlichen Gesetzmäßigkeiten, die die Welt zusammenhielten, decodieren zu können. Damit löste er im ausgehenden 17. Jahrhundert das aus, was Dieter Groh als „Newton-Komplex" bezeichnet, nämlich den „Versuch der Gelehrten und Forscher, in ihrem jeweiligen Gebiet dem Vorbild Newtons nachzueifern und ähnlich fundamentale Gesetze zu entdecken wie das Gravitationsgesetz, herauszufinden, welche Mechanismen den Lauf der Dinge regeln"[14]. Noch George Cuvier, der zu den Begründern der modernen Paläontologie zählt, war Anfang des 19. Jahrhunderts von dem Wunsch beseelt gewesen, er könne der

---

12 *Albrecht von Haller,* Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben (1729), Strophe 51–56, zit. *Thomas Paine,* Von der Kopernikanischen bis zur Französischen Revolution. Die Auseinandersetzung der deutschen Frühaufklärung mit der neuen Zeit, Berlin 1987, 18.

13 *Alexander Pope,* Epitaph, Intended for Sir Isaac Newton, Westmister Abbey (1735), in: The Works of Alexander Pope (1882), Bd. 4, hrsg. v. John Wilson Croker, New York 1967, 390; Hervorh. Orig.

14 *Dieter Groh,* Anthropologische Voraussetzungen wissenschaftlicher Diskurse: Der Newton-Komplex, oder: Physikotheologische Denkmuster in den Wissenschaften seit dem 17. Jahrhundert, in: Universität Konstanz, Antrag auf Einrichtung eines Sonderforschungbereiches „Literatur und Anthropologie" 1996–1998, Konstanz maschr. 1996, 109–118, 114.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

‚Newton der Naturgeschichte' werden: „Sans doute les astronomes ont marché plus vite que les naturalistes, et l'èpoque où se trouve aujourd'hui la théorie de la terre, ressemble un peu à celle où quelques philosophes croyoient le ciel de pierres de taille, et la lune grande comme le Péloponèse; mais, après les Anaxagoras, il est venu des Copernic et des Kepler, qui ont frayé la route à Newton; et pourquoi l'histoire naturelle n'auroit-elle pas aussi un jour son Newton?"[15]

Bereits zu Newtons Lebzeiten hatte der englische Philosoph Richard Bentley den Geologen und Naturforscher John Woodward zum ‚Newton der Erdgeschichte' gekrönt: Wer die Geheimnisse der Natur, die Rätsel Gottes, zu entdecken strebt, der benötige den von Newton nach oben und den von Woodward nach unten gerichteten scharfsinnigen Blick:

> „Who Nature's Treasures wou'd explore,
> Her Mysteries and Arcana know,
> Must high, as lofty Newton, soar,
> Must stoop, as searching Woodward, low"[16].

Bacons naturtheologisches ‚Versteckspiel' beinhaltete zugleich den göttlichen Auftrag der Inventarisierung der Schöpfung. Natur- bzw. Physikotheologie bildeten um 1700 das vorherrschende Paradigma der Naturforschung, wonach sich Gott nicht nur in der Bibel, sondern auch im Buch der Natur offenbart habe und der Naturforscher die Aufgabe habe, die göttlichen Spuren in der Natur nachzuzeichnen. Der physikotheologische Gottesbeweis diente den naturwissenschaftlichen Forschungen als theologische Legitimation. Die Rückversicherung des physikotheologischen Gottesbeweises schuf die Voraussetzung für eine regelrechte Welle euphorischer Naturbegeisterung theologisch inspirierter Wissenschaftler. „Im genauen Sinn des Wortes traten sie aus ihren Studierstuben hinaus in die Welt, um im Buch der Natur zu lesen. Ausgerüstet mit Teleskop und Mikroskop, mit Thermometer und Barometer, mit Botanisiertrommel und Schmetterlingsnetz, mit Seziermesser und Waage gingen sie ans Werk, auf der Suche nach den Spuren Gottes in der Natur"[17].

In Abgrenzung zur älteren Forschungsliteratur wird hier die Physikotheologie nicht auf einen „Hintergrundpessimismus der Barockzeit" zu-

---

15 *Georges Cuvier,* Recherches sur les Ossemens Fossilies, où l'on rétablit les Caractères de Plusieurs Animaux dont les Révolutions du Globe ont détruit les espéces, Bd. 1, Paris 1821, II-III.

16 *Richard Bentley,* The Grove or a Collection of Original Poems, London 1721, S. 244, zit. Joseph M. Levine, Dr. Woodward's Shield. History, Science, and Satire in Augustan England, Los Angeles – London 1977, 111.

17 *Ruth Groh / Dieter Groh,* Religiöse Wurzeln der ökologischen Krise. Naturteleologie und Geschichtsoptimismus in der frühen Neuzeit, in: dies., Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur (1991), 2. Aufl., Frankfurt / M. 1996, 11 – 91, hier 52.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

rückgeführt[18], sondern im Gegenteil auf die optimistische Aufbruchstimmung im Gefolge der wissenschaftlichen Revolutionen des 17. Jahrhunderts. Auch ist der Behauptung zu widersprechen, Physikotheologie könne „weder auf eine bestimmte Religionsgemeinschaft (wie die der Christen) noch auf eine bestimmte Zeit (wie die des Barock und der Aufklärung, aus der die meisten physikotheologischen Schriften stammen)" beschränkt werden[19]. Andererseits läßt sich die Physikotheologie ebenso wenig von ihren Wurzeln in der Naturtheologie und antiken Naturteleologie trennen[20]. Vielmehr ist unter diesem Begriff das historisch etwa zwischen 1650 und 1780 verortbare Phänomen zu verstehen, in der sich auf eigentümliche Weise traditionelle Beweis- und Begründungsformen der Natürlichen Theologie mit den Methoden und Ergebnissen der *New Science* verbanden.

Nach derzeitigem Forschungsstand wurde der Begriff zum ersten Mal 1650 in Joachim Lütkemanns ‚De Vero Homine Dissertatio physikotheologica' erwähnt[21]. William Derham erhob 1713 die ‚Physico-Theology' zum Programm. Hydro-(Wasser-), Pyro-(Feuer-), Ichthyo-(Fisch-), Rana-(Frosch-) und andere Bindestrich-Theologien nahmen in der Erbaulichkeitsliteratur des 18. Jahrhunderts einen festen Platz ein und spielten für die Popularisierung der neuen Naturwissenschaften eine entscheidende Rolle. Daß auch in den 1770er Jahren noch Seismo-(Erdbeben-)Theologien veröffentlicht wurden, zeigt die Notwendigkeit, die ältere Forschungsthese von der Erschütterung der Physikotheologie durch das Lissaboner Erdbeben von 1755 zu revidieren[22]. Nachdem David Hume 1779 in den ‚Dialogues Concerning Natural Religion' bereits die Haltbarkeit der physikotheologischen Argumente zurückgewiesen hatte, setzte Immanuel Kant 1781 in der ‚Kritik der reinen Vernunft' mit seiner Kritik am physikotheologischen Gottesbeweis als einem unzulässigen Analogieschluß den ent-

---

18 *Wolfgang Philipp,* Das Werden der Aufklärung in theologiegeschichtlicher Sicht, Göttingen 1957.

19 *Hans-Joachim Waschkies,* Die Physikotheologie als Gegenstand historischer Forschung, in: Werner Kreisel (Hg.), Geisteshaltung und Umwelt. FS zum 65. Geburtstag v. Manfred Büttner, Aachen 1988, 163–181, hier 164.

20 *Irmgard Müsch,* Geheiligte Naturwissenschaft. Die Kupfer-Bibel des Johann Jakob Scheuchzer, Göttingen 2000, 22.

21 *Manfred Büttner,* Zu den Wurzeln der Physikothelogie, in: ders.- Frank Richter (Hg.), Forschungen zur Physikotheologie im Aufbruch I: Naturwissenschaft, Theologie und Musik in der Aufklärung. Referate des Symposiums in Halle 1994, Münster 1995, 73–74, hier 74. Zu den Anfängen der physikotheologischen Bewegung siehe auch *Rienk H. Vermij,* The Beginnings of Physico-Theology: England, Holland, Germany, in: Heyno Kattenstedt (Hg.), ‚Grenz-Überschreitung'. FS zum 70. Geburtstag v. Manfred Büttner, Bochum 1993, 173–184.

22 Auf die Sismo- und Seismo-Theologien sowie den physikotheologischen Deutungen auch des Lissaboner Erdbebens von 1755 weist mit Recht hin: *Ulrich Löffler,* Lissabons Fall – Europas Schrecken: die Deutung des Erdbebens von Lissabon im deutschsprachigen Protestantismus des 18. Jahrhunderts, Berlin u. a. 1999.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

scheidenden philosophischen Schlußpunkt[23]. Auch danach finden sich naturtheologische Werke – vor allem etwa in England im Zuge von William Paleys ‚Natural Theology' von 1802 –, sie werden jedoch nicht mehr getragen von der historisch spezifischen Begeisterung für die neuen Wissenschaften der Empirie und Experimente, wie es für die Frühaufklärer charakteristisch gewesen ist.

In diesem Zusammenhang wichtig ist die mit der Physikotheologie einhergehende theologische Durchdringung sowohl des Makrokosmos als auch des Mikrokosmos. Der Platoniker Henry More aus Cambridge antwortete in seinen Schriften von 1640 bis 1671 auf die kosmologische Entthronung des Menschen durch den Kopernikanisumus und die astronomische Entdeckung eines grenzenlos scheinenden Weltalls, die den Menschen aus seiner zentralen Position innerhalb des festgefügten Gehäuses der ptolemäischen Sphärenwelt in die Rolle einer unbedeutenden Randfigur im unermesslich grossen Universum zu versetzen schien[24], mit einer „Theorie der theologischen Besetzung des Weltraums"[25]. Um die Furcht des Verlorenseins in einem unauslotbaren Raum des Schweigens, den Pascalschen *horror vacui*[26], aufzufangen, wurde die Grenzenlosigkeit des Weltalls als von der Allgegenwart Gottes durchdrungen erklärt.

Unter Rückgriff auf die klassische Mikrokosmos-Makrokosmos-Analogie konnte der Begriff der Unendlichkeit auch auf die Welt der kleinen und kleinsten Teilchen übertragen werden: „Die grosse Welt bestehet auß unendlich vielen Stäublein, und ein jedes Stäublein begreiffet eine unendliche

---

23 *Immanuel Kant,* Kritik der reinen Vernunft (1781), B 648–658, hg. v. Weischedel, Wilhelm, Werkausgabe Bd. IV, Frankfurt a.M. 1974, S. 548–555. Vgl. auch ders., Kritik der Urteilskraft (1790), § 85, B 400, hg. v. Weischedel, Wilhelm, Werkausgabe Bd. 10, Frankfurt a.M. 1974, S. 396.

24 Vgl. *Alexandre Koyré,* Von der geschlossenen Welt zum unendlichen Universum, Frankfurt / M. 1969. Zu den Auswirkungen des Kopernikanismus siehe auch *Hans Blumenberg,* Der kopernikanische Umsturz und die Weltstellung des Menschen. Eine Studie zum Zusammenhang von Naturwissenschaft und Geistesgeschichte, in: Studium Generale 8 (1955), 637–648; und *ders.*, Die kopernikanische Wende, Frankfurt / M. 1965. Die neuere Arbeit von Owen Gingerich zeigt, daß im 16. Jahrhundert weniger die heliozentrische These, sondern vorrangig Kopernikus' zweite These, alle Himmelsbewegungen verliefen symmetrisch, kritisch diskutiert wurde, und daß erst 1610 mit Galileos teleskopischen Entdeckungen die erste These empirisch überprüft wurde. Vgl. *Owen Gingerich,* An Annotated Census of Copernicus' De Revolutionibus. (Nuremberg, 1543 and Basel, 1566), Leiden 2002. Insofern ist die Rede von einer kopernikanischen Wende oder Revolution eher irreführend. Vgl. *Christoph Lüthy,* Verspätete Wende. Wie Kopernikus im sechzehnten Jahrhundert gelesen wurde, in Frankfurter Allgemeine Zeitung, 02. 07. 2003, N 3.

25 *Ruth Groh / Dieter Groh,* Kulturelle Muster und ästhetische Naturerfahrung, in: Ästhetik und Naturerfahrung, hrsg. v. : Jörg Zimmermann, Stuttgart / Bad Cannstatt 1996, 27–41, 35.

26 „Das ewige Schweigen dieser unendlichen Räume erschreckt mich." *Blaise Pascal,* Gedanken, übers. v. Wolfgang Rüttenauer, Wiesbaden 1947, Nr. 314, 150.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Zahl kleinster Welten“[27]. So der Schweizer Mediziner und Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer, von dem später noch die Rede sein wird. In dieser zweifachen Unendlichkeit, dem *infinite magnis* und dem *infinite parvis,* erblickte Scheuchzer wie viele andere Naturgelehrte des 17. und 18. Jahrhunderts das Göttliche. Noch einmal Scheuchzer: „Es hat der allweisesten Macht Gottes gefallen, sich zuoffenbahren nicht nur durch die Grösse der von ihm erschaffenen Welt, sondern auch in denen kleinsten Cörperlein beydes die Anfänge der Zeugung, und wesentlichen Wirkungen verborgen, und zugleich ihre unendliche Vollkommenheiten zu zeigen“[28]. So wurden Mikrokosmos wie Makrokosmos in ihrer komplementären Unendlichkeitsstruktur theologisch besetzt.

Diese Komplementarität lieferte zugleich eine wichtige Rechtfertigung für naturgeschichtliche Expansionen. Wie tief auch immer man in unbekannte Dimensionen der Natur vorstieß, ob im Mikrokosmos oder im Makrokosmos, ob auf Forschungsreisen oder unter dem Mikroskop in der Studierstube, niemals und nirgendwo drohte man Gefahr zu laufen, den naturtheologisch legitimierbaren Raum zu überschreiten. Die doppelte Theologisierung der (räumlichen) Unendlichkeit schien damit die Möglichkeit zu sichern, legitime Expansionen der Naturgeschichte als grenzenlos zu denken.

II. Neue Welten des Mikro- und Makrokosmos

Die Welt im Großen und Kleinen zu erkennen, setzte den Einsatz technischer Hilfsmittel voraus[29]. Mit dem Aufkommen des Teleskops und des Mikroskops im Laufe des 17. Jahrhunderts erweiterte sich grundlegend der Horizont des für das menschliche Auge Sichtbaren. Robert Hooke, exponierter Naturforscher und Gründungsmitglied der Londoner Royal Society, verweist im Vorwort seiner ‚Micrographia‘ von 1665 ausdrücklich auf die Erweiterung des optischen Blickfeldes in zwei Richtungen: „By the means of Telescopes, there is nothing so far distant but may be represented to our views; and by the help of Microscops, there is nothing so small, as to escape our inquiry; hence there is a new visible World discovered to the understanding“[30].

---

27 Vgl. *Johann Jakob Scheuchzer,* Physica, Oder Natur=Wissenschafft (1701), 2 Tle., 1729 (3. Aufl.), Tl. 1, 20.

28 Ebd., 23.

29 Zum Verhältnis der seit dem 17. Jahrhundert neuen optischen Instrumente zur Literatur vgl. *Ulrich Stadler,* Der technisierte Blick. Optische Instrumente und der Status von Literatur – ein kulturhistorisches Museum, Würzburg 2003.

30 *Robert Hooke,* Micrographia: Or some Physicological Descriptions of Minute Bodies made by Magnifying Glasses. With Observations and Inquiries thereupon, London 1665, Preface, unpaginiert.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Expansion des Blickes in den Weltraum war folgenreich. Was Galileo Galilei 1610 in seinem Fernrohr sah, betrachtete er als Bestätigung der kopernikanischen Kosmologie[31]. Aus der Annahme, die Erde sei ein Planet und die Planeten seien Erden, leitete man die Annahme ab, daß auch andere Planeten ebenfalls bewohnte Welten sein könnten. Der Wandel von einem geozentrischen zu einem heliozentrischen Kosmologiemodell implizierte neben einer Abwertung der stellaren Position der Erde und ihrer Bewohner zugleich also auch eine Aufwertung der Planeten als bewohnbare Welten. Seit Bernard le Bovier de Fontenelles Bestseller ‚Entretiens sur la pluralité des mondes' (1686) war die Rede von der Pluralität der Welten in aller Munde. Der Kopernikanismus konnte dabei nicht nur ein Gefühl der Verlorenheit in einem interstellaren Vakuum erzeugen, sondern zugleich die Perspektive eröffnen, dieses Vakuum mit einer Vielzahl an Welten wieder aufzufüllen – was selbst wiederum ein Gefühl der Furcht oder eines der Hoffnung auslöste[32].

Naturgeschichtlich blieb die teleskopische Expansion eine Sache der Projektion. Thomas Burnet entwarf 1681 in der einflußreichen und vieldiskutierten ‚Telluris theoria sacra' das Modell einer ‚kataklysmischen Evolution', wonach globale Katastrophen wie die Sintflut und der Weltenbrand die Geschichte der Erde bestimmten[33], ein Modell, das er ebenso auf die außerirdische Welt übertrug. Gemäß einer Analogisierung von All- und Erdkatastrophen nahm Burnet an, daß jeder Planet unseres Sonnensystems seine eigene Sintflut hatte[34]. Besonders gelitten hätte unter einer solchen Weltraumsintflut der Saturn. Dessen Ringe seien nichts anderes als Residuen der einstigen glatten und ebenen Planetenoberfläche, die in der Saturnsintflut ansonsten vollständig eingebrochen sei[35].

Wie bei Henry More, so läßt sich bei Burnet eine theologische Besetzung des Universums feststellen. Er spricht diesbezüglich von einer „Ko-Extensi-

---

31 *Galileo Galilei,* Sidereus Nuncius ..., Venetiis (Venedig) 1610.

32 Zur wechselhaften Geschichte der Furcht und Hoffnung in Bezug auf die mögliche Existenz extraterrestrischer Lebewesen von der frühen Neuzeit bis heute vgl. *Karl S. Guthke,* Alptraum und Utopie. Extraterrestrische Welten von Galilei bis zur Goethezeit, in: Phantastische Lebensräume, Phantome und Phantasmen, hrsg. v. Hans-Konrad Schmutz, Marburg a.d. Lahn 1997, 13–32.

33 Die lateinische Erstausgabe ‚Telluris theoria sacra' verließ zwischen 1681 und 1689 die Druckerpresse. 1684 folgte die englische Fassung, 1759 bereits in siebenter Auflage, 1693 wurde eine erste deutsche Ausgabe publiziert. Eine moderner Nachdruck der englischen Ausgabe von 1690/91 ist 1965 erschienen: *Thomas Burnet,* The Sacred Theory of the Earth, 2. Aufl., London 1690/91 (ND London 1965). Vgl. ausführlicher *Kempe,* Sintfluttheorie, 2003.

34 „That every one of them hath suffer'd, or is to suffer its Deluge, as our Earth hath done. These, I say, are probable conjectures according to the Analogy of Reason and Nature, so far as we can judge concerning things very remote and inaccessible." *Burnet,* Sacred Theory, (1690/91) 1965, Book 1, 129.

35 Ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

on" der göttlichen Providenz proportional und relational zur Ausdehnung des Weltalls: „The Corporeal Universe, how immense soever it be, and divided into innumerable Regions, may be consider'd all as one System, made up of several subordinate Systems. And there is also one immense design of Providence co-extended with it, that contains all the fate, and all the revolutions of this great Mass"[36]. So zeige gerade das All in seiner Unendlichkeit – den „boundless Regions" und der „unmeasurable distance" – „the riches and fecundity of Divine Providence, and gives new matter of contemplation to those that take pleasure in studying the works and ways of God"[37].

Andere Forscher wie der Astronom Christian Huygens leiteten aus dem naturtheologischen Design-Argument die Notwendigkeit der Existenz extraterrestrischer Intelligenz ab. Denn ohne venunftbegabte Beobachter könne niemand die Ordnung und Schönheit der göttlichen Schöpfung bewundern. Die meisten Planeten, so auch später der Gelehrte Scheuchzer, „müßten bewohnt sein, sonderlich auß dißem Hauptgrund, weilen diße schöne corpora (...) auch nothwendig müßen haben ihre Spectatores, welche deßwegen die güte, weißheit, und allmacht des Schöpfers lernen preisen, und auskünden"[38]. Das sich mit dem Blick ins All ausdehnende Denkmuster der Natürlichen Theologie erweiterte so die irdische Physikotheologie durch eine außerirdische Astrotheologie[39].

Theologisch besetzen ließen sich ebenso die neuen Welten, welche im mikroskopischen Blick sichtbar wurden, der hinter die glatte Oberfläche der Dinge drang, dabei nicht nur bisher Unsichtbares durch empirische Beobachtung ‚demystifizierte', sondern zugleich hinter dem gewöhnlich Sichtbaren ungewohnte Abgründe aufscheinen ließ: „the deepest Discoveries", so Robert Hooke, „shew us the greatest Excellencies. An evident Argument, that he that was the Author of all these things, was no other then *Omnipotent;* being able to include as great a variety of parts and contrivances in the yet smallest Discernable Point, as in those vaster bodies (which comparatively are called also Points) such as the *Earth, Sun,* or *Planets*"[40]. Was

---

36 Ebd., Book 2, 224.

37 Ebd., 225–226.

38 *Johann Jakob Scheuchzer,* Sitzungsprotokoll im Collegium der Wohlgesinnten, 11. 04. 1699, in: Zentralbibliothek Zürich Ms. Z III 620, 98–108, hier 106. Zu diesem um 1700 im Ausserirdischen-Diskurs weit verbreiteten Argument vgl. *Karl S. Guthke,* Are we alone? The idea of Extraterrestrial Intelligence in Literature and Philosophy from Copernicus to H. G. Wells, in: Utopian Vision, Technological Innovation and Poetic Imagination, hrsg. v. Klaus L. Berghahn / Reinhold Grimm, Heidelberg 1990, 91–104.

39 ‚Astro-theology' hiess auch ein Werk des bekannten Physikotheologen William Derham von 1731.

40 *Hooke,* Micrographia, 1665, 2; Hervorh. Orig.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

das Interesse bewegte, war weniger eine genaue Empirie als die Darstellung des Kuriosen, die Entdeckung des Ungewöhnlichen im Gewöhnlichen. Hooke beschrieb eine Nadelspitze als *„broad, blunt,* and very *irregular*"[41], Martin Frobenius Ledermüller glaubte das „Männliche Zeugungs=Glied" der Stubenfliege entdeckt zu haben[42], während Johann Frantz Griendel von Ach vergrößerte Läuse, Flöhe, Ameisen und andere kleine Tiere als kampfeslustige Ungeheur und stachelige Monster beschrieb[43].

Die Teleskop- und Mikroskopforscher stellten sich mit ihren optischen Expansionen an die Seite der „Eroberer", ihre Instrumente verstanden sie als „Mechanical helps for the Senses, both in the surveying the already visible World, and for the discovery of many others hitherto unknown, and to make us, with the great Conqueror, to be affected that we have not yet overcome one World when there are so many others to be discovered, every considerable improvement of Telescopes or Microscopes producing new Worlds and Terra-Incognita's to our view"[44]. Hooke sah mit Hilfe der optischen Instrumente die Möglichkeit gegeben, die seit dem Sündenfall korrumpierten und defekten Sinne des Menschen – so wörtlich – zu „reparieren". Er definierte die Optikgeräte als „artifical Organs", die den natürlichen hinzugefügt werden könnten, um die Schwäche der Sinne zu verringern, ihre Kraft und Reichweite zu erweitern, zu vergrößern[45].

Nicht um Verbesserung, sondern um Restauration sinnlicher Warnehmung geht es hier. Indem technische Innovation in die klassische – auch konfessionsübergreifende – sündentheologische Anthropologie eingepaßt wird, stellt sich Technik in gewisser Hinsicht als Verlängerung von Theologie dar. Religion und Mechanik – das zeigt hier der Expansionsbegriff – werden so in denselben weltanschaulichen Bezugsrahmen gespannt. In Hookes Formel der „inlargement of the Senses"[46] wird der technizistische Expansionsgedanke zugleich entkoppelbar von seinen (sünden-)theologischen Implikaten; jenseits seiner Rückführung auf eine postlapsarische Anthropologie transportiert er einen (von der Theologie abspaltbaren) anthro-

---

41 Ebd.; Hervorh. Orig.

42 Martin Frobenius Ledermüllers Mikroskopische Gemüths- und Augen-Ergötzung: Bestehend in Ein Hundert nach der Natur gezeichneten und mit Farben erleuchteten Kupfertafeln, sammt deren Erklärung, Nürnberg 1763.

43 *Johann Frantz Griendel von Ach,* MICROGRAPHIA NOVA: Oder Neu-Curieuse Beschreibung Verschiedener kleiner Cörper / Welche Vermittelst eines absonderlichen von dem Authore neuerfundenen Vergrösser-Glases Verwunderlich groß vorgestellet werden / Samt Beygefügten deroselben Abbildungen / in vierzehen Kupfferplatten bestehend / so nützlich als ergötzlich ans Licht gegeben, Nürnberg 1687. Den Hinweis verdanke ich Stefan Siemer.

44 *Hooke,* Micrographia, 1665, Preface, unpaginiert.

45 Ebd.

46 Ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

pomorphen Technikbegriff, der weite Bereiche des modernen Technikverständnisses prägte und noch prägt. Selbst in jüngeren Mediendebatten ist ein solches Verständnis zu beobachten, wenn etwa im Gefolge von Marshall McLuhan Medien als „Ausweitungen des Menschen" definiert werden[47]. Im anthropomorphen Medienbegriff, der auf ein technomorphes Menschenbild verweist, kommt so abermals eine Denkfigur des Expansiven zum Vorschein.

III. Anatomie als Expansion ins Körperinnere

Die geschliffenen Gläser des Mikroskops schärften auch den Blick der Anatomen unter die Haut des Körpers. Seit ihren Anfängen in der Antike verkörperte die anatomische Sektion die Expansion des (medizinischen) Blicks in den Körper *par excellence*[48]. Im Unterschied zu den sogenannten Fünfbilder-Serien des Mittelalters, dem Nebeneinander von Einzeldarstellungen der Arterien-, Venen-, Knochen-, Nerven- und Muskelmänner, ermöglichten die Anatomiefiguren von Andreas Vesalius[49], Charles Estienne[50], Juan Valverde[51] und anderen Anatomen des 16. Jahrhunderts synchrone Körpereinsichten von der Hautoberfläche über die Muskelstruktur bis zum Skelett. Die Entdeckung des Blutkreislaufes 1628 durch William Harvey[52] markiert den Übergang von einer statischen zu einer dynamisch orientierten Anatomie. Allmählich verlagerte sich auch das Sezieren von Leichen in öffentlichen Spektakeln vor schaulustigen Laien zunehmend hinein in die geschlossenen Kammern der anatomischen Ausbildung. Zum Instrument der Forschung entwickelte sich die Wissenschaft der Körperzerlegung allerdings erst im 18. Jahrhundert[53]. Zuvor diente die Anatomie lediglich der Darstellung und Demonstration für den Anatomieunterricht.

Unterschiedliche anatomische Ansichten zeigten den Menschen nur fragmentarisch, immer blieb er zugleich auch teilopak. Die bildlich nicht einlös-

---

47 *Marshall McLuhan,* Die magischen Kanäle. Understanding Media (1964), Dresden / Basel 1995.

48 Vgl. *Jonathan Sawday,* The body emblazoned. Dissection and the human body in Renaissance culture, London / New York 1995. Gegen die Auffassung einer anatomischen Revolution in der Renaissance betont Andrew Cunningham den Rückgriff auf antiken Methoden und Techniken im 16. Jahrhundert: *Andrew Cunningham,* The Anatomical Renaissance. The resurrection of the anatomical projects of the ancients, Aldershot 1997.

49 *Andreas Vesalius,* De humani corporis fabrica libri septem, Basel 1543.

50 *Charles Estienne,* De dissectione partium corporis humani libri tres, Paris 1545.

51 *Juan Valverde,* Anatomia del corpo humano, Rom 1560.

52 *William Harvey,* Exercitatio anatomica de motu cordis et sanguinis in animalibus, Frankfurt / M. 1628.

53 Vgl. *Johannes Baptista Morgagni,* Adversaria anatomica omnia, Leiden 1723.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bare Totaltransparenz korrespondierte mit der philosophischen Anthropologie der französischen Moralistik im 17. Jahrhundert, die von der Unergründbarkeit des menschlichen Wesens ausging. Zum Problem des Nicht-Darstellbaren gesellte sich die Frage nach dem Nicht-Sezierbaren. Der cartesianische Dualismus von ausgedehnten Dingen (*res extensa*) und unausgedehnten bzw. nichträumlichen Dingen (*res cogitans*) schloss eine Sektion der Seele aus, stimulierte aber zugleich die Suche nach dem (körperlichen) Sitz der Seele. Im übertragenen Sinn sprach Robert Burton 1618 von der ‚Anatomy of Melancholy' und erhoffte sich davon die Aufdeckung von ‚Geisteskrankheiten'.

In der frühmodernen Anatomie waren Wissenschaft und Kunst untrennbar miteinander verbunden. Neben der Ästhetik spielte aber auch die Ethik eine zentrale Rolle. Dies belegen die allegorischen Arrangements weinender oder musizierender Fötenskelette im anatomischen Kabinett von Frederik Ruysch zu Beginn des 18. Jahrhunderts[54]. Hier stand die Ästhetisierung der Anatomie noch ganz im Dienste der *memento mori*-Moral und der *vanitas*-Anthropologie, während sich im *danse macabre* von Jacques Gamelin die barocken Vergänglichkeitsallegorien zu dramatischen Inszenierungen von Knochenschlachten todbringender Skelettmenschen wandelten[55]. Die pantomimischen Leichenreigen in Gamelins ‚Nouveau recueil d'ostéologie et de myologie' von 1779 sollten sowohl jungen Künstlern zum Studium der Anatomie als auch jungen Anatomen zum Studium der Körper dienen.

Entgegen gängiger Auffassung ist der Aufschwung der Anatomie im 17. und 18. Jahrhundert nicht als ein linearer Emanzipationsprozeß der Medizin von der Theologie zu verstehen. Die Aufnahme anatomischer Darstellungen in der ‚Physica Sacra' (1728 – 38) von Johann Jakob Scheuchzer zeigt vielmehr deutlich das Bemühen der Frühaufklärer, medizinische Erkenntnis und christlichen Glauben im Rahmen der Physikotheologie miteinander zu verbinden[56]. Signifikanter Ausdruck dieser Anstrengung ist Scheuchzers Deutung von fossilen Resten zweier Salamanderskelette, die 1725 bei Öhningen am Bodensee gefunden wurden. Für Scheuchzer waren beide Skelette Relikte von Menschen, die in der Sintflut ertrunken seien. Das größere Fossil nannte er den „Homo diluvii testis", einen menschlichen Zeugen der Sintflut[57]. In Scheuchzers anatomischer Beschreibung verwandelte sich so

---

54 *Frederik Ruysch,* Thesaurus anatomicus primus. Cum figuris aeneis, Amsterdam 1721; *ders.,* Thesaurus anatomicus tertius. Cum figuris aeneis. Het derde Anatomisch Cabinet van Frederic Ruysch. Met Kopere Platen, Amsterdam 1721.

55 Vgl. Barbara Stafford, Body criticism. Imaging the unseen in Enlightenment art and medicine (1991), Cambridge, Mass. 1994, 70 – 76.

56 *Johann Jakob Scheuchzer,* Kupfer=Bibel / In welcher Die Physica Sacra, Oder Geheiligte Natur=Wissenschafft Derer In Heil. Schrifft vorkommenden Natürlichen Sachen, 4 Bde., Ulm – Augsburg 1731 – 1735.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

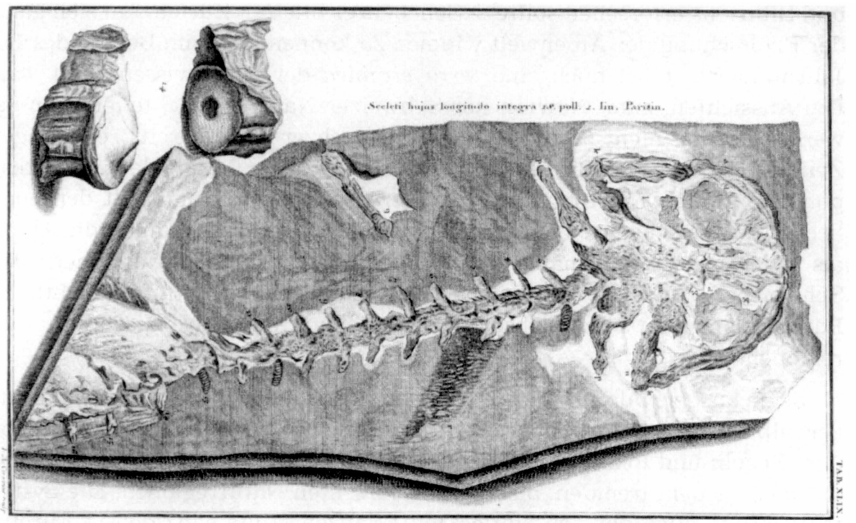


Abb. 1: Johann Jakob Scheuchzers „Homo Diluvii Testis" mit zwei versteinerten Wirbeln eines Fischsauriers aus Altdorf (links unten), die Scheuchzer als Humanfossilien deutete. Scheuchzer, Physica Sacra, 1731, Bd. 1, S. 66, Tab. XLIX. Zentralbibliothek Zürich, Sig.: ZZ 54.

ein Tierfossil in ein versteinertes Menschenpräparat (Abb. 1). Indem es als Dokument einer globalen Wasserkatastrophe der Erdgeschichte gedeutete wurde, schien der expansive Blick in den (versteinerten) Körper nicht nur verborgene Räume, sondern auch vergangene Zeiten freilegen zu können.

IV. Naturgeschichtliche Expansionen des Raumes

„Schon befand ich mich Gedanken in Russland, sah mich von einer Stadt und Provinz in die andere fliegend, um vor allen andern in der *Terra Virginea* neue Pflanzen zu beobachten, neue Mineralien und Tiere zu beschreiben (...)"[58], schreibt Scheuchzer im März 1714 an Gottfried Wilhelm Leibniz, der den Schweizer Mediziner und Naturforscher als Leibarzt Peter des Großen vermitteln wollte, damit dieser auch die weiten Regionen Russlands

[57] *Ders.*, Homo Diluvii Testis. Bein=Gerüst/Eines in der Sündflut ertrunkenen Menschen, Zürich 1726.

[58] „Translatus jam mente videbar in Russiam, videbar mihi ab una urbe et Provincia volans in alteram, una in Terrae virgineae novas observare Plantas, Mineralia nova et Animalia describere (...)." Johann Jakob Scheuchzer an Gottfried Wilhelm Leibniz, 20. 03. 1714, Niedersächsische Landesbibliothek Hannover, Ms. LBr. 809, fol. 91r.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und Sibiriens erforschen sollte[59]. Scheuchzer blieb in Zürich, um sich ganz der Erforschung der Alpenwelt widmen zu können, die zum Beginn des 18. Jahrhunderts selbst noch eine *terra virginea* der Naturwissenschaft war. Die Aussichten, zum ‚Newton der Schweizer Naturgeschichte' erkoren zu werden, waren nicht schlecht, stand Scheuchzer doch bereits seit einiger Zeit als Mitglied der Royal Society mit vielen ihrer Mitglieder in Korrespondenz – auch Newton selbst hatte er geschrieben – und galt den englischen Wissenschaftlern aufgrund seiner Forschungsreisen durch die Alpen als wichtigster Informant naturwissenschaftlicher Informationen der Schweizer Bergwelt[60]. Zu Scheuchzers Zeiten meinte naturgeschichtliche Raumexpansion also zunächst die Erschließung innereuropäischer Naturregionen.

Als im ausgehenden 17. Jahrhundert erstmals auch weite Naturräume außerhalb Europas naturhistorisch erschlossen wurden, übertrug man Methoden, Regeln und lokale Maßstäbe der europäischen Naturforschung ebenso auf diese neuen, fremden, bislang unerforschten Naturregionen. Die Systematisierung etwa der neu entdeckten Pflanzen folgte ganz den in Europa gebräuchlichen Standards. Praktische Schwierigkeiten der Feldforschung verhinderten jedoch oft exaktes wissenschaftliches Arbeiten. Hugh Jones, der 1697 im Auftrag Hans Sloanes der Royal Society aus Amerika naturwissenschaftliche Daten übermitteln sollte, war bereits bei der Überfahrt das Thermometer zerbrochen. Sloane selbst musste auf seiner Jamaica-Reise 1687 mangels technischer Hilfsmittel Pflanzen und Tiere mithilfe seines Daumens vermessen[61].

Angesichts der ungeheuren Fülle neuer Tier- und Pflanzenarten wurde eine Systematisierung nach gängiger Methodik immer schwieriger. Ein besonderes Problem stellten dabei die Fossilien dar. Nach dem Prinzip der *scala naturae* müsste jeder gefundenen Fossilie eine noch lebende Art entsprechen. Dieser Gedanke stimulierte viele Wissenschaftler, unerforschte Naturgegenden nach bisher noch nicht entdeckten lebenden Gegenstücken zu Fossilien wie den riesenhaften Ammoniten oder versteinerten Resten großer Reptilien zu durchkämmen. Der rapide Anstieg des auf Forschungsreisen angesammelten empirischen Materials ließ sich taxonomisch und klassifi-

---

59 Vgl. ausführlicher *Verf.*, „Schon befand ich mich in Gedanken in Russland ..." Johann Jakob Scheuchzer im Briefwechsel mit Gottfried Wilhelm Leibniz, in: Helmuth Holzhey – Simone Zurbuchen (Hg.), Alte Löcher – neue Blicke. Zürich im 18. Jahrhundert: Aussen- und Innenperspektiven, Zürich 1997, 283–297.

60 Vgl. ausführlicher *Verf.*, Die Anglo-Swiss-Connection. Zur Kommunikationskultur der Gelehrtenrepublik in der Frühaufklärung, in: Cardanus. Jahrbuch für Wissenschaftsgeschichte 1 (2000): Wissen und Wissensvermittlung im 18. Jahrhundert. Beiträge zur Sozialgeschichte der Naturwissenschaften zur Zeit der Aufklärung, hrsg. v. Robert Seidel, 71–91.

61 Vgl. *Siemer*, Geselligkeit, 2004, im Druck.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

katorisch immer weniger bewältigen und setzte das bloß räumlich ausgerichtete, zeitlose Ordnungsschema der Naturgeschichte unter ständig wachsenden Druck. In Sibirien gefundene Mammutzähne ließen sich nicht den Zähnen lebender Elefanten zuordnen. 1769 stellte der englische Naturforscher William Hunter erstmals für ein Wirbeltier fest, daß es wahrscheinlich ausgestorben sei. Im Vergleich zwischen dem Unterkiefer und den Backenzähnen des fossilen Mastodon (*Mammut americanus*) mit entsprechenden Teilen eines indischen Elefantens diagnostizierte er eine artliche Verschiedenheit[62]. Am 21. Januar 1796 erbrachte Georges Cuvier anhand detaillierter anatomischer Analysen den definitiven Nachweis, daß die fossilen Elefanten keine der lebenden Arten zuzuordnen waren[63]. Artensterben und Artenwandel wurden damit als naturwissenschaftliche Fakten anerkannt. Dieser „Verzeitlichung" der Naturgeschichte, wie sie Wolf Lepenies beschrieben hat, ging daher eine ‚Verräumlichung' der Naturgeschichte voraus, wie sie in den Forschungsreisen ab dem 17. Jahrhundert begonnen hatte. Insofern führte gerade die Expansion der Naturgeschichte zur Implosion ihrer Systematik.

Der Temporalisierungseffekt läßt sich ebenfalls für die naturhistorischen Expansionen ins Erdinnere konstatieren. Nach dem Vorbild Renè Descartes', der 1644 in den ‚Principia Philosophiae' die Erdgeschichte als Prozeß von Schichtenbildungen beschrieb[64], entstand im 17. Jahrhundert eine gan-

---

62 Vgl. *Wolfhart Langer,* Verzeitlichungs- und Historisierungstendenzen in der frühen Geologie und Paläontologie, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 8 (1985), 87–97, 91.

63 Vgl. *Wiliam Coleman,* Georges Cuvier Zoologist. A Study in the History of Evolution Theory, Cambridge, Mass. 1964, 112; und *Martin J.S. Rudwick.*, The Meaning of Fossils. Episodes in the History of Palaeontology, 2. Aufl., New York 1976 (ND Chicago 1985), 101–145. Zu Cuvier siehe auch *Martin J.S. Rudwick,* Georges Cuvier, Fossil Bones, and Geological Catastrophes. New Translations & Interpretations of the Primary Texts, Chicago / London 1997.

64 Nach Descartes entstand die Erde wie alle übrigen Planeten aus einem ehemaligen, inaktiv gewordenen Fixstern, dessen Masse sich allmählich zu homogenen und konzentrisch angeordneten Schichten ablagerte. Um einen feuerfesten Erdkern herum ordneten sich von innen nach außen eine Metall- und eine Steinschale, gefolgt von einer wassertragenden Schicht, die wiederum von einer weiteren Steinschicht umschlossen wurde. Außen endlich bildete sich eine Lufthülle. Im ersten Stadium der Erdbildung war die Erdoberfläche glatt und die einzelnen Krusten um einen Mittelpunkt herum aufgeschichtet. Im Laufe der Zeit begannen jedoch immer mehr Spalten die oberste Erdkruste zu durchziehen und zunehmend zu zersetzen, bis diese schliesslich gänzlich in sich zusammenbrach. Daraufhin bogen sich einige Bruchstücke der ehemaligen Erdkruste auf die Seite, verhakten sich ineinander und bildeten so je nach Grad der Verkeilung flach geneigte Ebenen oder steil aufgerichtete Berge. Gleichzeitig drang das Wasser, das nicht mehr von der Steinschicht gehalten wurde, nach oben und begann die Erdoberfläche partiell zu überschwemmen. Vgl. *René Descartes,* Die Prinzipien der Philosophie, übers. v. Arthur Buchenau, 6. Aufl, Hamburg 1961, 168–170. Zu Descartes' „théorie de la terre" vgl. auch *François Ellenberger,*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ze Flut von Modellen der unterirdischen Welt. Johann Joachim Becher verfaßte 1669 eine ‚Physica subterraneae' in zwei Büchern. Athanasius Kircher deutete 1664/65 im ‚Mundus subterraneus' das Erdinnere als einen gewaltigen Feuerball aus Flammen und Vulkanlava.

Unterirdische Räume und Zeiträume der Erdgeschichte erkundeten im ausgehenden 17. Jahrhundert insbesondere die „Sintfluttheoretiker". Im Gefolge der von Burnets ‚Heiliger Theorie der Erde' ausgelösten Geogoniedebatte im ausgehenden 17. Jahrhundert übertrugen zahlreiche Geowissenschaftler den Sintflutgedanken von der Theologie in einen naturwissenschaftlichen Diskurs, um Gestaltung und Entstehung gegenwärtiger geologischer Strukturen zu erklären. Lange Zeit diente der Sintflutdiskurs dabei als Schrittmacher naturgeschichtlicher Expansionsbewegungen. Räumliche und zeitliche Ausdehnungstendenzen der Naturhistorie wurden auf diese Weise – für eine bestimmte Weile – theologisch zusammengehalten. Erste Erdschichtenmodelle – im heutigen geologischen Sinne – entwarfen die „Diluvial"- oder „Sintfluttheoretiker" John Woodward, Johann Jakob und Johannes Scheuchzer[65]. Sie griffen den 1666 von Niels Stensen in den Erdwissenschaftsdiskurs eingebrachten Gedanken der Sedimentation auf und entwickelten ihn weiter zu einer geologischen Theorie der Schichtenbildung[66]. Danach wurde die gesamte Erde in der Sintflut aufgelöst. In dem sich allmählich beruhigenden Sintflutwasser sanken die aufgewirbelten Erdpartikel gemäß ihrer „Specific-Schwere"[67] ab und lagerten sich zu horizontalen, parallel aufeinanderliegenden Schichten an. „Diß ist die Ursache / warum die allerschwersten Muschelen und Schnecken am tieffsten gesunken / und gemeinlich sich finden in denen Lageren von Steinen / Marmor / und anderer ihnen gleich schwerer Materi: die leichteren Schülffen aber sich eingemischet in eine leichte Materi / als da ist die Kreide / welche / wo sie nicht vorhanden ware / seyn sothane Muschelen abgelegt worden in der obersten Erde / nahe bey der Fläche"[68]. Für Woodward sind Knochen-

---

Histoire de la Geologie, Bd. 1: Des Anciens à la première moitié du XVII[e] siècle, Paris 1988, S. 216–224; *Rachel Laudan,* From Mineralogy to Geology. The Foundations of a Science, 1650–1830, Chicago / London 1987, 41–43; und *David R. Oldroyd,* Thinking about the Earth. A History of Ideas in Geology, Cambridge, Mass. 1996, 45–47.

65 Vgl. *Johann Jakob Scheuchzer,* Helvetiae Historia Naturalis Oder Natur=Historie Des Schweitzerlandes, Zürich 1716–1718, 3 Bde. (ND Zürich 1978–1979); Bd. 1: Helvetiae Stoicheiographia. Orographia. et Oreographia. Oder Beschreibung Der Elementen / Grenzen und Bergen des Schweitzerlands, Zürich 1716, Bd. 1, 111.

66 *Niels Stensen (Steno),* Das Feste im Festen. Vorläufer einer Abhandlung über Festes, das in der Natur in anderem Festen eingeschlossen ist (1669), übers. v. Karl Mietleitner, Frankfurt a.M. 1967.

67 *Johann Jakob Scheuchzer,* Beschreibung der Natur=Geschichten des Schweizerlands, 3 Tle., Zürich 1706–1708, 1708, Tl. 2, 193.

68 Ebd.; siehe auch *ders.,* Physica, 1729, Tl. 2, 158. Vgl. *John Woodward,* An Essay towards a Natural History of the Earth, And Terrestrial Bodyes, Especialy Minerals:

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

funde von Menschen und großen Tieren gerade deshalb so rar, weil sie gemäß ihrer immensen Schwere in den tiefsten Erdschichten lagern würden[69].

Die von den Sintflutforschern aufgestellte These einer schichtenspezifischen Ablagerung der Fossilien gemäß ihrer Schwere bildete den Ansatzpunkt der späteren Biostratigraphie, derzufolge sich Gesteinssedimente nach den für sie typischen Fossilien, den sogenannten Leitfossilien, einteilen lassen[70]. Doch zugleich verwickelte sich die Diluvialthese auch in Widersprüche. Denn die empirischen Befunde zeigten, daß die schweren Fossilien nicht immer zuunterst lagen, im Gegenteil fanden sich in unterschiedlichen Schichten sowohl leichte als auch schwere Fossilien. Dieses Problem sprach schon John Harris 1697 in den ‚Remarks On some Late Papers, Relating to the Universal Deluge' an[71]. Diskutiert wurde es auch zwischen Scheuchzer und Woodward[72]. Scheuchzers Erklärung für dieses Phänomen war nur eine Notlösung und wenig überzeugend: Leichte Fossilien seien auch in tiefere Schichten gelangt, „nicht so fast in Kraft ihrer eigenen Schwere / sondern / weilen sie sich abgehenket an einer metallischen / oder andere schwereren Materi / und darmit zu Boden gezogen worden"[73]. Näher aber lag die Vermutung, die Sintflut könne nicht die alleinige Ursache der Fossilienablagerungen gewesen sein. Aus dem Umstand, daß Fossilien nicht nach ihrer Schwere geschichtet waren, schloß Bernard le Bovier Fontenelle, der sich kritisch mit Scheuchzers und Woodwards Theorien auseinandersetzte, die Sintflut könne die Ablagerung nur einiger Fossilien erklären, nämlich bloß derjenigen, „qui se trouvent dans des Lieux où nul autre accident ne peut les avoir portés, & où l'on ne peut croire qu'il y ait jamais eu d'eau depuis ce temps-là [i.e.: die Zeit der Sintflut]"[74].

Allmählich geriet die Diluvialtheorie ins Schwimmen. Nicht mehr nur eine singuläre universale, sondern mehrere lokale ‚Sintfluten' – sowohl vor als auch nach der in der Genesis geschilderten Überflutung – wurden jetzt für die Sedimentation der Fossilien verantwortlich gemacht[75]. Mit dieser

---

As also of the Sea, Rivers, and Springs. With an Account of the Universal Deluge: And of the Effects that it had upon the Earth (1695), 2. Auflage, London 1702, 74–78.

69 *Woodward,* Essay, 1702, 76.

70 Vgl. *Rudwick,* The Meaning of Fossils, 1976 (1985), 90–91.

71 *John Harris,* Remarks On some Late Papers, Relating to the Universal Deluge, London 1697, 34.

72 Vgl. John Woodward an Johann Jakob Scheuchzer, 20. 07. 1703, in: Zentralbibliothek Zürich Ms. H 294, 97–99, hier 99.

73 *Scheuchzer,* Natur=Geschichten, 1708, Tl. 3, 194.

74 Histoire de l'Académie royale des sciences, 1709, 30; zit. *Rhoda Rappaport,* Fontenelle Interprets the Earth's History, in: Revue d'histoire des sciences 44 (1991), 281–300, hier 289.

75 Vgl. *Rhoda Rappaport,* Geology and Orthodoxy: The Case of Noah's Flood in Eighteenth-Century Thought, in: The British Journal for the History of Science 11

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Pluralisierung der Sintflut einher ging eine Ausdifferenzierung des von den Sintfluttheoretikern initiierten Stratifikationskonzeptes. Im Laufe des 18. Jahrhunderts fächerte sich die von Woodward und Scheuchzer entworfene Schichtentheorie der Schwerkraft in ein dreigliedriges Stratifikationsschema auf[76]. Fallengelassen wurde dabei die empirisch nicht haltbare Annahme einer Stufung der Erdschichten gemäß ihrer Schwere. Danach findet sich im Erdboden zuunterst eine Schicht mit keinen oder nur sehr wenigen Fossilien. Sie wurde daher als „Primärschicht" bezeichnet und zeitlich der Schöpfung bzw. der antediluvialen Erde zugerechnet. Die darauffolgende Schicht, reichhaltig an Fossilien, wurde „Sekundärschicht" genannt und der Sintflut zugeordnet. Die dritte, nahe unter der Oberfläche liegende Schicht nannte man schließlich „Tertiärschicht".

Noch im Rahmen der biblischen Zeitrechung kam es daher zu einer Qualifizierung und Ausdifferenzierung der Erdgeschichte. Genesisbericht und geologiehistorische Expansion blieben dabei noch lose aufeinander bezogen. Das änderte sich erst, als mit einer weiteren Aufspaltung des Stratifikationskonzeptes im Laufe des 18. Jahrhunderts dessen Entkopplung von der biblischen Zeitskala einherging. Eine radikale Verzeitlichung der Erdgeschichte implizierte gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Uniformitarismus von James Hutton und Charles Lyell, die als Geowissenschaftler gegen den Katastrophismus – in den Spielarten des Neptunismus und des Vulkanismus – das Prinzip des Aktualismus vertraten, wonach heute zu beobachtende geologische Prozesse auch die Entwicklungen der Erdgeschichte bestimmten[77]. Die Expansionen in den subterranen Raum führten auf diese Weise ähnlich wie die oberirdischen Ausdehnungen letztlich zu einer nicht mehr aufhaltbaren, scheinbar unauslotbaren Verzeitlichung der Naturgeschichte. Im Wegfall der Sintfluttheorie zeigt sich dabei exemplarisch das Mißlingen aller Versuche, diese Expansionstendenzen theologisch zu kontrollieren.

Die menschliche Natur blieb von den Temporalisierungstendenzen der expandierenden Naturgeschichte nicht verschont. Die Entdeckung ver-

---

(1978), S. 1–18; und *Stephen Jay Gould,* Creationism: Genesis vs. Geology, in: The Flood Myth, hrsg. v. Ala Dundes, Berkeley u. a. 1988, 427–437, 436.

[76] Vgl. *Rudwick,* Meaning of Fossils, 1976, 90–91; und *ders.*, Scenes from Deep Time. Early Pictorial Representations of the Prehistoric World, Chicago / London 1992, 28.

[77] Vgl. *Charles Coulston Gillispie,* Genesis and Geology. A Study in the Relations of Scientific Thought, Natural Theology, and Social Opinion in Great Britain, 1790–1850, New York 1959, 41–97, 121–148; *S. Warren Carey,* Theories of the Earth and Universe. A History of Dogma in the Earth Sciences, Stanford 1988, 57; *A. Hallam,* Great Geological Controversies, 2. Aufl., Oxford 1989, 30–64; und *Martin Guntau,* Das Begreifen der Erdgeschichte und die Anfänge stratigraphischer Ideen in Deutschland, in: Cosmographia et Geographica, FS 70. Geb. Heribert M. Nobis, hrsg. v. Bernhard Fritscher – Gerhard Brey, Bd. 2, München 1994, 97–113.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schiedener Völker auf der Erde veranlaßte auch Scheuchzer zu der Überlegung: „Nach dem Sündfluth war nur eine, des Noae, famille, und gleichwol haben alle von hihro herstammende nationes, so verschiedene Characteres, welche nach undersezung göttlicher kraft und providenz der lufft, speisen, climati, lebensart meistens zuzuschreiben sein“[78]. So finden sich in den naturwissenschaftlichen Genesisauslegungen des frühen 18. Jahrhunderts erste Anfänge der Biogeographie, wonach die Natur des Menschen maßgeblich von der natürlichen Umwelt geprägt worden sei[79].

In den ‚Natur=Geschichten des Schweizerlands‘ von 1707 unternahm Scheuchzer eine fiktive Reise rund um den Erdball, um die Merkmale und Eigenschaften der Menschen in unterschiedlichen Ländern und Kontinenten zu beschreiben[80]. Dabei entwarf er so etwas wie ein ethnographisches Völker-Tableau auf der Basis klima- und geographietheoretischer Überlegungen. Diese wurden getragen von der Grundannahme, „daß die Sitten der Menschen sich richten nach der complexion, oder Beschaffenheit des Leibes / und dise in gemein zu reden entspricht der Natur / oder Art der Länderen / welche wir Menschen bewohnen“[81].

Scheuchzer begann seine imaginierte Reise in „Africanisch-Asiatischen / und Americanischen Länderen“. Die dort „fast unertragliche Hitz“ bewirke, daß sich im menschlichen Körper die „geistreicheren / flüssigeren“ „Bluttheile“ von den „dickeren / oder gröberen“ ablösten. Während erstere „durch die Hautlöchlein / und andere Weg wegjagen“ würden, so blieben im Körper „fast allein die gröberen / irdischen / Salzichten Theil / denen der Hauptpaß zu eng ist“, zurück. Deshalb seien die Einwohner von „brauner / schwarzer / Farb“, „gleichsam außgebrannt“, von „kleiner Leibsgestalt“ und „mager“ sowie „Verstopfungen“ und „anderen dergleichen unflätigen / schweren / Krankheiten unterworffen.“ Daher seien auch die „Gemüther diser Völker“ „nicht weniger mit allerhand Schandflecken beleget / als die Leiber.“ Ebenso würden es jene Menschen in den „Künsten und Wissenschaften“ nicht weit bringen. Aus diesem klimatisch-geographischen Gefüge von Natur und Mensch leitete Scheuchzer nun auch die den Afrikanern, Amerikanern und Asiaten unterstellte quasi ‚naturgegebene‘ politische Ordnung ab: „In ihrer Policey wissen sie fast höher nicht zu steigen / als zu einer allen vernünftigen Menschen unanständigen Sclaverey; (...) wo sie aber können empor kommen / da wüten sie bis zu dem höchsten Grad der Tyranney / so gar / daß sie wider das allgmeine Menschen-

78 Johann Jakob Scheuchzer, 13. 09. 1701, Sitzungsprotokoll des Collegiums der Wohlgesinnten, in: Zentralbibliothek Zürich Ms. Z III 622, S. 207.

79 Vgl. *Janet Browne,* The Secular Ark. Studies in the History of Biogeography, New Haven / London 1983.

80 *Scheuchzer,* Natur=Geschichten, 1707, Tl. 2, 189–204.

81 Ebd., 189.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

recht einander fressen / wie insonderheit diß von denen Americaneren bekannt“[82].

Von den „Polarischen Ländern“ weiß Scheuchzer zu berichten, daßs dort „Menschen und Vieh“ ein „elendes Leben“ führten, da eine ausgewogene „durchdämpfung“ des Körpers „theils von der Kälte / theils von schwer aufligender Luft“ verhindert werde. Kaum verwunderlich also, „wann dasige Völker“ „vil außstehen müssen von der Gefrörne / kaltem Brand / Bauchgrimmen / Schlagfluß / Scharbock / und allerhand Haut-Schäden / so sich in Gestalt hitziger Brennblätterlein aufwerffen.“ Insofern würde es den Einwohner der polarnahen Zonen ebenso an „Verstand / und Wissenschaften“ mangeln. Auch politisch traute Scheuchzer diesen Menschen nicht mehr zu als den Bewohnern der heißen Klimazonen. „Und bezeuget auch die Erfahrung / daß solcher Leuthen Verstand sich weiter nicht erstrecket / als ihre nakende Haut mit Beltzwerk vor der Kälte zu bewahren / und ihr Leben mit Fischen zu erhalten / übrigens in einer freyen [freiwilligen] Sclaverey unter dem Gewalt benachbarter Fürsten zuleben“[83].

„Glücklicher“ dran als die Einwohner der warmen und kalten Erdregionen seien dagegen die Menschen in der gemäßigten Zone Europas, „diser so genannte temperierte, oder mittelmässige Gürtelstrich“, obgleich unter den europäischen Völkern große Unterschiede bestünden. Die Italiener, eine „Mittelgattung“ zwischen den „leichtsinnigen Franzosen / und gravitetischen Spaniern“, neigten „zu einem weichen / wollüstigen Leben / eher als zu Künsten und Wissenschaften“. Die „Geister“ der Franzosen seien demgegenüber „subtil / geschwind / und zu allem tüchtig“. Es mangle ihnen aber die „Soliditet“ und die „Geduld“. In Spanien fänden wir dagegen „eine müssige Nation von hoher Einbildung“. Deren „Geister“ seien „unbeweglicher“, zugleich jedoch „tieffsinnig“, weshalb sie „in ihren Unterfangungen langsam / aber wohlbedacht“ vorgingen. Man könne von den „Leiberen“ als auch von den „Gemütheren“ der Spanier sagen, sie seien eine „Mittelgattung“ zwischen den „Europeeren / und Africaneren“. Dementsprechend seien die „Engelländer“ eine „Mittelart“ zwischen den „Spanieren / und Nordischen Völkeren / mit jenen theilen sie die Tieffsinnigkeit / mit diesen aber die Großmüthigkeit.“ Vor allem aber hielt Scheuchzer sie für scharfsinnig in allen „Künsten / und Wissenschaften“. Im besonderen Maße gelte dies für die „Schottländer“, die „in gar vilen Stucken“ der „Schweizerischen Nation“ ähnlich seien. Die „Dänen / Schweden / und andere an und um die Ost See ligende Nordische Völker“ seien zu allem fähig, wenn sie „ihre im Schleim steckende Geister wollen aufmunteren“ und „durch die übung die durchdämpfung ihrer Leiberen beförderen“. So hätten sie zu allen Zeiten – zuletzt unter König Gustav Adolf – in der Kriegskunst und im Waffengang

82 Ebd., 190.

83 Ebd., 191; [ ] = Erg. Verf.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die nötige „Stärke und Herzhaftigkeit“ gezeigt. Auch in den „Künsten und Wissenschaften“ seien sie indes sehr „trefflich“. Dies gelte ebenfalls für die „Teutschen“, mit denen auch die Schweizer verwandt seien. Ihre „herrlichen Schriften wachsen“ durch „Gründlichkeit“ und „Mühe mit Geduld“. Deutschland sei insofern ein Land der großen Gelehrsamkeit[84].

An dieser Stelle wandte sich Scheuchzer in seiner literarischen Völker-Reise der „Schweizerischen Nation“ zu. Hier herrscht in seinen Augen ein für den Menschen optimales Klima. Der in den Bergen niedrige Luftdruck sorge für eine reibungslose Zirkulation „des Geblüts / und aller übrigen Säften / und Sinnlichen Geisteren“ sowie einen „ohngehinderten Fortgang“ aller „Scheidungen der unnützen / oder überflüssigen Theilen.“ Dies führe dazu, daß die Schweizer über einen „grossen / gesunden / starken“ Körper und einen klaren Verstand verfügten[85] (Abb. 2). Im Anschluß an die Sintfluttheorie entwickelte Scheuchzer so eine geoklimatische Theorie, wonach Einflüsse der äußeren Natur wie Klima, geographische Lage, Bodenbeschaffenheit, Sonnenlicht und Luftverhältnisse für die unterschiedlichen ‚Naturen‘ der Menschen verschiedener Ethnien verantwortlich seien. Die natürliche Umwelt präge danach jeweils die physische Konstitution (Körpergröße, Leibeskräfte, Hautfarbe, Lebensalter etc.), das kognitive und moralische Vermögen (Verstandes- und Wissenschaftsleistungen, Tugenden und Laster), die kulturellen Muster (Sitten und Gebräuche) sowie auch das politische System einer bestimmten Menschengruppe, die Scheuchzer als „Nation“ oder „Volk“ definierte. Auf diese Weise wurde der Mensch fast vollständig in seine natürliche Umwelt mit hineingenommen. Neben den Grundsatz der Kreatürlichkeit des Menschen als Geschöpf Gottes trat damit das Moment der Veränderung des menschlichen Wesens durch die Natur. Mit der These der Völkergenese aufgrund von Klimaeinflüssen wurde der Mensch des Postdiluviums naturgeschichtlich historisiert und die Menschheitsgeschichte damit zugleich naturalisiert. Aus der Geschichte der Völker war eine temporalisierte Naturgeschichte des Menschen geworden.

In der wissenschaftlichen Literatur des 18. Jahrhunderts standen Klimamodelle häufig im Zentrum des Nachdenkens über das Verhältnis von Mensch und Natur. So basierte auch Montesquieus epochemachendes Werk über die Herkunft und Entstehung politischer Gesetzmäßigkeiten ‚De L'Esprit des Loix‘[86] von 1748 in wesentlichen Zügen auf klimatheoretischen Prämissen. Das 14. Buch behandelt etwa „die Gesetze in ihrem Bezug zur Art des Klimas“. Darin heißt es unter anderem: „Die Völker der heißen Länder sind ängstlich wie Greise. Die Völker der kalten Länder sind unterneh-

84 Ebd., 191–194.

85 Ebd., 194–195.

86 *Montesquieu,* Vom Geist der Gesetze (1748), Stuttgart 1965.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

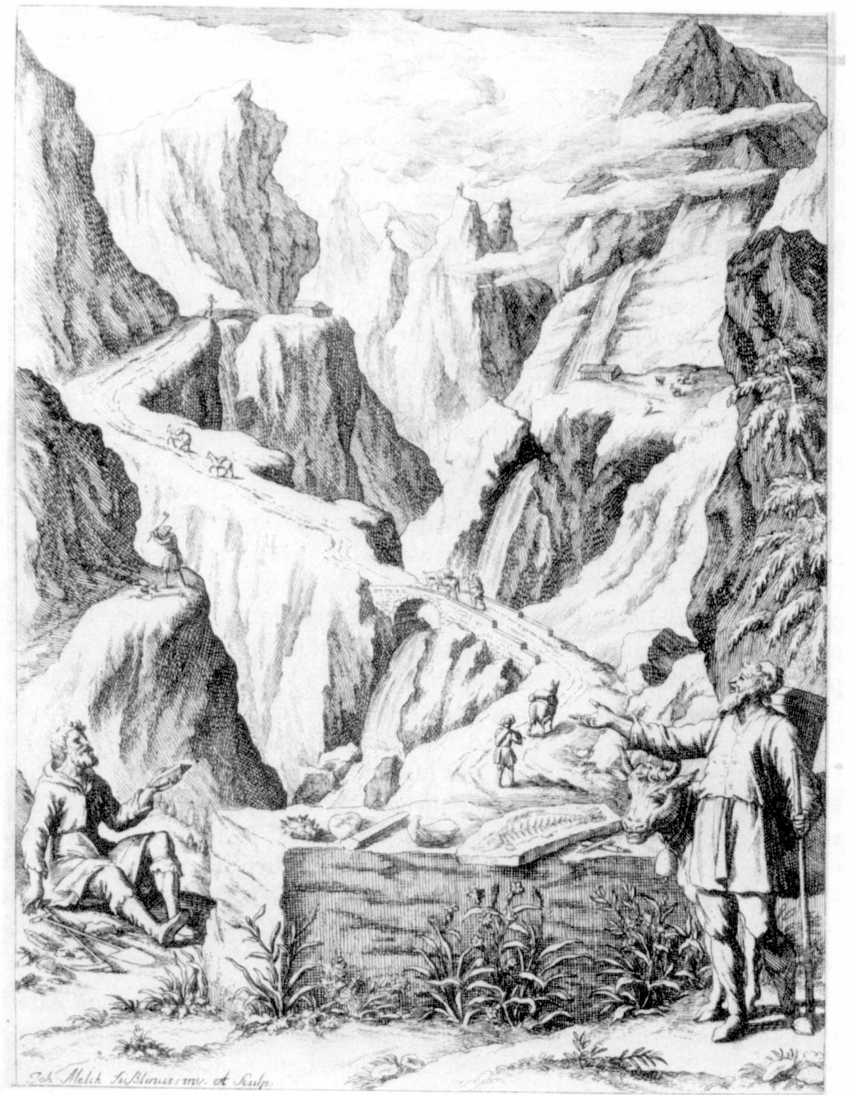


Abb. 2: Alpennatur und Alpenmenschen. Frontispiz: Scheuchzer, Natur=Historie, 1716, Bd. 1. Zentralbibliothek Zürich, Sig.: 6.50.

mungslustig wie junge Leute“[87]. Die große Kälte mache die Menschen unempfindlich. „Einem Russen muß man die Haut abziehen, wenn man ihm

87 Ebd., 256.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gefühl einflößen will“[88]. Ähnlich wie Scheuchzer leitete Montesquieu die Sklaverei als ein in den kalten und heißen Ländern der Extremzonen ‚naturgegebenes‘ politisches System aus den dortigen Naturverhältnissen ab. So sei etwa das Vorhandensein von Sklaverei in den Gegenden der wärmsten Zonen aus dem dortigen Klima zu erklären. Denn in diesen Ländern „entnervt die Hitze den Körper und schwächt die Tatkraft so sehr, daß die Menschen nur durch Furcht vor Strafe zur Übernahme einer mühseligen Pflicht zu bringen sind“[89]. Auch Georges Louis Leclerc Buffon ging 1749 in der ‚Histoire Naturelle, générale et particulaire‘ wie Scheuchzer einerseits von einer einzigen Stammfamilie der Menschheit, andererseits von einer Ausdifferenzierung der Völker – Buffon sprach hier von „Varietäten“ („variétes“) oder „Rassen“ („races“) – aus, die vor allem auf unterschiedliche klimatische Einflüsse zurückzuführen sei[90].

In der von Scheuchzer imaginierten Völkerreise kamen die Expansionsbewegungen der frühneuzeitlichen Naturgeschichte zu einem gewissen Abschluss. Der naturgeschichtliche Zugriff schloß das Mensch-Natur-Verhältnis mit ein. Zugleich wurde damit das Mensch-Gott-Verhältnis klimatheoretisch gelockert. Die Naturtheologie schien sich im ‚Säurebad‘ der Biogeographie aufzulösen. Theologisch konnte dies erst wieder aufgefangen werden, als im Laufe des 19. Jahrhunderts nach der religiösen Überformung der Darwinschen Evolutionstheorie der naturhistorische Materialismus selbst – wie etwa im Monismus Ernst Haeckels – zur naturwissenschaftlichen Religion erhoben wurde. Im Falle Scheuchzers brachte die Aufweichung natur- bzw. physikotheologischer Fundamente jedenfalls einen naturwissenschaftlich fundierten Eurozentrismus zum Vorschein. Der völkerkundliche Griff um den Globus kehrte dahin zurück, wo er gestartet war: nach Europa. Eine aus der Theologie entlassene Naturgeschichte der Völker schien sich auf diese Weise weltanschaulich neu verankern zu können. Scheuchzers helvetio-zentristische Ausrichtung dieser Neujustierung macht zugleich deutlich, daß ein solches Modell auch für naturale oder primordiale Codierungen kollektiver Identität – unterhalb der gesamteuropäischen Perspektive – herangezogen werden konnte. Damit deutet sich eine langfristige Tendenz an, die erst im 20. Jahrhundert vollends sichtbar wurde: die biologistische Überformung nationaler Identitätsmuster[91].

---

88 Ebd., 257.

89 Ebd., 268.

90 *Werner Conze,* Rasse, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hrsg. v. Otto Brunner / Werner Conze / Reinhart Koselleck, Bd. 5, Stuttgart 1984, 135–178, 146.

91 Vgl. *Georg Kreis,* Der „homo alpinus helveticus“. Zum schweizerischen Rassendiskurs der 30er Jahre, in: Guy P. Marchal – Aram Mattioli (Hg.), Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität, Zürich 1992, 175–190.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

III. Innereuropäische Konkurrenz: zwischen Expansionsbeschleunigung und Expansionskritik

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Herr der Welt und König der Frösche

Von der ästhetischen zur teleologischen Weltherrschaftsidee

Von Daniel Damler

I.

Nach Ansicht der Anwälte des Königs, die mit den Erben des Kolumbus zwischen den Jahren 1508 und 1536 einen längeren Rechtsstreit austrugen (die „Pleitos Colombinos"), verdankte die Krone von Kastilien juristisch ihre neuen überseeischen Besitzungen allein der päpstlichen Übertragung des Jahres 1493. Um die Wirkung dieser Rechtsakte zu kennzeichnen, sprachen sie folglich nicht von *confirmación,* sondern von *donación*[1] und *concesión*[2]. Den Erben des Admirals günstige Privilegien *nach* 1493 bekämpften die Kronanwälte mit dem Argument, nach der päpstlichen Übertragung gelte in den überseeischen Besitzungen die Rechtsordnung des Königreichs Kastiliens, die eine Vererbung von Ämtern ausschließe, entgegenstehende Klauseln in den Privilegien entfalteten daher keine Wirkung[3]. Die *capitulación* und die Privilegien *vor* 1493, die einen Übergang der Ämter des Kolumbus an seine Erben vorsahen, könnten nicht an dem Maßstab der *Leyes del Reyno de Castilla* gemessen werden, sondern hingen ab von der Billi-

---

[1] Archivo General de Indias (AGI), Patronato 11, N. 1, Ramo 3, f. 44r. (*Respuesta* s.f.). Auch die Gesetzgebung der Zeit verwendet den Begriff. In einer *provisión* vom 9. Juli 1520 heißt es: *[...]y contenerse ansien la bula de la donacion que por nuestro muy sancto padre nos fue fecha* – in: *Diego de Encinas* (recop.), Provisiones, cedulas, capitulos de ordenancas, instruciones y cartas, libradas y despechadas en diferentes tiempos por su Magestades, Madrid 1596 (Cedulario Indiano), t. I, 68.

[2] AGI, Patronato 11, Ramo 3, f. 90v. (*Respuesta del Fiscal* 1511) (Pleitos Colombinos (PC), ed. *Antonio Muro Orejón, Florentiono Pérez-Embid, Francisco Morales Padrón,* t. 1 (Proceso hasta la sentencia de Sevilla – 1511), Sevilla 1967, 21). Ferner: [...] *despues desto el Papa alexandre sexto a III de mayo de mil cuatrocientos y noventa y tres concedio por su bulla a los dichos reyes catholicos todas las yslas y tierras firmes descubiertas y por descubrir [...] con todas las tierras y castillos y jurisdicciones* – AGI, Patronato 10, Numero 1, Ramo 8, f. 36 f. – und: AGI, Patronato 11, N. 1, Ramo 4, f. 25 v. (*Petición del Fiscal lic. de Prado* 2. September 1524): *la bulla de alexandre en que se concedió a los Reyes de Castilla las dichas yndias e las unió e yncorporó en los dichos Reynos.*

[3] AGI, Patronato 11, N. 1, Ramo 4, f. 25v. (*Petición del Fiscal lic. de Prado* 2. September 1524).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gung des Papstes. Jener habe den katholischen Königen die Neue Welt übertragen, damit diese sie ihren Nachfolgern vererbten, und daher den Königen stillschweigend jede dauerhafte Veräußerung zu Lasten ihrer Rechtsnachfolger untersagt[4]. An den Willen des Heiligen Vaters seien die Könige gebunden, folglich könnten sich die Erben ebensowenig auf Rechte aus Dokumenten *vor* 1493 berufen.

Diese Strategie der Kronanwälte, die Tat des Kolumbus in ihrer juristischen Bedeutung auszulöschen, provozierte eine energische Gegendarstellung der Kolumbus-Partei: Rechtlich sei die Neue Welt durch Kolumbus und durch dessen „Landnahmen" (Inseln und Festland) an die Krone Kastiliens gelangt. Niemandem – keinem heidnischen oder christlichen Fürsten – habe die neue ozeanische Welt vor der Ankunft des Admirals gehört[5], so daß jener der erste gewesen sei, der für die Könige von Kastilien sie in Besitz genommen habe[6]. So unbekannt sei das neue Land, so überraschend die Entdeckung gewesen, daß vor der Fahrt die ganze Welt – *los sabios del reyno* eingeschlossen – das Unternehmen für undurchführbar gehalten habe[7]. Vor allem aber verfügte der Papst über kein ursprüngliches Recht an der Neuen Welt, das er hätte übertragen können. Ohne Zweifel falsch sei die Behauptung des Kronanwalts, Ihren Hoheiten gehöre das Land durch *concesion* des Papstes[8]. „Da der Papst in der genannten Bulle lediglich die Entdekkung des genannten Admirals anerkennt, da er lediglich den Besitz (*possecion*), den der Admiral Ihren Hoheiten verschafft hat, kundgibt und bestätigt, so verfügt der Papst in diesem Fall über nicht mehr Macht (*poder*) als

---

4 *[...] e por esta manera en la concesion el Papa tacitamente prohybio la enaxenacion deste, pues que quiso que se reservarse a su subcesor y en perjuyzio del subcesor vuestras Altezas no pudieron hacer merced ny dar las dichas rentas ny parte dellas, conforme a la concesion* – AGI, Patronato 11, Ramo 3, f. 90v. (*Respuesta* s.f.) (PC t. I, 21).

5 [...] *el les daria e descobryria un nuevo mundo de las Yslas e Tierra-firme, de lo qual no se sabia, ni era subxeto a ningun principe cristiano* – AGI, Patronato 10, N. 1, Ramo 10, f. 46r. (1518); [...] *el almirante les dió lo que por pensamiento jamas les pasó de tener ni poseer* [...] – AGI, Patronato 11, N. 1, Ramo 4, f. 39v. (*Respuesta del Almirante,* 12. September 1524); [...] *las yndias de que ny tenga noticia ni abcion, ni posesyon [...]* – AGI, Patronato 11, N. 1, Ramo 4, f. 35r. (*Respuesta del Almirante,* 12. September 1524).

6 Vgl. AGI, Patronato 10, N. 1, Ramo 10, f. 46v. (1518): [...] *porque todas aquellas partes bacabant Dominio universali et jurisdictiones. Quia dominium universale jurisdictio non posesse in paganis; a esta cabsa el primero que tomase possecion dellas, seria señor dellas, y porquel dicho Almirante, primero que otro alguno tomó dellas possecion, para los Reyes de Castilla, por esta cabsa los fizo señores de las dichas yslas e tierrafirme del marocceano.*

7 AGI, Patronato 11, N. 1, Ramo 4 , f. 37v. (*Respuesta del Almirante* 12. September 1524): *[...] el mundo sin alguno dello aver noticia, ansi lo estuviera mucho mas especialmente, pues a sus altezas y a todo el mundo es notorio que esta empresa fue avida por cosa inposible quando el almirante la proferia [...].*

8 AGI, Patronato 10, N. 1, Ramo 10, f. 46v. (1518).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ein Richter, der ein Urteil fällt, in dem er erklärt, was jemandem zustehe." Daher könne es keinen Zweifel geben, daß die Krone Kastiliens durch die Taten des Admirals Besitz und Herrschaft erlangt habe – *e no por otra manera alguna*[9].

Die juristische Auseinandersetzung zwischen der Krone und den Kolumbus-Erben hat nicht immer die Aufmerksamkeit erfahren, die sie verdient hätte. Zum einen haben die Prozesse den Aufbau der Verwaltungsorganisation in Amerika erheblich verzögert[10]. Zum anderen handelt es sich um eine bemerkenswert frühe Diskussion um die *justos títulos* und damit die Fundamente des spanischen Weltreichs[11], eine Diskussion zudem, die in dem Fall nicht die theologische Avantgarde in Salamanca, sondern juristische Praktiker führten. Wenn auch die Schriftsätze und Gutachten nicht die Tiefe und Dichte gelehrter Abhandlungen erreichten: Sie nahmen gleichwohl die Hauptlinien der großen Debatten des 16. Jahrhunderts vorweg. Daß zu diesen Hauptlinien die Frage nach der Rolle des Papstes als rechtsstiftende Instanz im Zeitalter der Expansion gehörte, wird ebenfalls häufig nicht mit der notwendigen Bestimmtheit hervorgehoben. Es mag verwundern, daß zu Beginn der „Neuzeit" die Ansprüche der „alten" Universalmacht sogar vor Gericht noch als diskussionswürdig galten und Energien mobilisieren konnten. Doch bei näherer Betrachtung der Argumente zeigt sich, daß gerade für die neue Universalmacht viel auf dem Spiel stand.

Die beiden ersten der drei folgenden Abschnitte gehen von der Leitfrage aus, in welchem Verhältnis zueinander der Herrschafts*anspruch* über die Welt und die tatsächliche Ausübung der Herrschaft oder die räumlich-technische Möglichkeit zur Ausübung standen. Als Hauptquellen dienen Schriften der Anhänger (II.) und Gegner (III.) des päpstlichen Universalanspruchs aus der iberischen Welt des 16. Jahrhunderts. Da der Schwerpunkt auf der Darstellung grundlegender Veränderungen im „staatsrechtlichen" Denken liegt, die sich seit dem 13. Jahrhundert, seit der Rezeption der Politik des

---

9 AGI, Patronato 10, N. 1, Ramo 10, f. 46v. (1518).

10 *Horst Pietschmann,* Staat und staatliche Entwicklung am Beginn der spanischen Kolonisation Amerikas, Münster 1980, 150.

11 Das „spanische Weltreich" ist kein Ausdruck der zeitgenössischen *Rechts*sprache, sondern eine moderne Begriffsbildung: vgl. *Anthony Pagden,* Spanish Imperialism and the Political Imagination. Studies in European and Spanish-American Social and Political Theory 1513–1830, New Haven 1990, 3. Als Gegenstand der Forschung zur Frühen Neuzeit taucht das Konzept „(Welt-)Reich" in verschiedenen Zusammenhänge auf. Hervorzuheben ist Pagdens grundlegende Studie „Lords of all the world. Ideologies of Empire in Spain, Britain and France c. 1500 – c. 1800" (New Haven 1995). Ferner: *James Muldoon,* Empire and Order. The Concept of empire 800–1800, London 1999; Theories of Empire 1450 –1800, hrsg. v. David Armitage, Aldershot 1998. Zur *Monarchia Universalis: Franz Bosbach,* Monarchia Universalis. Ein politischer Leitbegriff der frühen Neuzeit, Göttingen 1988; *Peer Schmidt,* Spanische Universalmonarchie oder „teutsche Libertet", Stuttgart 2001.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Aristoteles in verschiedenen Schüben (insbesondere in der ersten Hälfte des 14. und 16. Jahrhunderts) vollzogen, ist zudem die ältere Literatur berücksichtigt, obgleich, um den Umfang in Grenzen zu halten, nicht immer nachgewiesen. Der Überblick zielt auf eine Verlängerung der Geschichte von Distanzwahrnehmung und Raumbewußtsein in die Frühe Neuzeit[12]. Nicht zuletzt dank Braudels berühmter Bilanz „Der Raum – Feind Nummer eins" in seiner Geohistorie des Mittelmeeres unter Philipp II.[13] nimmt das Thema „Raum" als Gegenstand des bürokratischen Diskurses in der Geschichtsschreibung zum 16. Jahrhundert einen vergleichsweise hohen Stellenwert ein.[14] Zu ergänzen ist die Suche nach dem (aristotelischen) Kristallisationskern raumtheoretischer Erwägungen im gelehrten Diskurs.

Ferner soll auf den ästhetischen Reiz der Herrschaft des Einen über das Ganze hingewiesen werden. Er trat seit der „Aristotelischen Wende" in den Hintergrund, verlor aber als Quelle der Inspiration und Motivation nie ganz an Bedeutung (eine Feststellung, die durch entsprechende Belege aus der Ikonographie hätte veranschaulicht werden können). Der dritte Abschnitt (IV.) schließlich beabsichtigt, vor Augen zu führen, daß die Widerlegung des päpstlichen (und des kaiserlichen) Universalanspruchs auch Bedeutung für die Stabilität des neuen spanisch-habsburgischen Imperiums hatte. Es sah sich dadurch nahezu von Anfang an einem gewaltigen Erfolgsdruck ausgesetzt, der sich als schwere psychologische, geradezu traumatische Hypothek erwies. Die Erwartungen waren angesichts der Dimension der Herausforderung kurzfristig gar nicht zu erfüllen. An die Modifizierung der Erwartungen selbst mußte eine kompensatorische Strategie anknüpfen.

Trotz der Quellendichte versteht sich der Beitrag als *Skizze* eines fundamentalen Wandels, die ohne erhebliche Vereinfachungen nicht auskommt. Da er Sprachgrenzen überschreitet und Grenzen der Verständlichkeit nicht überschreiten will, verzichtet er auf begriffsgeschichtliche Präzision, indem er, was die Differenz zwischen den komplexen Beschreibungen *dominium, iurisdictio, imperium* usw. anbelangt, eine *insoweit* einheitliche, gleichgerichtete Herrschaftsidee unterstellt.

---

12 Einen guten Überblick über die Entwicklung der geopolitischen und geohistorischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert bieten *Jürgen Osterhammel,* Raumbeziehungen. Internationale Geschichte, Geopolitik und historische Geographie, in: Internatinale Geschichte. Themen – Ergebnisse – Aussichten, hrsg. v. Wilfried Loth, Jürgen Osterhammel München 2000, 287–308 und *Geoffrey Parker,* Western Geopolitical Thought in the Twentieth Century, London, Sidney 1985.

13 *Fernand Braudel,* Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II., Bd. II, 2. Aufl., Frankfurt am Main 2001, 17–72.

14 Zuletzt *Geoffrey Parker,* The Grand Strategy of Philip II., New Haven 1998, 47–77; *José Antonio Escudero,* Felipe II. El rey en el despacho, Madrid 2002, 505–510.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

II.

Den Interessen der Krone entsprach der Traktat *De insulis Oceani quas vulgas Indias appellat* des Juan Lopez de Palacios Rubios (1450–1524)[15], dessen Niederschrift in die frühe Phase der *Pleitos Colombinos* fällt. Großen Raum nimmt in *De insulis oceani* die historisch-biblische Herleitung der *potestas papae* ein. Eine Abfolge von Weltherrschern und Weltreichen durchzieht die Geschichte: Noah, Abraham, Nebukadnezar, Augustus – Assyrer, Perser, Griechen und Römer. Das Reich, das Christus begründete, setzte die Linie fort und ihr zugleich ein Ende. Als *vicarius Christi,* als Herr der Welt und Haupt der Kirche stehe es dem Papst zu, über die Inseln des Ozeans, Teil jenes Reiches, zu verfügen und sie den Königen von Kastilien und León zu schenken[16]. Dagegen spreche nicht die lange Herrschaft der Ungläubigen, denn sie sei nur eine faktische, eher eine Anmaßung denn Recht, und könne jederzeit entzogen werden[17].

Im gleichen Fahrwasser bewegt sich Matías de Paz, der – wie Palacios Rubios – der *junta* von Burgos angehörte und sich in *De dominio regum Hispaniae super Indos* auf des Papstes *plenitudinem potestatis per totum orbem terrarum* berief. Ferner erklärte der Kanonist Francisco de Vargas (1500–1566), der als *fiscal* am *Consejo* de Castilla, als Ratgeber in Trient und als Botschafter in Rom wirkte, es stehe in der Gewalt des *vicarius Christi,* das Land der Ungläubigen an christliche Herrscher zu verteilen, sogar dann, wenn diese Gebiete –wie im Falle der Neuen Welt – nie unter christlicher Herrschaft standen[18]. Das *dominium universale* des Papstes im Sinne des Hostiensis und die davon abgeleitete Rechtsstellung der katholischen Könige bejahten sogar die Juristen und Verwaltungsbeamten, die in den „Außenstellen" des spanischen Weltreiches ihren Dienst verrichteten, die Neue Welt also bereits aus eigener Anschauung kannten: Juan Matienzo, Mitglied der Audiencia del Perú[19] und Rechtsberater des Vizekönigs

---

15 Als Manuskript erhalten in der Biblioteca Nacional (Madrid), Ms. 17641, ff. 1–89v.

16 *Juan Lopez de Palacios Rubios,* De insulis oceani, c. 5 §§ 1, 2 (De las islas del mar océano (hrsg. v. Silvio Zavala, übers. v. Augustín Millares Carlo), México 1954, 128–133).

17 *Palacios Rubios,* De insulis oceani (Anm. 16), c. 4 § 8 (De las islas, 110–111).

18 *Quas rationes secutus Alexander Sextus, anno salutis 1493, amplas illas novi ad occidentem orbis provincias, quas barbari illi, Indos vocamus, obtinebant, Ferdinando & Isabellae Regibus ab eximiam religionem catholicis cognominatis, & sucessoribus eorum, Hispanorum Regibus, eadem ratione addixit, negotio scilicet iis dato, ut ad Christi fidem reducendos curarent [...] uti etiam faciunt eodem in argumento Innocentis, & Hostien. [...] – Francisco Vargas,* Tractatus de auctoritate pontificis maximis et episcoporum iurisdictione, confirmatio X, n. 6, in: Tractatus universi iuris, Venetiis 1584, t. XIII, p. I (121v).

19 *[...] los teólogos y juristas de nuestro tiempo largamente tratan y esaminan para fundar que las Indias fueron justamente ganadas, como son porque el Sumo Pontífice*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Francisco de Toledo, in seinem *Gobierno del Perú* (1567) und – in denkbar größter Entfernung zum Mutterland – Melchior Ávalos, der sich in den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts mit der juristischen Dimension der *cuestión musulmana* auf den Philippinen befaßte und sich dabei auf die kurialistischen Schriften des Hochmittelalters und die Bulle *Unam Sanctam* stützte[20]. Höhepunkt und Abschluß einer Epoche des Ringens um die Frage der *justos títulos* fallen im Werk des Kronjuristen und *Consejero de Indias* Juan de Solórzano Pereira (1575–1654) zusammen. Selten zuvor und nie wieder danach ist die höchste Gewalt des Papstes als *dominus mundi* und der feste Glaube an den vom *vicarius Christi* exekutierten Willen Gottes, gerade Spanien das *supremus dominium*[21] am neuen Indien zu übertragen, so entschieden und unmißverständlich formuliert worden wie in der *Política Indiana* (1647) und in *De Indiarum iure* (1629/36): Unter allen Fürsten der Welt verfüge der Papst über die höchste Gewalt, stehe allen Menschen und Fürsten vor, sei Ursache aller Ursachen, Herrscher aller Herrscher[22]. Daß Christus und die Päpste nur zu seltenen Gelegenheiten ihr weltliches Schwert gebrauchten, bedeute keine Verwirkung ihres Rechts (*[...] etiamsi daremus in Romanos pontifices tamquam Christi vicarios praedictam potestatem et generalem dominationem temporalium renorum translatam fuisse, adhuc tamen ea uti non deberent cum videamus Christum ipsum [...]*[23]).

Die Autoren, die noch im 16. und 17. Jahrhundert für die universalen Rechte des Papstes eintraten, standen in einer langen Tradition, waren Er-

---

concedó al Rey de España estas tierras y le hizo principe de ellas; porque el Emperador Don Carlos [...] era señor de todo el Mundo por razón del Imperio – Juan de Matienzo, Gobierno del Perú, hrsg. v. G. Lohmann Villena, Paris 1967, P. I, c. 2 (11).

20 *Melchior d'Ávalos,* Carta al Rey (20. Juni 1585), in: Colección de documentos del siglo XVI sobre derechos de España a las Indias y Filipinas, hrsg. v. Lewis Hanke, México 1943, 67 ff.: *Para fundamento de todo este negocio y su declaracion conviene presuponer la concession del Papa Alexandro VI, el qual por el año de 1493 hizo aquella admirable hazaña nunca vista ni oyda [...] Esta bula y concessión aprueva la opinión de Hostiense y de sus sequaces, in cap. „Quod super his, De voto" [...] dize ser etsa opinión más común y cathólica y verdadera y más útil a la fee christiana.* (67 f.).

21 *Recte potuit Alexander VI Pontifex Maximus praedicto iure et potestae utens, Catholicis nostris Hispaniae Regibus, non solum earum ad finem convertendarum curam committere [...] sed simul etiam plenum et supremum dominium ac jurisdictionem concedire – Juan de Solórzano Pereira,* De Indiarum iure, l. II (De aquisitione Indiarum), Madrid 1629/1639 (zitiert nach der Ausgabe Madrid 2000), c. 24, n. 11–12 (410).

22 *Papa inter omnes mundi princeps supremum obtinet principatum et Monarchiam, et est major omnibus hominibus, et unus omnium princeps, constitutus super reges et regna, causa causarum, Dominus dominatium, vertex omnium dignitatum omnia et super omnia – Solórzano Pereira,* De Indiarum iure (Anm. 21), l. II, c. 23, n. 74 (360).

23 *Solórzano Pereira,* De Indiarum iure (Anm. 21), l. II, c. 23, n. 37 (344).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ben einer in den vorangegangenen Jahrhunderten verbreiteten Überzeugung, die auf drei Annahmen beruhte:

(1) Der Ursprung der oberen und obersten Gewalt über Menschen und Dinge liegt im Willen Gottes, allein im Willen Gottes. Eine gelegentlich bemühte, weltliche, auf den Zweck der Herrschaft bezogene Begründung erfüllt allenfalls eine ornamentale, keine fundamentale Funktion, in dem Sinne, daß sie etwas *zusätzlich* und auf anderem Wege legitimiert, was an sich einer zusätzlichen Legitimation nicht bedarf.

(2) Die juristische Dimension steht in keiner Beziehung zur tatsächlichen Dimension der Herrschaft. Das Auseinanderfallen von Anspruch und Wirklichkeit ist ganz und gar ohne Einfluß auf den Bestand des Anspruchs[24]. Der Satz ergibt sich zwanglos aus der theokratischen Grundlegung. Ein *göttliches* Recht vermag *menschliches* Handeln oder Nicht-Handeln nicht aufzuheben. Gott und die himmlische Ordnung stehen jenseits und außerhalb der Zeit – und in mancher Hinsicht auch der *vicarius Christi. Nullum tempus currit contra regem* – die Zeit läuft nicht gegen den König. An die Verwendung dieses Grundsatzes bei Bracton und den englischen Juristen hat Kantorowicz erinnert. Während jeder andere Sterbliche als „zeitliches Wesen" durch Untätigkeit bei Zeitablauf den Verlust von Rechten riskierte, unterlagen bestimmte *res quasi sacrae* des Königs nicht der *praescriptio.* Im Gegenteil, schrieb Bracton, in einem solchen Falle mindere die Länge der Zeit nicht das Unrecht, sondern steigere es (*Diuturnitas enim temporis in hoc casu iniuriam non minuit, sed auget*)[25].

(3) Herrschaft bedeutet *ordinatio ad unum,* die Rückführung der Vielheit auf die Einheit[26]. Sie verwirklicht sich in einer geschlossenen, hierarchi-

---

24 Die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit konnten die Anhänger einer *kaiserlichen* Weltherrschaft noch weniger ignorieren als die Parteigänger des Papstes, und sie taten es nicht, sondern artikulierten ihre Sorge um den Verfall des *imperium.* Trotzdem weigerten auch sie sich, tatsächliche und rechtliche Ohnmacht gleichzusetzen: Den Satz des Huguccio – was immer auch *de facto* geschehe, *de iure* seien dem römischen Kaiser alle Könige unterstellt (*Huguccio,* Summa zu c. 41 (in apibus) C. VII q. 1: [...] *solus enim romanus dicitur iure imperator sub quo omnes reges deberent esse quicquid sit* – nach *Richard Scholz,* Unbekannte kirchenpolitische Streitschriften aus der Zeit Ludwigs des Bayern (1327–1354), 1. Teil, Rom 1911, 219) – wiederholen in leicht abgewandelter Form Cinus (*[...] respondeo quod Imperator totius mundi de jure dominus est: sed de facto sunt aliqui resistunt – Cinus de Pistorio,* Commentarium in Codicem, Francofurti ad Moenum 1578, zu C.1.1.1, § 3 (1v) und Bartolus im *Tractatus de represaliis:* „Behaupte jemand, der Kaiser sei nicht Herr und Monarch der Welt, so wäre er wohl ein Häretiker." Trotzdem werde ihm „hier in Italien *de facto*" nicht gehorcht (*Bartolus de Saxoferrato,* Consilia, quaestiones et tractatus, Lugduni 1547, 117 f.).

25 *Ernst H. Kantorowicz,* Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters, München 1990, 183.

26 Vgl. *Otto von Gierke,* Das deutsche Genossenschaftsrecht, Berlin 1881 (Graz 1954), Bd. III, 514 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen Ordnung, in der alles auf eine Spitze zustrebt und eine Ursache bewegt. Der auf das unergründliche göttliche, nicht oder nur hilfsweise auf das menschlich-zeitliche Telos bezogene Vorstellungshorizont und kognitive Dispositionen determinierten Gestalt und Stabilität dieser Weltherrschaftsidee. Politische Ordnungen in Metaphern zu fassen, sich von ihnen ein Bild zu machen, ist zu allen Zeiten integraler Bestandteil juristischer oder staatstheoretischer Reflexionen[27]. Man könnte annehmen, daß im ersten Zugriff die Ausgestaltung und Auswahl der Bilder sich ohne Gesetzmäßigkeit vollzieht. Schon die menschliche Wahrnehmung aber erkennt das Sinnvolle in dem Sinnlosen, ergänzt das Ungeordnete zu einem geordneten Ganzen. Es gehört zu den fundamentalen Einsichten der Gestaltpsychologie[28], an die sich die Erkenntnisse der Kognitionswissenschaften anschließen, daß sich die Erkenntniswirklichkeit nicht als ein Komplex von Empfindungen oder als ein diffuser Bewußtseinsstrom, sondern als gegliedertes Feld repräsentiert, ein Feld, das sich unter dem Eindruck dynamischer Ordnungsprinzipien strukturiert (Tendenz zur Regelmäßigkeit, zur Symmetrie, zur Geschlossenheit usw.). Diese Tendenz zur „guten Gestalt" oder Prägnanz[29] dient dem Ursprung nach der Ökonomisierung des Wahrnehmungsvorgangs in biologisch relevanten Situationen und ist verantwortlich für die Ausdruckshaftigkeit und den ästhetischen Wert phänomenaler Gebilde. Der *sense of order*[30], wie ihn Gombrich nannte, bestimmt auch das dekorative Schaffen. „Die dekorativen Gebilde und Muster [...] zeugen für das Gefallen des Menschen an der Ausübung seines Ordnungssinns durch das Machen und Betrachten einfacher Gebilde ohne Ansehen ihrer Beziehung zur natürlichen Welt. Die vom Menschen für sich selbst geschaffene Welt ist gewöhnlich eine Welt einfacher geometrischer Formen"[31].

---

27 Zur Bedeutung der Metapher in der politischen Literatur die einleitenden Ausführungen von *Barbara Stollberg-Rillinger,* Der Staat als Maschine. Zur politischen Metaphorik des absoluten Fürstenstaats, Berlin 1986, 9–23. Zur Rolle des Bildes für die politische Innovation die exemplarische Studien von *Horst Bredekamp,* Thomas Hobbes visuelle Strategie. Der Leviathan: Urbild des modernen Staates, Berlin 1999. Der Zusammenhang zwischen Recht und Ästhetik erfährt zunehmend Beachtung, läßt sich allerdings auch in vielfacher Weise deuten – dazu der Überblick der Herausgeber *Costas Douzinas* und *Lynda Nead,* in: Law and the Image. The authority of art and aesthetics of law, Chicago, London 1999, 1–15.

28 Prägend waren die Arbeiten Max Wertheimers, Wolfgang Köhlers und Kurt Koffkas: *David J. Murray,* Gestalt psychology and the cognitive revolution, New York 1995, 25–73.

29 Vgl. *Fredrik Sundqvist,* Perceptual dynamics. Theoretical foundations and philosophical implications of Gestalt psychology, Göteborg 2003, 127–145. Zu den physiologischen Grundlagen der Gestaltwahrnehmung: *Niels Birbaumer, Robert F. Schmidt,* Biologische Psychologie, 5. Aufl., Berlin 2003, 404 f.

30 *Ernst H. Gombrich,* The sense of order. A study in the psychology of decorative art, Oxford 1979 (dt.: Ornament und Kunst. Schmucktrieb und Ordnungssinn in der Psychologie des dekorativen Schaffens, Stuttgart 1982).

31 *Gombrich,* Ornament und Kunst (Anm. 30), 17.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wenn – wie wir anzunehmen haben – das Denken der Ordnung sozialer Verbände von einer bildhaften Konstruktion ihren Ausgang nimmt, dann sollten sich zumindest Spuren regelmäßiger, „harmonischer" Gestaltelemente finden lassen. Das gelingt ohne Mühe. Die „Staatslehre" des Mittelalters hält eine nachgerade überbordende Fülle versinnbildlichter Ordnungen zentrischen und symmetrischen Zuschnitts bereit. Die größte Aufmerksamkeit hat in der Forschung die Metaphorik des Körpers erfahren[32], aber es existieren auf die Herrschaft des Papstes oder des Kaisers bezogen noch andere Ordnungsbilder.

In *De ecclesiastica potestate* beschwört Aegidius Romanus die „wunderschöne Ordnung" des Universums, in dem alles Körperliche dem Geistigen unterstehe, so wie sich alle weltliche Macht dem Papst unterwerfen müsse[33]. Die Gewalt des Papstes, sein „Vermögen" sei ohne Zahl, Gewicht und Maß (*propter quod suum posse est sine numero, pondere et mensura*[34]), und er sei sogar darin den Himmelskräften überlegen, daß er – wie Gott – ohne *secunda causa* wirken könne. Stark von der ästhetischen Wirkung der Hierarchie inspiriert ist eine anonyme Abhandlung zur Konstitution *Clericis laicos* aus dem frühen 14. Jahrhundert[35]. Der Körper der Kirche trage ein Haupt, nicht zwei Häupter wie ein Ungeheuer (*non duo capita, quod monstrum esset unum corpus habere duo capita*), so wie *einer* Königin die Bienen gehorchten (*nam etiam in apibus princeps unus est*) und einem Anführer die Kraniche *ordine literato* folgten.[36] Der Text nimmt ausdrücklich Bezug auf Pseudo-Dionysius Areopagita[37]. Erst in der Renaissance reifte die Überlegung, daß

---

32 *Tilman Struve,* Die Entwicklung der organologischen Staatsauffassung im Mittelalter, Stuttgart 1978; *Gerhard Dohrn-van Rossum, Ernst Wolfgang Böckenförde,* Organ, Organisation, politischer Körper, in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. IV, Stuttgart 1978, 519–622; *Paul Archambault,* The Analogy of the „Body" in Renaissance Political Literature, Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance 29 (1967), 21–53.

33 *Quapropter, si totum universum, de quo Deus habet generalem curam, est sic bene ordinatum, quod corpora inferioria sunt sub superioribus et universa corpora sunt sub spirituali [...] et quod ordo universi, qui est ordo pulcherrimus, ut vult Augustinus in Encheridion et est admirabilis, quod ille ordo pulcherrimus, non refulgeat in ecclesia, est omnio inconsequens [...] Et sicut in ipso universo tota corporalis substancia regitur per spiritualem [...] et specialiter per sumum pontificam – Aegidius Romanus (Egidio Colonna),* De ecclesiastica potestate, hrsg. v. Richard Scholz, Weimar 1929, l. I, c. 5 (16 f.).

34 *Aegidius Romanus,* De ecclesiatica potestate (Anm. 33), l. III, c. 9.

35 Edition im Anhang zu *Richard Scholz,* Die Publizistik zur Zeit Philipps des Schönen und Bonifaz' VIII., Stuttgart 1903, 471–484 (zur Überlieferung, *Scholz,* Publizistik, 166 ff.).

36 Clericis laicos (Anm. 35), 471, 475.

37 [...] *et iste ordo usque ad unum corpus altissimum ascendit, scil. Ad celum impireum, quod super omnibus omnia in se concludit; sic enim videmus non solum in natura, verum etiam in ecclesiam. Nam in ecclesia triumphante secundum Gregorium*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

es sich bei dem Autor nicht um jenen von Paulus bekehrten Dionysios Areopagites (Apg. 17, 34), den nach Dionysios von Korinth ersten Bischof von Athen, handeln könne. Zu diesem Zeitpunkt hatte das *Corpus Dionysiacum,* zu dem die Schrift *De caelesti hierarchia* gehörte, schon seine Spuren im abendländischen Geistesleben hinterlassen[38]. „Über die himmlische Hierarchie" behandelt die Welt der reinen Geisteswesen und ordnet die in der Bibel vereinzelt aufgeführten Ordnungen und Klassen der Engel zu einer systematischen Darstellung. „Hierarchie" bezeichnet nach Pseudo-Dionysius „eine Art von geheiligter Gliederung, Abbild der Schönheit des Gottesprinzips, welche in hierarchisch gegliederten Ordnungen und Eigenschaften die Mysterien der ihr eigenen Erleuchtung begeht und sich an das ihr eigene Prinzip angleicht, soweit es ihr zusteht"[39]. Der Glanz der „wohlgeordneten" und „wohlgegliederten"[40] Wesenheit des Himmels, den die pseudo-dionysischen Schriften verbreiten, das emphatische Bekenntnis zum „Schönheitsgesetz der Hierarchie" (Gilbert von Tournais[41]), zu Reinheit und Ordnung, haben das Empfinden der nachfolgenden Jahrhunderte offenbar existentiell berührt.

Sehr deutlich formuliert findet sich das allgegenwärtige Gebot der *conformitas* in der Krönungsenzyklika Heinrichs VII. Damit ein solch vornehmes Geschöpf, heißt es 1312 über den Menschen, sich in der Ähnlichkeit der Ordnung nicht unterscheide von der Hierarchie des Himmels, die ihm in ihrer Natur sehr nahe stehe, habe Gott gewollt, daß wie auch unter ihm, dem einen Gott, alle Ordnungen der himmlischen Heerscharen dienten, ebenso alle Menschen, die sich auf unterschiedliche Reiche und Provinzen verteilten, sich einem Herrscher unterordneten, so daß die *machina mundi* noch glänzender emporstrebe[42].

---

et Dionysium de angelica ierarchia I° inter angelos est ordo – Clericis laicos (Anm. 35), 471, 474.

38 Seit dem 9. Jahrhundert sind zusammenhängende lateinische Übersetzungen bekannt und verbreitet – allgemein zur Verbreitungs- und Wirkungsgeschichte des *corpus: Gerard O'Daly,* D. Areopagita, TRE VIII, 772–780, 776 ff.; *David Luscombe,* Some examples of the use made of the works of the Pseudo-Dionysius by university teachers in the later middle ages, in: The universities in the late middle ages, hrsg. v. Josef Ijsewijn, Jaques Paquet, Leuven 1978, 228–241.

39 *Pseudo Dionysius Areopagita,* Über die Himmlischen Hierarchien, übers. v. Günter Heil, Stuttgart 1986, 28, 37.

40 Vgl. *Pseudo-Dionysius,* Himmlische Hierarchien (Anm. 39), 28, 48 f.: „mit den göttlichen Herrschaften und Kräften gleichrangige, unverwechselbar wohlgegliederte und für jede Aufnahme göttlicher Gaben geeignete Ordnung" – „wohlgeordneten Abstufung der ermächtigenden Kraft" usw.

41 *Gilberto de Tornaco,* Tractatus de pace, hrsg. v. P. Ephrem Longpré, Ad Claras Aquas 1925, 84 .

42 *[...] ut creatura tam nobilis a celestium ierarchia non differet similtudine ordinis, cum quibus convenit grandi parilitate nature, voluit, ut quemadmodum sub se Deo uno omnes ordines celestium agminum militant, sic universi homines distinct*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ein Aufbau der Welt aus einem strukturlosen Neben- und Durcheinander nicht in eine auf- oder absteigende Linie einzuordnender politischer Einheiten galt also als unerträglich, deformiert und „häßlich". Es soll nicht behauptet werden, der Neuzeit seien in einem solchen Kontext die Verwendung ästhetischer Kategorien fremd. Verglichen mit den radikalen geometrischen Visionen zentralistischer Staatstheorien nimmt sich das Bild vom Flug der Kraniche und Bienen sogar geradezu bescheiden gegenständlich aus. Die entscheidende Differenz liegt auf einer anderen Ebene: Der initiale ästhetische Impuls erfuhr im vor-aristotelischen Mittelalter keine Abstufung zu einer heuristischen Annahme, konkurrierte nicht mit gleich- oder übergeordneten Zwecken. Die Weltherrschaftsidee wuchs in dieser Zeit auf dem Boden einer autonomen Rechtsästhetik, autonom in dem Sinne, daß sie nicht zur Disposition des *Menschen* stand.

III.

Die Erschütterung der Fundamente dieses autonomen Ordnungsstrebens zeichneten sich an den iberischen Universitäten spätestens seit den 30ger Jahren des 16. Jahrhunderts ab. Auf den Bahnen des Francisco de Vitoria, der sich in der Relectio *De Potestate Ecclesiastica* (1532) gegen die Oberherrschaft des Papstes in zeitlichen Dingen ausgesprochen und das Thema in *De Indis recenter inventis* (1539) noch einmal aufgegriffen hatte, folgte ihm sein Schüler Domingo de Soto (1494 – 1560) und aus dem Kreise der Juristen die drei prominentesten Vertreter der Rechtswissenschaft des 16. Jahrhunderts: Martín de Azpilcueta Navarro (1492 – 1586), Diego de Covarrubias y Leyva (1512 – 1577) und Fernando Vázquez de Menchaca (1512 – 1569).

(1) Trotz erheblicher Unterschiede *en détail* zwischen den Autoren ist doch *eine* Übereinstimmung in der Argumentation unübersehbar: Auf die „Weltherrschaft" bezogen sehen sie einen deutlich engeren Zusammenhang zwischen *ius* und *factum* als ihre Gegenspieler[43]. Baldus irre sich, erklärt Azpilcueta in seiner Relectio zu der in die Dekretalen (c. 13 X de iudiciis II, 1) aufgenommenen Bulle Innozenz' III. von 1204, wenn er behauptet, der Kaiser sei Herr über alle Christen, denn es existierten viele christliche Völker, die niemals zum Römischen Reich zählten – *nec Scythia, nec Sarmatia, nec ultra Euphratem univerus oriens*[44]. Auch die spanischen Könige und

---

regnis et provinciis seperati uni principi monarche subessent, quatinus eo consurgaret machina muni preclarior – MG Const IV, Nr. 801, 802 (29. Juni 1312).

43 Auf diesen Aspekt hat vor allem *Pagden,* Lords of all the world (Anm. 11), 53 ff., hingewiesen.

44 *Quinto infero errare Bald. quate nus ait, Imperatorem esse universalem omnium Christianorum dominum, [...] multi sunt Christiani, ad quorum usq terras nunquam*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Königreiche seien die meiste Zeit nicht dem Imperium Romanum unterworfen gewesen, ergänzt er, nicht dank des Kaisers Unterstützung und Standhaftigkeit, sondern aus eigener Kraft und mit Hilfe Gottes habe sich das spanische Volk aus der Tyrannenherrschaft der Sarazenen befreien können[45].

Covarrubias lenkte ganz im Sinne seines Lehrers den Blick auf die Vielzahl der Fürsten fern des kaiserlichen Zugriffs[46] – und auch er hebt hervor die Leistungen der Spanier, die – ohne jede Unterstützung durch den Kaiser – unter größten Anstrengungen und Gefahren in einem sieben Jahrhunderte währenden Kampf mit *ihrem* Blut das Land von den Arabern befreiten und die daher von der kaiserlichen Herrschaft ausgenommen seien[47]. Mehr noch: das Römische Volk und der Kaiser verfügten schon deshalb nicht ursprünglich über *universi orbis imperium, & iurisdictionem,* da sie keine Macht hatten über die Indianer und die neuen *nationes* der westlichen Hemisphäre, jene seien erst mit Gottes Hilfe und *maximis laboribus* zum christlichen Glauben geführt worden – *a nostris*[48].

Immer wieder betont Domingo de Soto, die *ganze* Welt habe in Wirklichkeit niemals ein Herrscher allein unter seine Gewalt bringen können (*nun-*

---

protendit Imperium Romanum [...] – Martinus Azpilcueta Navarrus, Relectio Cap. Novit. De Iudic. Non minus sublimis, quam celebris, pronunciata ann. 1548 aetatis Authoris 55 coram frequentissimo, eruditissimo, ac maxime illustri Auditorio in inclyta Lusitaniae Conimbrica, notabille III, n. 52, in: Opera omnia, Venetiis 1618, t. IV, 582.

45 [...] *ex annalibus Hispaniae, quibus probatur, eam subactam fuisse armis Sarracenorum, a quorum tyrranide non Imperatorum virtute, & auxilio, sed divina, & sua propria sese Hispani in libertatem asseruerunt – Azpilcueta* (Anm. 44), not. III, n. 116 (594).

46 [...] *sunt in orbe principes, qui Imperatori & Caesari utcunque maximo non submittantur, imo iustissime ab eo immunes, & liberi sunt – Didacus Covarruvias a Leyva Toletanus,* Regulae peccatum de regulis iuris libro sexto relectio, in: Opera omnia, Francofurti ad Moenum 1599, p. II, § 9, n. 5 (530).

47 [...] *constat Hispaniarum reges ab Imperatoris iurisdictione liberos, & exemptos esse, vel ex ea ratione, quod Hispanias maxima reipublicae infelicitate ab Arabibus occupatas, ipsi Hispaniarum reges absque ullo Caesarum auxilio, immensis laboribus, periculis & impensis, effuso per septingentos anno proprio, & subditorum sanguine, a Christianae religionis hostibus libarauerint, & exemerint – Covarruvias* (Anm. 46), p. II, § 9, n. 9 (533). Die Bedeutung der Reconquista für die Steigerung des „spanischen" Selbstbewußtseins läßt sich bereits in dem Werk des Kanonisten Vicentius Hispanus ablesen, der als Zeitgenosse die spektakuläre Erfolge im Kampf gegen die Mauren in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erlebte: *Gaines Post,* Studies in Medieval Legal Thought. Public Law and the State 1100–1322, Princeton 1964, 491.

48 [...] *nec enim populus Romanus habuit imperium in Indos, nec in eas nationes, quae nunc ad occidentem & meridiem, a nostris sint maximis laboribus, Deo duce, in Christinae religionis cognitionem deductae – Covarruvias* (Anm. 46), p. II, § 9, n. 5 (530).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

quam unus extiti dominus orbis). „Niemals drangen Name und Ruhm der römischen Caesaren bis zu den Antipoden und den von uns (*a nobis*) entdeckten Inseln“[49]. Aber auch die frühen Reiche der Chaldäer, Perser und Griechen umfaßten nicht den Erdkreis im Ganzen, fügt er hinzu, sondern als *nationes limitatae* nur einen Teil dessen. Die Ankunft Christi habe den Zustand nicht geändert und die Begrenztheit der Monarchie nicht aufgehoben[50]. Wenn Bartolus auf die im Buch Daniel an Nebukadnezer gerichteten Worte *Tu rex regum es* verweise, so könne er dem Satz nur entnehmen, dass Nebukadnezer alle zu dieser Zeit bekannten Könige überrage (*quod erat regum tunc cognitorum maximus*) und nicht *quod dominium, & Imperium in totum haberet mundum*[51]. Daß der Kaiser also Herr der Welt im vollen Sinne des Wortes sei, schließt Soto, entspreche weder Vernunft noch Recht (*neque ratio neque ius*).

Neu war die Beobachtung nicht, daß sich Anspruch und Wirklichkeit der Weltherrschaft nicht deckten. Selbst die überzeugtesten Anhänger beklagten die erbärmliche Realität, die so gar nicht paßte zu ihren juristischen Vorstellungen. Im Unterschied zu den Spaniern des 16. Jahrhundert veranlaßte die Erfahrung sie jedoch nicht, die imperialen Ansprüche zu korrigieren. Wahrscheinlich hat die Entdeckung neuer Kontinente den Bogen überspannt und dazu beigetragen, die nun als unerträglich empfundene Lücke zu schließen. Vor 1492 mochte sich eine Karte der „Welt“ und des *Imperium Romanum* noch weitgehend gleichen. Die trostlose Gegenwart konnte sich wenigstens an der Vergangenheit wärmen, die in den glücklicheren Tagen eines wahrhaftigen Weltreiches lebte. Nun aber mit jeder neuen Karte, die Europa wieder ein Stück kleiner zeigte in der Relation zum Rest der Welt, schmolz auch der Glaube an die goldenen Zeiten dahin. Anderen gab die Erkenntnis Kraft und verhalf ihnen zu einem neuen Selbstbewußtsein. Wenn die Universalherrschaft tatsächlich in der Natur begründet wäre, erklärte Covarrubias, dann hätte sie seit der Erschaffung der Welt wenigstens ein einziges Mal realisiert werden müssen, was nie geschah[52]. Die einst „große“ Vergangenheit schien jetzt noch viel weiter vom Ideal entfernt als die Gegenwart. Selbst bei den nüchternen Juristen erhob sich ein stolzes *a nobis*. Die Gewalt der neuen Einsichten mag auch die juristische Weltherrschaftidee mit sich gerissen haben. Doch die wahren Hintergründe sind wohl andere. Jedenfalls reichte der Impuls, der von dem Wandel der Reali-

---

49 [...] *neque Romanorum Caesarum nomen & fama usque ad Antipodas & Insulares a nobis repertosunquam penetrauit – Dominicus Soto,* De Iustitia & Iure Libri Decem, Salamanticae 1556, l. IV, q. 4, art. 2 (304).

50 *Soto* (Anm. 49), l. IV, q. 4, art. 2 (305).

51 *Soto* (Anm. 49), l. IV, q. 4, art. 2 (305 f.).

52 *Praeterea si a natura institutum foret: universi orbis unum esse principem, aliquando ab initio mundi ab uno principe fuisset universus orbis rectus, & administratus, quod nunquam contigit – Covarruvias* (Anm. 46), p. II, § 9, n. 5 (529).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

täten ausging, für sich genommen nicht aus, hinzutreten mußte eine Erschütterung der theoretischen Grundlagen.

(2)(a) Herrschaft und Eigentum ergeben sich aus der menschlichen Natur und sind daher Menschenwerk. Thomas von Aquin hatte es bereits deutlich ausgesprochen[53]. Eine Mediatisierung des göttlichen Einflusses in der Sphäre des Politischen läßt sich auch bei den Spätscholastikern nicht übersehen, die den Gedanken mit großer Energie in ihre Lehre vom *dominus mundi* einwoben. Freilich unterschieden sie sich in der Intensität der „Entheokatisierung". Die Theologen und Juristen stimmten aber darin überein, daß der Kaiser kein Recht über den Erdkreis unmittelbar von Gott empfangen habe. Als Leitbild tritt bei ihnen der Mensch im aristotelischen Sinne – als *animal sociale (civile)* – hervor.

Ins Auge fällt der Abstand zwischen Vitoria und den Vertretern eines streng theokratischen Ansatzes, wenn man sich ihrer Deutung des „historischen" Stoffes der Bibel erinnert. „Recht wahrscheinlich ist, daß (nach der Sintflut) mit stillschweigender Zustimmung der Völker verschiedene Familien verschiedene Landstriche besetzt haben, wie Abraham zu Lot sagt: ‚Siehe das ganze Land um dich herum; wenn du die rechte Seite wählst, werde ich zur linken gehen.' Das erste Buch Moses berichtet, daß die Urenkel Noahs in Nationen und Gebiete geteilt waren. In einigen dieser Gebiete begannen Herrscher zu entstehen durch Aufrichtung einer Tyrannis, so z. B. Nimrod, der den Anfang gemacht hat, ein Mächtiger auf der Erde zu sein."[54] An die Stelle des „reinen" hierarchischen Ordnungsdenkens trat bei Vitoria die Vorstellung einer urwüchsigen, organische Entwicklung und Expansion – *si ad sinistram ieris, ego dexteram tenebo.*

Soto, Azpilcueta[55] und Covarrubias[56] trennten scharf zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt. Für erstere galt: sie sei geschaffen nicht um des Gemeinwesens, sondern um Christus willen[57]. Anders stehe es um den Ursprung der weltlichen Herrschaft, die nur mittelbar von Gott abhänge. Obwohl die Menschen von Natur aus frei seien (*homines naturaliter libe-*

---

53 *Thomas de Aquino,* Summa theologiae,in: S.Thomae Aquinatis opera omnia, Stuttgart 1980 (t.2), II, 2, 2, 10, art. 10. C.

54 *Franciscus de Vitoria,* De Indis recenter inventis et de iure belli Hispanorum in Barbaros (1539), hrsg. u. übers. v. Walter Schaetzel, Tübingen 1952, II, 1, (53 f.).

55 *Esse item aliam differentiam singularem inter has duas potestates [...] Laica enim accipitur mediante electione comminitatis expressa, vel tacita, qua quod suum erat, alii concessit, vel mediante successione in tali electione fundata – Azpilcueta* (Anm. 44), not. III, n. 145 (601).

56 *Atque haec de potestate ecclesiastica. At temporalis potestas tota, & suprema penes ipsam, rempublicam est, idcirco is erit summus princeps temporalis, omnibusque superior toto in orbe, quem ipsa respublica totius orbis elegerit, & constituerit – Covarruvias* (Anm. 46), p. II, § 9, n. 6 (531 f.).

57 *Soto* (Anm. 49), l. IV, q. 4, art. 1 (302).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ri creati fuerint), setzten sie – *naturae instinctu ceu ciuilia animalia* – an ihre Spitze Könige und Fürsten, um ihrem natürlichen Begehren nachzukommen (*quo se pro naturali appetitu conseruent*) und um glücklicher und sicherer zu leben[58]. Denn ohne ein Haupt, das regiere, die Feinde abhalte und für Ruhe und Ordnung sorge, könne eine Gesellschaft nicht funktionieren und ihren Zweck erfüllen[59].

(b) Noch wichtiger war für die existentielle Verknüpfung von *ius* und *factum* die Implementierung des Zweckgedankens in die Herrschaftsidee. *Regnum non est propter regem, sed rex propter regnum* – die Formel des Aquinaten[60] ist Leitmotiv aller Abhandlungen[61]. Gott habe den Menschen mit einem sozialen Sinn, einem Streben nach Gemeinschaft ausgestattet, erklärte Azpilcueta, daher bedürfe es einer dem Wohl solcher Gemeinschaft dienenden Instanz[62]. In gleicher Weise äußert sich Vázquez, der sich auf Baldus und Alphonso Guerrero (*Thesaurus Christianae religionis*) beruft: Fürsten (*reges, regentes, rectores, principes, iudices, Imperatores*) seien nicht eingesetzt *propter se aut sua utilitatem sed propter ciues ciuiumque utilitatem*. Zu ihren vornehmsten Aufgaben und Pflichten gehörten, die zu beschützen, die sich wegen Jugend, Alter, körperlicher oder geistiger Gebrechen oder des Geschlechts oder schwacher Konstitution wegen nicht selbst verteidigen können gegen die Stärkeren[63].

Je eindringlicher der Zweck der Herrschaft hervorgehoben wurde, desto mehr gewann er gleichsam den Charakter einer auflösenden Bedingung. Absurd und lächerlich erschien nun eine „Herrschaft", die seit Jahrhunderten ihren Zweck nicht erfüllte, die noch nicht einmal dem Namen nach die

---

58 *Soto* (Anm. 49), l. IV, q. 4, art. 1 (303).

59 *Soto* (Anm. 49), l. IV, q. 4, art. 1 (302).

60 *Thomas de Aquino,* De regimine principum ad regem Cypri et de regimine Judaeorum ad ducissam Brabantiae, politica opuscula duo, Taurini 1948, III, 11.

61 Auch in der Publizistik und Literatur der Zeit sind diese Grundsätze allgegenwärtig, z. B. im *Diálogo de Mercurio y Caròn* des Alfonso de Valdés (1490–1532) *acuérdote que no se hizo la república por el rey, mas el rey por la república* (hrsg. v. J. F. Montesinos, Madrid 1929, 200) oder im *Libro Aureo del Gran Emperador Marco Aurelio – con el relox de Princioe* (1528) des Antonio de Guevara (Madrid 1651, 2b). Im Rechts- und Gesetzesbegriff erhält sich die Zweckausrichtung und Wertbezogenheit bis in das 17. Jahrhundert: *Jan Schröder,* Recht als Wissenschaft. Geschichte der juristischen Methode vom Humanismus bis zur historischen Schule (1500–1850), München 2001, 8 f., 13 f.

62 *Azpilcueta* (Anm. 44), not. III, n. 87 (589).

63 *[...] et regnum ad tuendos eos qui uel per aetatem, uel sennium, uel morbem corporum, uel animorum, uel sexum, uel imbecilitatem se se aduersus potentiones tueri non possunt [...] ita Bal. In d. l. ex hoc iure* [D.1.1.5], *uidetur sentire & etiam [...] Alphonsus Guerrerius cap. Iiii in suo Thesauro relig. Charis. In pr. – Fernandus Vasquius,* Controversiae illustres aliaeque usu frequentes, t.I, Venetiis 1564, *Praefatio,* n. 119 (14).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Menschen erreichte, zu deren Nutzen sie eingerichtet war. Eine solche Herrschaft konnte nicht im Sinne Gottes sein und hatte keinen Bestand. Daß Kaiser und Papst bisher nicht den ganzen Erdkreis gedient und das gemeine Wohl in allen Regionen der Welt befördert hatten, lag auf der Hand und bedurfte keines näheren Beweises. Der hohe Anspruch an Wissen und Tatkraft des Herrschers hatte demnach zur Folge, daß die geographische *terra incognita* nun auch juristisch Neuland bedeutete – *terra nullius* – soweit sie unbewohnt war oder man eine rechtmäßige Herrschaftsbildung der „Wilden" nicht anerkannte. Doch die meisten Stellungnahmen gingen über diese Analyse der Vergangenheit und Gegenwart noch hinaus: grundsätzlich und auch in der Zukunft sollte eine Weltherrschaft „aus technischen Gründen" nicht möglich sein. Die Verzögerungen und Reibungsverluste, die notwendigerweise die gewaltigen Entfernungen mit sich bringen, schlossen aus, daß ein universales Regiment seinen Zweck erfüllen und dem gemeinen Wohl aller Menschen dienen konnten. Covarrubias verweist auf Aristoteles (*Politica* l. 7, c. 4), der erkannt habe, daß ein sehr bevölkerungsreiches Gemeinwesen nur mit großer Mühe oder überhaupt nicht regiert werden könne: um wieviel schwieriger sei dann erst die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten in einem Weltreich durch einen einzigen *princeps*[64]. Eine Gemeinschaft sei nicht deshalb vollkommener, weil sie größer sei ([...]*rem publicam non esse meliorem eo quod maior*), bestätigt Soto, ganz im Gegenteil: ein Schiff von zwei Stadien Länge lasse sich auch nicht manövrieren. Er führt zusätzlich zu der Politik des Aristoteles dessen Schrift *De anima* als Beleg an. Eine Seele passe nur zu einem bestimmten Körper. Die Zuordnung hänge von der Dimension und den Maßen des Körpers ab. Eine Ameise könne sich nicht zum Menschen entwickeln und der Mensch nicht zum Elefanten, und auch der *Princeps* könne mit seiner Wärme nicht alle Völker und Regionen erreichen, könne nicht alles wissen, verbessern, berichtigen und entscheiden, was in jedem Teil der Erde geschehe oder geschehen solle. Einer allein könne bei so großen Distanzen nicht mit der gebotenen Schnelligkeit alle Nachrichten empfangen und sie zugleich in Entscheidungen umsetzen[65]. „Folglich", schließt Soto, „wenn Macht bestehe, um ausgeübt zu

---

[64] *[...] auctor enim est Aristoteles lib. 7 Politic. C. 4 difficile esse, & fieri non posse, ut praeclaris legibus regatur nimium celebris ciuitas [...] Quod sie ciuitatem ciuium multitudine frequentem existimat Aristoteles difficillime administrari posse naturali ratione, multo profecto dificilius universus orbis ab uno rectore, & principe regi poterit – Covarruvias*, p. II, § 9, n. 5 (529); [...] *nec conueniens foret, ut eam unus princeps haberet ob difficilimam Reipublicae administrationem – Covarruvias* (Anm. 46), p. II, § 9, n. 5 (530).

[65] *[...] non potest quaeuis anima quantumque animare viuificareque corpus: sed quorum cunque natura constantia praefinita est methodus & mensura: quia neque formica ad hominis pro ceritatem augeri sic neque princeps calore suo totam potest rem publicam nationibus ac regionibus vastissime dispersam fouere, ut valeat, quae quaque prouincia fiunt, unus nanque non potest undeque orbis nuntios briui tempore suscipere [...] – Soto* (Anm. 49), l. IV, q. 4, art. 2 (304). Fast wortgleich übernimmt Váz-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

werden (*potestas sit propter usus*) und die Ausübung über derart ausgedehnte Gebiete unmöglich ist, dann ist die Institution sinnlos. Aber Gott und die Natur schaffen nichts Sinnloses."

Mit noch größerem Einsatz als die Theologen bemüht sich Vázquez um den Nachweis, daß auch *de iure* die Lage gelte, die *de facto* offensichtlich sei ([...] *etiam de jure, nam de facto non est dubitum*)[66]. Erst in jüngerer Zeit habe die Entdeckung Amerikas die Existenz einer so großen Zahl von Völkern und Nationen vor Augen geführt, die von einem Kaiser oder Papst keine Kenntnis hatten, noch diese von jenen[67]. Gegen die Natur des Menschen wären in einem Weltreich die Untertanen und Beamten immer wieder zu anstrengenden und gefährlichen Seereisen gezwungen, um die Verbindung zu den zentralen Entscheidungsträgern und zum *dominus mundi* aufrechtzuerhalten[68]. Doch trotz aller Anstrengungen, die für sich genommen die soziale Substanz der Menschheit vernichteten, könnte eine effiziente gemeinnützige Verwaltung und Kontrolle nicht realisiert werden. Vázquez leistete mit diesen Einsichten einen Beitrag zur Überwindung der Raumlosigkeit des „staatsrechtlichen" Denkens und entwickelte darüber hinaus Ansätze zu einer Theorie der Raumbezogenheit sozialer Existenz, eine noch im 20. Jahrhundert vernachlässigte Dimension soziologischer Analyse. Indem er die räumliche Distanz als Barriere gesellschaftlicher Entfaltung ernst nahm, problematisierte, gar stigmatisierte, gewann in seinem Werk, ein Produkt der Epoche Philipp II., Braudels „Feind Nummer eins" scharfe Konturen.

Vitoria und seine Nachfolger gründeten ihre Gedanken nicht auf dem Nichts. Wohl erst das 16. Jahrhundert führte den entscheidenden Schlag gegen die Rechtsansprüche der beiden Universalmächte, doch einen Vorlauf gab es schon im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert. Die Auseinandersetzung zwischen dem französischen König und Bonifaz VIII. hatte neben der radikalen Formulierung der Weltgeltung der päpstlichen Herrschaft in *Unam Sanctam* eine extreme Gegenposition hervorgebracht[69]. Auf die Autoren, die zum Vorteil des *Rex Franciae* schrieben, beriefen sich noch Váz-

---

quez de Menchaca (Controversiae illustres aliaeque usu frequentes, t I, c. 20 (*De imperatore mundi dominio*), n. 34 (64r)) die Ausführungen Sotos.

66 *Vázquez* (Anm. 63), l. I, c. 21, n. 7 (65v).

67 *Vázquez* (Anm. 63), l. I, c. 20, n. 23 (62v).

68 *Cumque unus homo totius mundi, etiam quoad solam jurisdictionem & protectionem esse non possit, absque eo quod subditi eum aduentes, magistratusve suos, saepissime maria penetrare & transfretare cogerentur: consequens est, tale imperium de iure uni homini competere non posse* – *Vázquez* (Anm. 63), l. I, c. 20, n. 22 (62v).

69 Zu den zahlreichen (auch anonymen) Schriften, die in jenen Jahren entstanden, zählten u. a. die *Quaestio de potestate papae,* die *Quaestio in utramque partem* (in beiden Abhandlungen wird die Verjährung der päpstlichen oder kaiserlichen Ansprüche bzw. eine Ersitzung der Herrschaft durch den französischen König behauptet – *Scholz,* Publizistik, 240, 268) und die *Disputatio inter clericum et militem.* Zur Wirkung dieser politischen Theorien grundlegend: *Jürgen Miethke,* De potestate Papae.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

quez[70] und Soto[71]. Die bedeutendste Abhandlung, die für den König Partei nahm, entstammt der Feder des in Paris lehrenden Dominikanertheologen Jean de Paris (Johannes Quidort von Paris). In dem Traktat *De regia potestate,* der vermutlich um 1302 entstand[72], finden sich bereits angelegt die wesentlichen Argumente des 16. Jahrhunderts gegen Kaiser und Papst. „Eine Herrschaft für die ganze Welt", schreibt Johannes, „vermag ein einzelner im weltlichen Bereich weniger zu genügen als im geistlichen. Denn die geistliche Gewalt kann ihre Aufsicht leicht zu allen dringen lassen, ob sie nun nahe oder ferne leben, da sie mit dem Wort arbeitet; die weltliche Gewalt dagegen kann mit ihrem Schwert nicht so leicht die entfernten Untertanen wirksam erreichen, weil ihre Macht von der Hand ausgeht." Nicht allein die Entfernung, ebenso die Vielfalt der menschlichen Kulturen spricht für die Einrichtung überschaubarer politischer Einheiten und gegen ein Weltreich: „Nicht aber müssen alle Gläubigen so in einer einzigen politischen Gemeinschaft vereint sein, sondern es kann aus der Verschiedenheit der geographischen Lage, der Sprachen und der sonstigen Lebensbedingungen der Menschen heraus verschiedene Lebensformen und politische Gebilde geben [...] Daher zeigt auch Aristoteles in seiner Politik, daß die Entstehung einer Königsherrschaft in einzelnen Stadtstaaten und Landschaften auf natürlicher Grundlage beruhe, nicht aber die eines Groß- oder Weltreiches"[73]. Pierre Dubois, der das Amt eines *advocatus regalium causarum* an der *Baillie Coutances* bekleidete und an der Universität von Paris unter Siger von Brabant studiert hatte[74], betont in *De recuperatione terre sancte* gleichfalls, wegen der räumlichen Distanz und der Verschiedenheit der Völker, ihrer großen Zahl und der natürlichen Neigung der Menschen zu Unfrieden sei eine Universalmonarchie zum Scheitern verurteilt. Unendliche Kriege, Aufstände und Streitereien wären die Folge[75].

Läßt man die politischen Anlässe beiseite und betrachtet allein die ideengeschichtlichen Entwicklungslinien, so ist der Zusammenhang nicht zu

---

Die päpstliche Amtskompetenz im Widerstreit der politischen Theorie von Thomas von Aquin bis Wilhelm von Ockham, Tübingen 2000, 296 ff.

70 *Vázquez* (Anm. 63), l. I, c. 22, n. 13 (69v).

71 *Soto* (Anm. 49), l. IV, q. 4, art. 1 (303).

72 Vgl. *Fritz Bleienstein,* Einführung, in: *Johannes Quidort von Paris,* Über königliche und päpstliche Gewalt – De regia potestate et papali, ed. / übers. von Fritz Bleienstein, Stuttgart 1969, 14; *Scholz,* Publizistik, 275 ff.

73 *Johannes Quidort von Paris,* Über königlichen und päpstliche Gewalt, 227 f.

74 *Pierre Dubois,* De recuperatione terre sancte, hrsg. v. Charles Victor Langlois, in: Collection de textes pour servir à l'étude de l'histoire, fasc. 9, Paris 1891, 121.

75 *Dubois,* De recuperatione terre sancte (Anm. 74), 54 – Ein Schatten liegt allerdings über dieser Aussage, denn an anderer Stelle läßt der Jurist durchblicken, daß ihm die Herrschaft des *französischen* Königs über Europa, den Orient und die ganze Welt durchaus als ein erstrebenwertes Ziel zum Wohle der Menschheit erscheine (*Dubois,* De recuperatione terre sancte, 104 ff.).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

übersehen zwischen der Wiederentdeckung der aristotelischen Schriften, der Rezeption der arabischen Philosophie (Averroes) und der „rational-teleologischen" Ausrichtung des politischen Denkens seit dem 14. Jahrhundert. Vielleicht hat schon die Aufnahme der Teile des *Corpus Aristotelicum,* die nicht oder nur am Rande von der sozialen Natur des Menschen handeln, auf diese Bahnen geführt. In jedem Fall gab die Übersetzung der *Politica* des Aristoteles den letzten und entscheidenden Impuls. Erst relativ spät nahm das lateinische Abendland von ihr Kenntnis[76]. Es waren vor allem einige Sätze aus dem vierten Kapitel des siebten Buches, die man nun den „Universalisten" immer wieder entgegenhielt. Dort heißt es: „Die meisten meinen nun, daß ein glücklicher Staat groß sein müsse [...] Sie beurteilen nämlich die Größe nach der zahlenmäßigen Menge der Bewohner, man muß aber nicht so sehr auf die Menge als auf ihre Funktion achten [...] Die Tatsachen zeigen sogar, daß es schwierig, wenn nicht unmöglich ist, einen allzu volkreichen Staat mit guten Gesetzen zu verwalten. Jedenfalls sehen wir keinen einzigen von den Staaten, die als gut regiert gelten, die nach einer übermäßigen Bevölkerungszahl streben [...] Außerdem gibt es ein bestimmtes Maß für die Größe eines Staates, wie auch für alles andere, die Tiere, Pflanzen und Werkzeuge. Auch da besitzt jedes seine Fähigkeit nur soweit es an Kleinheit oder an Größe das Maß nicht zu sehr überschreitet"[77]. Fast alle iberischen Spätscholastiker hatten – wie gesehen – diese Stelle verinnerlicht und setzten sie gedanklich an den Anfang ihrer Abhandlungen.

(c) Nicht allein die Renaissance der politischen Philosophie des Aristoteles schwächte die Weltherrschaft als juristisches Modell, eine enge Bindung zwischen *ius* und *factum* konnte ebenso römischrechtlich begründet werden. Vázquez de Menchaca ging auch diesen Weg[78]. Schon die mittelalterli-

---

[76] Zur neueren Rezeptionsforschung: *Christoph Flüeler,* Rezeption und Interpretation der Aristotelischen *Politica* im späten Mittelalter, Amsterdam, Philadelphia 1992, Bd. I, 15 ff. Die genaue Datierung der Politikübersetzung ist bis heute nicht endgültig geklärt, eine frühe – vollständige – Übertragung (*translatio completa*) stammt von *Wilhelm von Moerbeke,* dem wichtigsten mittelalterlichen Übersetzer des Philosophen. Fest steht, daß Thomas von Aquin die *Politica* noch nicht kannte, als er 1252–56 die Sentenzen in Paris las, erst nach 1259 lassen sich bei ihm Zitate aus der aristotelischen Schrift nachweisen. Seither nahm die Präsenz der *Politica* in der philosophischen Diskussion stetig zu. Allerdings sind die Kommentare zur *Politica* nicht so zahlreich wie zur Logik und zur Physik, was sich zum Teil dadurch erklärt, daß die Politik in Paris – anders in Oxford – nur *extraordinarie* angeboten wurde: *Flüeler,* Rezeption, Bd. I, 33 . Zur Bedeutung des 15. Jahrhunderts für die Aristoteles-Rezeption in Spanien, die die Fundamente für die *School of Salamanca* legte: *Anthony Pagden,* The diffusion of Aristotele's moral philosophy in Spain ca. 1400 – ca. 1600, Traditio 31 (1975), 287–313, 308.

[77] *Aristoteles,* Politik, hrsg./übers. v. Olof Gigon, 2. Aufl., München 1976, 225 f.

[78] Zu Vázquez: *Annabel S. Brett,* Liberty, right and nature – Individual rights in later scholastic thought, Cambridge 1997, 165 ff. Zur Entwicklung des Präzedenz-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

chen Juristen hatten in ihren Quellen einen Grundton vernommen, der alles zu durchdringen schien. Ihrer Gabe, die Melodien des *Corpus* aphoristisch zu verdichten, verdankt die Nachwelt den Satz: *Nota quod ius ex facto oritur (et ius est implicitum facto)*[79]. Der Digestenstelle (D.9. 2. 52.2), der Bartolus die Formel anfügte, lag der Fall eines Sklavenjungen zu Grunde, der auf dem Anstieg zum kapitolinischen Hügel zwischen zwei, von Maultieren gezogenen Lastkarren geraten war und dabei sein Leben verloren hatte. Der Eigentümer des Sklavenjungen fragte nun an, welchen der verschiedenen Maultiertreiber oder Eigentümer er verklagen solle. Alfenus Varrus gab gutachtlich zur Antwort, daß die Rechtslage von den näheren Umständen des Sachverhalts abhänge (*respondi in causa ius esse positum*), und stellte die unterschiedlichen Rechtsfolgen gegenüber in Abhängigkeit vom (zu beweisenden) tatsächlichen Verlauf des Geschehens (*nam si muliones, qui superius plostrum sustinnissent, sua sponte se subduxissent [...] sed si mulae, quia aliquid reformidassent et muliones timore permoti [...] quod si neque mulae neque homines in causa essent*)[80].

Daß Recht aus Tatsachen hervorgehe und von ihnen bestimmt werde, die Einsicht gewann Vázquez de Menchaca noch aus anderen Zusammenhängen. Wie Christus, schreibt Vázquez, nicht Herr der Welt gewesen sei in weltlichen Dingen (*[...] Christum, aut hominem, non fuisse dominum (quia noluit) orbis in temporalibus*), noch der Kaiser oder der Papst, ebenso treffe es nicht zu, wenn einige andere Könige oder Fürsten behaupteten, sie seien in Besitz der *praelatio,* denn dies sei eine Frage der Wirklichkeit und werde erst geglaubt, wenn es bewiesen sei ([...] *nam ea res facti cum sit, credenda non esset, nisi probaretur l.i* [C.4.19.1], *l. actor quod asseverat* [C.4. 19. 23], *& l. fin* [C.4. 19. 25], *& l. fin* [C.2.1.4] *C. de probat l. qui accusare C. edendo §.commodum, inst. de interd* [I. 4.15.4]). Selbst wenn der Zustand einmal in der Vergangenheit erreicht wurde, was freimütig zugebilligt werden könne, habe es jetzt keine Bedeutung mehr, denn Recht in diesen Angelegenheiten entstehe täglich und vergehe täglich (*nam ius in rebus huiusmodi quotidie oritur, & quotidie finitur, ut ait tex. In l. i § interdum ff. de usufr.* [D.7.2.1.3])[81]. Die Un-Wirklichkeit, die Untätigkeit, Unkenntnis und Abwe-

---

rechts (insbesondere im 17. und 18. Jahrhundert): *Barbara Stollberg-Rillinger,* Die Wissenschaft der feinen Unterschiede. Das Präzedenzrecht und die europäischen Monarchen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Majestas 10 (2002), 125 – 150.

79 *Bartolus* zu D. 9. 2. 52.2, in: Pandectarum seu digestarum iuris civilis quibus iurisprudentia ex veteribus iurisconsultis desumpta, t. I, Venetiis 1560, 720 – *Baldus,* In primam Digestam veteris partem Commentaria, Venetiis 1599, (320v): *§ In clivo. Nota quod ius ex facto oritur, et quod ius est implicitum facto.*

80 An die Einleitung *in causa ius esse positum* des römischen Juristen knüpfte Accursius (zu D.9. 2. 52.2,in: Pandectarum seu digestarum, Venetiis 1569, t. I, 720) die Bemerkung *(In causa) [...] vel causam dicit factum ipsum cum quo ius est implicitum.*

81 *Vázquez* (Anm. 63), l. I, *Praefatio,* n. 25 (3v).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

senheit der vorgeblichen Universalmächte Papst und Kaiser (oder anderer Herrscher) in der Welt hatten demnach wesentlichen Einfluß auf die juristischen Fundamente, soweit sie überhaupt existierten. In der *praelatio* erkannte Vázquez das Relative im Lauf der Geschichte, das Fließende, das Vergängliche[82]. Die Inspiration für die These von der radikalen Bedingtheit des „politischen" Rechts, dessen Bestimmung nicht von den realen Verhältnissen gelöst werden konnte und sollte, entnahm er den Grundsätzen des römischen Rechts zu Eigentumsvermutung und Nießbrauch.

In Rom hatten sich die Juristen entschieden, im Prozeß jenen zu bevorzugen, der die tatsächliche Gewalt über eine Sache ausübte – gegenüber der Partei, die eine solche faktische Beziehung zum Gegenstand nicht vorweisen konnte. Der Schutz des quiritischen Eigentums erfolgte in klassischer Zeit über die *rei vindicatio* als Klage des nichtbesitzenden Eigentümers gegen den besitzenden Nichteigentümer. Dem nichtbesitzenden Kläger obliegt der Beweis seines Eigentums, der bei abgeleitetem Erwerb oft schwierig zu führen ist, weil er den rechtmäßigen Erwerb auch aller Vormänner bis zurück zu einem ursprünglichen Erwerber erfordert[83]. Dagegen mußte der besitzende Beklagte nicht gleichfalls sein Eigentum behaupten und beweisen. Das war nicht immer so. Im altrömischen Recht galt diese Beweislastverteilung zu Gunsten des Beklagten noch nicht[84]. Gemildert, nicht aufgehoben wurde in späterer Zeit die Bevorzugung des tatsächlichen Gewalthabers durch die Einführung der possessorischen Edikte (*uti possidetis, utrubi* und *unde vi*), die der nichtbesitzende Teil gegen den Besitzer zur Vorbereitung eines Eigentumsprozesses geltend machen konnte. Bei diesem Verfahren geht die Partei als Sieger hervor, die dem Gegner gegenüber „fehlerfrei" (*nec vi nec clam nec precario*) besitzt. Der Sieger im Besitzstreit gewinnt damit im Falle, daß der Gegner nun seinerseits mit der *rei vindicatio* gegen ihn vorgehen will, die für die Beweislast günstigere Beklagtenrolle[85].

Davon handelt der von Vázquez zitierte Abschnitt der Institutionen (4.15.4). „Der Vorteil zu besitzen", heißt es dort, „liegt aber darin: Wenn der Kläger nicht beweisen kann, daß die Sache ihm gehört, bleibt der Besitz, wo er ist, mag die Sache auch nicht im Eigentum des Besitzers stehen." Den römischen Juristen erschien es von Bedeutung, wer die Sache wirklich in den Händen hielt und sie gebrauchte.

---

82 [...] *nam nihil frequentius aut usitatius, quam regna, imperia, principatus, potentatus, monarchias quotidie mutuari, fluctuare, augeri, deminui, extingui, nasci, renasci, evanescere, ut quae evanuerint, semel tam pro fabula et umbra sunt – Vázquez* (Anm. 63), l. I, *Praefatio,* n. 33–34 (5v – 6r).

83 *Max Kaser,* Römisches Privatrecht, Bd. I (Das altrömische, das vorklassische und klassische Recht), 2. Aufl., München 1971, § 103 , I, 1 (432).

84 *Kaser,* Römisches Privatrecht (Anm. 83), Bd. I, § 32, III, 1 (128 f.).

85 *Max Kaser, Karl Hackl,* Das römische Zivilprozeßrecht, 2. Aufl., München 1996, § 53 III (364); *Kaser,* Römisches Privatrecht, Bd. I, § 96, II, 2 (397).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Formulierung des Vázquez *quotidie oritur et quotidie finitur* entstammt hingegen nicht der prozeßrechtlichen Sphäre, sondern ist dem Satz *usus fructus quotidie constituitur et legatur* („der Nießbrauch wird täglich neu bestellt und vermacht") in D.7.2.1.3 nachgebildet. Die Stelle behandelt die Anwachsung beim Nießbrauch. Wenn mehrere Personen ein Nutzungsrecht eingeräumt sei, so sagt Ulpian, der eine Nießbraucher tatsächlich aber keinen anderen mehr vorfinde, so übe er den Nießbrauch ganz alleine aus, ohne daß es darauf ankomme, ob der Nießbrauch ihnen gemeinsam oder getrennt überlassen worden sei. Anwesenheit oder Abwesenheit an sich entscheiden also über den Bestand.

IV.

„Mache nicht viele Gesetze, und wenn Du welche machst, so sorge dafür, daß sie gut sind, vorzüglich aber, daß sie beobachtet und gehalten werden (*que se guarden y cumplan*) [...] Gesetze, welche drohen, ohne ausgeübt zu werden, sind nichts anderes wie der Klotz, der König der Frösche (*y las leyes que atemorizan y no se ejecutan, vienen a ser como la viga, rey de las ganas*), der sie anfangs erschreckte, den sie aber nachher verachteten und auf ihm herumsprangen"[86]. Diese Worte gab der scharfsinnige Edle Don Quixote von la Mancha seinem Begleiter und treuen Diener Sancho Pansa auf den Weg, als sich jener zu bewähren hatte als Statthalter der „Insel" Baratario im Auftrag und zur Belustigung des Herzogs. Gefährlich hohe Ansprüche stellte der Ritter an den armen Sancho, der sich auch in seinem neuen Amt nicht „Don" nennen lassen wollte – nicht weniger gefährlich als die Ansprüche der Spätscholastiker und der mit ihnen verbundenen Juristen. Eine Gefährdung für den Zusammenhalt des Reiches ergab sich aus ihrer Argumentation in zweifacher Hinsicht: Zum einen war sie dazu geeignet, jede Achtung vor den besonderen, vom Papst garantierten Vorrechte Spaniens über die westliche Hemisphäre zu zerstören. Zum anderen konnten die grundsätzlichen Aussagen zum Verhältnis von *ius* und *factum* Anlaß zu dem Schluß geben, auch Spanien habe – den alten Universalmächten Papst und Kaiser gleich – anfänglich bestehende Rechte verspielt – unfähig, den Zweck der Herrschaft zu erfüllen und die einem solchen Zweck dienenden Normen in der kolonialen Wirklichkeit durchzusetzen.

Verglichen mit der Situation im kleinen Baratario, in Wahrheit *un lugar de hasta mil vecinos,* den der Statthalter in einigen Kontrollgängen bequem durchschreiten konnte, nahm sich die Lage in einem Weltreich geradezu hoffnungslos aus[87]. Allein die Organisation der transatlantischen Kommu-

[86] *Miguel de Cervantes Saavedra,* Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha (aus dem Spanischen von Ludwig Tieck), Zürich 1987, 2. Buch, 51 Kapitel (855 f.).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nikation, die erste Voraussetzung für eine brauchbare, an den tatsächlichen Bedürfnissen orientierte Gesetzgebung, stellte die Krone vor gewaltige Probleme. Da es sein könne, daß von Spanien aus nicht die richtigen Maßnahmen getroffen werden, heißt es in einer *ynstrucion* an Nicolas Ovando noch zu Lebzeiten des Kolumbus (16. September 1501), so möge er sich, sobald er auf den Inseln eingetroffen sei, über die Lage und die Bedürfnisse eingehend erkundigen und dem König ausführlich Bericht erstatten, damit er entscheiden könne, was zu geschehen habe[88]. Allenthalben artikulierte sich auch später der Durst nach verwertbarer Information (*[...] avisarme tan largamente de todo lo de allá [...]*[89] – *[...] y que continuamente me hagais saber de todo lo de allá muy particularmente [...]*[90] – [...] *y tengos en servicio el buen cuydado que teneys de me avisar de todo lo que occure [...]*[91]). Die Bemühungen zielten zudem auf eine Gewährleistung der Informations*vielfalt* und eine Garantie der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnis, um systematische Irreführungen über die wahren Zustände in Übersee zu vermeiden[92]. „In Anerkennung dessen, daß die Menschen auf diese Weise kommunizieren, und daß es eine Beleidigung Gottes darstellt, Briefe zu öffnen", bestimmt eine Verordnung Philipps II. vom 14. September 1592, „haben jene als unverletzlich gegolten und müssen auch in der Zukunft als unverletzlich für alle Menschen gelten"[93].

---

87 Verläßliche Aussagen zu dem für die Bewertung frühneuzeitlicher „Staatlichkeit" zentralen Feld der Normendurchsetzung lassen sich nur gewinnen auf der Grundlage einer umfassenden Bestandsaufnahme der Normen und ihrer Umsetzung, die für die lateinamerikanische Kolonialzeit noch aussteht. Doch scheinen sich die Befunde der nun auf soliden Fundamenten ruhenden rechtshistorischen Forschung zu den deutschen Policeyordnungen (dazu der balancierte Überblick von *Michael Stolleis,* Was bedeutet „Normendurchsetzung" bei Policeyordnungen der frühen Neuzeit?, in: Grundlagen des Rechts. Festschrift für Peter Landau, hrsg. v. H. Helmholz, Paul Mikat, Jörg Müller, Michael Stolleis, Paderborn 2000, 739–757), in Teilen mit den Ergebnissen von Untersuchungen zum Charakter des *Derecho Indiano* zu decken: vgl. nur *Victor Tau Anzoátegui,* Casuismo y Sistema. Indagación histórica sobre el espíritu del Derecho Indiano, Buenos Aires 1992, 39 ff.

88 *Real cédula* vom 16. September 1501 an „Fray Niculas Dovando", Colección de documentos inéditos relativos al descubrimiento, conquista y organización de las posesiones españolas en América y Oceanía (DIA), t. 31, 24 f.

89 *Real cédula* vom 3. Mai 1509 an „Fray Niculas Dovando", DIA (Anm. 88), t. 31, 424.

90 *Real cédula* vom 15. Juni 1510 an „Juan Ponce de Leon", Colección de documentos inéditos relativos al descubrimiento, conquista y organización de las antiguas posesiones españolas de Ultramar (DIU) t. 5, 209.

91 *Real cédula* vom 9. September 1511 an die „Oficiales de la Casa de Contratacion", DIU (Anm. 90), t. 5, 295.

92 Die Garantie der Unverletzlichkeit sprechen Gesetze aus den Jahren 1541, 1551 und 1592 aus – dazu *María Montañez Matilla,* El correo en la España de los Austrias, Madrid 1953, 49.

93 Recopilación de leyes de los reynos de las Indias Lib. III, Tit. XVI, Ley VII (t. II, f. 77v der Ausgabe Madrid 1681).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Schwierigkeiten, die der Abstand zwischen *ius* und *factum* bereitete, spiegeln sich in der Renaissance, die eine alte Formel des kastilischen Rechts im Kolonialrecht (*Derecho Indiano*) erlebte. Der Reiz der seltsamen Verbindung, einer Norm zu gehorchen, sie aber nicht umzusetzen (*Obedézcase pero no se cumpla*), wird gelegentlich verkannt, wenn nur der zweite Teil des Satzes Beachtung findet. Eine Kombination der beiden Elemente ist nur verständlich vor dem Hintergrund, daß die *obediencia* einen eigenständigen Formalakt darstellte. In einem Brief an den Kardinal Cisneros vom 20. Januar 1517 beschreiben die Hieronymiten der Insel Española, wie sie den *Provisiones* der Ordnung nach befolgten: „Alle gehorchten (*obdecieron*) als treue Vasallen Ihrer Hoheiten, ergriffen sie, wie es üblich ist, küßten sie und legten sie auf ihre Köpfe“[94].

Zwar erlangte der Satz *Obedézcase, pero no se cumpla* als ein Kennzeichen des *Derecho Indiano* Bekanntheit, doch zum Zeitpunkt der Entdekkung Amerikas waren in Wirklichkeit bereits einige Jahrhunderte der Ausformung und Ritualisierung vergangen. In einem sehr groben Raster, das diese Kontinuität zwischen Mittelalter und Neuzeit berücksichtigt, lassen sich drei Konfliktstufen unterscheiden:[95] In einer frühen Phase konkurrierten die *Fueros* und *Privilegios municipales* mit dem erstarkenden Königsrecht. Noch die *Siete Partidas* entschieden zu Gunsten des *Derecho comunal*[96]. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts trat immer stärker der Konflikt

---

94 DIA (Anm. 88), t. 1, 267 – vgl. die Darstellung der *obediencia* in der *Política para Corregidores y Señores de vassallos en tiempo de paz y de guerra* des Jerónimo Castillo de Bovadilla (Lib. II, Cap. X, n. 59 (324), Madrid 1597 – zitiert nach der Ausgabe Amberes 1704). Regine Jorzick (Herrschaftssymbolik und Staat. Die Vermittlung königlicher Herrschaft im Spanien der frühen Neuzeit (1556–1598), Wien, München 1998, 56) erwähnt die Zeremonie des Briefküssens im Zusammenhang der Einführung des neuen Präsidenten der Chancillería von Valladolid 1577.

95 Da detaillierte Untersuchungen fehlen und die Entwicklung der Formel unmittelbar mit der unruhigen Geschichte der iberischen Halbinsel im Mittelalter zusammenhängt, die sehr verschiedene Konflikte und Koalitionen kannte, kann ein Überblick nur vorläufig sein. Zur Entwicklung im Mittelalter: *G. González Alonso,* La formula „obedézcase pero no se cumpla“ en el derecho Castellano de la baja edad media, AHDE 50 (1980), 469–487 (m. w. N.) und *Gustavo Villapalos,* Los recursos contra los actos de gobierno en la baja edad media. Su evolución histórica en el reino castellano (1252–1504), Madrid 1976, 21 ff., 82 ff., 193 ff. Zur Stellung im Derecho indiano: *Víctor Tau Anzoátegui,* La ley „se obedece pero no se cumple“. En torno a la suplicación de las leyes en el Derecho indiano, in: ders., La ley en América hispana. Del Descubrimiento a la Emancipación, Buenos Aires 1992, 67 ff. und *Alfonso Garcia Gallo,* La ley como fuente del Derecho en Indias en el siglo XVI, in: ders., Estudios de historia del Derecho indiano, Madrid 1972, 169–285, 208 ff. Zur Verwendung in Kastilien im 17. Jahrhundert: *Ruth MacKay,* The Limits of Royal Authority. Resistance and Obedience in Seventeenth-Century Castile, Cambridge 1999.

96 *Si contra derecho cummunal de algún Pueblo, o a daño del fueren dadas algunas cartas, non deben ser cumplidas las primeras. Ca non han fuerza, porque son a daño de muchos; más debenlo mostrar al Rey, rogándole, e pidiendo merced, sobre aquello que les envía mandar en aquella carta* – P. III, Tit. XVIII, Ley XXX.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

innerhalb des *Derecho regio* zwischen den Verordnungen des Königs und den *Ordenamientos* der *Cortes* (oder den *Leyes reales* im allgemeinen) hervor. Die *Cortes* von Bribiesca legten 1387 fest, daß den *Cartas* des Königs, die *Ley, Fuero o Ordenamiento* widersprachen, gehorcht, doch sie nicht erfüllt werden sollten[97]. In Übersee schließlich kollidierten die königlichen *Cartas* oft gar nicht mit einem konkreten (übergeordneten) Rechtssatz sondern mit politischen oder fachlichen Bewertungen der Verwaltung vor Ort. Die Gesetze sprechen dann, soweit sie überhaupt den Fall in allgemeiner Form umschreiben, von *inconveniencia, daño* oder *obrepción y subrepción*[98]. Im Rückblick könnte man daher auch zwischen drei (modernen) Fehlerkategorien differenzieren, die den Anwendungsbereich des *Obedézcase pero no se cumpla* eröffneten und begrenzten: zwischen der formellen Rechtswidrigkeit, der materiellen Rechtswidrigkeit und der Zweckwidrigkeit einer Norm. Den Sonderfall der formellen Rechtswidrigkeit erkannte sowohl das mittelalterliche Recht als auch das *Derecho Indiano* an. Königliche Verordnungen, die nicht die *Chancelleria* erlassen hatte (*carta blanca que non sea escripta e leyda e librada de la mi chancellería*[99]) fielen schon im 14. Jahrhundert unter den Grundsatz[100], und ebenso untersagte der König im 16. Jahrhundert den Vollzug von *Cédulas,* die nicht eine Zeichnung durch den *Consejo de Indias* trugen[101].

Im *Derecho Indiano* lassen sich verschiedene Formulierungen der Verbindung von Gehorsam und Nichterfüllung abgrenzen. Die Wendung oszillierte – vereinfacht – zwischen einer weiten und einer engen Fassung. Im ersten Fall (*Obedézcase pero no se cumpla* im eigentlichen Sinne) reichte aus ein einfacher Nachteil, der aus der Anwendung einer Norm erwachsen könnte, um sie vorläufig aus dem Verkehr zu ziehen. Unmißverständlich begründet eine *Real Cédula* an Diego Colon vom 13. September 1508 diese Regel mit gravierenden Informations- und Kommunikationsdefiziten[102]. Im zweiten

---

97 *[...] porque nuestra voluntad es que la justicia florezca e las cosas que sea contra Ley, Fuero o Derecho, que la tal Carta sea obedescida e non conplida, non enbargante que en la dicha Carta faga mención especial de la Ley, Fuero o Ordenamiento contra quien se dé [...]* – Cortes de los antiguos Reinos de Léon y Castilla, hrsg. v. Real Academia de la historia, t. II, Madrid 1863, 371 f.

98 Vgl. Recopilación de leyes de los reynos de las Indias Lib. II, Tit. I, Ley XXII (t. I, f. 129r der Ausgabe Madrid 1681): *Los Ministros y Iuezes obedezcan, y no cumplan nuestras Cedulas y despachos, en que intervinieren los vicios de obrepcion y subrepcion, y en la primera ocasion nos avisen de la causa por que no lo hizieren.*

99 Cortes de Madrid des Jahres 1329, in: Cortes de los antiguos Reinos de Léon y de Castilla, hrsg. v. Real Academia de la Historia t. I, Madrid 1861, 414.

100 Ausdrücklich: Cortes de Toro des Jahres 1369, in: Cortes (Anm. 97), t. II, 170.

101 Vgl. die *Real Cédula* vom 17. Mai 1564 an die *Audiencias* vom Lima und Characas – Cedulario Indiano (Anm. 1), t. II, 115.

102 *Porque podría ser que por yo no ser bien informado, mandé despachar algunas cartas para las dichas Indias; en caso que viniese perjuicio a nuestro servicio, yo vos*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Fall erschien die Aussetzung nur noch als Ausnahme, die auf schwere und nicht mehr zu korrigierende Schäden (*daños irreparables*) beschränkt bleiben sollte. Lagen solche besonderen Umstände nicht vor, war der Anordnung zunächst zu folgen, vorbehaltlich der Möglichkeit, daß der von den Nachteilen unterrichtete Gesetzgeber selbst die Rücknahme befahl[103]. Außerdem gab es noch ganz und gar restriktive Vorgaben. Kein Spielraum bestand bei Gesetzen, die zum Schutz der *indios* ergangen waren: Sie mußten *unbedingt* beachtet und umgesetzt werden[104].

Obedézcase pero no se cumpla begegnet als feste Wendung vor allem in Einzelgesetzen, aber auch unter dem allgemeinen Titel *De las Leyes, Provisiones, Cedulas y Ordenancas Reales* in der *Recopilación de leyes de los reynos de las Indias* von 1680 (Libro II – Título I), sowie –meist dem Sinn nach – in der juristischen Literatur. An der *Instrucción política y práctica judicial* des Alonso de Villadiego läßt sich exemplarisch deren Umgang mit „ungerechten" Gesetzen aufzeigen[105]: Am Anfang steht das Bekenntnis zur unbedingten Verpflichtung des Richters, der Order des Königs zu gehorchen, „weil der Ungehorsam gegenüber den Königen und ihren Befehlen ein schwerwiegendes Verbrechen ist." Im Anschluß konkretisiert Villadiego diesen Gehorsam dann in der Weise, daß bei Rechts- und Gesetzesverstößen nur die *obediencia,* nicht die Ausführung geschuldet sei. „Und obwohl der Gehorsam gegenüber den Anordnungen des Königs und seiner Räte groß sein muß, so gibt es doch Fälle, in denen der Richter die Ausführung auszusetzen hat, wenn sie sich nämlich gegen göttliches oder natürliches Recht, gegen den Glauben oder das Gewissen, gegen *Leyes* oder *Fueros* richten, dann sind solche *Provisiones* oder *Cédulas Reales* zu befolgen, aber nicht umzusetzen"[106].

Die Formel war aber nicht nur *Ausdruck* der Probleme der Normendurchsetzung, sondern wohl auch das fein wirkende *Gegengift.* Sie konnte auf

---

mando que véais las tales cartas y las obedezcáis, y en cuanto al cumplimiento nos lo hagáis luego saber para que sobre ello os envié a mandar lo que se haga – DIA (Anm. 88), t. 49, 185 f. – vgl. auch die *Real cédula* an Nicolás de Ovando vom 14. August 1509: *primero deben ser obedecidas y no cumplidas, y después consultadas* – DIA, t. 31, 456.

103 *Real cédula* vom 5. Juni 1528 an den *gobernador, ministros y vasallos de Santa Marta* – Cedulario Indiano (Anm. 1), t. II, 108.

104 *Ordenancas hechas por el Emperador don Carlos* vom 4. Dezember 1528 – in: Cedulario Indiano (Anm. 1), t. IV, 262.

105 Vgl. auch *Castillo de Bovadilla,* Política (Anm. 94), Lib. II, Cap. V., n. 75 und 76 (328). Außerdem (zu *Las Indias* im Besonderen): *Juan de Solórzano y Pereira,* Política Indiana, Madrid 1647 (nach der Ausgabe Madrid 1972), Lib. V, Cap. XIII, n. 31–32 (t. IV, 224).

106 *Alonso de Villadiego,* Instrucción política y práctica judicial (conforme al estilo de los Consejos, Audiencias y Tribunales de corte, y otros ordinarios del Reyno, Valladolid 1612 (zitiert nach der Ausgabe Madrid 1788), Cap. V, § 1, n. 86 und 89 (156).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

breiter Ebene eine Gewöhnung oder Wiedergewöhnung an die Einsicht herbeiführen, daß die Unzulänglichkeiten der Wirklichkeit nicht notwendigerweise eine Negation der rechtlichen Ansprüche bedeuten mußte – nicht durch eine Rücknahme der Dependenz von *ius* und *factum,* sondern durch eine andere Formatierung der Wahrnehmung des *factum* selbst: Gehorsam und Verweigerung der Ausführung schlossen sich nicht aus, sondern konstituierten eine nicht-paradoxe Einheit im Sinne der kontrollierten Freiheit. Die immer wieder aktualisierte Denkfigur trug mithin ein Sedativ in sich, das im Zusammenwirken mit anderen Faktoren vor radikalen Schlüssen bewahrte, Schlüsse, die erst das 19. Jahrhundert zog, als sich dreihundert Jahre nach Kolumbus die lateinamerikanischen Gemeinschaften auch *de iure* vom Mutterland lösten. Freilich lag es nicht tatsächlich in der Absicht der Krone, eine durchgreifende Mediatisierung ihres Einflusses herbeizuführen und einen allgemeinen Freibrief auszustellen, aber in der unvermeidbaren Verkürzung und Verallgemeinerung war die Formel der Ausdehnung ihres Anwendungsbereiches zugänglich, jedenfalls bestand überhaupt die *Möglichkeit,* Umsetzungsmängel als rechtmäßig zu begreifen.

So zeigt denn der Prozeß der Perfektionierung der Normendurchsetzung immer nur eine Seite. Daneben steht als eigenständiger Untersuchungsgegenstand der nicht weniger historische und wandlungsfähige Anspruch an die Durchsetzungskraft des Souverän. Von der Konfiguration dieses Anspruchs konnte die Stabilität und Akzeptanz eines politischen Systems abhängen – auch und gerade eines Weltreichs auf der Flucht vor dem *Rey de las ganas*.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Erfolg durch Scheitern? Zur Konstruktion von Überlegenheit im kolonialen Diskurs um 1600

Von Susanna Burghartz

Schon fünf Wochen nachdem sie aus der Heimat abgesegelt waren, um die Magellanstraße zu durchfahren, die Molukken zu erreichen und die Welt zu umsegeln, litt die Besatzung des niederländischen Schiffes mit dem Namen „der Glauben" unter lebensgefährlichen Mangelerscheinungen[1]. Alle Versuche der Holländer, sich an der afrikanischen Küste ausreichend mit frischen Nahrungsmitteln für die Atlantiküberquerung auszurüsten, scheiterten an den Portugiesen, die in ihren befestigten Stützpunkten den kolonialen Konkurrenten hartnäckigen Widerstand leisteten, so daß „der Scharbock mit Gewalt unter das Volck kommen / also daß alle Schiffe vol Krancken waren"[2]. Aber nicht nur der Anfang der Expedition stand unter einem schlechten Stern. Auch die Durchquerung der Magellanstraße erwies sich für die Besatzung unter Kapitän Sebald de Weert als aussichtslos. Die feindlichen Naturbedingungen, die zivilisationsferne Wildheit der Anwohner, vor allem aber die physischen Naturgewalten – Wind, Wetter und Meeresströmungen – wurden für die Holländer zu unüberwindbaren Hindernissen[3]. Mit einer Ladung toter Pinguine an Bord mußten sie umkehren. Unter enormen Strapazen gelang es schließlich einem knappen Drittel der ursprünglichen Besatzung, das nackte Leben zu retten und im Jahr 1600 an Bord des „Glaubens" aus der Magellanstraße nach Holland zurückzukehren. Dennoch erschien der gedruckte, bebilderte Bericht über diesen gescheiterten Versuch, die Welt zu umsegeln, schon gleich nach der Rückkehr auf dem niederländischen Markt und wurde bereits im folgenden Jahr auf

---

1 *Barent Iansz Potgieter,* Wijdtloopigh verhael van tgene de vijf schepen, Amsterdam 1600, fol. C1.

2 Die deutsche Übersetzung erschien ein Jahr später unter dem Titel „Historische Relation Oder Eygendtliche und warhafftige Beschreibung / alles deß jenigen so den 5 Schiffen / welche im Junio deß 1598 Jars / zu Rotterdam abgefertiget worden / mit dem Vorhaben / durch das Fretum Magelanum nach den Molukischen Inseln zufahren", in: Johann Theodor und Johann Israel de Bry, America, Bd. 9, Frankfurt / M. 1601, 16.

3 Zur Entdeckungsgeschichte vgl. *Oswald Dreyer-Eimbcke,* Auf den Spuren der Entdecker am südlichsten Ende der Welt. Meilensteine der Entdeckungs- und Kartographiegeschichte vom 16. bis 20. Jahrhundert, Gotha 1996.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Deutsch und Lateinisch veröffentlicht[4]. Warum aber konnte ein Bericht über die ungeheuren Anstrengungen kolonialer Konkurrenz und die Schrecken des Scheiterns gerade in dem Moment zu einem publizistischen Erfolg werden, als die Niederlande zwar ansetzten, zur neuen führenden Kolonialmacht aufzusteigen, der Ausgang dieses Versuchs und damit ihr neuer hegemonialer Status im Welthandel aber noch keineswegs gesichert war[5]?

I.

Zunächst erscheinen Geschichten des Scheiterns marginal angesichts der ungeheuren Erfolge der Europäer, denen es gelang, eine „Neue Welt" zu erobern und diese Eroberung langfristig im Prozeß der Besiedelung und Kolonisierung zu sichern. Die kolonialen Gründungstexte der frühen Entdecker und Eroberer – also etwa von Christoph Kolumbus, Hernan Cortés oder auch John Smith – waren in ihrem Narrativ von einem geradezu unerschütterlichen Optimismus in Bezug auf die eigene Überlegenheit, die Legitimität ihres Handelns und die Möglichkeiten zur Kommunikation und Kooperation mit den Eingeborenen getragen[6]. Doch auch in diesen Texten mit ihrer forcierten Dominanzbehauptung spielen Elemente des Zweifels und der Gefährdung als mehr oder weniger kontinuierlich vorhandene Unterströmung eine wichtige Rolle. Existentielle Gefährdung einerseits, bisweilen sogar kontrafaktisch beanspruchte eigene Superiorität andererseits stehen im frühen kolonialen Diskurs allerdings keineswegs im Widerspruch zu einander. Unterschiedliche Momente situativer Unterlegenheit, struktureller Bedrohung durch Konkurrenz und eigener Dominanzbehauptung haben vielmehr als Ganzes – so meine These – zu einem Narrativ geführt, mit des-

---

[4] Der lateinische Bericht erschien ebenfalls bei de Bry in Frankfurt 1602 unter dem Titel: Americae nona et postrema Pars. Omnia e Germanico Latinitate donata, et super elegantissimis figuris aeneis coornata editaque, sumptibus Theodori de Bry p. m. viduae et binorum filiorum.

[5] Zum Aufstieg der Niederlande als Kolonialmacht vgl. *Jonathan I. Israel,* Dutch primacy in world trade, 1585–1740, Oxford 1989, zum beginnenden kolonialen Diskurs in den Niederlanden seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts *Benjamin Schmidt,* Innocence abroad. The Dutch imagination and the New World, 1570–1670, Cambridge 2001.

[6] Vgl. zu Kolumbus *Stephen Greenblatt,* Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker, dt. Berlin 1994 oder *James Axtell,* Natives and Newcomers, The Cultural Origins of North America, Oxford 2001, bes. Kap. 2, zu John Smith auch *Susanna Burghartz,* Der „große Wilde" und die „Unvergleichliche" – Figuren kolonialer Annäherung. John Smith's Geschichtsschreibung zu den Anfängen Virginias, in: Historische Anthropologie, 8/2 (2000), 163–188 oder *Myra Jehlen,* History before the Fact; or, Capitain John Smith's Unfinished Symphony, in: Critical Inquiry 19 (Summer 1993), 677–692.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sen Hilfe die eigene Überlegenheit und Unverletzlichkeit diskursiv als hegemoniale europäische Identität erfolgreich behauptet und nachhaltig durchgesetzt wurde.

II.

Fahrten ins Unbekannte, an die Grenzen der Welt und über die Grenzen der bekannten Welt hinaus waren seit jeher im Bewußtsein der Europäer mit existenzbedrohenden Gefahren verbunden[7]. Als klassisches Narrativ haben die Irrfahrten des Odysseus die Literatur des Abendlandes seit der Antike geprägt und das Schicksal der Schiffbrüchigen literarisch bearbeitet und überhöht. Die nautischen Herausforderungen der Schiffahrten in die „Neue Welt" haben Schiffbruch, tödliche Gefährdung und die fundamentale Unsicherheit der eigenen Rückkehr allerdings keineswegs nur zu literarischen Problemen werden lassen. Entsprechende Schwierigkeiten und Ängste prägten vielmehr die Erfahrungen der Teilnehmer an Schiffsexpeditionen zur Entdeckung und Eroberung des neuen Kontinents: Stürme von apokalyptischer Qualität, äußerst prekäre Versorgungsverhältnisse, militärische Bedrohungen und Gewalt aller Art – von Unglücksfällen, Überfällen und Bedrohungen durch Flora und Fauna bis hin zum kannibalistischen Verschlingen. Von solchen Gefahren war in den Berichten der Heimgekommenen vielfach die Rede. Von ihnen wurde aber im allgemeinen nur erzählt, wenn sie erfolgreich überwunden zur Darstellung oder sogar Überhöhung der eigenen Leistungen in eine Erzählung integriert werden konnten, die schlußendlich vom Erfolg der eigenen Unternehmung berichtete und die eigenen Heldentaten rühmte. Die ersten Berichte über die Fahrten und Züge in die „Neue Welt" waren durchdrungen von diesem Muster, wie Beatriz Pastor-Bodmer am Beispiel von Kolumbus und Cortés gezeigt hat[8]. Die Repräsentation in dieser Phase der Eroberung kennzeichnet Pastor-Bodmer mit dem Begriff der Mystifikation. Bis ins Phantastische gesteigerte Imagination und Mutmaßungen erlaubten es, Amerika als Beute erfolgreicher Eroberer zu stilisieren. Sie konnten sowohl der Literarisierung und Kommerzialisierung des Diskurses wie auch dessen Politisierung dienen. Dennoch war auch in diesem frühen Erfolgsdiskurs bereits ein zweiter Erzählstrang angelegt, der spätestens mit der Veröffentlichung der „Naufragios" von Alvar Núñez Cabeza de Vaca virulent wurde und seinerseits zur Demystifikation der europäischen Helden-Eroberer führte[9]. In

---

[7] *François Hartog,* Le miroir d'Hérodote. Essai sur la représentation de l'autre, Paris 1980.

[8] *Beatriz Pastor Bodmer,* The Armature of Conquest. Spanish Accounts of the Discovery of America, 1492 – 1589, amerik. Stanford 1992.

[9] Ebd., Kap. 3, bes. 129 ff., vgl. auch *Rolena Adorno,* The negotiation of fear in Cabeza de Vaca's Naufragios', in: New World encounters, ed. by Stephen Greenblatt,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

diesem Diskurs des Scheiterns trat an die Stelle von Aktion und Handlung die pure Notwendigkeit des Überlebens in Reaktion auf die Umwelt. Statt durch heroische Taten war er durch den Kampf ums Überleben geprägt. Der Erfolg des Unternehmens bemißt sich nicht mehr daran, bei der Rückkehr den Daheimgebliebenen unermessliche Schätze zu übergeben, vielmehr wird in Ermangelung materieller Gewinne der Bericht vom Überleben selbst zur eigentlichen Gabe an den Herrscher, in dessen Dienst die Expedition stand. Pastor-Bodmer betont, daß das Scheitern solcher kolonialer Unternehmungen oft zum Schweigen geführt habe. Im Schreiben über das Scheitern sei dagegen ein neuer Ausgangspunkt für die Entwicklung eines kritischen Bewußtseins entstanden. Damit habe dieser Diskurs einen neuen Raum geschaffen, in dem die ideologischen und kulturellen Widersprüche des Eroberungsprozesses als Kennzeichen einer ganzen historischen Epoche lesbar wurden.

III.

Auch einer der frühen deutschen Berichte von Ulrich Schmidel aus Straubing, die „Warhafftige und liebliche Beschreibung etlicher fuernemen Indianischen Landschafften und Insulen / die vormals in keiner Chronicken gedacht / und erstlich in der Schiffart Ulrici Schmidts von Straubingen / mit grosser gefahr erkuendiget und von ihm selber auffs fleissigst beschrieben und dargethon“[10] berichtet von solchem Scheitern: Uneinigkeit, Zwietracht und Konkurrenz der europäischen Eroberer untereinander erwiesen sich, wie in vielen frühen Kolonisierungsberichten[11], in der Erzählung Schmidels als Hauptursache für existentielle Gefährdungen und den Mißerfolg der gesamten Unternehmung. Ulrich Schmidel aus Straubing, der nach seiner Rückkehr zum Protestantismus konvertierte, war 1534 unter dem Kommando des Spaniers Pedro Mendoza auf der Suche nach Gold an den Rio de la Plata gezogen und endlich 1554 über Antwerpen nach Hause zurückgekehrt. Extreme klimatische Bedingungen, die Feindseligkeit indigener

---

Berkeley 1993, 48 – 84 und *Rolena Adorno & Patrick Charles Pautz,* Alvar Núñez Cabeza de Vaca: his account, his life, and the expedition of Pánfilo de Narváez., Lincoln 1999.

10 *Ulrich Schmidt,* „Warhafftige Beschreibung aller und mancherley sorgfeltigen Schiffarten / auch viler unbekanten erfundnen Landtschafften / Insulen / Königreichen / und Stedten ...“, in: Sebastian Franck, Weltbuch, Zweiter Teil, Frankfurt / M. 1567; vgl. zu Schmidel *Franz Obermeier,* Ulrich Schmidels Wahrhaftige Beschreibung (publiziert 1567) im Kontext der deutschen Südamerikaliteratur der Zeit, in: Jahrbuch Institut Martius-Staden, São Paulo 2001 / 2002, 51 – 89.

11 Vgl. beispielsweise die zweite, dritte und vierte Reise des Kolumbus, die Auseinandersetzungen der Pizarristen in Südamerika oder die Konflikte um die Leitung der neugegründeten Kolonie Virginia zu Beginn des 17. Jahrhunderts, von denen John Smith berichtete.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gruppen und die internen Streitigkeiten unter den spanischen Führern (bis hin zu Aufruhr) hatten während der jahrelangen Züge der spanischen Truppen durch Südamerika immer wieder zu enormen Entbehrungen, Hungersnot und lebensbedrohlichen Herausforderungen geführt[12]. Welch verheerende Wirkung die miserable Versorgungslage wie auch die zusammenbrechende soziale Ordnung für die Stabilität zivilisierter Verhaltensmuster haben konnte, machte Schmidel anhand einer kleinen, emblematischen Episode deutlich: Beim Bau der Stadt „Buenos Aires" zwang der Hunger das Volk, selbst Schuhe und Leder zu essen. In dieser Notlage stahlen drei Spanier heimlich ein Pferd, schlachteten und aßen es. Als Pferdediebe zum Tode verurteilt und gehängt wurden sie, wie Schmidel berichtet, ihrerseits Opfer anderer Spanier, die ihre Schenkel vom Galgen schnitten, um sie zu essen[13]. Äußerste existentielle Not brachte das Fundament europäischer Überlegenheit zum Einsturz: Nun waren nicht mehr die wilden Indigenen, sondern die Spanier selbst Menschenfresser. Die sonst in den Reiseberichten gesicherte prinzipielle Unterscheidung zwischen kannibalistischer Alterität und zivilisierter Identität war für einen Moment außer Kraft gesetzt[14]. Konsequent nutzte Schmidel seinen Bericht über einen Beutezug zum Paraná und Paraguay unter Juan de Ayolas, um die zivilisatorische Grenze gegenüber den Indigenen erneut aufzurichten: Es gelang der Truppe, sich bei den Carios, die Schmidel als „kurtz unnd dicke Leuth" charakterisierte, mit verschiedenen Lebensmitteln wie Mais, Gemüsen, Fisch, Fleisch oder Hühnern zu versorgen. Dank oder trotz dieses Versorgungspotentials distanzierte sich Schmidel von diesen „trefflichen Kriegsleuten", wie er sie nannte, in dem er sie geradezu als prototypische Wilde beschrieb: nackt, mit Lippensteinen versehen, verkauften sie ihre Frauen um ein Hemd oder Brotmesser und „essen auch Menschenfleisch / so sie es haben können"[15]. Ihre Kriegsgefangenen, Frauen wie Männer, mästeten sie, „wie man in Deutschland ein Schwein mestet"[16], um sie anschließend bei einem großen Fest zu verzehren. Durch den Vergleich mit der Heimat betonte Schmidel die fundamentale Abgründigkeit der Fremden, hoben doch die Carios anders als die Schweine mästenden Deutschen im Umgang mit ihren Gefangenen die Grenze zwischen Mensch und Tier auf. So konnte Schmidel die Grenze zwischen zivilisiert und unzivilisiert, die in der Kannibalismusszene der Spanier in Buenos Aires akut bedroht war, erneut im Sinne europäischer Superiorität fixieren. Dennoch blieb der Kannibalismus auch im weiteren

12 *John E. Kicza,* Patterns in Early Spanish Overseas Expansion, in: The William and Mary Quarterly 3rd Ser. Vol 49 / 2 (Apr. 1992), 229 – 253, bes. 250.

13 Schmidel (wie Anm. 10), fol. 3.

14 Zum Kannibalismus als Alteritätsstereotyp vgl. Peter Hulme, Colonial Encounters: Europe and the Native Caribbean, 1492 – 1797, London 1986, Kap. 1.

15 Schmidel (wie Anm. 10), fol. 6.

16 Ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Verlauf der Geschichte eine Bedrohung für die eigene Identität. Dies zeigte sich in nochmals anderer Weise, als es dem Autor schließlich gelang, allen existenzbedrohenden Schwierigkeiten zum Trotz in die Heimat zurückzukehren. Denn auf dem langen, mühevollen Rückweg durch Paraguay und Brasilien entkam er, so sein Bericht, am Palmsonntag 1553 nur knapp den erneut als eindeutig „Wilde" markierten kannibalistischen Indigenen. Trotz Warnungen wagten sich zwei seiner Gefährten auf der Suche nach dringend benötigtem Proviant zu den Tupi, die sie angeblich umbrachten und aßen. Als die Eingeborenen anschließend angetan mit den Kleidern der Getöteten Schmidel und seine restlichen Begleiter hinterlistig in ihr Dorf zu locken versuchten, war dies neben der realen, physischen Bedrohung auch ein Angriff auf eine wesentliche Grenzziehung zur Bestimmung der eigenen Identität, war doch Nacktheit eine der ganz zentralen Markierungen für die Abgrenzung gegenüber den Wilden. Auch diese Prüfung bestand Schmidel dank seines kontinenten Verhaltens: diszipliniert gab er nicht seinem primären Gefühl des Hungers nach wie die beiden Gefährten, die beim Beschaffen von Proviant ihr Leben verloren. Statt dessen kämpfte er tapfer mit seinen Begleitern gegen eine zahlenmäßig große Übermacht, die ihn und die Seinen schließlich zur heimlichen Flucht zwangen „nach dem Sprichwort: Viel Hund seind der Hasen todt"[17]. Schließlich gelangte er nach einer schwierigen Überfahrt mit schweren Stürmen, bei denen er auf der Heimfahrt im Ärmelkanal nur das nackte Leben retten konnte, endlich in die Heimat zurück. So blieb dem Abenteurer, der ausgezogen war, in der Neuen Welt reich zu werden, seine Beute aber zuletzt auf der Fahrt von Calais nach Antwerpen verlor, am Ende seiner Geschichte nur, Gott zu danken, loben und preisen, „der mir solche glueckliche Reyß so gnediglich hat bescheret"[18]. Mit diesem Schluß versicherte sich Schmidel des göttlichen Schutzes, der ihn am Ende trotz aller Entbehrungen und materiellen Verluste zum glücklichen Gewinner werden ließ. So konnte er sich seiner moralisch-politischen Rechtschaffenheit, die sich in den undurchsichtigen Machtkämpfen und innerspanischen Intrigen am Rio de la Plata bewährt hatte, ebenso vergewissern wie seiner christlich-zivilisierten Überlegenheit, die sich auf seinen langen Zügen nicht zuletzt im Kampf gegen die wilden Kannibalen erwiesen hatte, denen er dank äußerster Selbstdisziplin hatte entkommen können.

In dieser Form der Erzählung, wie auch in vielen anderen, diente die ausführliche Schilderung von Konkurrenz und Machtkämpfen zwischen verschiedenen Eroberergruppen, die, von einem einfachen Soldaten wie Schmidel vorgetragen, durchaus auch als Kritik an der militärisch-politischen Führung zu verstehen ist[19], dazu, die eigenen Erfahrungen in eine

17 Ders., fol. 23 verso, 24 recto.

18 Ders., fol. 26 verso.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sinnvolle Geschichte zu integrieren und sich so gegen die Wahrnehmung der eigenen Schwäche, Fragilität und Erfolglosigkeit zu immunisieren[20]. Darüber hinaus las der konvertierte Protestant Schmidel die erlittenen Entbehrungen, Gefährdungen und Ängste – bezogen auf ihn selbst – nicht primär als göttliche Strafen oder Mahnungen, vielmehr interpretierte er sein glückliches Überleben als Zeichen göttlicher Vorsehung[21], das sich trotz aller materieller Mißerfolge ohne weiteres für die Konstruktion eigener Überlegenheit nutzen ließ. In einer solchen Geschichte hatten die aus Konkurrenz entstehenden Schwierigkeiten und Mißerfolge für ihren deutschen Protagonisten weniger korrigierend-demystifizierende Funktionen, wie sie Pastor-Bodmer für die spanische Literatur beschreibt[22]; hier konnten sich Narrative der eigenen Überlegenheit und Schwäche vielmehr komplementär ergänzen. Diese komplementäre Verschränkung und gegenseitige Unterstützung wird im englischen und niederländischen Eroberungsdiskurs am Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts noch sehr viel deutlicher. Das mögliche kritische Potential der Erzählungen über die Gefahren der Neuen Welt und das eigene Scheitern, das den Lohn der kolonialen Expansion wie auch deren Legitimität hätte in Frage stellen können, diente hier im Gegenteil der Überhöhung des eigenen Überlegenheitsanspruches.[23] So übernahmen Narrative des Scheiterns und der Gefährdung in diesem Kontext eine andere funktionale Rolle: Sie korrigierten nicht, sondern stützten vielmehr die eigene Positionierung und Legitimierung im kolonialen Wettbewerb.

IV.

Wie legitime, koloniale Ansprüche und persönliche Überlegenheit durch die Schilderung von Konkurrenz und Mißerfolg auf komplexe Art und Weise konstruiert werden konnten, macht exemplarisch Sir Walter Raleigh's berühmter Text „The Discoverie of the Large, Rich, and Bewtiful Empyre of

19 Vgl. *Kicza* (Wie Anm. 12), 250; einige biographische Angaben zu Schmidel in der Einleitung von Wolfgang Odzuck zu: Ulrich Schmidels Fahrt in die Neue Welt., hg. von *Markus Tremmel,* Taufkirchen 2000; vgl. auch *Annerose Menninger,* Die Macht der Augenzeugen. Neue Welt und Kannibalen Mythos, 1492–1600, Stuttgart 1995, 74–78; enthält 190–202 eine Diskussion des Textes im Hinblick auf den „Realismusgehalt" der Kannibalismusberichte.

20 Vgl. die andere Form der Verarbeitung existentieller Ängste bei Cabeza de Vaca, *Rolena Adorno,* The negotiation of fear (wie Anm. 9).

21 Zu anderen protestantischen Texten und Lektüren vgl. *Kirsten Mahlke,* Die Offenbarung im Westen. Schreiben und Lesen hugenottischer Amerika-Berichte im 16. Jahrhundert, Diss., erscheint Frankfurt / M. 2004.

22 *Pastor-Bodmer,* (wie Anm. 8), Kap. 3.

23 Für England vgl. auch *Gesa Mackenthun,* Metaphors of Dispossession. American Beginnings and the Translation of Empire, 1492–1637, Norman and London 1997, 187.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Guiana"[24], der 1596 in London erschien, sichtbar. Raleigh, durch seine Heirat mit der Hofdame Elizabeth Throckmorton bei der Königin, Elizabeth I., in Ungnade gefallen, versuchte sich nicht zuletzt durch koloniale Erfolge zu rehabilitieren[25]. Diese schwierige Ausgangslage, in der sowohl seine eigene Stellung gegenüber der Königin wie auch die Stellung Englands als (künftiger) Kolonialmacht durch große Unsicherheiten gekennzeichnet war, versuchte Raleigh in seinem Text auf produktive Weise zu wenden. Obwohl er kein Gold aus „El Dorado", dem Goldland Guiana, nach England hatte mitbringen können, stellte er sich als Garant der englischen und königlichen Interessen dar, unermüdlich im Einsatz gegen die spanische Konkurrenz, deren Informationen er seine Gewißheit verdankte, „that the sunne coueret not so much riches in any part of the earth"[26]. Zugleich behauptete er, ebenso gewiß zu wissen, daß den Spaniern (nur) dank göttlicher Vorsehung die Eroberung dieses El Dorado noch nicht geglückt war. Folgerichtig konstruierte er seine literarisch elaborierte „Discovery" als fortlaufende Suchbewegung, die sich in immer wieder neu ansetzenden Expeditionen asymptotisch dem ersehnten Ziel annäherte[27]. So konnten Guiana und mit ihm El Dorado und die künftige englische Kolonialpolitik ihre Qualität als Verheißung behalten, ohne daß ihnen durch die materielle Realisierung ihr Charakter als Versprechen genommen worden wäre[28]. Exemplarisch deutlich wird diese permanente Pendelbewegung zwischen enttäuschter Hoffnung und grenzenlosem Begehren, die dem Text seine dynamische Suchbewegung verlieh, in der Passage, mit der Raleigh einen ersten Mißerfolg bei der Entdeckung Guianas vorstellte: Er und seine Mannschaft mußten unter freiem Himmel bei Wind, Regen und glühender Sonnenhitze liegen und auf den harten Schiffsplanken schlafen,

---

24 *Sir W. Ralegh,* The Discovery of the Large, Rich, and Beautiful Empire of Guiana, ed. by Sir Robert H. Schomburgk, New York, repr. 1970, vgl. auch die übersetzte und kommentierte Ausgabe „The Discoverie of the Large, Rich and Bewtiful Empyre of Guiana", transcribed, annotated and introduced by *Neil L. Whitehead,* Manchester 1997.

25 *Stephen Greenblatt,* Sir Walter Raleigh. The Renaissance man and his rolles, New Haven (Conn.) / London 1973 und *Willard M. Wallace,* Sir Walter Raleigh, Princeton 1959, passim, bes. Kap. 8 – 10.

26 *Ralegh,* Discovery (wie Anm. 24), 83 oder wie es in der deutschen Übersetzung bei de Bry hieß: dass Guiana das „Goldreichste Land unter der Sonne ist", de Bry, America, Bd. 8, S. 34.

27 Zur Literarizität der Discovery und ihren intertextuellen Bezügen, die hier nicht weiter thematisiert werden können vgl. *Mackenthun,* Metaphors of Dispossession (wie Anm. 23), besonders S. 162 –192 und *Susanne Scholz,* Body Narratives. Writing the Nation and Fashioning the subject in Early Modern England, London 2000, bes. 148 – 173.

28 *Mary Fuller,* Ralegh's Fugitive Gold: Reference and Deferral in The Discoverie of Guaina, in: Representations 33 (1991), 42 – 64, passim.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„and to dresse our meat, and to carry al manner of furniture in them, wherewith they were so pestred and vnsauery, that what with victuals being most fish, with the weete clothes of so many men thrust together and the heate of the sunne, I will vndertake there was neuer any prison in England, that coulde be founde more vnsauory and lothsome, especially to my selfe, who had for many yeares before beene dieted and cared for in a sort farre differing“[29].

Die Suche nach dem Goldland hatte also zu einer existentiell prekären Situation geführt. Raleigh konkretisierte die Unerträglichkeit der Lage, indem er anschaulich Ekel und Strapazen beschrieb, die selbst die ihm aus eigener Anschauung bekannten elisabethanischen Gefängnisse weit übertrafen. Nicht einmal seine unmittelbare, materiell-lebensweltliche Situation als ehemaliger Günstling und Gefangener der Königin, der – wegen seiner Verheiratung ins Gefängnis geworfen – nun eine Chance hatte, sich in der neuen Welt zu bewähren, hatte sich entscheidend verbessert. Dennoch gab Raleigh ganz im Sinne der von ihm gewählten literarischen Konstruktion weder die Suche nach El Dorado noch die Hoffnung auf[30]. Schon im nächsten Atemzug erklärte er den bisherigen Mißerfolg mit einer Verspätung, für die er die Verantwortung letztlich auf die fehlende göttliche Unterstützung verschob. Implizit jedoch setzte er darauf, daß für England künftig mit dieser göttlichen Gnade zu rechnen sei, und verband diese Hoffnung sogleich mit einer erneut maßlosen Wunschproduktion, indem er in Aussicht stellte, daß die künftigen Beherrscher Guianas ein Lohn erwarte, der sie allen Mitkonkurrenten um die Weltherrschaft würde überlegen sein lassen:

„If Capitaine Preston had not beene perswaded that he should haue come too late to Trinedado to haue found vs there (for the moneth was expired haue ioyned with vs, and that wee had entred the countrey but some ten daies sooner ere the riuers were ouerflowen, we hat aduentured either to haue gone to the great City of Manoa, or at least taken so many of the other Cities and townes neerer at hand, as would haue made a royall returne: But it pleased not God so much to fauor me at this time: if it shalbe my lot to prosecute the same, I shall willingly spend my life therein, and if any else shalbe enabled thereunto, and conquere the same, I assure him thus much, he shall performe more then euer was done in Mexico by Cortez, or in Peru by Pacaro, whereof the one conquered the Empire of Mutezuma, the other of Guascar, and Atabalipa, and whatsoeuer Prince shall posesse it, that Prince shalbe Lorde of more gold, and of a more beautifull Empire, and of more Cities and people, then eyther the king of Spayne, or the great Turke“[31].

Hier schlug demnach die äußerste Verzweiflung in allerschönste Hoffnung um, ein prekärer Wechsel, der die reale Situation Raleighs recht prä-

---

[29] *Ralegh,* Discovery (wie Anm. 24), 10.

[30] Zur ambivalenten Positionierung von Raleghs Text zwischen mittelalterlichen, etwa an der Quest orientierten, Abenteuerromanen und damals modernen, auf Empirie zielenden Reiseberichten vgl. *Mackenthun,* Metaphors of Dispossession (wie Anm. 23), 165–169.

[31] Ebd., 10 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zise zum Ausdruck brachte – ein Umschlag, der offensichtlich aber auch auf Hoffnungen beruhte, die andere zu teilen bereit waren. So erklärten die Herausgeber der deutschen Ausgabe von Raleigh aus dem Jahr 1599, die Brüder Johann Theodor und Johann Israel de Bry, in ihrem Vorwort, daß der göttliche Wille offensichtlich auf Seiten der Engländer stehen werde:

> „Und wiewol die Hispanier zu unterschiedtlichen zeiten sich etwas an diesem Land understanden / und ihr Heyl daran versucht haben / hat es ihnen doch nicht wöllen gelingen / dass sie dasselbige bezwingen / oder eine Gemeinschafft mit den Einwohnern haben treffen können / ohne zweiffel / dass es Gottes Will nicht ist gewesen / das die Hispanier ihre Macht mit dieser Leut Schweiß und Blut solten stercken / der auch seine Schätz und Gaben einer Nation allein zu gefallen nicht lässt wachsen / wie diese Historia klärlich mit sich bringt“[32].

Sie machten sich so Raleighs Interpretation zu eigen und verdeutlichten durch ihre Formulierung nochmals, wie wichtig die Positionierung der kolonialen Konkurrenten war. In Abgrenzung zu den „tyrannischen“ Spaniern erschienen die Engländer als „freundlich“, „friedfertig“ und „sittsam“[33] und vor diesem Hintergrund erschien es nur plausibel, auf die künftige Erteilung der göttlichen Gnade zu setzen. Raleighs Einsatz der Spanier zur Festigung seiner eigenen Position war allerdings noch raffinierter. Er verwendete seine kolonialen Kontrahenten, deren Vertreter Berrío er hatte gefangen nehmen können, als Garanten für die Glaubwürdigkeit der Informationen, die er über Land und Leute und die zu erwartenden Goldschätze mitteilte, indem er immer wieder hervorhob, daß seine Mitteilungen auf Informationen der Spanier beruhten, die bereits Exkursionen in diese Gebiete unternommen hatten. Darüber hinaus setzte er seine Berichte über die spanischen Mißerfolge bei der Suche nach Eldorado als Indikatoren göttlicher Zeichen ein, die die Hoffnung auf eigene Erfolge antrieben. Mit diesem Vorgehen konnte er erreichen, daß im Text eine Dynamik entstand und aufrechterhalten werden konnte, ohne daß er sein Ziel – El Dorado – tatsächlich (je) erreichen mußte. Wie wichtig diese prekäre Balance zwischen dynamischer Hoffnung und der Virtualität der Eroberung war, die sich nicht realisieren konnte und dennoch nicht als Scheitern verstanden wurde, wird verständlich, wenn man sich einer weiteren zentralen Botschaft des Textes zuwendet. In seiner berühmten Formulierung „To conclude, Guiana is a Countrey that hath yet her Maydenhead ... It hath neuer been entred by any armie of strength, and neuer conquered or possesed by any Christian Prince“[34] wird deutlich, daß Raleigh Guiana feminisierte, indem er das Land

---

32 *de Bry,* America Bd. 8, Vorrede o.S.

33 Zu dieser Abgrenzung gegenüber den kolonialen Konkurrenten vgl. auch *Louis Montrose,* The Work of Gender in the Discourse of Discovery, in: Representations 33 (Winter 1991), 1–41, bes. 20 ff.

34 *Ralegh,* Discovery (wie Anm. 24), 115.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mit der Königin, Elisabeth I., gleichsetzte[35]. Mit dieser Gleichsetzung, in der Entdeckung und Eroberung zu Formen sexueller Gewalt wurden, konnte sich Raleigh als Wahrer der sexuellen Integrität Guianas und damit als Mann gezähmter Triebe darstellen, wie Mary Fuller überzeugend gezeigt hat[36]. Erst so wird verständlich, daß die ununterbrochene Suche nach El Dorado, dessen Eroberung doch nicht gelang, eine fortgesetzte und höchst erfolgreiche Form höfischer Werbung war, eine Form der Werbung, deren Erfolg notwendigerweise in ihrer Sublimierung lag. Dank dieses Subtextes gelang es Raleigh, die Tatsache, daß er weder das Goldland gefunden, noch Guiana erobert hatte, auf doppelte Weise als Erfolg darzustellen: Persönlich hatte er seine Disziplin unter Beweis gestellt, in dem er weder die Suche aufgegeben noch die Grenzen des Erlaubten überschritten hatte. Auf der Ebene des kolonialpolitischen Wettbewerbs etablierte er im Text legitime und aussichtsreiche englische Kolonialansprüche gegen die moralisch zu verurteilenden und in der Suche nach El Dorado erfolglosen Spanier. Damit gelang es ihm, die politische Konkurrenzsituation zugunsten der Engländer trotz fehlender Erfolge in Guiana als offen zu präsentieren[37].

V.

Wie eng sich Behauptungen der eigenen Überlegenheit mit Berichten über die Vielzahl der drohenden und zu bewältigenden Gefahren verzahnen ließen und wie auf diese Weise selbst das Scheitern noch als Ausdruck der Superiorität gelesen werden konnte, zeigt sich unabhängig von der spezifischen, persönlichen und politischen, Situation von Raleigh auch in weiteren Berichten zu Guiana. Dies wird exemplarisch sichtbar im dreizehnten Band der America-Serie, den Matthäus Merian als Nachfolger von Johann Theodor de Bry 1628 auf den Markt brachte[38]. Entstehung und Entwicklung dieser Reihen-Edition, wie auch der meisten in ihr vertretenen Texte, waren durch die historisch dominante Situation kolonialer Konkurrenz zwischen

---

35 Vgl. hierzu auch *Louis Montrose* (wie Anm. 33), 12.

36 *Mary Fuller* (wie Anm. 28), 57 f.

37 Anders als etwa in der mittelalterlichen Quest, die den Erfolg der Suche ins Transzendentale hatte verschieben können, war hier, im Zeitalter der kolonialen Eroberungen, das eigentliche Ziel eindeutig der innerweltliche Erfolg; vgl. auch Gesa Mackenthun, Metaphors of Dispossession (wie Anm. 23), 188, die hervorhebt, dass es Ralegh gelingt, die konfligierenden Diskurse seiner Zeit miteinander zu verknüpfen, „it concentrates on alinging the residual medieval discourse of chivalry with the emerging discourses of adventure capitalism and Protestant providentialism, which it knits together in its gendered representation of colonial and imperial politics." In anderem Zusammenhang hat Myra Jehlen auf Offenheit als spezifische Qualität und Notwendigkeit der frühen kolonialen Texte hingewiesen, *Myra Jehlen* (wie Anm. 6).

38 *De Bry,* America Bd. 13, Frankfurt / M. 1628; zu Guiana der fünfte Teil des Bandes, 67 – 81.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

verschiedenen europäischen Mächten unterschiedlicher Konfession geprägt[39]. Der fünfte Teil des dreizehnten Bandes handelt von englischen Expeditionen nach Guiana in der Nachfolge von Raleighs berühmter Unternehmung im Jahre 1595, die ihrerseits Gegenstand des achten Bandes der America-Serie gewesen war. Er beginnt mit der Schilderung der ausgesprochen glücklosen Vorgeschichte der Guiana-Expedition des Engländers Robert Harcourt im Jahre 1608 unter den Kapitänen Charles und Oliver Leigh und Nicolas St. John in den Jahren 1604 und 1605[40]. Nur unter großen Schwierigkeiten war es ihnen gelungen, eine Nachfolgeexpedition auszurüsten, die Raleigh den Einwohnern Guianas zum Schutz vor den Kariben und zum Ausbau des Landes vor seiner Rückkehr in die Heimat versprochen hatte. Widerwärtige Winde und schreckliche Unwetter hatten Kapitän St. John gezwungen, auf den Kleinen Antillen Schutz zu suchen und auf Sta. Lucia zu landen. Zunächst gelang es St. John, eine Befestigung zu errichten und mit den Einheimischen Handel zu treiben. Die forcierte Suche nach Gold, dem zentralen Thema aller Guiana-Expeditionen, selbst wenn sie, wie hier, schiffbrüchig in der Karibik endeten, provozierte aber den Widerstand der Indigenen, die die Engländer in einen Hinterhalt lockten. Die folgende Schilderung der tödlichen Bedrohung der Engländer durch die „Wilden", die auch im Kupferstich dargestellt ist, verlief in den stereotypen Formen des Alteritätsdiskurses[41].

Hob der Text vor allem die – notorische – Arglistigkeit der Indigenen und ihr betrügerisches Verhalten hervor, so setzte der Kupferstich die tödliche physische Bedrohung ins Bild, die von den Indigenen ausging, und zeigte damit anders als die meisten Illustrationen der America-Serie, in denen bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen Europäern und Indigenen dargestellt wurden, die zumindest situative Unterlegenheit der Engländer im Kampf mit den Einwohner von Sta. Lucia: Kapitän St. John liegt mit entblößtem Haupt am Boden, bedroht von einem nackten Wilden, dessen Gefährlichkeit in seinem kraftvoll zum Schlag ausholenden Körper ebenso präsent ist, wie in der Keule, dem stereotypisierten Tötungsinstrument der Wilden und vor allem der Kannibalen, aber auch in seiner Nacktheit als extremem Ausdruck von Zivilisationsferne[42]. Die unmittelbare physische

---

39 *Daniel Defert,* Collections et nations au XVIe siècle, in: Duchet, Michèle (Hg.), L'Amérique de Théodore de Bry. Une collection de voyages protestante du XVIe siècle, Paris 1987, 47–67; *Friedemann Berger,* Reiseberichte als historische Quelle für die Geschichte des Kolonialismus, msr. Diss. Magdeburg 1983, Kap. 6; vgl. auch *Susanna Burghartz,* Weltensammler, erscheint 2005.

40 Zu den englischen Kolonisierungsversuchen Guianas und dem englischen Konkurrenzkampf in Westindien vgl. *Kenneth R. Andrews,* Trade, plunder and settlement. Maritime enterprise and the genesis of the British Empire, 1480–1630, Cambridge 1984, bes. Kap. 13.

41 Vgl. z. B. Mythen der Neuen Welt – zur Entdeckungsgeschichte Lateinamerikas, hg. von *Karl-Heinz Kohl,* Ausstellungs-Katalog Berlin 1982.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abb. 1: de Bry, America Bd. 13, S. 69 (UB Basel)

Bedrohung wurde im Bild noch gesteigert durch den Angriff auf die soziale Identität St. John's, der wehrlos und mit entblößtem Haupt am Boden liegend offenbar gezwungen war, einen Kampf zu führen, der in keiner Weise den Regeln standesgemäßer europäischer Kriegsführung entsprach. Fliehende Engländer im Vorder- wie im Mittelgrund des Bildes, die in „wilder Auflösung" den formiert angreifenden indigenen Bogenschützen zu entkommen suchen, akzentuieren visuell die Ausweglosigkeit der Situation für die Europäer. Das brennende englische Lager im Bildhintergrund unterstreicht dies noch einmal, fehlt doch damit auch im Bild die Möglichkeit, sich an einen sicheren Ort zurückzuziehen. Sind im Bild noch ganz eindeutig die „wilden" Anderen, die auch als Menschenfresser bekannten Kariben, die Quelle der Gefahr, so vervielfältigen sich im Text die Bedrohungen: Zunächst waren es meteorologische Widerwärtigkeiten, „Winde" und „schreckliche Unge-

42 Zum Bild des Kannibalen vgl. auch *Frank Lestringant,* Le cannibale: grandeur et décadence, Paris 1994 und ders., Le Huguenot et le sauvage. L'Amerique et la controverse coloniale, en France, au temps des guerres de Religion (1555–1589), Paris 1990.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

witter", die die Engländer an der sicheren Ankunft in Guiana hinderten und fast in den Hungertod trieben. Die Landung auf Santa Lucia rettete sie aber nur scheinbar; nun erwuchs die Gefahr aus dem niederträchtigen Charakter der Wilden wie aus der eigenen, undisziplinierten Gier nach Bereicherung, führte doch die Suche nach Gold zum Abbruch der friedlichen Tauschbeziehungen mit den Eingeborenen und zum Überfall mit tödlichem Ausgang. Hier funktionierte der im Text geführte Identitätsdiskurs als Abgrenzung gegenüber den Anderen und erweiterte sich in der Aufnahme des Goldthemas zur moralischen Ermahnung der Engländer selber[43].

Mit dieser moraltheologischen Wendung waren allerdings die Angebote des Textes zur Konstruktion von Identität und damit zur Positionierung im Spannungsfeld von Überlegenheit, Gefährdung und Scheitern noch nicht erschöpft. Denn schließlich gelang es den wenigen überlebenden Engländern endlich, die Insel zu verlassen und nach einer erneuten Irrfahrt halb verhungert auf dem Festland zu landen. Dort mußten sie feststellen, daß sie sich in spanischem Gebiet und damit in Feindesland befanden. Zunächst von Kaufleuten freundlich aufgenommen, hatten sie sich schon bald vor dem Spanischen Gouverneur zu verantworten und erfuhren von einem holländischen Dolmetscher, daß ihnen wegen Verletzung des spanischen Hoheitsgebietes große Gefahr seitens der kolonialen Konkurrenten drohte, mußten sie doch mit ihrer Hinrichtung oder Galeerenstrafen rechnen. Dank ihres geschickten Verhaltens gelang es ihnen, sich auch dieser Gefahr zu entziehen, so daß sie schließlich die Spanier sogar zum Bleiben aufforderten und ihnen ihre Töchter zur Ehe anboten. Ohne daß dies explizit benannt würde, war damit für ihre Identität eine neue gesteigerte Form der Gefährdung erreicht. Nur weil „ihnen das Vatterland so lieb"[44] war, wie es im Text wörtlich heißt, konnten die Engländer in dieser kritischen Situation einem „going native" als vollständige Integration in die spanische Kolonialgesellschaft entkommen.

Bei der Rückkehr riefen ihre Berichte solches Mitgefühl hervor, daß es Richard Harcourt erst drei Jahre später, 1608, wieder gelang, eine weitere Expedition nach Guiana zu starten. Er wurde von den Einheimischen freundlich empfangen und errichtete mit ihrer Einwilligung eine Befestigungsanlage. Auch bei seinen weiteren Erkundigungsunternehmungen erwies sich das Land als freundlich und fruchtbar, so daß es Harcourt nach eigenen Angaben gelang, trotz der Wildheit der Wilden einvernehmliche Beziehungen zu den Indigenen Guianas zu realisieren[45]. Die Überlegenheit suggerierende

---

43 Sie konnte an die schon im (Spät-)Mittelalter virulente Diskussion über die Todsünde der Habgier anknüpfen, vgl. *Lester K. Little,* Pride Goes before Avarice: Social Change and The Vices in Latin Christendom, in: AHR 76 (1971), 16–49.

44 *De Bry,* America, Bd. 13, 72.

45 Die Landschaft Guiana wurde entsprechend in diesem Bericht zwar als fremdartig, aber insgesamt durchaus positiv geschildert; er gleicht damit dem kolonialen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wahrnehmung und Aneignung des von ihnen mit seiner Fauna und Flora und damit als potentielle Siedlungsregion positiv dargestellten Landes ging durchaus parallel zu einer distanzierenden Schilderung dieser Einheimischen in den für die Darstellung von Wilden klassischen Negativstereotypen. So hob die Beschreibung der Amazonasbewohner vor allem deren exotische Fremdheit hervor. Sie war bereits im Titelkupfer des gesamten Bandes augenfällig gemacht worden und rief dort auf den ersten Blick Ablehnung und Befremden hervor. Penisrohr, Ohr- und Lippenschmuck, hängende Brüste, dazu explizit im Text genannt, aber nicht im Bild gezeigt, Hängematten und die Schilderung kannibalistischer Kriegspraktiken, wonach die jeweiligen Stammesanführer gegeneinander kämpften und der Sieger seinen Gefangenen anschließend „fresse", dienten zur Charakterisierung der fremden Wildheit[46]. Deren Bedrohungspotential konnte der Text erfolgreich auf die internen Auseinandersetzungen zwischen den Einheimischen begrenzen, die sich gegenseitig bekämpften und auffraßen, eine Stilisierung, die die eigene Überlegenheit auf gefahrlose Weise sicherstellte. Mit dieser letzten abstoßenden, zugleich in ihrer Stereotypie für die Leser aber auch beruhigenden Wendung endete der fünfte Teil des dreizehnten Bandes.

VI.

In den Berichten zu Guiana wird deutlich, wie komplex und zugleich prekär Gewinn und Scheitern im kolonialen Diskurs aufeinander verwiesen sein konnten. Es zeigt sich, daß es unter den Bedingungen intensiver nationaler, kolonialer Konkurrenz am Ende des 16. Jahrhunderts für den eigenen Erfolg ausgesprochen vorteilhaft war, Mißerfolge und Schwächen in den eigenen Diskurs aufzunehmen und als wichtige Momente in die Konstruktion einer Identität der Überlegenheit integrieren zu können[47]. Vor diesem Hintergrund gewinnt der Bericht über das fast vollständige Scheitern der Fahrt von Sebald de Weert in die Magellanstraße mit ihrem für die Mehrzahl der Teilnehmer fatalen Ausgang, von dem eingangs berichtet wurde, eine neue

---

Prospekt von Thomas Harriot zu Virginia, mit dem die de Bry ihre America-Serie gestartet hatten. Auf diese Weise schließt sich innerhalb der America-Reihe der Bogen. Dieser Bezug ist sehr wohl intentional zu verstehen, nahm doch Matthäus Merian in seinen 1628 auf Deutsch und 1634 auf Lateinisch erscheinenden Band negative Berichte über die zweite gescheiterte Guiana-Expedition von Raleigh aus dem Jahre 1617 – 18 nicht auf.

46 *De Bry,* America Bd. 13, 81.

47 Zur Konkurrenz vgl. *Andrews,* (Wie Anm. 40), zur diskursiven Konstruktion von Überlegenheit in der nationalen und kolonialen Konkurrenz vgl. *Thomas Scanlan,* Colonial Writing and the New World. Allegories of Desire, Cambridge 1999, Kap. 1, *Jeffrey Knapp,* An Empire Nowhere. England, America, and Literature from Utopia to the Tempest, Berkeley 1992, esp. introduction, *Benjamin Schmidt* (wie Anm. 5).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Plausibilität. Zunächst zielte der Paratext des niederländischen Originals, in dem Barent Jansz Potgiesser von der Fahrt unter Kapitän Sebald de Weert berichtete, ganz profan auf die Legitimierung der enormen Verluste an Menschenleben und Kapital, betonte er doch daß seine Beschreibung Anderen zum „Exempel" dienen sollte, „Gefahren und Mühen" ertragen zu lernen, die mit solchen Fahrten verbunden sein konnten[48]. Eine solche Darstellung konnte zugleich auch als Versicherung an potentielle Geldgeber künftiger Expeditionen gelesen werden, daß Kapitäne und Mannschaften, die zum Äußersten bereit waren, nicht leichtfertig das Scheitern der Unternehmung in Kauf genommen hatten, so daß die Investitionsrisiken zumindest von dieser Seite her vertretbar schienen. Wurde darüber hinaus in einer an der Prädestinationslehre orientierten Deutung Scheitern als Zeichen göttlicher Auserwähltheit interpretiert, so konnten die existentiellen Risiken des expansiven, auf Konkurrenz gerichteten kolonialen Anspruchs der Europäer und vor allem der neuen nordwesteuropäischen kolonialen Konkurrenten abgefedert werden, indem Mißerfolge positiv umgewertet und als Momente der Superiorität gegenüber den wilden Anderen wie gegenüber den anderen Europäern in die Konstruktion der eigenen Identität aufgenommen wurden; ein Vorgang, der sich in ganz unterschiedlichen reformierten kolonialen Texten, wie etwa demjenigen Hans Stadens zu Brasilien oder dem Textkorpus zum Untergang der französischen Kolonie in Florida, nachvollziehen läßt.

Mit dieser Integrationsleistung verschob sich aber auch eine wesentliche Bedingung für das Funktionieren der Identitätskonstruktionen in kolonialen Texten: Potential und Gefährdung der neu entdeckten Welt waren nicht mehr in einem einfachen zweipoligen Schema von Identität und Alterität, Eigenem und Anderem, alter und neuer Welt zu positionieren[49]. Vielmehr konnten nun Chancen und Gefahren polyzentrisch oder doch zumindest triangulär den Anderen, den Eigenen oder den Konkurrenten zugeschrieben werden[50]. Damit wurde die binäre Logik von Eigenem und Anderem nicht

---

48 Potgieter, (wie Anm. 1), D 2 Schluss: „...tot dienst van alle de ghene die haer op soo wyde ende kostelrijcke reyse willen begeben / op datse een exempel aen dese emende / alle periculen ende moyten leeren verdragen / ende in haer eerlijck voornemen volherden / ende haer niet lichtelyck (van de veelheydt der vervaerlijckheden / vande alnghurigheydt der reysen / noch van onuytsprekelycke moeyten / de de selbe reysen onderworpen zijn / vervaert wesende) en laten beweghen / om sonder yet uptgerecht te hebben / streckende tot Ghodes eere / dienste des Vaderlandts / ende nutte vande ghene diese met soo groote kosten uptghesonden hebben / te rugghe te keeren ..."

49 Diese binäre Logik hat vor allem die Alteritätsforschung in den letzten Jahren sehr stark herausgearbeitet, vgl. stellvertretend *Peter Mason,* Deconstructing America. Representations of the Other, London 1990 oder: Ränder der Moderne. Repräsentation und Alterität im (post)kolonialen Diskurs, hg. von *Robert Weimann,* Frankfurt / M. 1997.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

aufgehoben, ihre Positionierung aber vervielfältigt. Am Beispiel der Gefährdung zeigt sich exemplarisch, daß sowohl die Europäer wie auch die Indigenen in ein komplizierteres Verhältnis zu diesen beiden Positionen traten; wechselweise konnten nun sowohl die europäischen Konkurrenten wie auch die indigenen Wilden Ausdruck ultimativer Bedrohung des jeweiligen Eigenen sein. Scheitern implizierte in diesem Diskurskontext nicht mehr notwendig auch Kritik der dominanten, als erfolgreich dargestellten Expansion, sie konnte vielmehr auch Kritik am kolonialen Konkurrenten und damit Legitimierung der eigenen, noch nicht durchgesetzten Ansprüche bedeuten und theologisch gewendet der eigenen Überhöhung dienen. So ist es bezeichnend, daß sich am Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts der intensive Konkurrenzkampf zwischen Spanien, England und den Niederlanden[51], der auch, aber keineswegs nur um die Kolonisierung Guianas geführt wurde, in der Struktur der verschiedenen Expeditionsberichte niederschlug und deren Angebote zur Konstruktion von Identität komplexer werden ließ. Bedenkt man neben der nationalen die konfessionelle Komponente dieser Auseinandersetzung, die gerade für die Niederländer eine enorme Rolle spielte, so wird einsichtig, warum Berichte des Scheiterns im Kampf um koloniale Hegemonie funktional sein konnten. In der Selbstdarstellung der noch nicht etablierten protestantischen Kolonialmächte in spe gab es nur mögliche Gewinner: Im Schreiben über die Heimkehr der Gescheiterten erwies sich deren Auserwähltheit, mit der Darstellung der vitalen Gefährdung durch die anderen – vor allem katholischen – Kolonialmächte ließen sich die grundsätzliche Kritik an deren Kolonialpolitik ebenso wie die eigenen Ansprüche auf eine neue und angemessene Rolle als Kolonialmacht legitimieren, und mit der Charakterisierung der Indigenen als wunderbar und zugleich und vor allem auch als bedrohlich konnte die eigene zivilisatorische Überlegenheit immer wieder gesichert werden.

So erscheint es auch durchaus folgerichtig, daß die ausgesprochen niederlandefreundlichen Verleger Johann Theodor und Johann Israel de Bry, die mit ihren „Petits Voyage" den Eintritt der Niederländer in den Kreis der Kolonialmächte in „Echtzeit" dokumentierten, mit dem neunten Band den Abschluß ihrer America-Serie ankündigten und in diesem Band auf die systematische und zugleich intellektuell innovative „Historia natural y mo-

---

50 Der psychoanalytische Begriff der Triangulation beinhaltet die auf Rivalität gerichtete ödipale Situation des Jungen zu seinen Eltern; auch wenn die damit angesprochene Dynamik, die aus der Konkurrenz mit den bereits in Machtpositionen Etablierten resultiert, hier nicht explizit ausgeschlossen wird, soll doch mit „triangulär" zunächst deskriptiv eine Beziehung zwischen drei Polen oder Parteien beschrieben werden.

51 Vgl. u. a. *Thomas Scanlan* (wie Anm. 44), *Benjamin Schmidt* (wie Anm. 5), *Jonathan Hart,* Strategies of Promotion: Some Prefatory Matter of Oviedo, Thevet and Hakluyt, in: ders. (hg.), Imaging Culture. Essays in Early Modern History and Literature, New York 1996, 73–92.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ral" des spanischen Jesuiten José de Acosta als allerletzten Text die Schilderung der Reise Sebald de Weerts folgen ließen[52]. Anders als in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im spanischen Kontext diente hier der Diskurs des Scheiterns nicht der Differenzierung der eigenen, europäischen Positionen im Hinblick auf eine adäquatere Aneignung der kolonialen Eroberung und der aus ihr resultierenden Probleme. Scheitern konnte hier vielmehr als konfessioneller Identitätsdiskurs und zugleich als Widerspiegelung einer strukturellen Position innerhalb der kolonialen Konkurrenzsituation verstanden werden. Die Geschichte vom Scheitern de Weerts erlaubte neben der Deutung als göttliche Prüfung, die es anzunehmen galt, eine Lektüre, die die Niederländer als Opfer kolonialer Kontrahenten erscheinen ließ, die sie am Erfolg auf den Weltmeeren zu hindern versuchten, und die nur durch äußersten Einsatz überwunden werden konnten[53]. Dennoch nutzten auch die de Bry im folgenden Jahr, 1602, die Gelegenheit der geglückten Weltumsegelung unter Oliver van Noort und fügten ihrem letzten Band ein weiteres Additamentum hinzu, das ausführlich von den großen Versorgungsschwierigkeiten van Noorts wegen der portugiesischen und spanischen Konkurrenten, aber eben auch vom Erfolg der Weltumsegelung berichtete. So bestätigt dieses Additamentum noch einmal das Potential des Diskurses des Scheiterns und der Gefährdungen und verweist zugleich auch auf die Grenzen diskursiver Verarbeitungsstrategien, Identitätskonstruktionen und Immunisierungsanstrengungen. Denn ganz ohne reale nautische, militärische, politische und ökonomische Erfolge ließen sich auch mit den raffiniertesten Narrativen langfristig Mißerfolge nicht vollständig in Erfolge umdefinieren.

---

52 *De Bry* America, Bd. 9, Frankfurt / M. 1601 vgl. dazu auch *Susanna Burghartz*, Aneignungen des Fremden: Staunen, Stereotype und Zirkulation um 1600, in: Integrationen des Widerläufigen, hg. von Elke Huwiler und Nicole Wachter, Hamburg (erscheint 2004).

53 Zum „Opferdiskurs" der Niederländer vgl. *Benjamin Schmidt* (wie Anm. 5).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das Alte und das Neue Frankreich: Lescarbots *Histoire de la Nouvelle France* und die hebräischen Wurzeln einer politischen Utopie

Von Kirsten Mahlke

Zu einer Zeit, als die spanischen und portugiesischen Kolonialherren auf eine fast hundertjährige Geschichte der Eroberung und Besiedelung Südamerikas zurückblicken, steht die französische Monarchie am Ende des 16. Jahrhunderts vor einem Scherbenhaufen: 40 Jahre Religionskriege (1562–1598) und eine Reihe von Mißerfolgen bei Kolonisationsversuchen in der Neuen Welt signalisieren dem Expansionsstreben der Könige ein ökonomisches und politisches Ende. Die Krone ist kaum in der Lage, das Land im Innern zusammenzuhalten, geschweige denn nach außen hin zu vergrößern. Es herrscht also Bedarf an rettenden Ideen, die Frankreich zu Einigkeit und Macht verhelfen könnten.

Jahrzehntelang haben die Könige im Louvre Historiker und Juristen um sich geschart, um an der Wiederherstellung einer verloren geglaubten Größe der französischen Kultur, Wissenschaft, Politik und Religion zu arbeiten. Einen bedeutenden Beitrag leistet Marc Lescarbot, Jurist und Amerikareisender, mit seiner *Histoire de la Nouvelle France* (Paris 1609), deren Legitimationsleistung hinsichtlich des französischen Expansionsstrebens in Kanada hier näher beleuchtet werden soll. Die *Geschichte Neu-Frankreichs* ist nichts mehr und nichts weniger als eine Kompilation sämtlicher Unternehmungen Frankreichs in Übersee seit 1500, denen ein eigener Bericht über die selbst bezeugte Koloniegründung in Nova Scotia beigefügt ist. Die Leistung Lescarbots besteht in erster Linie im Verknüpfen und Kommentieren des Vorgefundenen. Als Jurist und Gelehrter nicht nur des Griechischen und Lateinischen, sondern auch des Hebräischen mächtig, versucht er, den historischen Fragmenten auf der Basis eines sprachhistorischen Zusammenhangs zwischen Galliern und Indianern einen Zusammenhalt zu geben, der nicht nur per analogiam handlungsweisend für die Politik der französischen Krone sein soll: wie man aus dem alten, zerrissenen Frankreich ein neues machen kann. Das neue Territorium scheint prädestiniert für einen Neubeginn und geeignet für die Szenerie einer Wiedergeburt aus den alten Wurzeln. Mit dem Wissen um die gallische Herkunft und der Kenntnis indianischer Sitten und Lebensweisen soll es den Franzosen in Kanada nicht nur

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

möglich werden, ihre uralten gallischen Tugenden wieder zu entdecken, sondern im Verbund mit den Indianern ein Neues Frankreich auf kanadischem Boden zu errichten. Im folgenden soll die Verknüpfungsleistung Lescarbots auf ihre wissenschaftlichen Rahmenbedingungen und ihre politischen Ziele hin untersucht werden. Guillaume Postels methodische Grundlegungen zur *harmonia mundi* unter französischer Herrschaft, die hier vorgestellt werden, stellen einen wichtigen Bezugspunkt für Lescarbots Thesen zur biblischen Abstammung und göttlichen Berufung Frankreichs dar. Auf dieser Basis ruhen Lescarbots Überlegungen, Kanada friedlich zu missionieren und aus der Zusammenkunft der „artverwandten" Völker Frankreichs und Kanadas ein kulturell, politisch und religiös geeintes und mächtiges Neufrankreich entstehen zu lassen.

Die Politik der französischen Krone zu Beginn des 17. Jahrhunderts ist von einer zweifachen Bewegung geprägt: Nach innen sucht sie die Überwindung der religiösen und politischen Spaltung , während sie gleichzeitig ihr Gebiet auf amerikanischen Boden auszudehnen strebt. Das „alte" wie das „neue" Frankreich gilt es, neu zu definieren. Der Beginn des 17. Jahrhunderts verspricht Frankreich eine innen- wie außenpolitische Wende: 1598 beendet das Toleranz-Edikt von Nantes die fast vierzig Jahre währenden Bürgerkriege zwischen katholischen und hugenottischen Truppen. 1608 wird die erste nordamerikanische Kolonie für die französische Krone in Kanada gegründet: Quebec, die erste Kolonie Frankreichs von historischer Bedeutung und Stabilität.

Marc Lescarbots *Histoire de la Nouvelle France* bezeugt diese doppelte Ausrichtung Frankreichs und liefert mit ihrem besonderen Blick auf die hebräische Sprache als Ursprung und Endpunkt der Universalgeschichte eine ungewöhnliche Neu-Interpretation der Position Frankreichs im Gefüge des Hegemonialkampfes sowohl in Europa als auch in Übersee.

Marc Lescarbot und die *Histoire de la Nouvelle France*

Marc Lescarbot, ein gebildeter Jurist aus Paris, verbringt mehr als ein Jahr in der kleinen Siedlung Port Royal (heute Annapolis) und publiziert kurze Zeit nach seiner Rückkehr nach Frankreich ein umfangreiches Geschichtswerk, die *Histoire de la Nouvelle France*. Der Titel bezeugt das in zweierlei Hinsicht ambitionierte Unternehmen seines Autors: Lescarbot möchte zum einen der überseeischen Kolonie Neufrankreich mit der Einbettung in die Geschichte der französischen Expansion nach Westen seit Verazzano historischen Bestand und Legitimität verleihen. Zum anderen projiziert er eine politisch-religiöse Utopie auf das geographische Neuland: „Nouvelle France" als erneuerte, konfessionell und politisch geeinte Nation auf dem Weg zur Führungsmacht Europas. Legitimiert wird dieser Macht-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

anspruch mit dem Postulat des biblischen Ursprungs. Gomerus, ein Enkel Noahs, wird alias Gomerus Gallus zum rechtmäßigen Urahnen der Gallier ernannt und verhilft damit einer auf alttestamentarischer Genealogie fußenden Nation zu ihrer geschichtlichen Kontinuität.

Lescarbot gründet sein Gebäude der *Nouvelle France* auf hebräischen Wurzeln, die er in Kanada, dem gelobten Land und neuen Israel, entziffert. Er entstammt einem Zirkel gelehrter Juristen aus der gemäßigten Partei der „politiques", die bei Hof politische Beraterfunktionen innehaben und der frühneuzeitlichen Geschichtsschreibung entscheidende Impulse vermitteln. Ihr Ziel ist die Verwirklichung eines gallikanischen Staates, der weitgehend unabhängig von Rom, als katholisch-französische Nation operieren soll. Lescarbot sieht in der kanadischen Kolonie eine Chance, dieses Modell auf amerikanischem Boden erstmals zu verwirklichen und über die Allianz mit dem Westen das alte Frankreich als politisch-religiöse Einheit zu begründen.

Der Autor der *Histoire de la Nouvelle France* geriet in jüngster Zeit ins Blickfeld der historischen Forschung. Es soll an dieser Stelle genügen, auf die neueren Studien[1] über sein Werk und Leben zu verweisen und nur kurz seine Biographie zu skizzieren. Marc Lescarbot ist um 1570 in Vervins, einer kleinen Stadt in der französischen Provinz im Departement Thiérache, geboren und etwa 1630 gestorben. Nach Studien der Rechte und alten Sprachen arbeitete er als Rechtsanwalt. Im Jahr 1598, dem für Frankreichs politische Zukunft entscheidenden Jahr des Edikts von Nantes unter Henri IV, wurde ihm die Ehre zuteil, anläßlich des Friedensschlusses mit dem spanischen König Philipp II. nach achtjährigem Krieg vor dem päpstlichen Legaten Alexander de' Medici eine Lobrede[2] zu halten.

Eine schwere berufliche Enttäuschung veranlaßte Lescarbot im Jahre 1605 von einem Tag auf den anderen, das Angebot eines adligen Klienten, Gentilhomme Biencourt de Poutrincourt, anzunehmen und Frankreich zu verlassen, um das Wagnis einer Reise nach Neu-Frankreich einzugehen. Im Gebiet der heutigen Fundy Bay hatten die Herren du Monts und Poutrincourt zwei Jahre zuvor die französische Kolonie Port Royal in Akadien[3] ge-

---

1 Vgl. *Eric Thierry,* Un pionnier de la Nouvelle-France: Marc Lescarbot homme d'étude de la première moitié du XVII[e] siècle, Paris 1997; *Paolo Carile,* Lo sguardo impedito. Studi sulle relazioni di viaggio in Nouvelle-France e sulla letteratura popolare, Fasano 1987.

2 *Marc Lescarbot,* Actio gratiarum pro pace ad illustrissimum principem Alexandrum Medicem, Paris 1598.

3 Die Etymologie von „Acadie" ist nicht ganz geklärt. Manche Autoritäten leiten sie aus der Micmac-Bezeichnung „algaty" für Lager oder Siedlung her, andere aus dem Wort „akade", das bei den Micmac einen Ort bezeichnet, an dem etwas im Überfluß vorkommt. Seine Nähe zum griechisch-mythischen Arkadien könnte die Verschmelzung dieses Begriffes mit der Landschaftsbezeichnung erklären, die lange Zeit das maritime Gebiet östlich des St. Lorenz-Stromes vom Canada genannten westli-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gründet. Vom 15. Mai 1606 bis zum 10. August 1607 hielt sich Lescarbot zusammen mit Samuel de Champlain und weiteren Siedlern in und um die Festung Port Royal auf, bevor er nach Frankreich zurückkehrte.

Bereits 1609 erscheint seine *Histoire de la Nouvelle France*[4] in Paris. Das mehr als tausend Seiten starke Werk enthält neben dem Bericht seiner Reise eine Gesamtschau der bisherigen französischen Unternehmungen in Amerika: die Reisen Verazzanos, Ribauts und Laudonnières nach Florida (1. Buch); die Kolonie Villegagnons in Brasilien (2. Buch); Cartiers und Champlains Expeditionen in Kanada (3. Buch); de Monts und Poutrincourts Reisen an der Küste Nordostamerikas (4. und 5. Buch) sowie einen ausführlichen ethnografischen Teil (6. Buch).

Marc Lescarbot bekennt sich zum Gallikanismus und fordert ein geeintes reformiertes Christentum unter der Ägide der französischen Monarchie. Ein wesentlicher Bezugspunkt seiner Geschichtsvision, in die er die Neue Welt integriert, ist das Hebräische und die jüdische Auslegungstradition mit einem Schwerpunkt auf den talmudischen Schriften und in Kenntnis der kabbalistischen Deutungstradition.

Der größte Teil der hebräischen Etymologien ist im sechsten und letzten Buch über die Sitten und Gebräuche der kanadischen Indianer zu finden. Hier wird die Beschreibung des Bootsbaus in Zusammenhang mit dem Bau von Noahs Arche und der Bezeichnung für Moses' Weidenkörbchen gebracht. Hier werden Ausspracheregeln der Micmac-Sprache an die hebräischen angelehnt. Die indianische Bezeichnung für den Anführer, *Sagamos,* wird auf das hebräische „Saga"[5] zurückgeführt. Psalter- und andere Bibelstellen, in erster Linie aus dem Alten Testament, sind auf fast jeder Seite des Buches eingefügt.

Es ist in den Reisebeschreibungen des 16. Jahrhunderts durchaus üblich, die Bibel als *tertium comparationis* heranzuziehen, allerdings (soweit mir

---

chen Teil unterschied. Vgl. *Arthur Doughty,* The Acadian Exiles. A Chronicle of the Land of Evangeline, Toronto 1920.

4 Zitiert wird aus *Marc Lescarbot,* Histoire de la Nouvelle France : contenant les navigations, découvertes, & habitations [...], Paris ^{2}1611 (im folgenden *HNF*), die in die Ausgabe von Biggar / Grant der Champlain Society aufgenommen wurde. Vgl. *Marc Lescarbot,* The History of New France ed. by w. L. Grant and H. P. Biggar, Toronto 1907.

5 Die Wurzel des Wortes *Sagamos* (etwa: König, Anführer, Priester) der *Souriquois* gleicht Lescarbot zufolge dem hebräischen Wort für eine ähnliche Sache: „Duquel mot *Saga* ne s'éloignent point les Hebrieux, en la langue desquels Sagan (selon Rabbi David) signifie Grand Prince, & quelquefois celui qui tient le premier lieu aprés le souverain Pontife." („Von jenem Wort *Saga* entfernen sich die Hebräer nicht, in deren Sprache Sagan [Rabbi David zufolge] Großer Fürst und manchmal jener bezeichnet wird, der an erster Stelle nach dem Herrscher kommt." Übersetzung der Zitate Lescarbots von der Verfasserin, K. M.) *Lescarbot,* HNF, S. 736 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bekannt ist) weder in hebräischer Sprache noch in Verbindung mit linguistischen Überlegungen wie in Lescarbots *Histoire*. Folgende Annahmen könnten Licht auf die Zusammenhänge der Argumentation Lescarbots liefern:

1. Das Alte Testament liefert Topoi für die Darstellung der Franzosen als erwähltes Volk.
2. Die Annahme, daß das Hebräische die adamitische Ursprache sei, ist in der Frühen Neuzeit weit verbreitet. Lescarbot findet hebräische Wurzeln in Kanada und nähert die indianische Bevölkerung auf diese Weise sprach- und kulturgeschichtlich dem jüdisch-christlichen Kulturkreis an.
3. Daß nicht alle europäischen Sprachen in direkter Weise vom Hebräischen abstammen, sondern Frankreich qua Gallien eine Besonderheit ist, kann er mit Hilfe von Guillaume Postels Thesen von der ältesten und erstgeborenen Nation nach der Sintflut untermauern.
4. Französische Hegemonie baut auf Harmonie: Missionierung und Eroberung müssen friedlich verlaufen, und zwar als Bündnis zwischen Gleichen: Indianer und Gallier als wahre Erben der Hebräer schließen einvernehmlich einen Vertrag zwischen Ost- und Westfrankreich, bevor sie die Welt ins himmlische Jerusalem führen können.

Das erwählte Volk

Zunächst stellt Lescarbot klar, daß Frankreich eine besondere Rolle in der Welt spielt. In gewisser Weise wird das alttestamentarische Judentum den Franzosen qua Analogie „übereignet". Die Franzosen seien im Unterschied zum Rest der Welt das erwählte Volk wie der Stamm Israel unter den Ungläubigen. Lescarbot beschwichtigt ängstliche Kolonisten vor der Überfahrt mit dem Spruch aus Jesaja (41,14): „Ne craint [sic!] point, ô vermisseau de Jacob, petit troupeau d'Israël: Ie t'aideray, dit le Seigneur, & ton defenseur c'est le sainct d'Israël"[6].

Lescarbots Aufruf zur Kolonisierung hat nicht nur einen politischen Impetus. Es geht um die Heimführung der Ungläubigen unter die Obhut der (französischen) Christen und um das unmittelbar bevorstehende Millennium. Vor der Apokalypse hat das erwählte französische Volk die Aufgabe, sich seiner ursprünglichen Seefahrerqualitäten zu erinnern, den Westen mit dem Osten zu vereinen und alle Ungläubigen zu missionieren. Wie die Sonne soll

[6] („Fürchte dich nicht, du Würmlein Jakob, du armer Haufe Israel. Ich helfe dir, spricht der HERR, und dein Erlöser ist der Heilige Israels." (Jes. 41,14, Luther-Übersetzung), *Lescarbot, HNF* (Anm. 4), S. 20.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sich Frankreichs Kultur, Recht und Religion von Ost nach West bewegen und das Licht in die unzivilisierte Finsternis der Neuen Welt bringen. Die Bewegung der Sonne, ein klassisches Bild der *Translatio imperii et studii* verbürgt Frankreichs Status der Kulturbringernation. Doch genügt es anscheinend nicht, die Kolonisierung Amerikas mit dieser Funktion zu legitimieren. Lescarbot bemüht sich um eine alttestamentarische Interpretation des Vorhabens, indem er die zur See fahrenden Franzosen mit den „Kindern des Meeres" („banim majim")[7] aus Hosea 11, 10 identifiziert. In Zukunft würden die Franzosen wegen ihrer häufigen Seereisen nach Westen „Kinder des Meeres" genannt und erfüllten damit die Prophezeiung Hoseas[8]. Die Franzosen seien schon immer Kinder des Wassers gewesen, behauptet Lescarbot, und er versucht diesen Sachverhalt, der den Franzosen quasi ein Geburtsrecht auf überseeische Kolonisierung verleiht, ausführlich zu belegen. Um die These zu untermauern, bringt Lescarbot seine Hebräischkenntnisse zur Anwendung. Eine weitere Übersetzungsmöglichkeit des oben angeführten „banim majim" lautet statt „Söhne des Meeres" „Söhne des Westens"[9], eine Variante, die Lescarbot bekannt ist und die seiner These der angeborenen Vorrechte Frankreichs in Übersee durchaus entgegenkommt. Denn mit „Westen" kann in diesem Fall nur Neufrankreich gemeint sein. Indem er den Westen mit dem Meer (und für Frankreich gilt diese geographische Assoziation) gleichsetzt, schreibt er die Worte des Propheten in einer abenteuerlichen Auslegung in den positiv besetzten Exodus der Franzosen um.

Der Westen ist nicht nur eine Himmelsrichtung. Er verspricht zugleich Handelsverbindungen und Reichtum, und auch diese Bedeutungsfelder macht Lescarbot an einem hebräischen Wort fest: „ma'arav"[10], das er so-

---

[7] *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 18. Dort heißt es: „Il vous faut, di-ie (ô chere Mere) faire vne alliance imitant le cours du Soleil, lequel comme il porte chaque jour sa lumiere d'ici en la Nouvelle-France: Ainsi que continuellement vôtre civilité, vôtre justice, vôtre piété, bref vôtre lumiere se transporte là-même par vos enfans." (Sie müssen, ich sage es Ihnen (o liebe Mutter) ein Bündnis eingehen, das wie der Lauf der Sonne sein Licht von hier nach Neufrankreich bringt : genauso wird Ihre Kultur, Ihr Recht, Ihre Gnade, kurz: Ihr Licht von Ihren Kindern dort hin gebracht." (Übersetzung K. M.)

[8] *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 18. In der Luther-Übersetzung heißt es bei Hosea 11,10: „Alsdann wird man dem Herrn nachfolgen, und er wird brüllen wie ein Löwe. Und wenn er brüllen wird, so werden zitternd herbeikommen seine Söhne von Westen her."

[9] *Gesenius,* Hebräisches und aramäisches Handwörterbuch über das Alte Testament, Berlin / Göttingen / Heidelberg 1962: „jam": Meer; mijam: von Westen (weil das Mittelmeer die Westgrenze Kanaans bildet).

[10] Die mir zur Analyse vorliegende Reprint-Ausgabe enthält jedoch eine fehlerhafte Wiedergabe diese hebräischen Wortes, statt „'ajin" steht ein „zade", was wohl auf einen Satzfehler in der Biggar-Ausgabe zurückzuführen ist. Im Original steht 'ajin. Vgl. *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 18. Laut *Gesenius:* 'orav: 1. tauschen, Handel treiben, verpfänden, 2. (Hitpa'el) sich mischen, 3. (Hiph'il) angenehm *machen,* 4. Sonnenuntergang, (ma'orav: Westen).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wohl mit „Westen" als auch mit „Handel" und „Reichtum" übersetzt. Westen, Meer, Handel und Reichtum sind in den drei Konsonanten des hebräischen „'orav" verborgen. Sie legitimieren und fördern zugleich die Besiedelung und Missionierung Kanadas. Im Wortursprung sind Herkunft und Bestimmung, geographische, politische und ökonomische Ziele wie eine Verheißung enthalten.

Auch im kleineren Maßstab gesellschaftlicher Beziehungen wie der Ehe argumentiert Lescarbot unter Zuhilfenahme der Auslegungstradition der Hebräer, die er respektvoll als „grans speculateurs et perquisiteurs es choses saintes"[11] bezeichnet. Er beschließt das für die eheliche Moral erbauliche Kapitel *Des Exercices des femmes*[12] mit einer Wortanalyse, die die Notwendigkeit Gottes in der Ehe mit der Kabbala beweist: Die drei Konsonanten der hebräischen Worte für Mann ('isch) und Frau (ischa) enthalten zusammen den Namen Gottes (jh). Werden nun diese beiden Konsonanten aus der Verbindung herausgelöst, fehlt also der Name Gottes in der Ehe, kann das nur Unheil bedeuten. Es bleibt die Doppelung des Feuers: „esch v^{e} esch", das heißt Ärger, Bitterkeit und Schmerz.

Die Kunst, den Worten auf den heiligen Grund zu gehen, hat Lescarbot von den Kabbalisten gelernt. Im Fall der Ehe bedient er sich des *Notarikon,* der „subtile animadversion", das durch Heraustrennen einzelner Konsonanten und ihrem Zusammenfügen in einem neuen Wort den wahren Gehalt der Gemeinschaft von Frau und Mann zutagetreten läßt.

Die Betrachtung der Ehe am Beispiel der *Souriquois* endet in einer weit über die Detailbeschreibung und ethnographische Beobachtung hinausgehenden Deutung: Indem er die Ehe der Indianer auf die hebräische Sprache zurückführt, kann er zu allgemeingültigen Aussagen über die Ehe und darüber hinaus über jedes Bündnis kommen, in dessen Mittelpunkt Gott steht.

Das Erbe der Gallier

Die Notwendigkeit, den Westen zu kolonisieren und zu missionieren, ist für Lescarbot eine französische Pflicht, die sich aus den gallischen Ursprüngen der Nation am besten erklären und legitimieren läßt. Die Gallier haben, so schreibt er unter Berufung auf Pausanias, mit einer gewaltigen Infanterie und Reiterheeren ganz Europa und Asien erobert[13]. Die glorifi-

---

11 („große Beobachter und Erforscher der heiligen Dinge") *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 789.

12 *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 789.

13 *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 9: „Long temps depuis, les Gaullois [...] firent trois armées, dont Brennus (l'un des chefs) avoit cent cinquante-deux mille pietons, & vingt mille quatre cents maitres de cheval à sa part [...] cotoyant toute l'Asie par mer

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zierte Vergangenheit Frankreichs verpflichtet und befähigt die Erben dazu, Gleiches zu tun. So wie einst die Gallier mögen die Franzosen heute ihren Namen diesseits und jenseits des Atlantiks tragen. In klarer Abgrenzung von den Spaniern, deren negative Folie[14] immer wieder für ein positives Selbstbild herhalten muß, soll die Eroberung nicht mit den Mitteln von Krieg und Unterwerfung geschehen, sondern als Akt des Mitleids mit Ebenbürtigen.

Das Kernstück einer Erneuerung Frankreichs nach den Kriegswirren sieht Lescarbot in einem Wiederaufleben der alten Universitätskultur, deren Anfänge er bis in die ersten Generationen nach der Sintflut zurückverfolgen kann. Die Gelehrten und Künstler, als Nachkommen der Sarroniden und Barden, sind für ihn auch die einzigen, die der Mission im Westen gewachsen und würdig sind[15]. Ihre Aufgabe sei es, den Verdammten Gottes Wort zu bringen und das Lilienbanner gleich mit. Anders als die mediterranen Nachbarn Frankreichs (gemeint sind die spanische und portugiesische Krone), die nach dem kriegerischen Vorbild Josua, Gideon, Saul „und anderen Kämpfern für Gottes Volk" handeln und die Ureinwohner ausrotten,

---

aussi bien que par terre" (Viel später stellten die Gallier drei Armeen auf, von denen Brennus (einer der Anführer) hundertzweiundfünfzigtausend Infanteristen und zwanzigtausendvierhundert Kavalleristen auf seiner Seite hatte, die ganz Asien über das Meer und das Land erreichten." *Lescarbot,* HNF, S. 13.

14 Die *Leyenda negra* ist zu Beginn des 17. Jahrhunderts noch sehr lebendig, trotz des offiziellen Friedensschlusses zwischen Frankreich und Spanien. Gleich im ersten Kapitel der HNF erwähnt Lescarbot mehrfach die von Spaniern begangenen Grausamkeiten in Amerika. Eroberung und Kolonisierung läßt sich ohne das spanische Bild nicht mehr denken. Wenn also die französischen Könige sich an vergleichbare Unternehmungen machen, müssen zunächst Vorgehensweise und Ziele als rein christliche von den ersteren, besitzstrebenden, abgegrenzt werden: „[I]ls ne respirent *que l'avancement de la Religion Chrétienne, sans aucun profit présent* & ne voy en aucun écrit qu'en l'execution de leurs entreprises ils ayent [...] cruellement depeuplé les provinces qu'ils ont voulu faire habiter, ayans plus estimé *la conversion des ames à Dieu, & la loüange d'humanité,* que la possession de la terre." („[Anders als die mediterranen Nachbarn] streben [sie] nur nach der Verbreitung der christlichen Religion, ohne gegenwärtigen Gewinn und ich sehe in keiner einzigen Schrift, daß sie bei der Ausführung ihrer Unternehmungen die Provinzen, die sie bewohnen lassen wollten, brutal entvölkert haben, denn sie schätzten die Bekehrung der Seelen zu Gott und das Lob der Menschheit höher als den Besitz von Land." *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 3 (Hervorh. von mir, K. M.).

15 Die Ursprünge der Kulturnation Frankreich unter Henri IV wurden von *Guy Lefèvre de la Boderie* besungen. Gomerus Gallus, den er im Poem La Galliade ou la Révolution des Arts et Sciences (Paris 1578) mit Attributen Henri IVs ausstattet, durchläuft dort als Vertreter des Galliertums und seinen großen Lehrmeistern, den Druiden, alle Zeitalter und Kulturen und läßt nacheinander in Ägypten, Judäa, Griechenland, Rom und ganz Italien seine Künste und Wissenschaften aufleuchten, bevor er schließlich wieder nach Frankreich zurückkehrt. Es sind die Schwestern Musik und Poesie, die das Licht der französischen Nation ausmachen, Musen, denen auch Lescarbot verpflichtet ist.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wollen die französischen Könige die Neue Welt im „Einvernehmen mit den Indianern" besiedeln. Die seit Las Casas' Bericht[16] über die grausame Zerstörung Westindiens durch die Spanier und der dadurch mit ausgelösten *leyenda negra* berüchtigte spanische Zerstörungstaktik wird hier implizit mit einer mangelnden Anerkennung des Evangeliums in Verbindung gebracht. In schlichter Auslegung des christlichen Missionsauftrages lehnt Lescarbot jede Grausamkeit gegenüber den Indianern ab. Denn wenn es darum ginge, diese zu töten, dann wäre Jesu Satz sinnlos: „Allez vous-en par tout le monde, & prechez l'Evangile à toute creature"[17].

Marc Lescarbots Verfahren, die französische Expansion genealogisch und linguistisch zu legitimieren hat eine längere Tradition unter französischen Gelehrten. Einer von ihnen, Guillaume Postel, findet in der *Histoire de la Nouvelle France* besondere Erwähnung und soll daher auch an dieser Stelle eingeführt werden.

Postels Utopie

Um die wortetymologischen und nationalreligiösen Überlegungen Lescarbots einordnen zu können, greifen wir auf die mystische Vision der Weltgeschichte Guillaume Postels zurück, dessen Sprach- und Wortanalysen einer Legitimation des französischen Herrschaftsstrebens in Europa verpflichtet waren. Guillaume Postel verkündete den Beginn des siebten und letzten Milleniums der Weltzeitalter im Jahre 1550 und verstand sich selbst als Vollender einer theologisch-historischen Ära[18]. Frankreich sollte Hegemonialmacht durch göttlichen Willen werden und die Welt in einer universalen Christenheit unter sich einen. Dieser Weltsicht liegt ein zyklisches Geschichtsbild zugrunde: Was am Anfang war, wird auch am Ende wieder sein. Entsprechend interpretiert Postel die Geschichte der Nationen: Diejenige Nation, die am Ursprung stand, also am ältesten ist, erlangt nach einer langen Periode der Kriege am Ende Hegemonialmacht. Um die *„ancienneté"* Frankreichs nachzuweisen, unternimmt Postel keine Revision griechisch-römischer Geschichtsschreibung, sondern beschränkt sich auf eine Untersuchung der Wortbedeutung der alten Bezeichnung Frankreichs: La Gaule. Der Galliermythos nimmt eine Schlüsselfunktion in der totalen Geschichtsvision Postels und auch Lescarbots ein. Guillaume Postel war nicht

---

16 *Bartolomé de la Casas,* Brevísima relación de la destrucción de las Indias, Madrid 1552.

17 („Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern", Matthäus 28,19), *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 21.

18 Zur politischen Rolle Guillaume Postels und seiner Deutung des *mythe gaulois* vgl. *Claude-Gilbert Dubois,* Celtes et Gaulois au XVI[e] siècle. Le développement littéraire d'un mythe nationaliste, Paris 1972 v. a. S. 135 ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der einzige, der im sechzehnten Jahrhundert zu einer neuen Deutung des gallischen Mythos beitrug. Zu nennen sind in einer Reihe mit ihm François Hotman, Pierre de la Ramée (Petrus Ramus), Guy Le Fèvre de la Boderie[19] und nicht zuletzt Ronsard mit seiner *Franciade* (1572), die jeder auf seine Weise der französischen Nation eine würdige und kontinuierliche Ahnenreihe zu geben suchten. Allerdings stellt diese Neukonstituierung des nationalen Gründungsmythos einen Bruch mit der Tradition dar. Bis ins 16. Jahrhundert hinein hatte der Mythos vom König Francus, eines legendären Überlebenden des trojanischen Krieges, in dessen direkter Linie sich die französische Krone sah, den französischen Königen genügend Herrschaftslegitimation verschafft. Konkurrierend zur trojanischen Genealogie fand seit Jean Lemaire des Belges und Etienne Pasquier (Recherches de la France, 1560) der gallische Ursprung Eingang in die französische Geschichtsschreibung. Im Bestreben der Gelehrten, einen authentischen Weg zum Ursprung zu finden, liegt der Versuch, das nationale Bewußtsein gegenüber den mächtigen Nachbarn der Habsburger im Süden und Osten und dem italienischen Einfluß durch die Medici am Hofe der Valois zu stärken. Die außenpolitische Unterlegenheit zeigt sich auch am Scheitern der überseeischen Kolonien, den bedeutendsten Wahrzeichen europäischen Herrschaftsanspruchs.

Wie kommt man nun auf das Alter einer Nation? Nicht Geschichtsbücher der Alten (in denen die Gallier bekanntlich die Rolle der Barbaren spielen) sind die Garanten, sondern die Worte selbst, deren Herkunft aus den hebräischen Wurzeln erstens ihr Alter und zweitens ihre göttliche Wahrheit bezeugt[20]. Die emithologische (also die Wort-Wahrheit suchende) Deutung der *gaulois* leitet Postel folgendermaßen ab: Er findet den Ursprung schon im ersten Schöpfungsakt nach dem Chaos: In der Trennung des Wassers von der Erde, die im hebräischen mit *galuyah* bezeichnet wird. Die nächste Spur der Gallier findet sich im hebräischen *Gallim,* das soviel wie Flut, Überflutung, aber auch die Überlebenden der Flut sprich: der Sintflut heißt[21].

---

19 *Lefèvre de la Boderie,* La Galliade (Anm. 15).

20 „Il convient de remonter par voie étymologique à la racine même des noms de peuples [...] en faisant ce qui nous paraît être un jeu de mots spécieux (mais les combinaisons phonétiques sont le fondement de la science cabbalistique), Postel part à la recherche du contenu mystique des mots: leur vérité (*Emith*) sera déterminée par voie 'emithologique', soit une etymologie chargée de symboles." („Es empfiehlt sich, über die Etymologie zur Wurzel der Völkernamen zu gelangen, [...] und um das zu tun, was uns als preziöses Wortspiel erscheint, geht Postel auf die Suche nach dem mystischen Gehalt der Worte: ihre Wahrheit (*Emith*) wird durch die ‚emithologische' Methode bestimmt, das heißt durch eine symbolhaltige Etymologie." Übersetzung K. M.) Dubois, *Celtes et Gaulois au XVI^e siècle* (Anm. 23), S. 62. Vgl. auch *François Secret,* „L'Émithologie de Guillaume Postel", in: *Eugenio Garin,* Umanesimo e Esoterismo, Padua 1960, S. 414.

21 „Il faut retrouver le Mot initial, au-delà l'expérience, le tabernacle oú dorment les secrets du futur [...].Ce qui est confirmé par le nom *Gallim* qui désigne les hom-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Auch das in der französischen Monarchie geltende salische Recht wird auf alttestamentarische Grundlagen gestellt. Die Überlebenden der Sintflut sind die Familienangehörigen Noahs, und der Erstgeborene des Noahsohnes Japhet, Gomerus Gallus, wird zum Ahnen dieser gallisch-salischen (für Postel ein zu vernachlässigender Konsonantenwechsel von „g" zu „s") Tradition. Der biblischen Überlieferung zufolge, ließ Gomer sich nach der Sintflut im Westen nieder, eine geographische Bestimmung, die von Postel noch genauer im Sinne des paneuropäischen Galliertums definiert werden muß (und die in der Folgezeit von vielen europäischen Gelehrten im Sinne ihrer eigenen Nation ausgelegt werden sollte[22]): „Gomer [...] hérita de l'avoir paternel, soit l'Europe entière, et il vint s'établir en Occident, plus précisément en Gaule, non que ces droits se limitassent à cette région, mais pour manifester les privilèges de ce pays pour la domination de l'Europe"[23]. In ganz Europa hat Gomerus seit seiner Ankunft Spuren hinterlassen: Er gilt als Kulturbringer, Erfinder der Künste, der Schrift, der Philosophie und Gründer eines Volkes, das dazu ausersehen ist, die ganze Welt zu beherrschen. Die Gallier sind auch das einzige Volk, das seit Noah den rechten Gottesglauben bewahrt hat, was Postel durch den gallischen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele bewiesen sieht.

Gallien ist also zweifach legitimiert, die Welt zu beherrschen: zum einen durch das Erstgeburtsrecht, zum anderen durch die Treue zum wahren Gott. Die Gallier haben eine Mission als Botschafter des wahren Glaubens und erwähltes Volk, kurz: „Les Gaulois sont le nouveau peuple juif"[24]. Das königliche Emblem, die *Fleur du Lys* gewinnt innerhalb dieser Geschichtsvision eine neue Bedeutung: Es wird aufgeladen mit der Symbolkraft des an-

---

mes ‚sauvés des eaux', surnom qui se transmit par droit d'aînesse à tous les descendants aînés de la famille de Noé." („Man muß das ursprüngliche Wort finden, jenseits der Erfahrung, das Tabernakel, in dem sie Geheimnisse der Zukunft schlummern [...]. Was durch den Namen *Gallim* bestätigt wird, der die Menschen bezeichnet, die „vor dem Wasser gerettet" wurden, ein Name, der durch das Erstgeburtsrecht an alle erstgeborenen Nachkommen der Familie Noahs weiter gegeben wird." *Dubois,* Celtes et Gaulois au XVI[e] siècle (Anm. 18), S. 62 f.

22 Die Auffassung Postels von der göttlichen Erleuchtung von Ost nach West in der Person Noahs wird ausgeführt in seinem Werk De Etruriae regionis, quae prima in orbe europaeo habitata est, originibus ..., [Florenz 1551] Reprint mit Einleitung, Anmerkungen und Kommentar von Giovanni Cipriani 1986. Man findet einen Überblick über die Geschichte der Vereinnahmung der Noah-Abstammung in *Umberto Eco,* Die Suche nach der vollkommenen Sprache, übs. v. Burkhart Kroeber, München 1994, S. 106 ff.

23 Dubois, *Celtes et Gaulois au XVI[e] siècle* (Anm. 15), S. 69. (Gomer [...] erbte vom väterlichen Besitz ganz Europa, und er siedelte im Westen, genauer gesagt in Gallien, nicht weil seine Rechte sich auf diese Region beschränkten, sondern um die Vorrechte dieses Landes für die Herrschaft Europas zu demonstrieren").

24 „Die Gallier sind das neue jüdische Volk." *Dubois,* Celtes et Gaulois au XVI[e] siècle (Anm. 15), S. 74.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

brechenden letzten Zeitalters, das Postel „Zeitalter der Lilie" benennt, in dem die Welt von einem universalen Königtum regiert wird, bevor die Apokalypse anbricht.

Wie oben bereits an seinen hebräischen Wortableitungen gezeigt wurde, geht Lescarbot ähnlich vor wie Guillaume Postel, wenn er die ursprüngliche Symbolkraft des Wortes aufzudecken sucht, um in ihm das Wesen und die Bestimmung seiner Nation zu finden. Der Galliermythos steht an zentraler Stelle, wobei sich gegenüber Postel eine Bedeutungsverschiebung des *Gaulois* vollzogen hat. Waren bei Postel die Gallier noch die *Überlebenden der Sintflut* gewesen, mit Betonung auf der Nachzeitigkeit, legt Lescarbot im Hinblick auf das Kolonisierungsvorhaben in Übersee Wert auf die Wurzeln der französischen Seefahrertradition. Eine etymologische Brücke ermöglicht ihm, die französische Nation nicht nur per Analogie mit den *banim majim* oder den „Söhnen des Meeres" zu identifizieren. Mit Bezug auf Rabbi Samuel[25] kommt er zu den hebräisch-aramäischen Ursprüngen des Namens, die eine direkte Verbindung der Gallier mit dem Wasser erlauben: „Denn in hebräischer und aramäischer Sprache bedeutet *Gallim* Flut, Wasser, Überschwemmung[26]. Die französische Nation ist für Lescarbot die Entfaltung des hebräischen, also göttliche Wahrheit offenbarenden Wortes *Gallim*. Lescarbot führt ebenso wie Postel die königliche Linie auf Noahs ältesten Enkel, Gomer, zurück.

Nicht nur die direkte Erbfolge Noahs und die Bezeichnung des Volkes selbst bezeugt die uralte Bestimmung der Gallier als Seefahrernation. Julius Caesar bestätigt in seinem *De bello gallico,* daß die Seemacht der Gallier so fortschrittlich war, daß sie unter den Nachbarvölkern Bewunderung und Nachahmung hervorrief[27]. Die Kultur Galliens gehe nicht zuletzt auf die Fähigkeit zurück, Erfahrungen aus Übersee sinnvoll in der Heimat anzuwenden[28].

---

25 Lescarbot meint an dieser Stelle vermutlich Samuel Zarfati, den Arzt des Papstes Alexander VI. Vgl. *François Secret,* „Egidio da Viterbo et quelques-uns de ses contemporains", in: Augustiniana XVI (1966), S. 374 f.

26 *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 12.

27 „Au reste ils avoient leurs loix marines si bien ordonnées, que les nations étrangeres se conformoient volontiers à icelles." („Im übrigen war ihr Seerecht so gut geregelt, daß die fremden Nationen sich diesem gerne anpaßten." *Lescarbot,* HNF, S. 13 f.

28 *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 14: „Et Iules Cesar parlant de la ciuilité des Gaullois, & de leur façon de vivre, laquelle ils ont enseigné aux Allemans, dit que la conoissance des choses d'outre-mer leur apporte beaucoup d'abondance & de commoditez pour l'usage de la vie." („Wenn Julius Caesar von der Kultur der Gallier und ihrer Lebensart spricht, die sie den Alemannen beigebracht haben, sagt er, daß die Kenntnis der Dinge aus Übersee ihnen Wohlstand und Annehmlichkeiten im alltäglichen Leben gebracht haben."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gallien war seit alters her offen für den Austausch von Kulturleistungen, eine Tradition, die Lescarbot in Neufrankreich fortzusetzen wünscht. Seine Vision von der Allianz des alten Kultur bringenden und des neuen Kultur empfangenden Frankreich, symbolisiert durch den Lauf der Sonne, macht diesen Wunsch anschaulich. Zu den seit alters her gepflegten Traditionen gehöre die Schreibkunst, die vor den Griechen und Römern bei den Galliern bekannt gewesen sei. Caesar habe sich geirrt, so Lescarbot, wenn er behauptet, die Druiden hätten sich griechischer Schriftzeichen bedient, denn es sei umgekehrt: „Les Grecs ont vsé des lettres Gaulloises“[29].

Wenn das gallische Volk eine so mächtige Kultur- und Seefahrertradition besaß, warum hat es dann eine so untergeordnete Rolle bei der Entdeckung und Kolonisierung der Neuen Welt gespielt? Auch Lescarbot weiß keine Antwort; vielleicht sei es Notwendigkeit oder die göttliche Vorsehung. In jedem Fall aber würde es den Galliern schwer gemacht, ihre Leidenschaft für die Seefahrt am Leben zu erhalten: von der Belagerung durch die Römer, angefangen über den Krieg gegen England bis zu den Religionskriegen der Gegenwart sei immer wieder Zwietracht im Volk gesät worden[30]. Der Zerfall der Einheit, den Lescarbot über die Jahrhunderte zurück verfolgt, läßt sich mit der Vorstellung Postels vom Kampf der Nationen um die Vorherrschaft in Verbindung bringen. Auch Lescarbot sieht sich als Künder der neuen Einigung, eines neuen Bundes, der die religiöse Einheit Frankreichs und die politische Vereinigung der Alten und der Neuen Welt unter der französischen Krone vor Augen hat[31].

Gallier und Indianer

Kolonisierung und Mission verlangen in den Augen Lescarbots ein friedliches Vorgehen in der Fremde und mit den Fremden[32]. Die Darstellung der Indianer, sei es durch Vergleiche ihrer Herkunft, ihrer Sitten, ihrer Sprache, ihres Aussehens mit den Franzosen, ist darauf angelegt, ihre Ebenbürtigkeit mit dem französischen Volk zu untermauern[33]. Die *Souriquois*[34], *Etechemins* und *Armouchiquois* als „noz semblables“ einzustufen, gelingt nicht

---

29 *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 787.

30 („Die Griechen haben gallische Buchstaben benutzt.“ *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 787.

31 *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 15.

32 Vgl. *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 21.

33 Diese Vorgehensweise Lescarbots wurde von Paolo Carile mit dem Etikett „ethnographie comparée“ versehen. Vgl. *Paolo Carile,* Huguenots sans frontière. Voyage et ecriture à la Renaissance et à l'Age classique, Paris 2001, S. 138.

34 *Souriquois,* heute unter dem Namen *Micmac* bekannt, bewohnten das Gebiet an den Ufern des Maine und waren Verbündete der Franzosen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

immer ohne Ambivalenz, denn bekanntermaßen leben diese Völker „nuds, vagabons, sans police, loy ny religion“[35], entbehren also jeglicher Merkmale der europäischen Zivilisation wie Kleidung, Behausung, Gesellschaftsordnung, Gesetz und Religion. Sie stehen dem Prinzip „une foy, une loy, un Roy“ – ein Glaube, ein Gesetz, ein König – diametral entgegen. Andererseits stellt Lescarbot einleitend fest, haben sie universale Tugenden wie Treue, Großzügigkeit, Menschlichkeit und vor allem Gastfreundschaft. Sie reden klug und gehorchen ihren Anführern. Als „Wilde“ möchte er sie aus diesen Gründen keinesfalls bezeichnen: „Et si nous les appellons communement sauvages, c'est par vn mot abusif, & qu'ilz ne le meritent pas, n'étans rien moins que cela, ainsi qu'il se verifiera par le discours de cette histoire[36].

Seinen Überlegungen zu den Ursprüngen der französischen Nation entsprechend, muß einer Untersuchung des Wesens der Bevölkerung der Neuen Welt eine genaue Betrachtung ihrer möglichen Anfänge vorausgehen. Lescarbot führt diverse im 16. Jahrhundert verbreitete Thesen zur Herkunft der Indianer an, unter anderem die Abstammung vom abtrünnigen Noah-Sohn Cham, mit dessen Verrat am eigenen Vater meist die Sündhaftigkeit der Amerikaner erklärt wurde. Lescarbot verwirft solche Thesen allerdings als „tirées par les cheveux“. Er führt zwei seiner Meinung nach viel wahrscheinlichere Thesen an:

1. Seeleute, Händler, Mitreisende, die vom Wind oder der Strömung vom Seeweg abkamen, seien nackt in Neufrankreich gelandet und hätten nach und nach eine wilde Lebensart angenommen und dabei Gott vergessen. Denkbar sei auch die Route über die Meerenge im Nordosten des Kontinents (eine erst heute verifizierbare Hypothese).
2. Noah selbst habe das Land bevölkert, denn nach der Sintflut habe er ja 350 Jahre gelebt: „Car quel empéchement y a-il de croire que Noé ayant vécu trois cens cinquante ans aprés le Deluge, n'ait lui-méme eu le soin & pris la peine de peupler, ou plustot repeupler ces païs là?“[37].

In diesen Vorstellungen kommt Lescarbots Bestreben zum Ausdruck, die geläufige Meinung von der grundsätzlichen Verworfenheit der Indianer zu widerlegen. Die erste These würde den europäischen und somit gleichwertigen Ursprung stützen. Die Zeitläufte hätten auch hier zu einem Vergessen der Herkunft und gar Gottes geführt, ein Geschichtsverlauf, der dem der

---

35 („nackt, nomadisch, ohne Recht, Gesetz und Religion“), *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 8.

36 („Und wenn wir sie allgemein als Wilde bezeichnen, dann ist dies Mißbrauch des Wortes, das sie nicht verdienen, denn sie sind nichts weniger als das, was sich im Verlauf dieser Geschichte zeigen wird.“) *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 8.

37 („Denn was hindert uns daran zu glauben, daß Noah selbst, der dreihundertfünfzig Jahre nach der Sintflut gelebt hat, dafür gesorgt und die Mühe auf sich genommen hat, diese Länder zu bevölkern oder besser wieder zu bevölkern?“) *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 20–24.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

französischen Nation nur allzu ähnlich erscheint. Wenn Lescarbot in seiner zweiten These in einer wörtlichen Auslegung des biblischen Alters auch noch Noah selbst als den Stammvater Amerikas ansieht, könnte dies sogar eine Überlegenheit über die Alte Welt bedeuten, da Gallien von der Abstammung her in diesem Fall zwei Generationen jünger wäre.

In beiden Fällen ist der aktuelle Zustand der Indianer nicht etwa als ein primitives Stadium einer noch nicht erreichten höheren Entwicklung anzusehen, sondern als ein Rückfall von einem hochentwickelten Urzustand oder als Abfallen vom Bündnis mit Gott. Auch diese Bewegung läßt eine Annäherung von Galliertum und Indianern zu, denn hinsichtlich ihrer Vergeßlichkeit in Glaubensdingen sind sich beide Volksgruppen sehr ähnlich[38]. Es geht Lescarbot hier nicht um bloße Gesellschaftskritik, wie man ohne Betrachtung des Kontextes vermuten könnte, sondern um die Erklärung und Annäherung gemeinsamer Ursprünge und Verhaltensweisen[39].

Im folgenden mögen einige Textbeispiele zeigen, wie Lescarbot physische Merkmale und Sitten von Galliern und Indianern einander annähert:

Es ist aus allen Reiseberichten des 16. Jahrhunderts bekannt, daß die Bewohner der Neuen Welt in ihrer ursprünglichen Umgebung eine robuste Gesundheit haben und ein hohes Alter erreichen, ohne Zeichen von Verfall zu zeigen. Léry meint zu wissen, die *Tupinambá* würden 120 Jahre alt, Lescarbot will sogar bis zu 160 Jahre alte *Souriquois* kennen gelernt haben[40]. Die Gründe des hohen Alters und der guten Gesundheit sehen alle Autoren in ihrem harmonischen Gemeinschaftsleben, im fehlenden Besitzdenken und in der Sorglosigkeit um die alltäglichen Dinge, die sie von den vom Ehrgeiz zerfressenen, sorgenvollen und daher früh sterbenden Europäern unterscheidet. Auch Lescarbot übt an dieser Stelle Gesellschaftskritik: „Ilz n'ont cette ambition qui pardeça ronge les esprits, & les remplit de soucis, forçant les hommes aveuglés de marcher en la fleur de leur âge au tombeau, & quelquefois à servir de spectacle honteux à vn supplice public“[41].

---

38 Que si (la chose presupposée de cette sorte) ceux des Indes Occidentales n'ont conservé le sacré depos de la conoissance de Dieu, & les beaux enseignemens qu'il leur pouvoit avoir laissés, il faut considerer que ceux du monde de deça n'ont pas mieux fait. (Wenn (angenommen die Dinge lägen so) jene aus Westindien die heilige der Kenntnis Gottes nicht bewahrt haben und auch nicht die schönen Lehren, die er ihnen hinterlassen haben könnte, dann muß man bedenken, daß jene hier es auch nicht besser gemacht haben.“) *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 26.

39 Es war im 16. Jahrhundert durchaus üblich, die Bewohner der Neuen Welt mit den wilden Ahnen des eigenen Volkes zu vergleichen. Man denke an die Kupferstiche de Brys, die Picten und Schotten in seinen *Grands Voyages* in direkter Nachbarschaft der *Virginiens* und *Tupinambá* zeigen. Vgl. *Theodor de Bry,* Historia Americae sive nove orbis prima pars, Frankfurt 1590.

40 „Aussi ces peuples vivent-ils vn long âge, qui est ordinairement de sept ou huitvingts ans.“ („Diese Völker werden auch sehr alt, normalerweise zwischen hundertvierzig und hundertsechzig Jahre.“) *Lescarbot,* HNF, S. 859.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Lescarbot führt diese günstige Disposition der Indianer nicht auf geographische und klimatische Bedingungen zurück wie die Beobachter des 16. Jahrhunderts es in erster Linie taten, sondern auf ihren „antiken“[42] Lebensstil.

Rousseaus hypothetische Konstruktion eines menschlichen Naturzustandes[43] kommt dem nahe, was Lescarbot 160 Jahre früher als Lebensweise der Gallier verherrlicht. Deren Körperbau zeugte von kämpferischer Überlegenheit (gegenüber den Römern) und kennt keine Zeichen von Degeneration wie etwa Hängebäuche oder Dickleibigkeit. „[I]e ne reconoy point que noz Sauvages engraissent, ni qu'ilz portent gros ventre, mais sont allaigres & dispos comme noz anciens Gaullois & Allemans qui par leur agilité donnoient beaucoup de peines aux armées Romaines“[44].

Es klingt Stolz aus den Zeilen der heroischen Verteidigung gegen die Römer, und dies verhüllt nur schwer den Wunsch Lescarbots, die Nachkommen der Gallier mögen den „römischen“ Spaniern in ebenso mutiger Weise widerstehen. Durch den viel beschworenen Bund mit den Indianern, die die verlorene Kampfkraft wieder lehren könnten, erhält dieser Wunsch neue Nahrung.

So wird im Kriegsmaterial der *Souriquois* die eigene Militärgeschichte lebendig: Im Kapitel *Des Exercices des Hommes* heißt es, die Männer fertigten zu ihrer Verteidigung „des Masses de bois en forme de crosse, pour la guerre, & des Pavois qui couvrent tout le corps, ainsi qu'avoient nos anciens Gaullois“[45].

Lescarbot macht die Indianer zum Spiegel der eigenen Wurzeln und läßt eine geschichtliche Kontinuität zwischen beiden Völkern entstehen, aus der er die zukünftige Stärke Neufrankreichs ableitet. Die Ureinwohner Neufrankreichs seien zivilisatorisch durchaus entwicklungsfähig und sogar

---

41 (Sie haben nicht den Ehrgeiz, der hierzulande die Gemüter zerfrißt und sie mit Sorgen erfüllt, der die Menschen blind macht und sie zwingt in der Blüte ihres Lebens ins Grab zu steigen und manchmal einem öffentlichen Strafgericht ein schändliches Schauspiel bietet.“) *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 859.

42 „J'ose bien attribuer aussi la cause de cette disposition & longue santé de noz Sauvages à leur façon de vivre qui est à l'antique [...]“ („Ich wage durchaus, den Grund für diese Disposition und lange Gesundheit unserer Wilden in ihrer Lebensart zu sehen, die gleichsam antik ist [...].“) *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 860.

43 *Jean-Jacques Rousseau,* Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes, Amsterdam 1755.

44 („Ich sehe überhaupt nicht, daß unsere Wilden fett werden, noch daß sie dicke Bäuche haben, sondern sie sind beweglich und leicht wie unsere alten Gallier und Alemannen, die den römischen Armeen durch ihre Schnelligkeit viel Mühe bereitet haben.“) *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 840.

45 („kreuzförmige Holzhammer für den Krieg und Schilde, die den ganzen Körper bedecken, so wie sie unsere alten Gallier hatten“.) *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 862.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

über die Maßen willig, sich dem französischen Stand anzupassen. Was also die Unvereinbarkeit des nackten, gesetz- und religionslosen Zustandes mit der französischen Kultur betrifft, den Lescarbot zu Anfang feststellte, ist dieser ebenso wandelbar wie die Entwicklung von Galliern zu Franzosen: „Aussi aiment-ils les François vniversellement, & ne desirent rien plus que de se conformer à nous en civilité, bonnes moeurs, & religion. Quoy donc, n'aurons nous point de pitié d'eux, qui sont noz semblables?“[46].

Die friedliche Kolonisierung ist ein Postulat, das sich aus der eigenen Vergangenheitspflege notwendig ergibt und zum Garanten einer gallisch-indianisch vereinten neu-französischen Zukunft wird. Es gibt allerdings wenige Dinge, die die Indianer von den gesellschaftlich degenerierten Franzosen lernen können, außer, merkt Lescarbot ironisch an, das Küssen[47].

Friedliche Kolonisierung

Der missionarische und kolonisatorische Elan, der sich in Lescarbots *Histoire de la Nouvelle France* zeigt, steht zu Beginn des 17. Jahrhunderts auf einem schwachen Fundament. Innenpolitisch wurde erst wenige Jahre zuvor der Religionsfrieden hergestellt, der kaum über die Verluste der vergangenen 40 Jahre hinweghelfen konnte. Nur zwei Jahre nach der Veröffentlichung des Werkes wird der Hoffnungsträger eines Zeitalters der Toleranz, Henri IV, ermordet. Der Krieg mit Spanien war zwar seit 1598 durch einen Waffenstillstand beigelegt, hatte die Monarchie aber in eine ökonomische Krise gestürzt. Die Expansion in den Westen war von Scheitern gekennzeichnet. Und daß die Gründung Quebecs tatsächlich den erhofften Erfolg haben würde, konnte noch niemand ahnen.

Worauf baut also Marc Lescarbot seine Geschichte Neufrankreichs?

Zunächst einmal beeindruckt er durch kompilatorischen Fleiß. Die reine Materialmenge über die französischen Unternehmungen in Amerika bezeugt schon eine unbestreitbare quantitative Präsenz. 1000 Seiten über Neufrankreich bringen dessen Existenz schon hervor.

Lescarbot verschweigt die Mängel der Kolonisationsversuche Frankreichs nicht. Doch alles, was bisher im Westen gescheitert ist, läßt durchaus auf eine blühende ökonomische, politische und religiöse Zukunft hoffen. Das neue Frankreich, so Lescarbots Utopie, ist sowohl im erneuerten europäischen als auch im neu zu erobernden amerikanischen Frankreich zu realisieren. Statt rückwärtsgewandt auf Mängel zu blicken, schreibt er der Ge-

---

46 („Sie lieben die Franzosen vollkommen und wünschen nichts sehnlicher, als sich uns in Kultur, guten Sitten und Religion anzupassen. Wie denn sollten wir kein Mitleid mit ihnen haben, die unseresgleichen sind?“) *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 18.

47 Vgl. *Lescarbot,* HNF (Anm. 4), S. 881.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schichte Neufrankreichs eine glorreiche Zukunft ein, die sowohl die Überwindung der religiösen Spaltung Frankreichs anvisiert als auch die Vereinigung mit den Territorien der Neuen Welt.

Diese Zukunft ist nicht reines Wunschdenken, sondern wird von Lescarbot linguistisch legitimiert. Frankreich oder besser: Gallien ist durch seine Primordialität, die er durch Ergebnisse der hebräischen Ursprungsforschung seiner Zeitgenossen untermauert, ausersehen, sowohl Europa zu beherrschen als auch die Ungläubigen zum christlichen Glauben zu bekehren. Seine politischen und religiösen Ziele sind die der gemäßigten Partei der „politiques" und der gallikanischen Kirche, die er mit der Expansion nach Westen zu erreichen sucht. Doch die kolonisatorische Herausforderung ist für ihn nicht so sehr die Unterwerfung der Indianer unter die französische Krone, sondern vielmehr das erfolgreiche Bündnis unter Gleichen: Erst das alte UND das Neue Frankreich als kulturelle, ökonomische und politische Einheit verhelfen dem französischen Volk in Zukunft zu seiner eigentlichen Bestimmung als Hegemonialmacht in Europa.

Daß die Franzosen und die Indianer einander gar nicht so unähnlich sind, belegt Lescarbot durch seine Beobachtungen über Sprache und Sitten der Indianer. Einen gemeinsamen Bezugspunkt bilden die alten Gallier, die, laut Lescarbot, nicht nur viele Charaktereigenschaften teilen, sondern sogar den gemeinsamen Stammvater Noah haben, was sich in vielen Details in Sprache und Kultur zeigen ließe. Die sichersten Beweise dieser engen Verwandtschaft sind für Lescarbot wie für viele seiner gelehrten Zeitgenossen, die Spuren der hebräischen Sprache. Die Beziehung der Gallier zum Wasser – unter anderem als Nachfahren der Überlebenden der Sintflut – und ihre Identifikation mit den „Söhnen des Westens" macht sie zu prädestinierten Seefahrern und Eroberern. Doch anders als die Nachbarnationen auch zu Bündnispartnern der Indianer und damit zu Neuen Franzosen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Utopie und Expansion. Eine europäische Idee in der Neuen Welt

Von Iris Gareis

Colón: „La novedad de las señas
mis pensamientos detiene.
... y en fábulas y verdades
mil pensamientos revuelvo."

Lope de Vega [1614], Nuevo Mundo, Acto Primero[1]

I. *Utopia* und der Expansionsgedanke

Die *Utopia* von Thomas Morus, im Jahre 1516 erstmals publiziert, wurde im iberischen Raum bereits früh und nachhaltig rezipiert. Zwei Momente begünstigten diese Entwicklung: Zum einen weist der utopische Inselstaat des Thomas Morus manchen Bezug zu der von den Spaniern im Westen neuentdeckten Welt auf, die in den ersten Berichten auch als Insel interpretiert wurde[2]. Zum anderen war der utopische Gedanke schon im mittelalterlichen Spanien bekannt. Literarische Utopien des 14. und 15. Jahrhunderts entwarfen ideale Städte als Sitz des perfekten Gemeinwesens, dessen Kennzeichen Harmonie und Prosperität waren[3].

---

[1] *Lope Félix de Vega Carpio,* La famosa comedia del nuevo mundo descubierto por Cristóbal Colón [1614]. The New World Discovered by Christopher Columbus. Una edición crítica y bilingüe. A Critical and Bilingual Edition, hrsg. und übersetzt v. Robert M. Shannon (Ibérica, 34), New York et al. 2001, 72, Zeilen 9–10, 19–20. Engl. Übersetzung: Columbus: „The novelty of these wonders occupies all my thoughts. ... My imagination spins amidst thoughts of fables and truths." Ib., 73.

[2] *Thomas Morus,* Utopia [1518], Übertragung von Hermann Kothe, Frankfurt/M. und Leipzig 1992, 43. An frühe Berichte aus Amerika, speziell des Amerigo Vespucci erinnert unter anderem die Beschreibung, die Hythlodäus von den kunstvoll gearbeiteten Federgewändern der Priester Utopias gibt (ib., 199). Vgl. hierzu den Kommentar von *Horst Günther* (in: *Th. Morus,* Utopia, 210–235, hier 228) sowie *Frank E. Manuel* und *Fritzie P. Manuel* (Utopian Thought in the Western World, Oxford 1979, 122–123, 127, 130), die auf weitere Parallelen der Verhältnisse in Utopia mit der Neuen Welt hinweisen und auf die Kenntnis, die Morus sowohl von der 1507 veröffentlichten Version des Reiseberichts des Vespucci als auch allgemein von der Reiseliteratur seiner Zeit hatte.

[3] *Alain Milhou* und *Anne Milhou-Roudié,* Le concept de travail dans les courants utopiques en Espagne et en Amérique (1516–1558), in: Las utopías en el mundo

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Entdeckung Amerikas und vor allem die literarische Umsetzung des Ereignisses in Reiseberichten lenkte die utopischen Vorstellungen in eine neue Richtung. Idyllische Darstellungen vom Leben der Menschen auf den bisher unbekannten „Inseln" hauchten alten europäischen Mythen neues Leben ein, etwa jenen vom Goldenen Zeitalter oder vom irdischen Paradies[4]. Offensichtlich ließ sich auch Thomas Morus bei der Abfassung der *Utopia* von den ersten Berichten über die Neue Welt inspirieren. Allerdings greift der in der *Utopia* enthaltene Expansionsgedanke noch weiter aus, denn schließlich gelangte Rafael Hythlodäus, der von der glücklichen Insel berichtete, erst dorthin, nachdem er seine Reise über Amerika und somit über die Grenzen der damals bekannten Welt hinaus fortsetzte[5].

In den verschiedenen Phasen der frühneuzeitlichen iberischen Expansion erfuhr der Utopie-Begriff Wandlungen, die im folgenden erkundet werden sollen. Dabei wird auch der Frage nachgegangen, in welcher Weise sich hierdurch das Verhältnis der utopischen Idee zur europäischen Expansion veränderte und welche Funktionen dem jeweiligen Utopie-Begriff im Hinblick auf die Expansion zukamen. Noch vor der Begriffsprägung durch die *Utopia,* suchten Seeleute in spanischen Diensten in den ersten Entdekkungsreisen nach im weiteren Sinne utopischen Orten, beispielsweise dem irdischen Paradies. Der in der spanischen Expansion wirksame Utopie-Begriff ging daher nicht nur von einer Idealvorstellung aus, die in der Wirklichkeit gar nicht existierte, so wie sie von Thomas Morus in der *Utopia* entworfen wurde, vielmehr glaubten die Entdeckungsreisenden offensichtlich an die Existenz eines idealen menschlichen Gemeinwesens, das es nur zu finden galt. Mit der Expansion nach Amerika schien das Ziel schon nahe, diesen idealen Ort aufzuspüren, wurde die Neue Welt in den Reiseberichten doch als Ort der Wunder beschrieben, an dem die Phantasiegebilde der europäischen Vorstellungswelt Gestalt angenommen hatten[6]. Der literarische „Nicht-Ort" des Thomas Morus wurde damit als realer Ort interpretiert und in Amerika lokalisiert.

---

hispánico. Actas del coloquio celebrado en la Casa de Velásquez. Les Utopies dans le Monde Hispanique. Actes du colloque tenu à la Casa de Velásquez, 24/26-XI-1988, hrsg. v. Jean-Pierre Étienvre, Madrid 1990, 171–190, hier 172. *Alain Milhou,* Epílogo (a modo de síntesis). Edad media. Siglos XVI y XVII, in: Las utopías en el mundo hispánico ... (wie oben), hrsg. v. Jean-Pierre Étienvre, Madrid 1990, 313–316, hier 313.

4 *A. Milhou* und *A. Milhou-Roudié,* Le concept (Anm. 3), 174–175.

5 Vgl. Anm. 2.

6 Siehe hierzu aus der Fülle der Publikationen beispielsweise: *Vladimir Acosta,* El continente prodigioso. Mitos e imaginario medieval en la Conquista americana, Caracas 1992; New World of Wonders. European Images of the Americas, 1492–1700, hrsg. v. *Rachel Doggett* with *Monique Hulvey* and *Julie Ainsworth,* Washington, D.C. 1992; Mythen der Neuen Welt. Zur Entdeckungsgeschichte Lateinamerikas, hrsg. v. *Karl-Heinz Kohl,* Berlin 1982; *José Rabasa,* Inventing America. Spanish Historiography and the Formation of Eurocentrism, Norman und London 1993.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mit der Eroberung des amerikanischen Festlandes, vor allem ab 1521, nach der endgültigen Unterwerfung des Aztekenreiches in Mexiko, trat das Verhältnis von Expansion und Utopie in eine neue Phase. Kolonialbeamte, Missionare und kirchliche Würdenträger versuchten nun, utopische Programme selbst in die Realität umzusetzen. Sie glaubten, in den indigenen amerikanischen Gesellschaften ideale Voraussetzungen für ihr Vorhaben zu entdecken. Besonders deutlich zeigt sich diese Beziehung zwischen utopischer Idee und Expansionsgedanken in der Anlage von Modellsiedlungen für Indianer, in denen nach dem Willen ihrer Gründer eine neue Gesellschaft entstehen sollte. Zugleich leisteten die Siedlungen durch die Befriedung der Indianer aber auch der Kolonisation Vorschub. Unterstützten diese utopischen Projekte die europäische Expansion, so waren die indigenen Vorstellungen von einem idealen Gemeinwesen meist charakterisiert von der Rückbesinnung auf die eigene Kultur und von der Kritik an der europäischen Expansion, wie beispielhaft das Werk des peruanischen Dichters Inca Garcilaso de la Vega verdeutlicht.

Die Wandlungen, die der Utopie-Begriff während der frühneuzeitlichen europäischen Expansion durchlief, reichen also von einem nur in der Vorstellung existierenden Idealbild über konkrete Umsetzungsversuche utopischer Projekte bis zur Kritik an den negativen Folgen der europäischen Expansion im Gewand einer amerikanischen Utopie. Im Folgenden meint Utopie die Vorstellung von einem idealen Gemeinwesen, die sowohl in literarischer Form als Text gefaßt, als auch im Versuch vorliegen kann, utopische Entwürfe zu realisieren. Utopia bezeichnet das konkrete ideale Gemeinwesen, das in der jeweiligen Utopie konzipiert wird[7].

II. Mythen und Utopien der Entdeckungszeit – Amerika als utopischer Ort

In der Phase der ersten Entdeckungsreisen nach Amerika floß der eigentliche utopische Gedanke von einem idealen menschlichen Gemeinwesen mit anderen mythischen Vorstellungen zusammen. So glaubten viele Zeitgenossen mit Thomas Morus, daß die biblischen Ausführungen zum Paradies

[7] In der Unterscheidung von *Stelio Cro* (Las reducciones jesuíticas en la encrucijada de dos utopías, in: Las utopías en el mundo hispánico. Actas del coloquio celebrado en la Casa de Velásquez. Les Utopies dans le Monde Hispanique. Actes du colloque tenu à la Casa de Velásquez, 24/26-XI-1988, hrsg. v. Jean-Pierre Étienvre, Madrid 1990, 41–56, hier 41–42) werden hier beide Traditionen von Utopien berücksichtigt: Die von Thomas Morus gegründete theoretische Tradition und die empirische Tradition, die *Stelio Cro* (ib.) besonders eindrucksvoll in den Reduktionen der Jesuiten in ihrer Provinz Paraguay realisiert sieht. Utopie wird hier also nicht im umgangssprachlichen Sinn einer unrealisierbaren, wirklichkeitsfremden Idee verwendet.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nicht nur allegorisch zu verstehen waren, vielmehr habe irgendwo auf der Erde das Paradies fortbestanden[8]. Die Suche nach diesem irdischen Paradies trieb zahlreiche Seeleute, unter anderem auch Christoph Kolumbus, zu Entdeckungsfahrten an[9].

Mit der Vorstellung vom irdischen Paradies waren noch weitere Mythenstränge verbunden, die für die europäische Expansion größere Bedeutung erlangten. Besondere Nähe zur Paradiesvorstellung weist der Mythos vom Goldenen Zeitalter auf, weshalb manche zeitgenössischen Autoren die beiden Bilder in einer Synthese zusammenführten[10]. Ebenfalls mit der Idee von Amerika als Garten Eden war der Mythos vom edlen Wilden und die Überzeugung eng verknüpft, daß sich die Ureinwohner des irdischen Paradieses noch in einem ursprünglichen Stadium der Unschuld befanden. Bartolomé de Las Casas brachte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts diese ersten Ideen zum edlen Wilden durch die Deutung der indianischen Kulturen als Verkörperung paradiesischer Unschuld und als lebendige Vertreter des Goldenen Zeitalters auf Erden in einen größeren Zusammenhang und verband sie mit der Utopie eines universalen christlichen Staates, in dem Indianer und Spanier in einer idealen Gesellschaft gleichberechtigt und friedlich zusammenlebten[11].

Für die Legitimations-Strategen der spanischen Expansion in Amerika war die postulierte Unschuld beziehungsweise – negativ interpretiert – die Unzivilisiertheit der Indianer zwar ein willkommener Grund, die amerikanischen Ureinwohner notfalls mit Waffengewalt zu zivilisieren[12], doch schreibt sich die Evangelisierung, gleich ob freiwillig oder erzwungen, in den größeren utopischen Gedanken der universalen Christenheit ein, der in

---

8 *F. E. Manuel* und *F. P. Manuel,* Utopian Thought (Anm. 2), 123. Dies belegt auch folgendes Zitat aus einer von Mores Schriften: „... But mary if he would ... teache us such a spiritual sense, to make us believe ... that ther wer no such floodes flowing foorthe of paradise, nor such paradise at all, I wold wene verely that he were a very heretike" (ib. 123).

9 *V. Acosta,* El continente (Anm. 6), 51–54; *A. Milhou* und *A. Milhou-Roudié,* Le concept (Anm. 3), 175.

10 *A. Milhou* und *A. Milhou-Roudié,* Le concept (Anm. 3), 175.

11 *V. Acosta,* El continente (Anm. 6), 64–75; *Stelio Cro,* The Noble Savage. Allegory of Freedom, Waterloo, Canada 1990, 1–4, 18–22; *A. Milhou* und *A. Milhou-Roudié,* Le concept (Anm. 3), 175.

12 S. hierzu die Diskussion des sogenannten *Requerimiento* und der Legitimierung der spanischen Conquista in: *David Brading,* Orbe Indiano. De la monarquía católica a la República criolla 1492–1867. Traducción de Juan José Utrilla, México D.F. 1991, 100, 115–118; *Martín Lienhard,* La voz y su huella. Escritura y conflicto étnico-cultural en América Latina 1492–1988, (Crítica Literaria, 9), Lima 1992 (1. Ed. Cuba, 1990), 39–41; *Wolfgang Reinhard,* Geschichte der europäischen Expansion. Band 2: Die Neue Welt, Stuttgart et al. 1985, 58–59; *Silvio Zavala,* Amérique latine: philosophie de la conquête. Traduit de l'espagnol par Louis Sala-Molins, (Archontes, 11), Paris, La Haye 1977, 22–32.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dieser Zeit vielfach mit eschatologischen Erwartungen verbunden war[13]. Insbesondere Franziskaner, deren Orden zu den ersten drei Missionsorden der spanischen Besitzungen in der Neuen Welt gehörte, deuteten die Entdeckung Amerikas mit seinen unzähligen heidnischen Völkern als Zeichen für das nahende Weltende[14]. Mittelalterliche millenaristische und messianische Strömungen waren im Spanien der Entdeckungszeit durchaus präsent und gingen eine Verbindung mit spezifisch spanischen eschatologischen Vorstellungen ein, vor allem mit Heils-Erwartungen, die sich um König Rodrigo, die legendäre Figur Roderichs, des letzten Königs des Westgotenreiches, rankten. Nach einem Traktat aus dem 15. Jahrhundert sollte nach dem endgültigen Sieg der Truppen des „rey encubierto", des „verborgenen Königs" über den Antichristen und seine Gefolgschaft eine neue, ideale Gesellschaft entstehen, die paradiesische Züge trug, einheitlich christlich und weitgehend egalitär war[15].

Die hier skizzierten Stränge mythischer Vorstellungen, utopischer Ideen und eschatologischer Erwartungen bildeten den kulturellen Hintergrund für die spanische Expansion nach Amerika. Gewiß waren sie weder in gleicher Intensität noch in derselben Konfiguration bei allen Mitgliedern der kolonialen Unternehmungen präsent, doch wirkten sie häufig als Triebkraft in Eroberungszügen der Conquistadoren.

III. Utopia in Amerika

Der Umstand, daß der päpstliche Missionsauftrag ein Rechtstitel der spanischen Conquista in Amerika war, ließ die Christianisierung der Indianer zur vordringlichen Aufgabe der Expansion werden[16]. Jedoch verknüpfte

---

13 *A. Milhou,* Epílogo (Anm. 3), 315.

14 *Marcel Bataillon,* Évangélisme et millénarisme au Nouveau Monde, in: Courants religieux et Humanisme a la fin du XV[e] et au début du XVI[e] siècle. Colloque de Strasbourg, 9 – 11 mai 1957, (Travaux du Centre d'Études Supérieures spécialisé d'Histoire des Religions de Strasbourg), Paris 1959, 25 – 36, hier 25 – 27.

15 Die früheste, schriftlich fixierte Version aus der Feder Fray Joan Alamanys (= Fray Juan Alemán) stammt vermutlich aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Zur Datierung vgl. *Alain Milhou,* Du pillage au rêve édénique. Sur les aspirations millénaristes des ‚soldados pobres' du Pérou (1542 – 1578), in: Caravelle, Cahiers du Monde Hispanique et Luso-Brésilien 46 (1986), Contre-culture, Utopie et Dissidences en Amérique Latine, 7 – 20, hier 9 – 10. Interessant ist die weite Verbreitung des Traktats, da bereits 1520 eine katalanische Übersetzung aus dem lateinischen Original publiziert wurde. Offenbar zirkulierten auch kastilische Manuskript-Versionen zur Zeit der Katholischen Könige, also Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Alain Milhou (ib.) weist außerdem auf den Umstand hin, daß der Text Bruder Alamanys auch während der Aufstände der Comuneros und der Germania in Valencia in Umlauf war, wo ja die katalanische Version auch gerade 1520 gedruckt wurde.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

diese Konstellation das Projekt der Evangelisierung mit demjenigen der Eroberung.

Die gedankliche Verbindung von Mission, Expansion und utopischen Vorstellungen tritt besonders deutlich in den Schriften von Gerónimo de Mendieta hervor, einem Franziskaner, der 1554 nach Mexiko kam[17]. Mendieta fügte vor dem Hintergrund einer Auslegung der Apokalypse im Sinne der Lehre des Joachim von Floris die altweltlichen Vorstellungen von der Insel Antilia als Ort der Wunder und des Gartens Eden zusammen mit denjenigen von der primordialen Unschuld der Indianer. Die Neue Welt identifizierte er als den Ort, an dem sich mit der Evangelisierung der amerikanischen Ureinwohner das Reich Gottes verwirklichen werde. In seinem Gedankengebäude kam daher der *„conquista espiritual"* (der geistigen Eroberung) und dem neuen Kontinent eine besondere Bedeutung zu, denn in seiner Sicht hatte die Alte Welt die Ideen zwar hervorgebracht, sie materialisierten sich aber erst in der Neuen Welt[18]. Ohne eigentlich die spanische Eroberungspolitik in Amerika legitimieren zu wollen, lieferte Mendieta mit seinen Überlegungen doch zugleich eine Rechtfertigung der Conquista in der göttlichen Vorsehung[19].

Den Versuch einer konkreten Umsetzung „utopischer Verhältnisse" unternahm der Richter Vasco de Quiroga (1470 – 1565), der ab 1536 Bischof von Michoacán im Nordwesten Mexikos war[20]. Ähnlich wie die mexikanischen Franziskaner sah Quiroga in der Unverderbtheit der Indianer eine

---

16 *Richard Konetzke,* Süd- und Mittelamerika I. Die Indianerkulturen Altamerikas und die spanisch-portugiesische Kolonialherrschaft, Frankfurt am Main 1974 (1. Ed. 1965), 27 ff., 165 ff., 220; *Horst Pietschmann,* Die staatliche Organisation des kolonialen Iberoamerika. Handbuch der Lateinamerikanischen Geschichte, Teilveröffentlichung, Stuttgart 1980, 30 – 31.

17 *John Leddy Phelan,* The Millennial Kingdom of the Franciscans in the New World. A Study of the Writings of Gerónimo de Mendieta (1525 – 1604), Berkeley und Los Angeles, 1956, 1.

18 *J. L. Phelan,* The Millennial Kingdom (Anm. 17), 68 – 74. Noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts legte Antonio de León Pinelo in seinem Werk *El paraíso en el nuevo mundo* (=Das Paradies in der Neuen Welt) eine zweibändige Abhandlung vor, in der er das Wissen seiner Zeit über die Lokalisierung des Gartens Eden in Amerika zusammenfaßte (ib. 69).

19 Ähnlich argumentierte Juan de Avila in einer Denkschrift, die er 1561 für das Konzil von Trient verfaßte. Darin führte er Indizien über die nahe bevorstehende Ankunft des Antichristen auf. Als solche identifizierte er eine Korrelation zwischen der unstillbaren Habsucht der Goldsucher in Amerika, die auf der Jagd nach dem Edelmetall immer weiter vordrangen und dem Elan der Missionare, die auf den Spuren der Abenteuerer folgend die Christianisierung vorantrieben. Avila glaubte in dieser Beziehung den Plan der göttlichen Vorsehung zu erkennen. In seiner Deutung war das Gold nur das Instrument, das letztlich die Evangelisierung der Indianer herbeiführte (*M. Bataillon,* Évangélisme (Anm. 14), 26 – 27).

20 *M. Bataillon,* Évangélisme (Anm. 14), 34.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einzigartige Möglichkeit, eine gänzlich neue Gesellschaft zu schaffen, eine neue Christenheit ohne die Fehler, die ihr in der Alten Welt anhafteten. Sein Projekt sollte eine Art Wiedergeburt der Urkirche darstellen[21].

Seine utopischen Siedlungsvorhaben mündeten in die sogenannten *pueblos-hospitales,* in denen etwa 30.000 Indianer lebten. Quiroga legte 1531 eine Schrift vor, in der das Zusammenleben in den neuen Siedlungen detailliert geregelt wurde. Ziel dieser Unternehmung war es demnach, das *Buen Gobierno,* also die „Gute Regierung", ins Werk zu setzen[22].

Bei den Gründungen Vasco de Quirogas handelte es sich um sogenannte Reduktionen, eine Siedlungsstruktur, die später noch mehrfach in Amerika aufgegriffen wurde. In solchen Reduktionen trat im äußeren Erscheinungsbild der „Inselcharakter", das heißt die Abgeschlossenheit gegenüber der restlichen Gesellschaft, deutlich hervor. Reduktionen waren Siedlungen, in denen man die Indianer der Region konzentrierte. Hier sollten sie vor allem zu guten Christen erzogen werden. Quiroga war davon überzeugt, daß die Einheimischen „wie weiches Wachs und wie ein unbeschriebenes Blatt", also leicht zu erziehen seien[23]. In seiner Deutung oblag den Spaniern sogar die Verpflichtung, den Indianern überhaupt erst eine politische und gesellschaftliche Ordnung zu geben, da er die sozio-politischen Systeme der indigenen Gesellschaften als von Tyrannei, Willkür und vor allem „Unordnung" geprägt einstufte[24].

---

21 *M. Bataillon,* Évangelisme (Anm. 14), 34. *J. L. Phelan* (The Millennial Kingdom (Anm. 17), 128 Anm. 7, 135 Anm. 10) zufolge wird die Bedeutung der *Utopia* von Thomas Morus für die Siedlungsprojekte Quirogas überbetont. Seiner Ansicht nach orientierte sich Quiroga vor allem hinsichtlich der praktischen Organisation der Siedlungen an der *Utopia.* Das geistige Rüstzeug, das ihn überhaupt zur Konzeption dieser Projekte veranlaßte, ist nach Phelans Auffassung dagegen in der christlichen Mystik zu suchen, aus der er seinen Wunsch bezog, die Wiederherstellung der Urkirche anzustreben. *Anthony Pagden* (The Humanism of Vasco de Quiroga's ‚Información de derecho', in: Humanismus und Neue Welt, hrsg. v. Wolfgang Reinhard, Deutsche Forschungsgemeinschaft (Mitteilung XV der Kommission für Humanismusforschung), Weinheim 1987, 133–142) geht ebenfalls der Frage nach, wo die geistigen Wurzeln der utopischen Projekte Quirogas zu suchen sind und inwiefern sie dem Humanismus verpflichtet waren.

22 *Fernando Gómez,* Good Places and Non-Places in Colonial Mexico. The Figure of Vasco de Quiroga (1470–1565) (Problemata Iberoamericana, 16), Lanham, Maryland und Kassel 2001, 34–35. An dieser Stelle sind auch alle weiteren Texte aus der Feder Quirogas aufgeführt. Vgl. hierzu auch *A. Pagden,* The Humanism (Anm. 21), 136.

23 *Luis Navarro García,* La utopía en América, in: Utopía. Los espacios imposibles (Studien zur klassischen Philologie, 139), hrsg. v. Rosa García Gutiérrez, Eloy Navarro Domínguez, Valentín Núñez Rivera, Frankfurt am Main 2003, 281–293, hier 284. Zur Legitimation dieses „Erziehungsprojektes" aus der Sicht von Quiroga, siehe *A. Pagden* (The Humanism (Anm. 21), 137–141).

24 Vgl. zu diesem Komplex vor allem *A. Pagden* (The Humanism (Anm. 21), 139–141).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das Regelwerk, das die „gute Herrschaft" in den neugegründeten Siedlungen gewährleisten sollte, war nach eigenen Angaben Quirogas in seinen Bestimmungen von Thomas Morus und den auf seiner Insel Utopia geltenden Gesetzen inspiriert, orientierte sich außerdem zugleich an den Regeln von Mönchsorden[25]. Sein Projekt basierte vor allem auf einer Verbindung von religiösem Leben und körperlicher Arbeit. Privateigentum war auf ein Minimum beschränkt, Bedürftige wurden von der Gemeinschaft versorgt, und die relativ kurze Arbeitszeit ließ genügend Raum für die religiöse Unterweisung und das Gebet. Allerdings herrschten in den Reduktionen strenge Regeln: Kein Indianer durfte die Siedlung ohne Erlaubnis des „Rektors" verlassen, eines spanischen Priesters, der – unterstützt von periodisch aus der Mitte der Bewohner gewählten weltlichen Autoritäten – als Vorstand der Gemeinschaft fungierte[26]. Quirogas Siedlungsprojekte atmen den Geist eines rigorosen Ordnungswillens, der utopischen Entwürfen häufig eigen ist[27].

Noch augenfälliger als bei diesem mexikanischen Projekt trat die spanische Utopie der universalen Christenheit in den von Jesuiten gegründeten Reduktionen ihrer Ordens-Provinz Paraguay in Erscheinung. Um 1609 begannen Jesuiten, die dort lebenden ethnischen Gruppen in Reduktionen anzusiedeln[28]. Auch hier wurde wieder das Inselprinzip wirksam: Die Jesuiten

---

25 Zur Berufung Quirogas auf Morus und seine *Utopia* sowie zum Verständnis, das er vom utopischen Charakter seiner Projekte hatte, siehe *A. Pagden* (The Humanism (Anm. 21), 136, 141–142). Vgl. außerdem *A. Milhou* und *A. Milhou-Roudié,* Le concept (Anm. 3), 173.

26 *A. Milhou* und *A. Milhou-Roudié,* Le concept (Anm. 3), 173; *L. Navarro García,* La utopía (Anm. 23), 285–286.

27 Vgl. dazu die Ausführungen von *A. Milhou* und *A. Milhou-Roudié,* Le concept (Anm. 3), 171–173. Neben den von Quiroga ins Leben gerufenen Indianersiedlungen, gab es ungefähr im gleichen Zeitraum noch weitere Siedlungsprojekte, die ebenfalls utopische Züge trugen, wie zum Beispiel eine der Gründungen von Bartolomé de las Casas mit dem bezeichnenden Namen *La Vera Paz,* „Der wahre Frieden". Ab 1537 baute Las Casas südöstlich von Chiapas – seinem Bistum – im heutigen Guatemala die Reduktion vom „Wahren Frieden" in einem Gebiet auf, das zu diesem Zeitpunkt noch als unbefriedet galt. Ein besonderes Abkommen, das Las Casas mit dem Interims-Gouverneur schloß, sah vor, die von den Missionaren in Siedlungen zusammengefaßten Indianer direkt der Krone zu unterstellen, und allen Spaniern binnen fünf Jahren nach Errichtung der Siedlungen bei schwerer Strafe den Zutritt zur Reduktion zu untersagen. Siehe hierzu: *André Saint-Lu,* La Vera Paz. Esprit évangélique et colonisation, Paris: Thèse pour le Doctorat des Lettres, Faculté des Lettres et Sciences Humaines de L'Université de Paris 1968, 15–20 und passim.

28 Die neue Ordens-Provinz von Paraguay wurde 1607 aus der Provinz Peru abgespalten und als unabhängige Einheit etabliert (*L. Navarro García,* La utopía (Anm. 23), 288). Sie schloß Gebiete der heutigen Staaten Argentinien, Bolivien, Brasilien, Paraguay und Uruguay ein. Zu den Gründungen der Jesuiten-Missionen siehe besonders *Manuel Marzal,* La utopía posible. Indios y jesuitas en la América colonial (1549–1767), 2 Bde., hier Bd. 1: Brasil, Perú, Paraguay y Nuevo Reino, Lima 1992, 21.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bemühten sich, die Reduktionen vollkommen gegen die Kolonialgesellschaft abzuschließen. Einerseits wollten sie die Bekehrung der Indianer nicht durch schlechte Einflüsse der Kolonialspanier gefährden, andererseits verfolgten sie auch das Ziel, eine gänzlich neue Gesellschaft zu schaffen. Vor allem sollte das neue Gemeinwesen vollkommen anders sein als die Kolonialgesellschaft, die es umgab[29]. Ein wichtiger Baustein der von den Jesuiten angestrebten neuen Indianergesellschaft war die monogame Ehe, die das Gemeineigentum als zweites Prinzip ergänzte. Drittens wurde die interne Verwaltung und politische Organisation von gewählten indigenen Autoritäten übernommen. Als vierter Pfeiler der Jesuiten-Mission fungierte die Religion und vor allem die elaborierten Zeremonien, die alle Akte öffentlichen Lebens begleiteten, wofür sich die Missions-Indianer ganz besonders begeisterten[30].

Es versteht sich, daß das utopische Projekt der Jesuiten nur in unvollkommener Weise in die Realität umgesetzt werden konnte. Immerhin bestanden die Jesuitenmissionen Paraguays aber insgesamt doch über 150 Jahre hinweg. Intern funktionierten sie beinahe reibungslos, was zum guten Teil auf die kluge Organisation durch die Jesuiten zurückzuführen ist, die wesentliche Elemente des indianischen Gemeinschaftslebens in das Modell der neuen Gesellschaft inkorporierten. Ab 1750 gerieten die Jesuiten jedoch in offenen Konflikt mit dem spanischen Kolonialstaat, was 1767 zu ihrer Aus-

---

29 *Rubén Bareiro Saguier* und *Jean-Paul Duviols,* Tentación de la Utopía, in: Tentación de la utopía: La misiones jesuíticas del Paraguay, hrsg. v. Jean-Paul Duviols und Rubén Bareiro Saguier, Barcelona 1991, 39–49, hier 39–40.

30 *R. Bareiro Saguier* und *J.-P. Duviols,* Tentación (Anm. 29), 41–45. Schwierigkeiten bei der Realisierung dieses Programms ergaben sich bereits aus dem Umstand, daß sprachlich und kulturell gänzlich unterschiedliche indianische Gesellschaften inbegriffen waren. Während die zuerst in die Missionen aufgenommenen ethnischen Verbände mehrheitlich zur Guaraní-Sprachgruppe gehörten und zum Teil schon vor Ankunft der Spanier Feldbau betrieben, lassen sich die Angehörigen der Guaycurú-Sprachgruppe, die im 18. Jahrhundert in Missionsgründungen eingegliedert wurden, in der Mehrzahl als Reiterkrieger charakterisieren. Beim Eintritt in die Reduktionen hatten sich ihre Gesellschaften unter anderem durch die Einführung des Pferdes, von Metallwerkzeugen u.ä. bereits stark verändert (s. hierzu besonders *Helmut Schindler,* Die Reiterstämme des Gran Chaco (Völkerkundliche Abhandlungen, 8), Berlin 1983; *Idem,* Equestrian and Non-Equestrian Indians of the Gran Chaco during the Colonial Period, Gedenkschrift Gerdt Kutscher, Teil 2 (Indiana, 10), Berlin 1986, 451–464). Bei der Gründung ihrer Reduktionen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts standen die Guaycurú-Gruppen schon seit etwa 1600 in intensivem Kontakt zur kolonialspanischen Bevölkerung. Unter anderem hatte sich dies geraume Zeit vor der Reduktion in der Akkumulation von Waffen und Gütern sowie einem wachsenden Verständnis für Privatbesitz ausgedrückt. Die Jesuiten konnten ihr Projekt daher überhaupt nur unter gewissen Zugeständnissen an die jeweiligen kulturellen Eigenheiten der Missionsindianer in die Wege leiten (*James Schofield Saeger,* The Chaco Mission Frontier. The Guaycuruan Experience, Tucson 2000, 61, 71, 100–102, 108–109, 122–130, 185–188).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

weisung aus Amerika führte[31]. Der Historiker und Ethnologe Bartomeu Melià, selbst Jesuit, führt das letztliche Scheitern der jesuitischen Utopie in Paraguay auf das merkwürdige Zwitterwesen der Unternehmung zurück: Zum einen verkörperten die Missionssiedlungen eine antikoloniale Utopie, betonten den Kontrast zur Kolonialgesellschaft und ihre Unabhängigkeit vom kolonialen System; zum andern wagten die Jesuiten jedoch nicht, den Staat von Grund auf zu verändern, sie traten also nicht wirklich aus dem Kolonialsystem heraus[32]. Vielmehr trugen sie durch die Reduktionen sogar zur Pazifikation kriegerischer Indianergruppen bei, erschlossen neue Territorien und bereiteten damit der kolonialen Expansion letztlich den Weg[33]. So blieb auch das jesuitische Projekt eine utopische Insel in Raum und Zeit.

IV. Amerikanische Utopien

Eine amerikanische Utopia tritt uns in den 1609 erstmals publizierten *Comentarios Reales,* den „Wahrhaften Kommentaren" des Inca Garcilaso de la Vega (1539 – 1615) entgegen[34]. Als Sohn eines spanischen Conquistadors und einer Inka-Prinzessin, übernahm der Inca Garcilaso in diesem Buch die Rolle eines Vermittlers und Übersetzers zwischen der Kultur der Inka und derjenigen der Spanier[35].

---

31 Vgl. hierzu *S. Cro,* Las reducciones jesuíticas (Anm. 7), 42 – 49. *S. Cro* zeigt den Einfluß Voltaires und die Gegenposition auf, die bedeutende Vertreter der spanischen Aufklärung zu den Jesuiten einnahmen. Die Prinzipien, die als Grundpfeiler der Reduktionen dienen sollten, repräsentierten für Campomanes und ähnlich gesinnte Aufklärer ein Relikt der Vergangenheit und das genaue Gegenbild der von ihnen verfolgten Politik. Sie interpretierten das jesuitische Programm in negativer Weise als Versuch, die Einheit des weltlichen und geistlichen Regiments in der Hand eines Priesters zu konzentrieren, eine Gemein- und Planwirtschaft durchzusetzen, um individuellen Profit und Privateigentum auszuschalten und betrachteten es ferner als Ziel der Jesuiten, die Unterordnung der Vernunft unter den Glauben zu propagieren (ib. 42). Campomanes verurteilte insbesondere die wirtschaftliche Organisation der Reduktionen, die seiner Überzeugung von der großen Bedeutung privater Vermögen für die Wirtschaftskraft eines Landes diametral entgegenlief (ib. 47).

32 Zitiert in *Augusto Roa Bastos,* Entre lo temporal y lo eterno – Prólogo, in: Tentación de la utopía: La misiones jesuíticas del Paraguay, hrsg. v. Jean-Paul Duviols und Rubén Bareiro Saguier, Barcelona 1991, 9 – 37, 29.

33 Auf diese Funktion der Jesuitenmissionen verweist ausdrücklich auch *H. Schindler* (Equestrian and Non-Equestrian Indians (Anm. 30), 458 – 460).

34 Der Titel ist zweideutig und könnte auch „Königliche Kommentare" heißen, denn für Garcilaso waren die Inka-Herrscher schließlich Könige oder sogar Kaiser (*emperadores*). Zur Diskussion über den Titel s. *Iris Gareis* (Die Geschichte der Anderen. Zur Ethnohistorie am Beispiel Perus (1532 – 1700), Berlin 2003, 71) mit weiteren Quellenangaben.

35 *Inca Garcilaso de la Vega,* Comentarios Reales de los Incas, hrsg. v. Carlos Araníbar, Lima 1991, 4 – 5. Seine Stellung zwischen beiden Kulturen demonstrierte er bereits mit dem von ihm angenommenen Namen Inca Garcilaso de la Vega. Ursprüng-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sein Anliegen, die *Comentarios Reales* zu schreiben, war nach eigenem Bekunden vor allem dem Wunsch entsprungen, Mißverständnisse auszuräumen, die durch die Unkenntnis europäischer Autoren über die Inka in Umlauf gekommen waren. Vor allem wandte er sich gegen die Darstellung der Inka-Herrschaft als Tyrannei. Nach damaliger Auffassung hätten die Inka damit ihr natürliches Recht verwirkt, über die Andenvölker zu herrschen. Diese von Vizekönig Francisco de Toledo vertretene These sollte die spanische Kolonialherrschaft in Peru rechtfertigen[36].

In Garcilasos *Comentarios* waren die Inka nicht nur die legitimen Herrscher über das Andengebiet, sondern darüber hinaus erfüllten sie durch ihr zivilisatorisches Werk eine wichtige Aufgabe, denn sie bereiteten der spanischen Kolonisation überhaupt erst den Weg. Ihre weise Gesetzgebung und gute Regierung, die Abschaffung der Menschen-Opfer und barbarischen Sitten, die bei anderen Andenvölkern verbreitet waren, die Einführung einer monotheistischen Religion usw., all dies qualifizierte sie als Instrumente der göttlichen Vorsehung, um die Indianer auf das Christentum vorzubereiten. Dazu kam noch, daß die Inka über das größte vorkoloniale Reich Amerikas herrschten. So trugen auch die Eroberungen der Inka nach Ankunft der Spanier zur schnelleren und einfacheren Evangelisierung der autochthonen Bevölkerung bei und wurden von Garcilaso deshalb ebenfalls als Werk der Vorsehung betrachtet[37]. Seine literarische Utopie vom Goldenen Zeitalter der Inka-Herrschaft, die von der göttlichen Vorsehung als Wegbereiter der Christianisierung eingerichtet wurde, verarbeitet auf subtile Weise die Lehren seiner Zeit über die Legitimation von Herrschaft, die gute Regierung, die Pflichten des gerechten Monarchen gegenüber seinem Volk und das ideale Staatswesen.

Als Garcilaso seine *Wahrhaften Kommentare* zum Inkastaat verfaßte, war das Imperium der Inka schon lange untergegangen und gehörte unweigerlich der Vergangenheit an. Doch legte der Inca Garcilaso in seiner „Geschichte Perus" (*Historia General del Perú* [1617]) einem altgedienten Kämpfer und späteren Rebellen gegen die Krone einen in die Zukunft weisenden utopischen Gedanken in den Mund, der im 18. Jahrhundert neue Aktualität erlangen sollte: Als einzigen Ausweg aus den unaufhörlichen Bürgerkriegen in der jungen Kolonie sollten Inkas und spanische Conquistadoren sich verbünden und ein von Spanien unabhängiges Reich errich-

---

lich hieß er Gómez Suárez de Figueroa (*D. Brading,* Orbe Indiano (Anm. 12), 283–284; *I. Gareis,* Die Geschichte (Anm. 34), 70–71).

36 Vgl. dazu *D. Brading,* Orbe Indiano (Anm. 12), 163–164; *I. Gareis,* Die Geschichte (Anm. 34), 69–70.

37 *Inca Garcilaso de la Vega,* Comentarios (Anm. 35), Lib.I Cap.XV., 39. Vgl. dazu auch: *Pierre Duviols,* The Inca Garcilaso de la Vega Humanist Interpreter of the Inca Religion, in: Diogenes 47 (1964), 36–52) und *D. Brading,* Orbe Indiano (Anm. 12), 299.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ten[38]. Nach einer Neuauflage der *Comentarios* zu Beginn des 18. Jahrhunderts erlebten die Inka unter Intellektuellen Perus eine Renaissance[39]. Die Verklärung der Inka zu idealen Herrschern mündete in zahlreiche Aufstände gegen die spanische Krone, zuletzt 1780 in die große Rebellion des Inka Tupac Amaru II. (José Gabriel Condorcanqui). Beinahe beendeten seine Truppen die spanische Kolonialherrschaft schon vierzig Jahre vor den Unabhängigkeitskriegen, scheiterten letztlich aber vor allem an der Uneinigkeit der indianischen Verbündeten[40].

V. Résumé

Rekapitulieren wir abschließend in großen Zügen, auf welche Weise Utopie und Expansion in der spanischen Kolonisation Amerikas miteinander in Beziehung traten:

Zu Beginn der expansiven Phase suchte man Utopia außerhalb der damals bekannten Welt, weshalb utopische Ideen in Verbindung mit Mythen und Heilserwartungen als Triebfedern für die Entdeckung und Eroberung Amerikas wirkten. Schon bald projizierten die Eroberer ihre europäischen mythischen Vorstellungen und literarischen Utopien auf Amerika. Als Ort fremder und wundersamer Verhältnisse schien der neue Kontinent mehr Raum für utopische Entwürfe zu bieten als die Alte Welt. In einer zweiten Phase versuchten die europäischen Kolonisatoren daher, Utopia in Amerika Wirklichkeit werden zu lassen. Allerdings basierten die utopischen Projekte, die man in Amerika zu realisieren versuchte, auf europäischen Ideen. So orientierten sich die Modellsiedlungen Vasco de Quirogas in Mexiko an der *Utopia* des Thomas Morus sowie an der spanischen Tradition der monastischen Utopie[41]. Die meisten Projekte dieser Art konzentrierten die Indianer

---

38 Paraphrasiert in *D. Brading,* Orbe Indiano (Anm. 12), 299.

39 *Alberto Flores Galindo* (Buscando un Inca: Identidad y utopía en los Andes, Lima 1988 (3. Aufl., 1. Aufl. 1986), 51–52) führt 17 Editionen des Werks von Garcilaso im 17. und 18. Jh. an. *Scarlett O'Phelan Godoy* (La gran rebelión en los Andes. De Túpac Amaru a Túpac Catari, (Archivos de Historia Andina, 20), Lima, 1995, 110) verweist ebenfalls auf die Bedeutung der Schrift Garcilasos für die allgemeine Inka-Begeisterung unter der indigenen Elite des 18. Jh., die sich auch in den Aussagen der Aufständischen widerspiegelt.

40 Vgl. hierzu mit weiteren Quellenangaben: *Iris Gareis,* República de indios – República de españoles. Reinterpretación actual de conceptos andinos coloniales, in: Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas 30 (1993), 259–277; in deutscher Version: *Eadem,* ‚República de indios' – ‚República de españoles'. Zur Relevanz kolonialzeitlicher Begriffe im heutigen Peru, in: Münchner Beiträge zur Völkerkunde 3 (1990), 203–218, hier 209–211; s. außerdem *A. Flores Galindo,* Buscando (Anm. 39), 123–124; *S. O'Phelan Godoy,* La gran rebelión (Anm. 39), 105–114, 134–137, 188 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Region in nach außen abgeschlossenen Siedlungen, den sogenannten Reduktionen, deren bekannteste die Jesuitenmissionen in Paraguay waren. Ziel der Reduktionsgründungen war es, ein ideales Gemeinwesen zu schaffen, das die Christianisierung der Indianer fördern sollte, um schließlich die große Utopie der universalen Christenheit zu ermöglichen. Voraussetzung der utopischen Siedlungsprojekte war zwar der postulierte Naturzustand der Indianer, die von den negativen Folgen der Zivilisation noch unbeleckt und daher als formbar galten, doch beinhaltete das Leben in den Reduktionen tiefgreifende Veränderungen in allen Bereichen der indianischen Gesellschaften, die gewollt oder ungewollt die Kolonialisierung Amerikas förderten. Alle utopischen Siedlungsprojekte dieser Art standen somit nicht nur in unmittelbarem Zusammenhang zur europäischen Expansion, sondern unterstützten sie sogar.

In der Folge verbanden sich die europäischen Ideen über ideale Gemeinwesen und Heilserwartungen in einer dritten Phase mit verwandten indigenen Traditionen zu neuen amerikanischen Utopien, die in der überwiegenden Zahl konkrete Versuche darstellen, bestimmte utopische Entwürfe zu realisieren[42]. Obgleich europäische utopische Ideen als Katalysatoren und Inspirationsquellen dienten, stellten die amerikanischen Utopien in vielen Fällen dennoch eine kritische Auseinandersetzung mit der europäischen Expansion dar. Unter den zahlreichen utopischen Vorstellungen und Realisierungsversuchen, die von indigenen und kolonialen Amerikanern ersonnen und teilweise ins Werk gesetzt wurden, entwirft die literarische Utopie

---

41 Es verwundert nicht, daß explizite Berufungen auf die *Utopia* des Thomas Morus wie noch bei Vasco de Quiroga nach 1583 fehlen, da das Werk in diesem Jahr auf dem Index der Inquisition verzeichnet wurde, obgleich der Großinquisitor Gaspar de Quiroga den Autor als „vir alius pius et catholicus" bezeichnete. Als Grund für das Verbot nannte die spanische Einleitung zum Index die Möglichkeit, daß die *Utopia* mißverstanden werden könnte (*Henry Kamen,* Inquisition and Society in Spain in the sixteenth and seventeenth centuries, London 1985, 84; *Jean Vilar,* Vers Campanella: substituts pragmatiques espagnols à quelques fonctions utopiques fondamentales, in: Las utopías en el mundo hispánico. Actas del coloquio celebrado en la Casa de Velásquez. Les Utopies dans le Monde Hispanique. Actes du colloque tenu à la Casa de Velásquez, 24/26-XI-1988, hrsg. v. Jean-Pierre Étienvre, Madrid 1990, 191–204, hier 191). Erst 1637 kam eine allerdings zensierte Übersetzung der *Utopia* in Spanien heraus (*Michel Cavillac,* Le regard de l'utopiste: les métamorphoses de l'atalaya dans l'imaginaire du Siècle d'Or, in: Las utopías en el mundo hispánico. Actas del coloquio celebrado en la Casa de Velásquez. Les Utopies dans le Monde Hispanique. Actes du colloque tenu à la Casa de Velásquez, 24/26-XI-1988, hrsg. v. Jean-Pierre Étienvre, Madrid 1990, 141–156, hier 141–142).

42 Einen Überblick zu entsprechenden Bewegungen in Mexiko von der frühen Kolonialzeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gibt *Alicia M. Barabas,* Utopías indias. Movimientos sociorreligiosos en México, México et al. 1987. Zum Andengebiet s. *I. Gareis,* República de indios (Anm. 40) und *Scarlett O'Phelan Godoy,* Un siglo de rebeliones anticoloniales. Perú y Bolivia, 1700–1783 (Archivos de Historia Andina, 9), Cusco 1988.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

des Inca Garcilaso de la Vega in der Beschreibung eines (fast) idealen vorkolonialen Staatswesens ein Gegenbild zur europäischen Utopie. Seine „Utopia" hatte, im Unterschied zum europäischen Vorbild, dem „Nicht-Ort" von Thomas Morus, wirklich einmal existiert, war jedoch im Zuge der europäischen Expansion zerstört worden. Inca Garcilasos Darstellung eines Goldenen Zeitalters unter der vormaligen Inka-Herrschaft kann daher unter anderem als Kolonialismuskritik gelesen werden. Somit weist seine scheinbar „rückwärtsgewandte Utopie" auch durchaus in die Zukunft und inspirierte utopische Programme bis in die Gegenwart.

Im Rahmen der europäischen Expansion veränderte sich die Interpretation des Utopie-Begriffs. Mit der Eroberung und Kolonisation des amerikanischen Kontinents nahmen die phantastischen Elemente der frühneuzeitlichen spanischen Vorstellung von Utopie allmählich ab und machten der Auffassung Platz, daß mit geeigneten Programmen ein ideales menschliches Gemeinwesen durchaus möglich wäre und insbesondere die spanische Utopie der universalen Christenheit in die Realität umgesetzt werden könnte. Der Glaube an die Durchführbarkeit utopischer Projekte kennzeichnete auch die großen indigenen Protestbewegungen des 18. Jahrhunderts und die Emanzipationsbestrebungen des 19. Jahrhunderts, allerdings hatten die Aufständischen eine andere Vorstellung von Utopia entwickelt, die sich in der Kritik an der europäischen Herrschaft über die „Neue Welt" konzentrierte.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Horizonterweiterung? Niederländische Landschaft in Brasilien

Von Tanja Michalsky

Der Haarlemer Maler Frans Post (1612–1680) malte während seines Aufenthaltes in der brasilianischen Provinz Pernambuco (ca. 1638–44), einer damals von den Niederlanden unter dem Gouverneur Johann Moritz von Nassau-Siegen regierten Kolonie, eine Reihe von Landschaftsbildern, deren kolonialistische Botschaft erst in allerjüngster Zeit – bezeichnenderweise in Nordamerika und Brasilien – die Aufmerksamkeit der kunsthistorischen Forschung erhielt[1]. In Europa hingegen, wo der Großteil dieser Bilder aufbewahrt wird, hat sich bislang eine eher unpolitische Interpretation im Sinne einer den Errungenschaften der Frühen Neuzeit angemessenen objektiven Darstellung Brasiliens gehalten, die als großer Fortschritt gegenüber den phantastischen Amerika-Bildern des 16. Jahrhunderts angesehen wird[2]. Vor der im Mittelpunkt dieses Beitrages stehenden neuen Betrach-

---

1 Vgl. *Leslie Ann Blacksberg,* In Context: ‚Village of Olinda, Brazil' by Frans Post, in: Bulletin, annual report Elvehjem Museum of Modern Art, Madison (1995–97) 1998, 83–94; *Beatriz e Pedro Corrêa do Lago,* Os Quadros de Post ‚Pintado no Brasil', in: O Brasil e os Holandeses, 1630–1654, hrsg.v. Paolo Herkenhoff, Rio de Janeiro 1999, 239–267; *Luis Pérez Oramas,* Frans Post, invenção e „aura" da paisagen, in: ebd. 218–237; *ders.*, Landscape and foundation: Frans Post and the invention of the American landscape, in: XXIV Bienal de Sao Paolo. Núcleo historico: Antropofagia e Histórias de Canibalismo, Sao Paolo 1998, 107–110; *Jean Galard,* The distant view", in: O olhar distante. The distant view. Mostra do edescobrimento. Brasil 500 é mais. Katalog der Ausstellung, Sao Paulo 2000, 36–63.

2 Die älteren Standardwerke zu Frans Post sind: *Joau Sousa Leão,* Frans Post, Rio de Janeiro 1937; *ders.*, Frans Post in Brazil, in: Burlington Magazine 80 (1942), 59–61; *Erik Larsen,* Frans Post. Interprète du Brésil, Amsterdam – Rio de Janeiro 1962 (Larsen verbindet Posts Werke sogar mit der Naturkonzeption von Descartes, vgl. Kap. IV; zu den frühen Werken, die in Brasilien entstanden vgl. Kap. V., 94–100; zum Stil 135–140. Larsen argumentiert mit der später zurecht oft kritisierten These, Post habe ein Fernglas umgedreht, um so die Verkürzungen und Komprimierungen im Bild zu erreichen, (s. die Entgegnung von *Peter J. P. Whitehead,* Frans Post and the reversed Galilean telescop, in: Burlington Magazine 128 (1986), 805–807). Einige Ergänzungen und Bemerkungen zur Definition des Œuvres bietet *ders.*, Frans Post (1612–1680) Original. Falsifications. Erraneous Attributions, in: Pantheon 58 (2000) 90–102. Larsen betont hier zwar stärker den Bedarf der Auftraggeber an exotischen Bildern (93 f.), aber er bleibt bei der These, Post habe die ergreifende Schönheit des fremden Landes exakt wiedergegeben „He ... pruned the images to their intrinsic

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

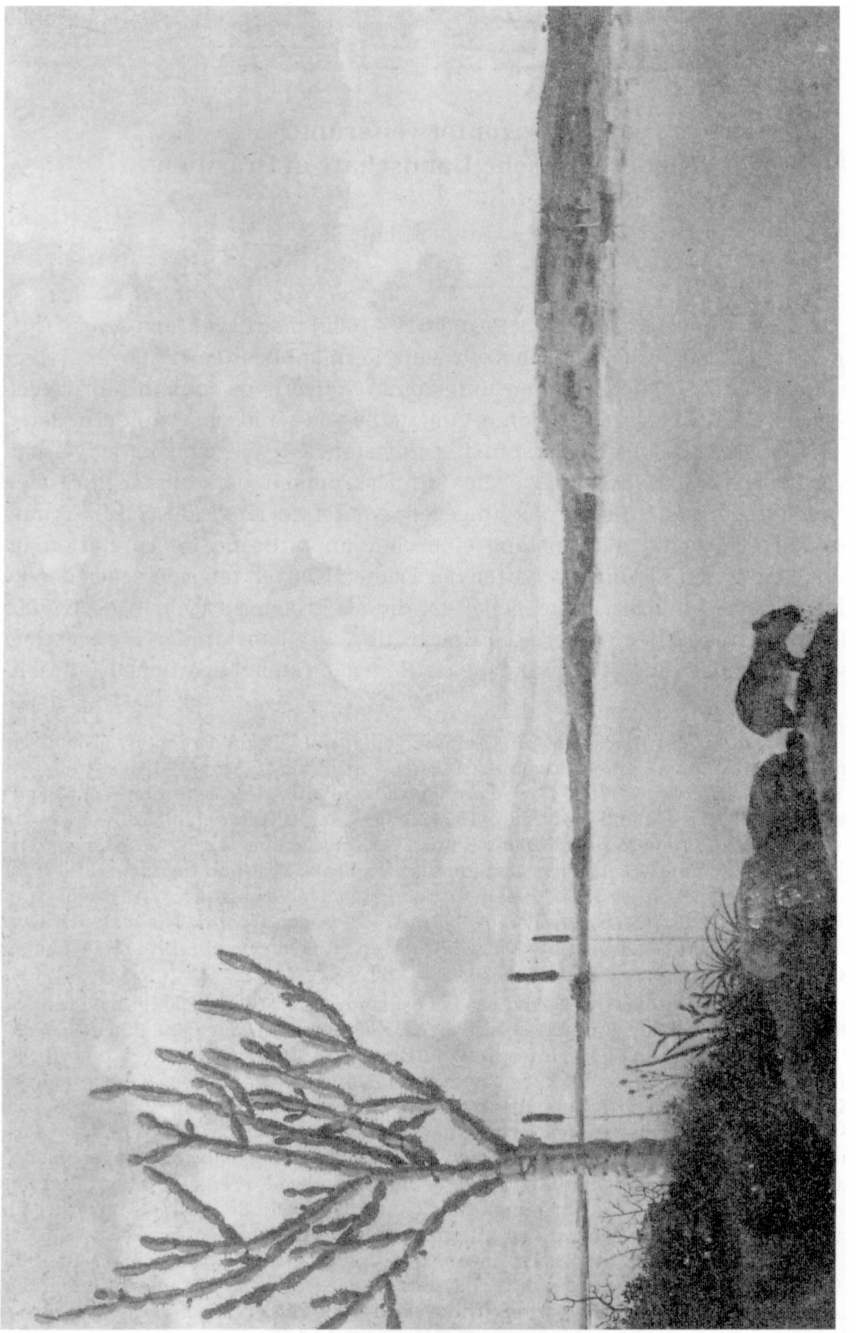


Abb. 1: Frans Post: São Francisco, Paris, Louvre (1638)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tung der Bilder, die die Spuren des Kolonialismus nicht nur ikonographisch, sondern auch strukturell herausarbeiten soll, eine kurze Erklärung zur gängigen Deutung:

Im Vergleich von Posts Anblick des São Francisco-Flusses mit dem Fort Maurits von 1638 (Abb. 1) und Jan Mostaerts „Westindischer Landschaft" (Abb. 2), deren Datierung zwischen 1520 und 1540 schwankt[3], läßt sich erklären, warum Post als Pionier einer vermeintlich realistischen Darstellung von Brasilien gilt: Das phantastische Felsungeheuer Mostaerts, vor dem sich der Kampf zwischen nackten Indianern und gerüsteten Spaniern abspielt, hat offensichtlich wenig mit den geographischen Gegebenheiten Südamerikas (bzw. Mexikos) zu tun[4], sondern erklärt sich aus den ihrerseits exotischen Alpenbildern des 16. Jahrhunderts. Eine möglichst bizarre Landschaft, die die historischen Erwartungen des Fremden bedient, bietet die Kulisse für jenen brutalen Eroberungskampf, der bei den (zunächst) nicht beteiligten Nationen sehr wohl als solcher gesehen und angeprangert wurde. Wenige solcher Darstellungen, deren Landschaft in manieristischer Tradition steht, sind als Ölbilder erhalten, sehr viele wurden aber noch lange in der Druckgrafik verbreitet, und Mostaerts Fassung kann als repräsentativ für die Darstellungsmodi noch bis zum Beginn des 17. Jh. gelten. Allein an

---

distinctive qualities, thus conveying the quintessence of this exotic land" (93). Weitere Bilderfunde publizierte *Larsen* in: Neu entdeckte Brasilien-Bilder von Frans Post, Abraham Willaerts und Gillis Peeters I., in: Weltkunst 72 (2002), 162–164, u. 936–937. Vgl. die frühe Kritik an der Betonung der wissenschaftlichen Beschreibung in den Werken von Frans Post, die die Etablierung neuer Idyllen im harten Land übersehe, bei *David Freedberg,* Science, Commerce, and Art: Neglected Topics at the Junction of History and Art History", in: Art in History – History in Art. Studies in Seventeenth-Century Dutch Culture, hrsg.v. dems. u. Jan de Vries, Santa Monica 1991, 377–428, bes. 390 ff. Daneben steht die ebenfalls verbreitete Vorstellung, man könne Posts frühe Brasilienbilder auch mit dem naiven Realismus von Rousseau vergleichen, so z. B. in dem Überblickswerk von *Seymour Slive,* Dutch Paintig 1600–1800, New Haven – London, 192.

3 Vgl. dazu ausführlich *Benjamin Schmidt,* Innocence Abroad. The Dutch Imagination and the New World, 1570–1670 , Cambridge 2001, 1–5 u. 60–65, mit ält. Lit., von der hervorzuheben ist: *Eric Larsen,* Once more Jan Mostaerts West-Indian Landscape, in: Mélanges d'archéologiques et d'historie de l'art, offerts a Prof. Jacques Lavalleye, Löwen 1970, 127–137; *James Snyders,* Jan Mostaert's West Indies Landscape, in: First images of America: the impact of the New World in the Old, hrsg. v. Fredi Chiappelli, Berkeley 1976, 495–502; *Charles D. Cuttler,* Errata in Netherlandish Art: Jan Mostaert's „New World"landscape, in: Simiolus 19 (1989), 191–197.

4 Es ist umstritten, welches Land auf dem Bild dargestellt ist. In mehreren Aufsätzen wurde eine Diskussion darüber geführt, um welches spezifische Ereignis es sich auf dem Bild handelt (*R. van Luttervelt,* Jan Mostaert west-indisch landschap, in: Nederlands Kunsthistorisch Jaarboek (1948/49), 105–118) argumentierte für Mexiko, Larsen, Jan Mostaert 1970 (Anm. 3) für Brasilien. An der Behandlung dieser Frage zeigt sich das Problem im Umgang mit derartig exotischen Bildern, die zwar auf einem historischen Hintergrund basieren, wenngleich dieser sich unspezifisch in der Eroberung Amerikas erschöpfen kann.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

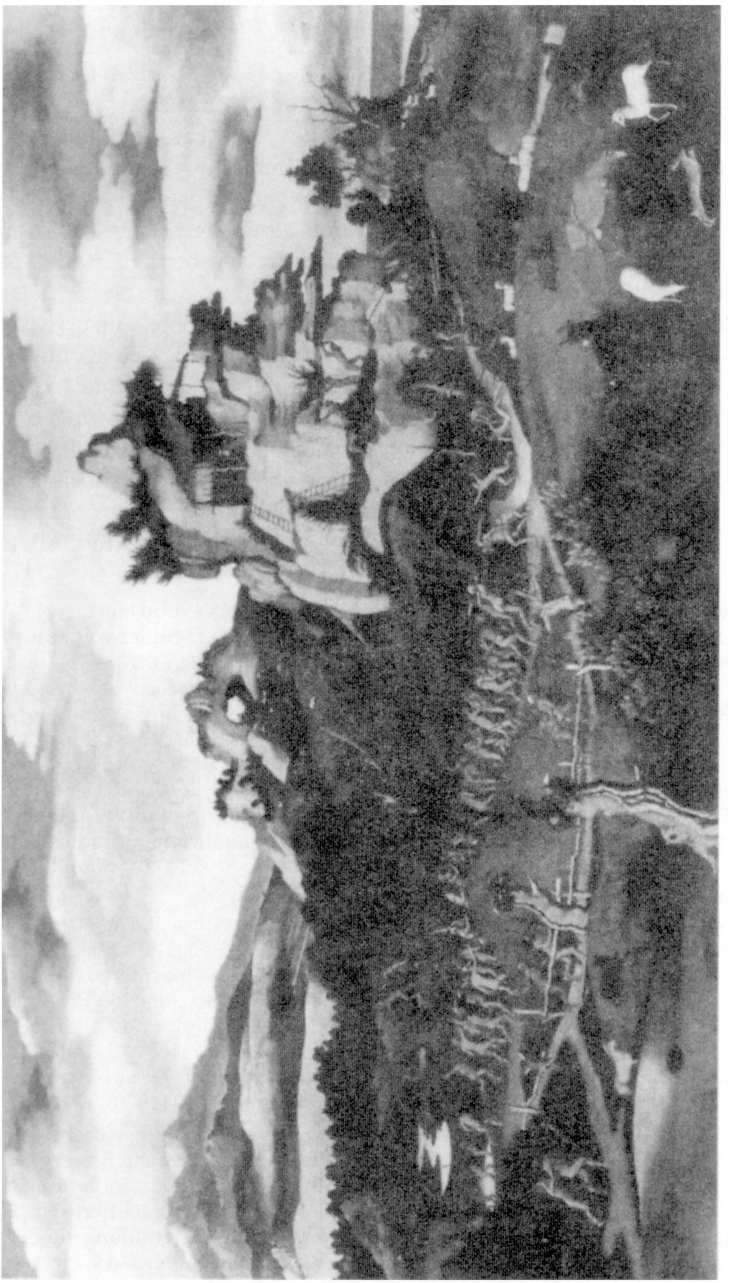


Abb. 2: Jan Mostaert: Westindische Landschaft, Haarlem, Frans Hals-Museum (ca. 1530)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ihnen entzündete sich die Diskussion über den von europäischen Formeln generierten Blick auf das Fremde[5]. Die Ansichten Posts hingegen erschienen den meisten Interpreten wie befreit von jenen Formeln – höchstens noch den Strömungen der ebenfalls als realistisch eingestuften niederländischen Landschaftsmalerei seiner Zeit geschuldet[6].

Erstaunlicherweise fiel Post bald nach seiner Rückkehr aus Brasilien ebenfalls wieder in einen veralteten, dem Manierismus und Exotismus geschuldeten Darstellungsmodus zurück – ein Umstand, der seinerseits den Mythos der Augenzeugenschaft in den Bildern der Brasilien-Zeit genährt hat[7]. Als Beispiel seien die „Ruinen der Kathedrale von Olinda" (Abb. 3) herausgegriffen, die 1662 entstanden sind und sich heute im Rijksmuseum in Amsterdam befinden[8]. Wenngleich ähnlich komponiert, werden doch auf Anhieb die Unterschiede beider Bilder deutlich. Das mit 62 × 95 cm erheblich kleinere und als besonders wirklichkeitsgetreue Studie angesehene Bild

---

5 *Michael. T. Ryan,* Assimilating New Worlds in the Sixteenth and Seventeenth Centuries, in: Comparative studies in society and history 23,4 (1981), 519–538. *Hildegard Frübis,* Die Wirklichkeit des Fremden. Die Darstellung der Neuen Welt im 16. Jahrhundert, Berlin 1995, hat die von den Bildern der frühen Entdecker geprägten Vorstellungen des fremden Amerika und seiner Bewohner untersucht. Die wirtschaftliche Lage und der konkrete Austausch mit Amerika stellt sich im 17. Jahrhundert aber bereits anders da, da die Erschließung von Bodenschätzen und Handel längst in den Vordergrund der Wahrnehmung getreten sind. Vgl. auch *Joaneath Spicer,* A Pictorial Vocabulary of Otherness. Roelandt Saverij, Adam Willarts, and the Representation of Foreign Coasts, in: Natuur en landschap in de nederlandse kunst 1500–1850 / Nature and landscape in netherlandish art 1500–1800, hrsg, v. Reindert Falkenburg u. a., (= Nederlands Kunsthistorisch Jaarboek 48) Zwolle 1998, 23–51; sowie *Hugh Honour,* Science and exotism. The European Artist and the Non-European World before Johan Maurits, in: Johann Maurits von Nassau-Siegen, 1604–1679: A Humanist Prince in Europe and Brazil: Essays on the Occasion of the Tercentenary of His Death, hrsg. v. Ernst van den Boogaart, Den Haag 1979, 269–295.

6 Immer wieder werden die Haarlemer Schule, sowie Jacob van Ruisdael und Philips Koninck als Zeugen für die getreue Panoramalandschaft genannt, s. *Larsen,* Post 1962 (Anm. 2), S. 63–74. Zu der seit *Svetlana Alpers* Buch The Art of Decribing (1983) ausgelösten Diskussion um den holländischen Realismus s. *Tanja Michalsky,* Landschaft beleben. Zur Inszenierung des Wetters im Dienst des holländischen Realismus, in: Bilderzählungen – Zeitlichkeit im Bild, hrsg. v. Andrea von Huelsen-Esch, Hans Körner und Guido Reuter, Köln Weimar 2003, S. 86–105, mit ält. Lit.

7 *Larsen,* Post 1962 (Anm. 2), Kat. Nr. 65; vgl. auch:, Masters of the 17th-Century Dutch Landscape Painting, hrsg.v. Peter Sutton, Amsterdam u. a. 1987, Kat. Nr. 72; hier auch eine eingehendere Diskussion der politischen und wirtschaftlichen Bedeutungsebenen des Bildes.

8 *Larsen,* Post 1962 (Anm. 2), Kat. Nr. 4; vgl. auch Sutton *Masters* 1987 (Anm. 7), Kat. Nr. 71; Vier der frühen Werke von Post befinden sich heute im Louvre, weil sie Teil eines Geschenks von Johann Moritz von Nassau Siegen an Ludwig XIV. waren, vgl. *Gerhard Th. Lemmens,* Die Schenkung an Ludwig XIV. und die Auflösung der brasilianischen Sammlung des Johann Maurits 1652–1679, in: Soweit der Erdkreis reicht. Johann Moritz von Nassau-Siegen. 1604–1679. Katalog der Ausstellung im Städtischen Museum Haus Koekkoek Kleve, Kleve 1979, 265–293.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

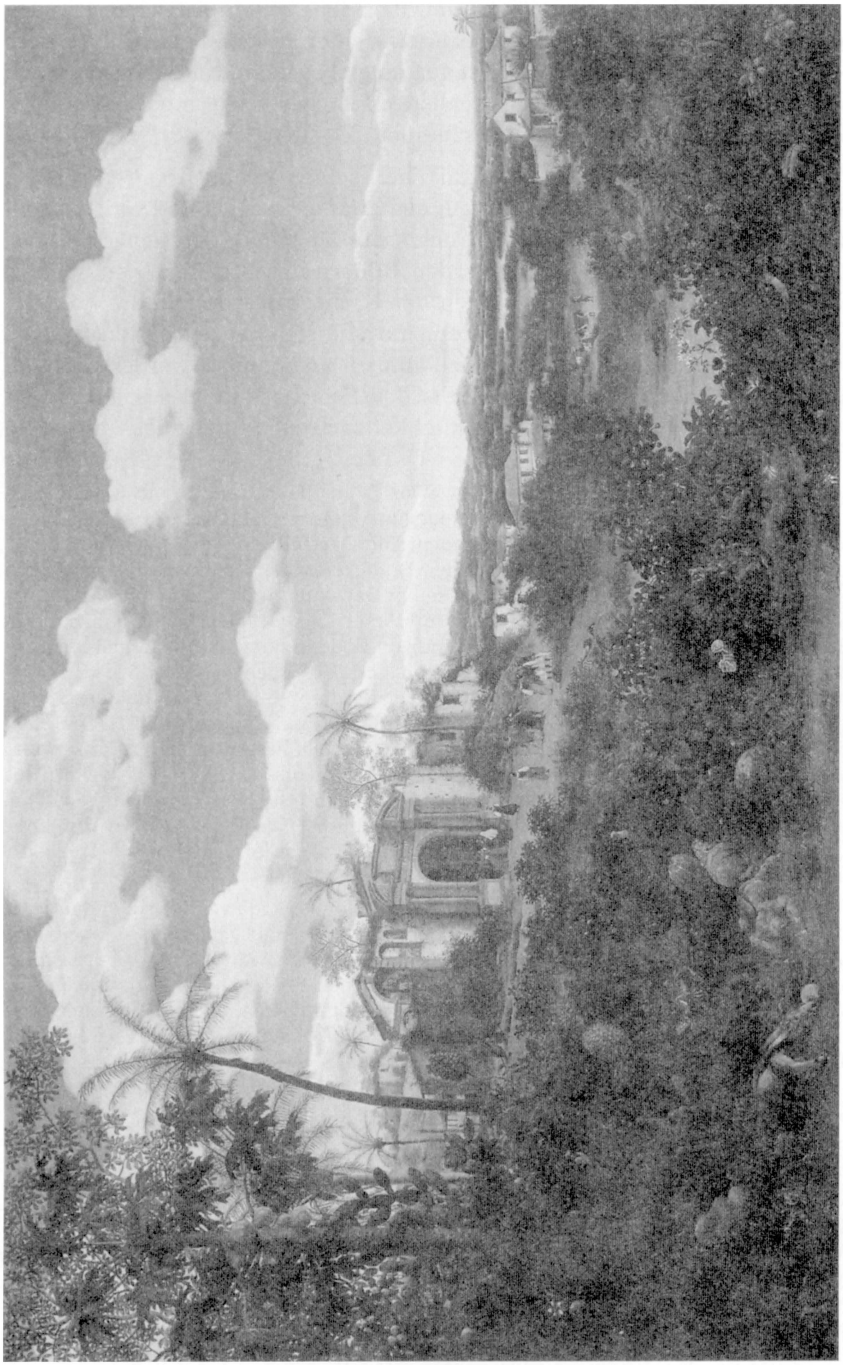


Abb. 3: Frans Post: Ruinen der Kathedrale von Olinda, Amsterdam, Rijksmuseum (1662)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wirkt aufgrund seiner tonigen Farbigkeit, des nah herangerückten, riesigen Flusses, des Verzichtes auf zu üppige Details und der am gegenüberliegenden Ufer nur mühsam zu ahnenden Bauten so, als würde es sich ganz auf die fremde und ruhige Atmosphäre konzentrieren, so als habe der Maler das auffällige exotische Tier zwar später im Atelier hinzugesetzt, aber doch so, als habe er ein solches einmal mit eigenen Augen gesehen und habe es in die ihm zugehörige Vegetation eingebaut. Trotz des Schiffes und der kleinen Bauten scheint die Natur unberührt, scheint es sich bei der Art der Darstellung um ein neutral aufzeichnendes Verfahren aus einer lediglich konventionell gewählten Perspektive zu handeln.

Bei den großformatigen Ruinen von Olinda (107 × 172 cm) hingegen ist die farbliche Abfolge der Bildgründe mit braun-grün-blau topisch, und das helle Sonnenlicht am blauen Himmel mit den hochliegenden Cumuluswolken erscheint als Ausdruck des verklärenden Rückblickes auf das nunmehr bereits vergangene Reich im Westen, dessen ehemals blühende Bauten nach dem Abzug der Niederländer langsam aber sicher wieder von der tropischen Pflanzenwelt erobert werden. Der raumgreifende Vordergrund ist in enzyklopädischer Vielfalt mit exotischen Tieren gefüllt, die sich an nicht minder exotischen Früchten laben. Die antik scheinenden Ruinen rechts im Mittelgrund lassen sich da leicht als Reminiszenz an ein früh verlorenes Arkadien deuten, und die schwarzafrikanischen Sklaven stellten für die zeitgenössischen Betrachter keineswegs eine Irritation dar, sondern gehörten vielmehr zum etablierten Bild der Kolonie[9].

Anhand dieser Gegenüberstellung läßt sich erklären, warum das späte Werk als nostalgische Idealisierung bewertet wird und das frühe, offensichtlich anders gestaltete, dementsprechend als Dokument der Augenzeugenschaft eines Künstlers, der zu keinem anderen Zweck mitgenommen worden war als dem, die ‚Neue Welt' in seinem angestammten Medium festzuhalten. Bedenkt man allerdings, daß selbst in den spät gemalten Ruinen der katholischen Kirche von Olinda nach jüngster Deutung auch ein Seitenhieb auf die zuhause längst besiegten Spanier angelegt ist, Ruinen darüber hinaus im damaligen kollektiven Gedächtnis ebenfalls eher die heimischen Kampfschauplätze aufrufen, so wird die Notwendigkeit der konkreten Kontextualisierung dieser Landschaften deutlich[10]. Abgesehen davon dürfte in-

[9] Zum Sklavenhandel der Niederländer, der aufgrund der benötigten Arbeitskräfte in großem Stil betrieben wurde, und den nötigen Angriffen auf portugiesische Standpunkte an der afrikanischen Goldküste s. *C.R. Boxer,* The Dutch in Brazil, 1624–1654, Oxford 1957, 82 ff. Auch Viktoria Schmidt-Linsenhoff, Rhetorik der Hautfarben. Albert Eckhouts Brasilien-Bilder, in: Berichten, Erzählen, Beherrschen. Wahrnehmung und Repräsentation in der frühen Kolonialgeschichte Europas, hrsg.v. Susanna Burghartz, Maike Christadler u. Dorothea Nolde (= Zeitsprünge, 7, Heft 2/3) Frankfurt 2003, 285–314, bes. 296 ff., wies auf das Verharmlosen der Zwangsarbeit in den Bildern hin.

[10] Vgl. zu den Ansichten von Olinda zuletzt *Blacksberg,* Olinda 1998 (Anm. 1).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zwischen Konsens darüber herrschen, daß jedweder Teil der Welt – gleich in welchem Medium – nicht einfach getreu oder objektiv dargestellt werden kann, sondern daß auch noch so harmlos wirkende Landschaftsbilder Strategien kultureller Selbstprofilierung verfolgen, die mindestens ebensoviel über ihren Urheber und Auftraggeber aussagen wie über den Gegenstand der Darstellung.

Ziel meiner folgenden Analyse ist es, über das Konstatieren des kolonialistischen Blicks hinaus die in den Bildern generierte Bedeutung der dargestellten Orte für die Imagination der Niederländer herauszuarbeiten. Dabei gilt es – abgesehen von der den mühsam eroberten Orten anhaftenden historischen Bedeutung – jene Bildstrategien aufzuzeigen, die die eigene Erfahrung, sowie die Besetzung und scheinbar friedliche Nutzbarmachung eines fremden, fruchtbaren Landes zum Thema haben. Es geht hier nämlich ganz bewußt, aber nur an der Oberfläche, um die wirklichkeitsgetreue Darstellung eines Landes, das auf den ersten, von historischem Vorwissen unbeeinflußten Blick lediglich natürliche Grenzen, exotische Pflanzen und Tiere, sowie Sklaven, Indianer und Kolonialisten kennt. Es geht unterschwellig aber vielmehr um Bilder eines Landes, das sein längst ausgeworfenes, gut geknüpftes Netz der protoindustriellen, fortifikatorischen und kulturellen Beherrschung weder verbergen kann noch will. Die Bilder – so die These – überhöhen die europäische Bemächtigung dadurch, daß sie das Fremde, bzw. Exotische als solches zur Schau stellen und gerade damit seine Ergreifung legitimieren. Letztlich arbeiten sie an der bekanntlich nicht einzulösenden Vorstellung, (ausgerechnet) die niederländischen Kolonialisten hätten das Fremde als Fremdes erkannt, bewahrt und zugleich beherrscht und genutzt[11]. Den Titel „The distant view" der Ausstellung in Sao Paolo von 2000 aufgreifend[12], lautet meine Frage an die Bilder, wie ihr Wechselspiel von Distanz und legitimer Aneignung die koloniale Expansion visuell konfiguriert, wie der in ihnen angelegte Blick Ferne bzw. Fremde und Verständnis miteinander verbindet.

In diesem Rahmen auf die jüngste Diskussion des ‚Fremden' in den Kulturwissenschaften einzugehen, würde zuweit führen. Nur soviel: Es versteht sich, daß Fremd- und Selbstwahrnehmung einander bedingen, daß Alteritätserfahrung zugleich Selbstversicherung bedeutet. Die Art, wie die Holländer ihre Kolonie in Brasilien darstellen, ist daher notwendigerweise in der tradierten Vorstellung von Landschaft begründet, die sie dennoch zu transzendieren suchen, um das Neue als Neues einzufangen[13]. Wie Kultur-

11 Vgl. dazu *Claude Lévi-Strauss,* Tristes tropiques, Paris 1955; *Clifford Geertz:* Aus der Perspektive des Eingeborenen. Zum Problem des ethnologischen Verstehens, in: *ders.*: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a.M. 1983, 289–309.

12 Vgl. O olhar distante (Anm. 1).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wissenschaftler nunmehr seit einigen Jahrzehnten diskutieren, ist es ein kaum zu lösendes Problem, das Fremde adäquat, also als Fremdes, zu beschreiben, ohne ihm automatisch die eigenen Strukturen einzuprägen[14]. Es kann hier daher auch nicht um einen verspäteten Vorwurf wegen kolonialer Machtansprüche gehen, sondern nur um den Versuch, die kolonialen Aneignungsmuster in den Bildern zu benennen.

Um den historischen Kontext zu skizzieren, müssen zumindest kurz die historischen und geographischen Fakten benannt und ein Bild der Lage an der Nordostküste von Brasilien zwischen 1637 und 1644 (d. h. der Zeit unter Moritz von Nassau) entworfen werden[15].

Brasilien wurde – wie ganz Amerika – von den Küsten her erst langsam erobert. Die Küstenstädte waren die für den Handel mit Brasilholz – später vor allem Tabak und Zucker – wichtigsten Orte. Sie wurden am besten gesichert, und ihre Bevölkerung wuchs am schnellsten[16]. Der Nordosten des südamerikanischen Kontinents war bereits im 16. Jahrhundert von Portugiesen, wie es gemeinhin heißt ‚entdeckt', eingenommen und für den eigenen Bedarf ausgebaut worden. Unter ihrer Herrschaft wurden die sogenannten *donatários* eingerichtet, Verwaltungsbezirke, die ähnlich wie im europäischen Feudalwesen innerhalb der Familie vererbt werden konnten. Zu ihrer Bearbeitung wurden von Beginn an nicht nur Indianer eingesetzt, sondern

---

13 Die hier vorgestellten Überlegungen sind Teil einer größeren Arbeit über „Projektion und Imagination. Konzeptionen der niederländischen Landschaft im Dialog von Geographie und Malerei", in der die technischen und imaginären Modi der Projektion von Land und Natur untersucht werden. Landschaftsbilder erwiesen sich als ebenso ikonographisch konditioniert wie auch als Projektionsräume unterschiedlichster wissenschaftlicher, sozialer und politischer Konzepte.

14 Vgl. die konzise Darstellung der Problematik von *Iris Därmann,* Fremderfahrung und Repräsentation, als Einleitung zu dem gleichnamigen von ihr und Christoph Jamme herausgegebenen Band, Weilerswist 2002, 7–46; sowie eine Bestandsaufnahme aus literaturwissenschaftlicher Perspektive in der Einleitung von *Doris Bachman-Medick* des von ihr herausgegebenen Bandes: Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft, Frankfurt a.M. 1996, 7–65.

15 Vgl. zu Johann Moritz von Nassau Siegen und der kurzen Zeit der holländischen Kolonie in Brasilien: *Boxer* Dutch 1957 (Anm. 9), Kap. III; *Otto Glaser,* Prinz Johann Moritz von Nassau-Siegen und die niederländischen Kolonien in Brasilien, Berlin 1938; die beiden Sammelbände, die zum 300ten Todestag des Gouverneurs publiziert wurden: *Boogaart,* Humanist Prince 1979 (Anm. 4), Kat. Kleve 1979 (Anm. 8); A portrait of Dutch 17th century Brazil. Animals, plants and people by the artists of Johan Maurits of Nassau, hrsg.v. P. J. P. Whitehead / M. Boesman, Amsterdam / Oxford / New York 1989; sowie *Schmidt* Innocence 2001 (Anm. 3), Kap. VI und V, in denen er die Errungenschaften der Niederländer an deren eigener, harscher Kritik an den spanischen Eroberern mißt.

16 Vgl. dazu und zu den folgenden Ausführungen: *Manuel Correia de Andrade,* The socio-economic geography of Dutch Brazil, in: *Boogaart* Humanist Prince 1979 (Anm. 4), 257–268; sowie: Eine kleine Geschichte Brasiliens, hrsg.v. Walther L. Bernecker, Horst Pietschmann u. Rüdiger Zoller, Frankfurt 2000, 11–88.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sklaven aus Afrika eingeführt, womit ein nicht zu unterschätzender Aufwand verbunden war. Zur Landgewinnung für den Zuckerrohranbau waren weitreichende Waldrodungen nötig, zudem mußten Zuckermühlen errichtet werden, die selten mit Wasserenergie, meist mit Vieh betrieben wurden, wozu wiederum Rinderherden gehalten werden mußten.

Unter portugiesischer Herrschaft war Olinda die größte und bedeutendste Stadt der Region. Ein niederländischer Einblattdruck von 1630 (Abb. 4) macht dies deutlich. Er zeigt die Einnahme Olindas, wobei zu bemerken ist, wie sehr das Layout berits den Zoom- und Collagetechniken moderner Nachrichtenbilder ähnelt. Als die Niederländer 1621, also gemessen an der allgemeinen ‚Entdeckung' und Eroberung Südamerikas spät, erst nach dem Ende des zwölfjährigen Waffenstillstandes mit Spanien, die Westindische Kompanie gründeten[17], wurde versucht, den Portugiesen das gerade vorgestellte Gebiet zu entreißen, wozu mehrere Anläufe vonnöten waren, die schließlich doch nur zu einer Herrschaft bis 1654 hinreichte. Viele portugiesische Siedlungen wurden bei der Eroberung zunächst zerstört – insbesondere auch die Stadt Olinda, die in der Folge ihre Position als Verwaltungsstadt an Recife abgeben mußte, das zur neuen Residenz und Hafenstadt ausgebaut wurde und am Ende der holländischen Zeit immerhin 6000 Einwohner zählte[18]. Die Zeit unter Johann Moritz von Nassau Siegen, der von 1637 bis 1644 im Auftrag der Westindischen Kompanie die Regierung der Kolonie übernahm, gilt als Blütephase, da der zupackende Gouverneur nicht nur durch großzügige Kredite die Zuckerwirtschaft ankurbelte und das Herrschaftsgebiet ausdehnte, sondern vor allem, da er das Gebiet um Recife grundlegend neu gestaltete, mehrere Stadtteile nach modernsten Prinzipien anlegen ließ[19] und die, wie man sieht, den Nachruhm am besten sichernde Investition – einen Kreis von Künstlern und Wissenschaftlern mit der Darstellung des Landes beauftragte[20].

---

17 Vgl. *Iohannes de Laet,* Iaerlyck Verhael van de Verrichtinghen der Geoctroyceerde West-Indische Compagnie, 4 Bde., 2. Auflage, Den Haag 1931–37; *Josè Antonio Gonsalves de Mello,* Companhia das Índias Ocidentais, in: *Herkenhoff,* Brasil 1999 (Anm. 1), 42–63.

18 Bereits 1631 beschloß man, sich auf Recife zu konzentrieren, da Olinda als schlecht zu verteidigen galt, allerdings wurden die Urbanisiserungsmaßnahmen erst unter Johann Moritz vollzogen.

19 S. *Erwin Walter Palm, Ü*berlegungen zur Mauritiopolis-Recife, in: Kat. Kleve 1979 (Anm. 8), 25–32; *J.J. Terwen,* The Buildings of Johann Maurits van Nassau, in: Boogaart, Humanist Prince 1979 (Anm. 4), 57 ff.

20 Bald nach Rückkehr des Fürsten wurden folgende, lange für das Bild Brasiliens maßgebliche Werke angefertigt: *Caspar Barlaeus,* Rerum per octennium in Brasilia et alibi nuper gestarum, sub praefectura ... J. Mauriti, Amsterdam 1647; *Willem Piso / Georg Marcgraf,* Historia naturalis Brasilia, Leiden 1648; sowie die Sammlung von Lobgedichten des *Franciscus Plante:* Mauritiados Libri XII. Hoc est: Rerum ab illustrissimo heroe Ioanne Mauritio, comite Nassoviae &c. In Occidentali India gestarum descriptio poetica, Leiden 1647. Vgl. dazu *Rüdiger Joppien,* The Dutch Vision of

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

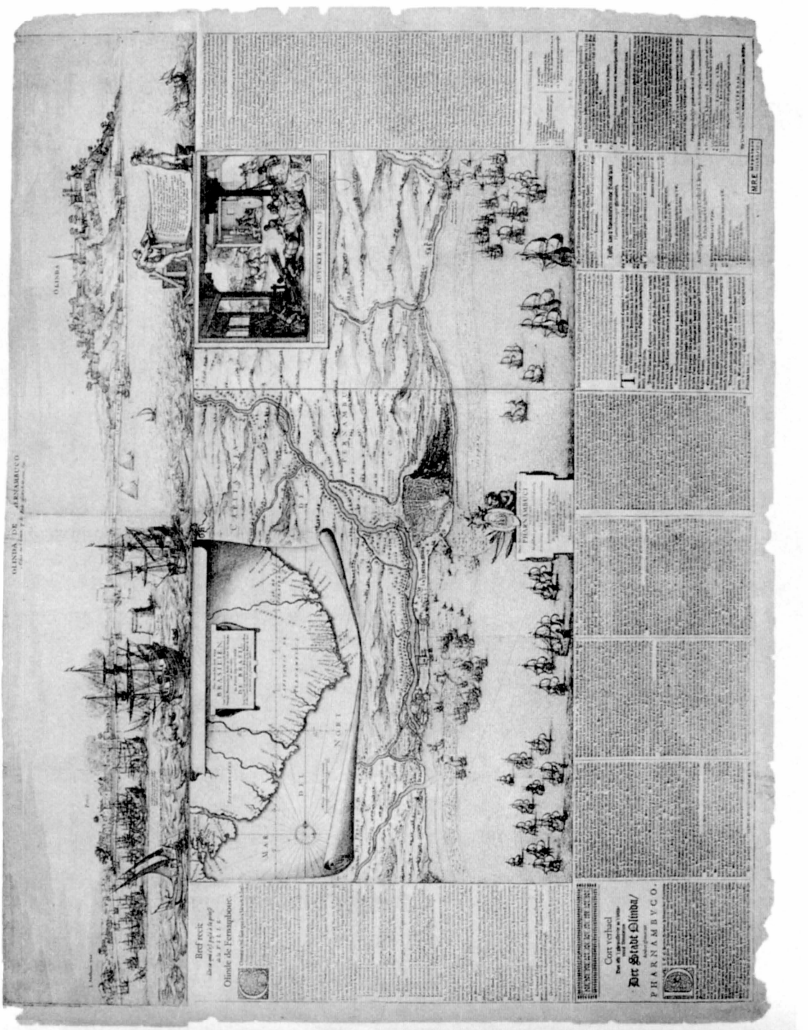


Abb. 4: Olinda, Einblattdruck (1630)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

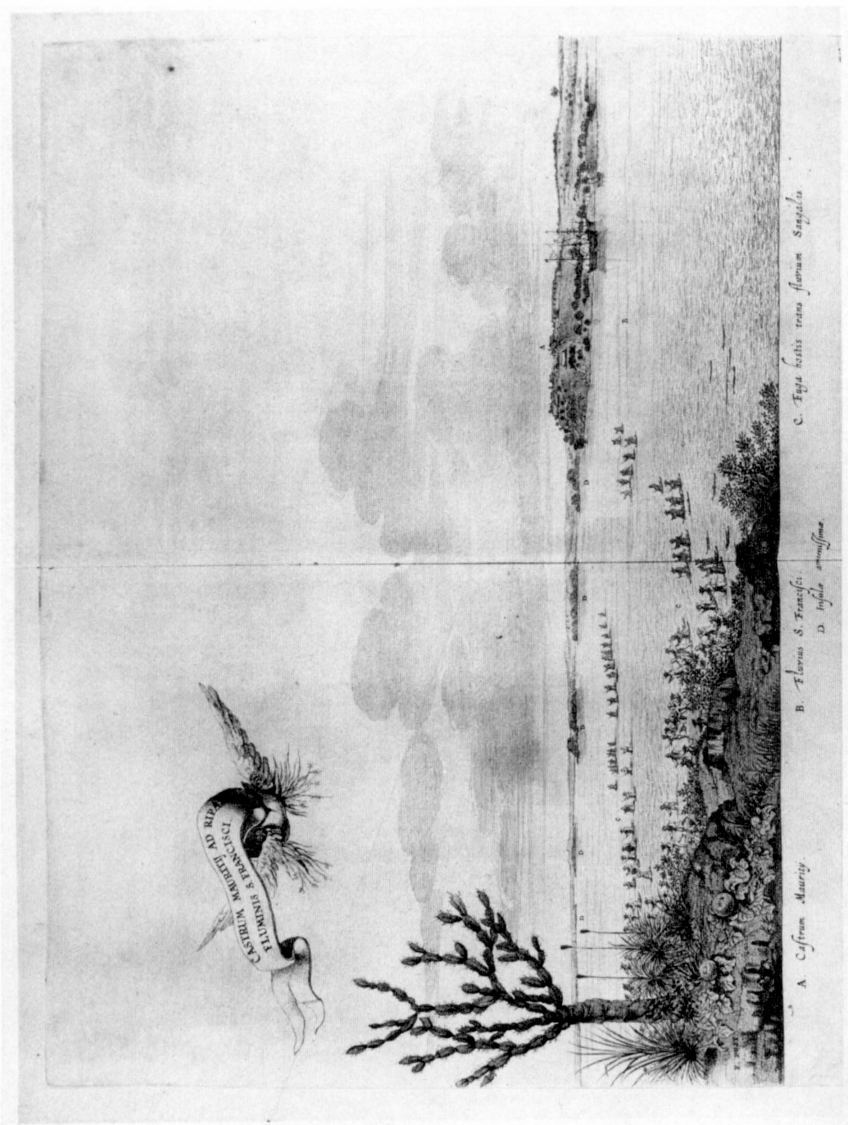


Abb. 5: São Francisco, in: *Caspar Barlaeus*, Rerum per octennium in Brasilia . . . Amsterdam 1647, Stich Nr. 17

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Karte aus dem monumentalen in Latein verfaßten Opus von Caspar Barlaeus (Abb. 5), in dem bereits 1647 unter Verwendung einer großen Anzahl von Abbildungen verschiedenster Art, von Karten bis hin zu Schlachtenbildern, die erfolgreichen Taten des Johann Maurits geschildert werden, zeigt erheblich deutlicher als sämtliche Landschaftsbilder und Stadtveduten, wie sehr das Gelände von den Hafenanlagen und insbesondere von den zahlreichen Kastellen bestimmt wurde[21]. Mauritiopolis, die nach dem Fürsten benannte neue Stadtanlage ist rundum befestigt, an der Südspitze liegt das Kastell Frederik Hendrik. Die Insel Recife wurde eigens mit einer neuen Brücke angebunden, die zwar als Schwachpunkt erscheinen könnte, jedoch durch das vorgelagerte Felsenriff sowie durch mehrere im Innern des Landes und im Norden liegende Kastelle geschützt ist. Ganz deutlich ist der neuen Hauptstadt der Stempel einer barocken Anlage aufgedrückt worden, von der als Neuerungen immer die großen Gartenanlagen bei der sogenannten Vrijburg, dem Palast des Fürsten, genannt werden, sowie die auf der Westseite gelegene Villa mit dem portugiesisch gewählten Namen ‚Boa Vista' also „schöne Aussicht", der sich ins Landesinnere, das neue Land, richtet[22]. Auch die ‚Objektivität' der Karte darf dabei nicht überbewertet werden[23]. Sie dient lediglich einer anderen, den Bildern eher komplementären, Funktion, nämlich gerade dazu, die neue Ordnung in der Kolonie zu zeigen,

---

Brazil. Johann Maurits and his artists, in: *Boogaart* Humanist Prince 1979 (Anm. 4), 297–376. *Whitehead / Boesman,* Portrait 1989 (Anm. 15). Neben Frans Post ist als Maler besonders Albert Eckhout hervorzuheben, dessen ethnographische Bilder der Indigenen sowie 12 Stilleben sich heute in Kopenhagen befinden. Auch ihre Interpretation ist erst in jüngerer Zeit über den Diskurs ‚quasi-naturwissenschaftlicher' Beobachtung hinausgewachsen, s. dazu *Schmidt-Linsenhoff* , Rhetorik 2003 (Anm. 9), mit ält. Lit.

21 Vgl. zum epistemischen Charakter der Diagramme von Artillerie und Kartographie in den Festungsbauten der Kolonien *Wolfgang Schäffner,* Diagramme der Macht. Festungsbau im 16. und 17. Jahrhundert, in: Politische Räume. Stadt und Land in der Frühneuzeit, hrsg. v. Cornelia Jöchner, Berlin 2003, 133–144; zu den Ingenieurleistungen beim Bau der zahlreichen Kastelle um Recife s. *K. Zandvliet,* Johan Maurits and the cartography of Dutch Brazil, the South-West-passage and Chile, in: *Boogaart,* Humanist Prince 1979 (Anm. 4), 493–518, bes. 498 ff.

22 Vgl. auch Posts Ansichten von Mauritsstad-Recife, heute Schloß Oranienburg, ca. 1650, in: Onder den Oranjeboom. Niederländische Kunst und Kultur im 17. und 18. Jahrhundert an deutschen Fürstenhöfen, Kat. der Ausstellung in Krefeld, Oranienbrug und Apeldoorn, München 1999, Kat. Nr. 7 / 33; sowei *Ineke Phaf-Rheinberger,* 'Und Didldumdei und Schnedderedeng'. Von der Black Atlantic nach Berlin Brandenburg, in: Die Berliner und Brandenburger Lateinamerikaforschung in Geschichte und Gegenwart, hrsg. v. Gregor Wolff, Berlin 2001, S. 85–105. Ihr sei an dieser Stelle für wertvolle Anregungen und iteraturhinweise gedankt.

23 Vgl. zu den verschiedenen Modi von Darstellung und Beschreibung in frühneuzeitlichen Medien *Tanja Michalsky,* Medien der Beschreibung. Zum Verhältnis von Kartographie, Topographie und Landschaftsmalerei in der Frühen Neuzeit, in: Text-Bild-Karte. Kartographie der Vormoderne, hrsg. v. Jürg Glauser und Christian Kiening (Reihe Litterae / Rombach Verlag) Freiburg 2004, im Druck.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Macht und Stärke, die sich in den Befestigungen äußert, die ganz offensichtlich mit großen Anstrengungen in das von Wasser zerklüftete Gelände gebaut wurden. Ob die Regelmäßigkeit der Urbanisierung den Status quo von 1644 wiedergibt oder vielleicht nur einen begonnenen Plan, läßt sich nurmehr schwer überprüfen, ein Vergleich mit dem Plan von Mauritiopolis, den Barlaeus auf Nr. 33 (nach S. 136, Abb. 6) angibt, zeigt die Insel

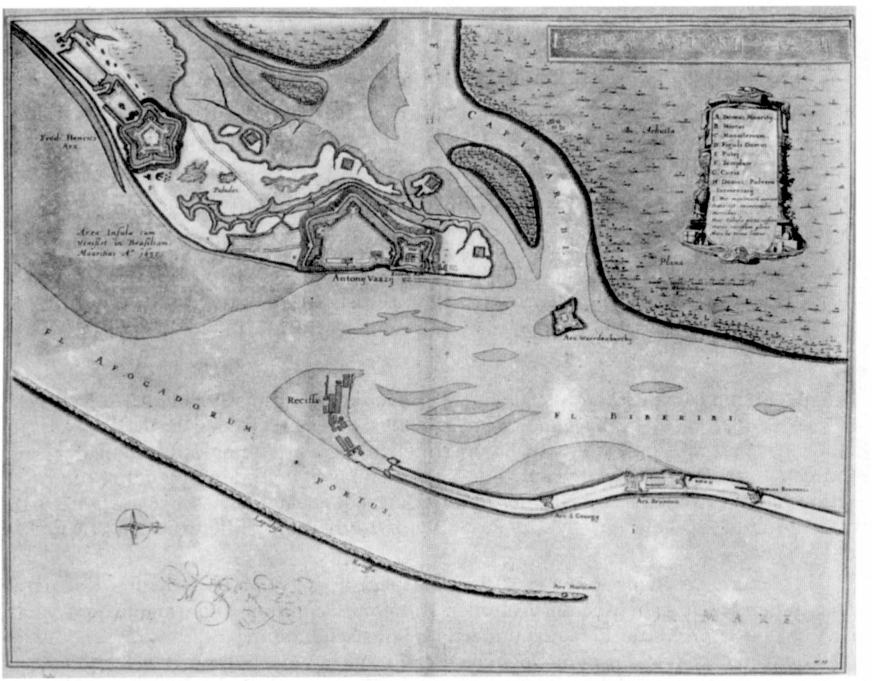


Abb. 6: Recife vor der niederländischen ‚Urbanisierung', in: *Caspar Barlaeus,* Rerum per octennium in Brasilia ... Amsterdam 1647, Stich Nr. 33

noch im Zustand vor der Ankunft von Johann Maurits – nicht bebaut und urbanistisch geprägt[24]. Es kommt darauf an, daß das Land mit den Zeichen

[24] Vgl. auch die Darstellung von *Zacharias Wagener* in seinem sog. „Thierbuch" – das wenige Jahre vor den großen Publikationen von Barlaeus und anderen entstand, Dresden Kupferstichkabinett, im Faks. reproduziert und hrsg. v. Cristina Ferrão u. José Paulo Monteiro Soares, Rio de Janeiro 1997, p. 107. Hier handelt es sich bei der Residenz des Grafen von Moritz von Nassau noch um einen bescheidenen Platz auf der Insel, weshalb sich die Forschung mit der topographischen Identifizierung von Wageners Zeichnung auch besonders schwer getan hat, vgl. ebd. 218, Anm. 330.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der niederländischen Kultur überzogen werden sollte und auch wurde[25]. In dem Folioband von Barlaeus folgt in den meisten Fällen auf die Karten des Geländes direkt eine Ansicht, so daß der Raum in seiner Dreidimensionaliät erfaßt wird und auch in der Imagination jener, die ihn nicht mit eigenen Augen gesehen haben, eine einprägsamere Gestalt erhält[26]. – In einem Satz: Die relativ kurze und nicht einmal besonders erfolgreiche Geschichte der Niederländer in Brasilien (von 1624 bis 1654) hat eine überproportional große und bildmächtige, zeitgenössische Darstellung erfahren. Es kommt mir darauf an, den Eindruck nachhaltig zu zerstreuen, die Niederländer wären im 17. Jahrhundert in Brasilien mit unberührter Natur konfrontiert worden, die es zu entdecken galt[27]. Sie fanden an den Küsten und Flußläufen vielmehr eine verhältnismäßig gute Infrastruktur an Straßen, Befestigungen und Plantagen vor, in der es lediglich eigene Zeichen zu setzen galt. Diese Zeichen waren zum einen die realen Bauten, Städte etc. Es waren zum anderen die portablen in Zeichen gebannte Daten, heute würde man sagen „Informationen", die man über Geo- und Topographie, Vegetation sowie über die Indianer gesammelt hatte. Diese wie auch die Nachrichten von den eigenen fortifikatorischen wie urbanistischen Leistungen wurden zu einem beachtlichen Teil mit Hilfe visueller Medien vermittelt, um deren Rhetorik des gestalteten Fremden es hier gehen soll.

Die erhaltenen sieben Gemälde, die Post nach seiner Datierung noch vor Ort gemalt hat, sind leider nur ein Bruchteil der ehemals achtzehn als Gruppe organisierten Bilder, die nach dem Transport an den Hof von Ludwig XIV. auseinandergerissen worden sind. Zunächst zur Lokalisierung der dargestellten Orte[28]. Von Norden nach Süden sind es:

---

25 Vgl. *Elcia de Torres Bandeira,* Nassau no Recife: Aspectos culturaus da ocupação do espaço urbano, in: Tempo dos flamengos & outros tempos, Brasil seculo XVII, hrsg.v. Manuel Correia de Andrade, Eliane Moury Fernandes, Sandra melo Cavalcanti, Brasilia 1999, 53 – 81, bes. 60 f.

26 Diese Form der Darstellung setzte sich nach den „Civitates orbis terrarum" von Braun-Hogenberg insbesondere für die Darstellung von Städten durch, s. zur Chorographie *Lucia Nuti,* The mapped views by Goerg Hoefnagel: the merchant's eye, the humanist's eye, in: word & image 4 (1988), 545 – 570; *dies.*, The Perspective Plan in the Sixteenth Century: The Invention of a Representational Language, in: Art Bulletin 76 (1994), S. 105 – 128; vgl. auch *Nils Büttner,* Die Erfindung der Landschaft. Kosmographie und Landschaftskunst im Zeitalter Bruegels, Göttingen 2000, 54.

27 Vgl. zu dem kolonialen Darstellungsmuster des ‚Raums ohne Volk', mit dem die Besiedelung durch Europäer gerechtfertigt wurde: *Alexander Honold,* Flüsse, Berge, Eisenbahnen: Szenarien geographischer Bemächtigung, in: Das Fremde. Reiseerfahrungen, Schreibformen und kulturelles Wissen, (Zeitschrift für Germanistik, N.F., Beiheft 2) hrsg. v. dems. u. Klaus R. Scherpe, Bern u. a. 1999, 149 – 174. Zur konkreten Veränderung der amerikanischen Landschaft (im Sinne der Beschaffenheit des Landes) durch den Kolonialismus s. *Andrew Sluyter,* Colonialism and Landscape. Postcolonial Theory and Application, Oxford 2002; im Vergleich zur kolonialistischen Kartierung Afrikas die hauptsächlich theoretisch ausgerichtete Arbeit von *Zbigniew Bialas,* Mapping Wild Gardens. The Symbolic Conquest of South Africa, Essen 1997.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das exponiert liegende Fort Keulen am Rio Grande / Fluß und Stadt Paraiba, die unter den Niederländern in Frederica umbenannt wurde / die Insel Tamaraca mit dem Oranje-Kastell / die bereits erwähnte Insel Anthonio Vaz mit dem Kastell Frederik Hendrik / ein inländischer Weg bei Porto Calvo mit dem zentral angeordneten Castrum Povacon / ganz im Süden der Blick über den São Francisco, jenen Fluß, der die südliche Grenze des Herrschaftsgebietes markiert und der trotz weitreichenderer Ambitionen nie wirklich überschritten werden konnte. In allen identifizierten Ansichten handelt es sich um besiedelte und / oder umkämpfte Orte auf der noch im Entstehen begriffenen Landkarte des niederländischen Brasilien. Es ist ein Gebiet von ca. 750 km Küstenlänge, das den Adressaten, in deren Auftrag schließlich die ganzen Mühen unternommen wurden, aus Berichten und gezeichneten Karten mitsamt den ständig wandernden Grenzlinien und Kriegsschauplätzen bekannt war. In der Erinnerung oder Vorstellung dieser Orte allein erschöpft sich die Funktion der Bilder aber nicht.

Fort Ceulen am Rio Grande (Abb. 7)[29], benannt nach Mathias van Ceulen, der diese Festung bereits im Dezember 1633 eingenommen hatte[30], wird in seiner strategisch günstigen Position zwischen dem gischtschäumenden Meer (links) und dem ruhigen Fluß (rechts) inszeniert. Während der Stich in Barlaeus) ausdrücklich den im Text geschilderten historischen Moment inszeniert, nämlich die erste Begegnung zwischen Niederländern und Indianern, wobei letztere Geschenke überreichen, vernachlässigt die Ölbildfassung dies. Die Begegnung mit den als kriegerisch und gefährlich bekannten Tapuyas[31], die höchstwahrscheinlich ohnehin nicht ganz so friedlich zuging wie im Stich vorgegeben, wird im Gemälde von suggestiveren Zeichen ver-

---

28 Bilder wie Stiche gehen auf Zeichnungen zurück, deren überarbeitete Fassungen zum Teil erhalten sind, vgl. *A.M.Hind,* Catalogue of Drawings of Dutch and Flemish Artists preserved in the British Museum, London 1931, IV; die Liste in *Larsen,* Post 1962 (Anm. 2), 207; *Whitehead / Boeseman,* Portrait 1989 (Anm. 15), 184 f.; *Larsen,* Original 2000 (Anm. 28), 93. Vgl. zur Kartierung von Brasilien unter den Niederländern *Whitehead / Boeseman,* Portrait 1989 (Anm. 15), 151–161. Die früheste Karte von Brasilien wurde wohl 1638–40 gezeichnet. Sie ist nur in Kopien von Johannes Vingboons in der Biblioteca Apostolica Vaticana und in Recife erhalten. Bald darauf fertigte Georg Marcgraf seine Version an, die er 1643 fertigstellte. Stiche dieser Karte (von Johannes Blaeu 1647) haben sich in drei Atlanten (London, Berlin, Rostock) erhalten, ebd. 151. In Barlaeus Folioband (Anm. 20) sind vier der elf unregelmäßigen Teilstücke der Wandkarte eingefügt. Es handelt sich um Paraiba und Rio Grande, den Norden von Pernambuco mit der Insel Tamaraca, den Süden von Pernambuco, Cirii und Itapuama – Karten, die in einer nord-südlichen Reihenfolge nach S. 24 eingebunden wurden. Die Druckplatten der Karte wurden für die späteren Versionen verbessert, in Barlaeus' Werk handelt es sich um das früheste Stadium.

29 62 × 95 cm, Paris, Louvre, *Larsen,* Post 1962 (Anm. 2), Kat Nr. 7 u. S. 97 f.

30 *Boxer,* Dutch 1957 (Anm. 9) 51.

31 *Boxer,* Dutch 1957 (Anm. 9), 52; *Schmidt-Linsenhoff,* Rhetorik 2003 (Anm. 9), 288.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

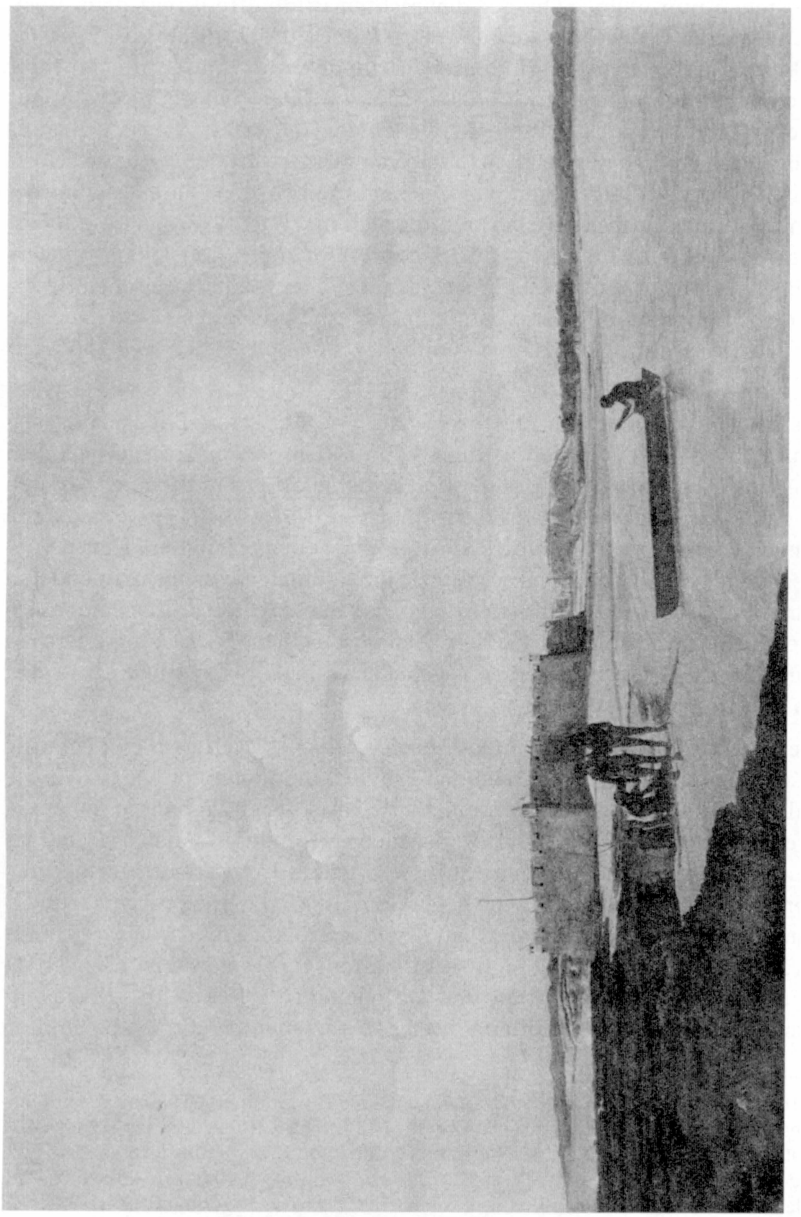


Abb. 7: Frans Post: Fort Ceulen am Rio Grande, Paris, Louvre (1639)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

drängt. Der Bildausschnitt ist enger gewählt, die Szene wird aber verunklärt, aus Indianerinnen sind Federschmuck tragende Indianer geworden. Diese stehen nun nicht mehr auf der rechten Bildhälfte direkt beim Boot, sondern werden dem überragenden Fort untergeordnet, das sie innerhalb der Bildhierarchie deutlich dominiert. Schmuck und Waffen dienen ihrer Bezeichnung als Fremde, ihre Lokalisierung im Bild jener als Besiegte. Zur Formel erstarrt scheint der Ruderer mit seinem Gefährt, der am Rio Grande die nördliche Grenze des eigenen Gebietes markiert. In der Mitte der Horizontlinie ragt ein Galgen hervor, seinerseits neben dem Fort Zeichen der neuen Ordnung und Gerichtsbarkeit, die sich bis in den Norden des niederländischen Gebietes erstreckt, auf den wir hier quasi von außen blicken. Das Bild vermittelt trotz der eindeutigen Zeichen niederländischer Besetzung den Eindruck eines von wenigen Indianern besiedelten Landes, dessen tiefer Horizont sich gleichsam unendlich zu beiden Seiten des Rahmens fortsetzt.

Die Ansicht von Paraiba mit ihrem ähnlich tiefen Horizont ist hingegen als pure Idylle gegeben, deren Ruhe sich an dem klaren Spiegel auf dem Wasser des Flusses zeigt[32]. Ruhiger und selbstgefälliger in Form des auf den Betrachter zurückgeworfenen kontemplativen Blickes geht es kaum, wenn eine noch kurz zuvor umkämpfte Stadt in ihrem neu erlangten Frieden wiedergegeben werden soll. Das Bizarr-Schöne findet einen formvollendeten Ausdruck in der Wurzel, die sich wie ein schmiedeeisernes Ornament im Wasser verliert und spiegelt. Zu dem dichten Bewuchs des rechten Ufers gesellen sich eine Vielzahl diverser Vogelarten, die als Schaustück exotischer Flora und Fauna fungieren.

Die Ansicht Tamaracas vom südlichen Ufer des hier (etwa in der Mitte der Kolonie und in der gleichnamigen Provinz) mündenden Flusses (Abb. 8) gestaltet die kleine, der Küste vorgelagerte Insel als einen *locus amoenus*[33]. Ihre charakteristische Silhouette, die auch auf anderen Ansichten dargestellt und eigens bezeichnet wird, fungiert als landschaftliche Markierung. In der Anhöhe befindet sich eine kleine Siedlung, die nach ihrem Gründer Sigismund von Schoppe benannt ist, sowie ein kleines Kastell. Das größere Castrum Auriacum befindet sich rechts unten. Im Gemälde ist es zwar etwas unscheinbarer, aber durch den Orangenkorb wird es mit einem unmißverständlichen innerbildlichen Zeichen versehen. Trotz der bekannten

---

[32] 1638, New York, Priv. Slg. 60,3 × 84,5 cm. Das Bild kam erst 1995 an die Öffentlichkeit und wurde 1997 restauriert. Die Nr. 443 auf der Rückseite des Bildes zeigt an, daß es zu der Ludwig XIV. geschenkten Gruppe von Brasilienbildern gehörte, vgl. *Herkenhoff,* Brasil 1999 (Anm. 1), 258 f.; *Larsen,* Original 2000 (Anm. 28), S. 94–98, der das Bild vor der Restaurierung gesehen hat und die Eigenhändigkeit Posts in Zweifel zieht.

[33] 1637, 63,5 × 89,5 cm, Den Haag Mauritshuis, *Larsen,* Post 1962 (Anm. 2), Kat. Nr. 2, u. S. 96.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

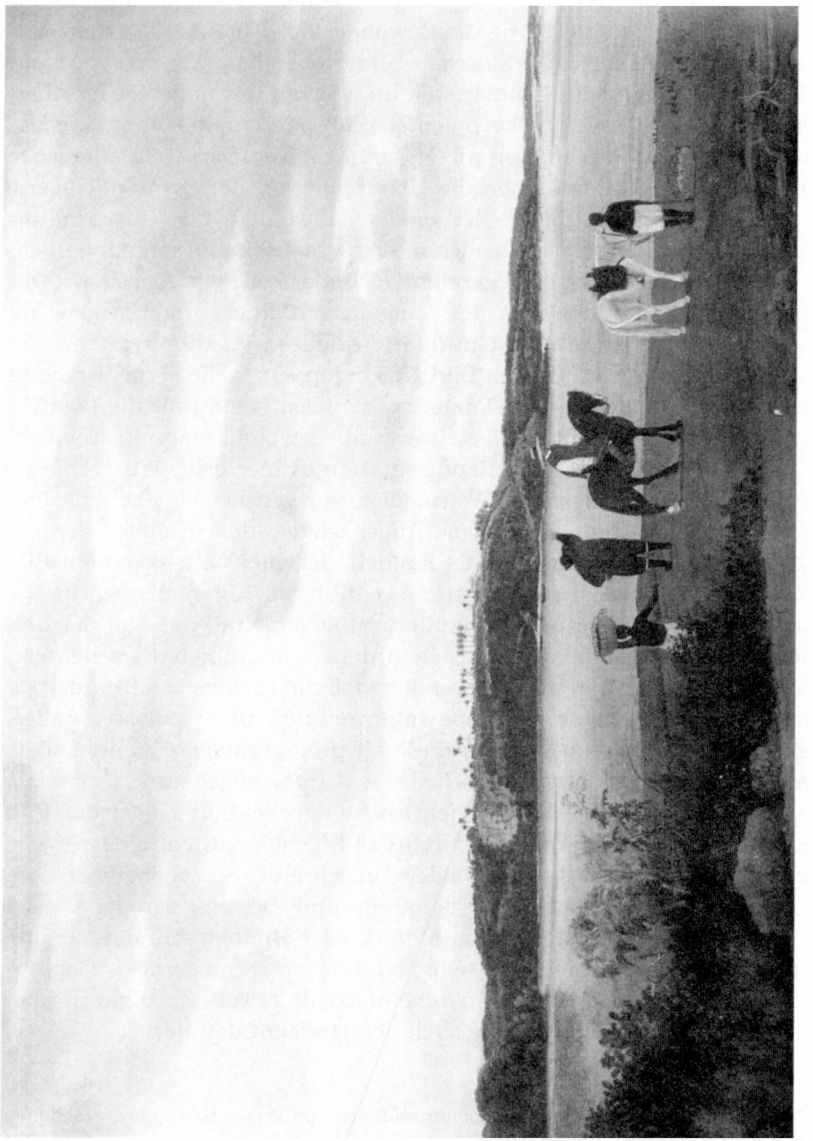


Abb. 8: Frans Post: Die Insel Tamaraca, Den Haag, Mauritshuis (1637)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Elemente, Fluß und Kastell, geht es diesmal weniger um Fortifikation und Grenze als um die behutsame Involvierung der Betrachter. Die ziemlich großen, etwas vereinfacht wiedergegebenen Rückenfiguren sehen genau wie wir zu der Insel herüber. Sorgsam nebeneinander aufgereiht und unüberschnitten repräsentieren sie die Bewohner der Kolonie. Will man darin eine aus dem Alltag zu erklärende Situation sehen, kann es sich nur um das Warten auf Boote handeln, die die vier an das andere Ufer übersetzen sollen, die Geste des korpulenten Europäers mutet dann wie das Heranwinken der Boote an. Von dieser rudimentären Narration abgesehen konfiguriert das Bild zum einen die Hierarchie von Reitern und Trägern, zum anderen die Bewältigung des Landes, sowohl in der Überwindung der natürlichen Hindernisse als auch in der ästhetischen Aneignung. Letztere wird allerdings zweifach gerahmt. Gerade weil wir ebenso wie die zeitgenössischen Betrachter an den Umgang mit Rückenfiguren gewöhnt sind – sie normalerweise als Identifikationsfiguren im Bild verstehen[34] – rückt die Landschaft auf diesem Bild gleich doppelt in die Ferne. Erstaunlicherweise und entgegen den Darstellungskonventionen fällt die Identifikation mit den Figuren nämlich schwerer als gewohnt, empfinden wir sie als Teil der Fremde, um deren Repräsentation es hier geht. Wir sehen die Insel nicht mit den Augen der Wartenden, wir sehen vielmehr jene Pioniere, die in der Ferne agieren, jene Augenzeugen, denen allein wir alles Wissen um Brasilien verdanken. Es handelt sich nicht allein um ein Bild von der Insel Tamaraca, sondern um das Bild von Kolonialisten, die auf Tamaraca blicken. Zugespitzt formuliert ist es ein Bild, das von der Vermittlung eines Bildes handelt, ohne sich dabei auf Anhieb als selbstreferentiell zu gerieren. Man mag einwenden, daß die geringe Qualität der sogenannten ‚Staffage' eine derartige Interpretation nicht zulasse – allerdings schien es Post angemessen, diese zu groß geratenen Figuren so in die Ansicht hinzusetzen, daß sie selbst der Fremde angehören, auch wenn sie zugleich auf sie blicken. Vielleicht sogar unreflektiert macht das Bild die Kontamination des Fremden durch das Eigene deutlich, indem es die bildinternen Betrachter beiden Feldern zuschreibt. Sie changieren zwischen europäischen Identifikationsfiguren und Bezwingern der Neuen Welt. Man muß sich genau wie im Moment der Bildbetrachtung auf ihre Version verlassen, aber auch sie selbst sind in die Ferne gerückt. Der Horizont der eigenen Entdeckungen scheint somit erweitert, zugleich aber wird die Perspektive deutlich, die auch den Horizont definiert[35].

---

34 Vgl. die Betrachter in den Landschaftsbildern von Pieter Bruegels gestochenen „Großen Landschaften" bis zu Jacob van Ruisdaels „Ansicht von Haarlem" in Zürich.

35 Vgl. zur typischen kolonialen Landgewinnungsvorstellung, bei der der zu erreichende Horizont mit dem eigenen Voranschreiten immer weiter in die Ferne rückt *Honold,* Flüsse 1999 (Anm. 27), 153.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

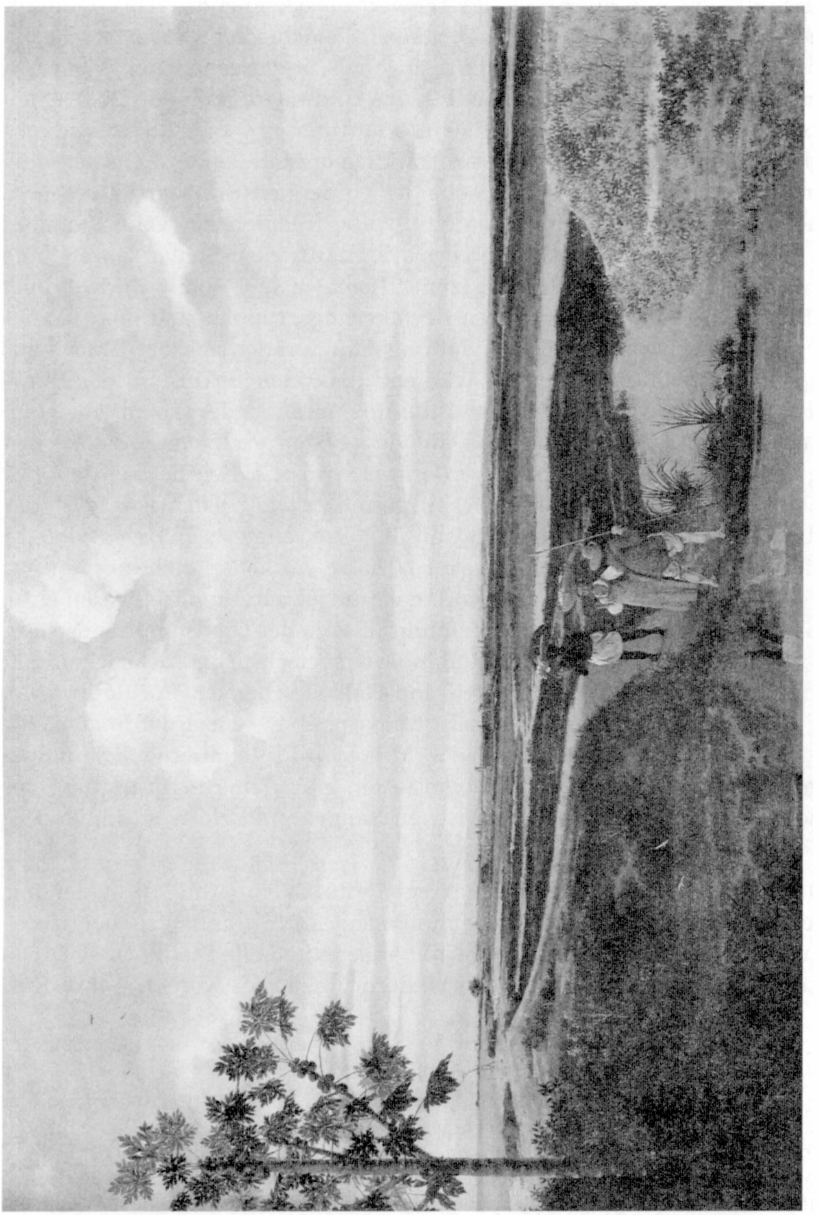


Abb. 9: Frans Post: Antonio Vaz-Insel, New York, Sammlung French & Company (1640)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Ansicht der Antonio-Vaz-Insel (Abb. 9) thematisiert diese Spannung noch deutlicher[36]. Den Vordergrund der auffallend reizlosen Sumpflandschaft, die nur aufgrund des schwer zu erkennenden Fort Frederik Hendrik als jene erst unter Johann Moritz erschlossene Insel bei Recife identifiziert wurde, dominiert eine farblich hervorgehobene, wiederum recht groß geratene Dreiergruppe. Der ins Bildinnere laufende Sklave, die gespannt dreinblickende Mameluckin[37] und der uns den Rücken zukehrende Holländer sind nicht nur zentral angeordnet, sondern werden darüber hinaus in der Wasseroberfläche der vordersten Bildebene gespiegelt. Ohne diesen Umstand kunsttheoretisch überfrachten zu wollen, läßt es sich nicht verleugnen, daß diese Formation mit einem Schlag Darstellung (als Spiegelung) und Bildgrenze zum Thema macht, somit Bildwerdung ins Bild holt. Die drei wichtigsten Bevölkerungsgruppen sind hier geradezu emblematisch vereint. Nicht von ungefähr wendet sich der Sklave mit seiner unbestimmten Fracht ab, während die Mameluckin und der Europäer in einer unklar belassenen Situation miteinander kommunizieren. Ob er ihr mit Ausfallschritt und auf den Boden gestemmter Lanze den Weg verstellt oder ob er sie am verdeckten Arm ergriffen hat, ist dem Betrachter nicht ersichtlich. Zur Schau gestellt ist auf jeden Fall sie – der weibliche ‚Mischling' – nur, wieweit ihr Ausgeliefertsein reicht, bleibt Spekulationen überlassen. Als *mise-en-abyme* verdichtet sich hier der europäisch / niederländische Blick auf das / die bereits konkret veränderte, nämlich von den Eroberern kontaminierte Fremde. Die Sumpflandschaft, die es mit dem Know-how der Holländer erst noch urbar zu machen gilt, ist dafür der geeignete Ort. Kastell und Galgen scheinen im Bild zwar an den Horizont verbannt, andererseits sind sie eben jene Koordinaten, die den Horizont bestimmen. Das New Yorker Bild zeigt erheblich unverblümter als alle anderen, daß Kolonisation ganz konkret Ergreifung des Landes bedeutet, die sich hier zwischen Rahmen und Horizont in der Tiefe des Bildes erstreckt.

Die Bedeutung des Landstriches bei Porto Calvo (Abb. 10)[38], der nur durch den Abgleich mit den Stichen in Barlaeus (Nr. 7 und 8) zu identifizieren ist, wird im Ölbild einmal mehr nur angedeutet. Die Stadt war seit 1635 heftig von Portugiesen und Niederländern umkämpft worden – ihre Ein-

---

36 New York, Slg. French & Company, 60 × 88 cm, *Larsen,* Post 1962 (Anm. 2), Kat. Nr. 8 u. S. 98; *Herkenhoff,* Brasil 1999 (Anm. 1), 256 f.

37 Die Darstellung der Mameluckin, also einer Frau, deren Mutter Indianerin und deren Vater Portugiese war, orientiert sich an der Fassung von Albert Eckhout, der (ebenfalls in der Entourage von Johann Moritz nach Brasilien gekommen) mehrere Einwohner in großformatigen ethnographischen Bildnissen dargestellt hat, die sich heute in Kopenhagen befinden, vgl dazu *Schmidt-Linsenhoff,* Rhetorik 2003 (Anm. 9), 310 mit Abb. 8.

38 Paris, Louvre, 1639, 61 × 88 cm, *Larsen,* Post 1962 (Anm. 2), Kat. Nr. 6 u. S. 97; *Herkenhoff,* Brasil 1999 (Anm. 1), 254 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abb. 10: Frans Post: Umgebung von Porto Calvo, Paris, Louvre (1639)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nahme gehörte zu den ersten aufsehenerregenden Erfolgen von Moritz von Nassau[39]. Auf dem Stich raucht es noch hier und da, die Legende gibt genauestens die Stellungen der Soldaten an, eine große Gruppe von Sklaven macht sich auf den Weg ins Bildinnere und damit offensichtlich in die besiegten Gebiete. Letztes Überbleibsel der Kampfhandlung sind im Bild die im Gebüsch hockenden, bereits ermüdeten Heckenschützen, die diesmal den Rahmen prägen. Die große Karawane ist schon fast hinter der Hügelkuppe verschwunden, nur wenn man es darauf anlegt, kann man einige Kurven weiter im Innern den Anfang des Zuges ausmachen. Vordergründig prägen Wagenspuren Stich und Bild. Sie deuten die Schwerlastnutzung dieses Weges (damals mit Ochsenkarren) an. Sie stehen für den zügigen Transport der Waren, dessentwegen man gerade um diese Gegend mit ihren ausgebauten Straßen gekämpft hatte[40]. Für Zeitgenossen, die mit der niederländischen Landschaftsmalerei vertraut waren, war dieses Zeichen sofort verständlich, ebenso wie das historische Publikum es gewöhnt war, nach Andeutungen weiterer Sinnschichten zu suchen, die hier geradezu augenfällig mit dem zentralen Kastell und den Schützen am Rand gegeben sind.

Ähnlich muß man wohl die Darstellung des beladenen Ochsenkarrens verstehen (Abb. 11), den Sklaven von links in die Bildmitte steuern[41]. Noch deutlicher wird hier die geregelte Arbeit vorgeführt, deren strukturgebende Macht erneut in einem kleinen Zeichen, nämlich der Silhouette eines an seinem Hut erkennbaren Europäers zusammengezogen wird. Transport im Landesinnern, Siedlung an den Hängen der Flüsse und mit Baum und possierlichem Tier die fremde Flora und Fauna sind die Themen des Bildes.

Der schon eingangs erwähnte Blick über den São Francisco, auf das ca. 18 Meilen landeinwärts liegende Kastell Maurits (Abb. 1), stellt sich nun hoffentlich anders dar als zu Beginn. Im Vergleich zu der Darstellung in Barlaeus (Nr. 17, Abb. 5) sieht man jenes historische Ereignis mit, das gerade nicht erscheint: die 1637 dort flüchtenden Feinde nämlich, die sich an ihr Ufer zu retten versuchen – genau jenes Ufer auf der Seite von Sergipe, auf dem auch wir imaginär mit dem Zeichner stehen – jenem Ufer, auf dem die

---

39 Porto Calvo wurde im März 1635 zunächst von den Niederländern den Portugiesen genommen, Bagnuoli mußte mit seinen Leuten nach Süden fliehen, die verbliebenen *moradores* einigten sich mit den Niederländern unter Admiral Lichthart – später wurde die Stadt immer wieder belagert – und ging nochmals an die Portugiesen und dann erst im Januar 1637 wieder an die Niederländer, s. *Boxer* Dutch 1957 (Anm. 9), 56–61 und 69 f.; *Barlaeus,* Rerum 1647 (Anm. 20), 37.

40 *Boxer,* Dutch 1957 (Anm. 9) 60 weist auf die Bedeutung dieses Ochsenkarrenweges hin. Derartige Wege sind darüber hinaus bekannt aus der nl. Landschaftsmalerei der Zeit. Meist sind sie so angelegt, daß sie den Blick ins Bild hinein lenken, und zugleich als Zeichen für die Nutzung des Landes fungieren, vgl. dazu *Julie Berger Hochstrasser,* Inroads to Seventeenth-Century Dutch Landscape Painting, in: Nederlands Kunsthistorisch Jaarboek 48 (1997), 193–221.

41 1638, Paris, Louvre, 61 × 88 cm, *Larsen,* Post 1962 (Anm. 2), Kat. Nr. 3 und S. 97.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

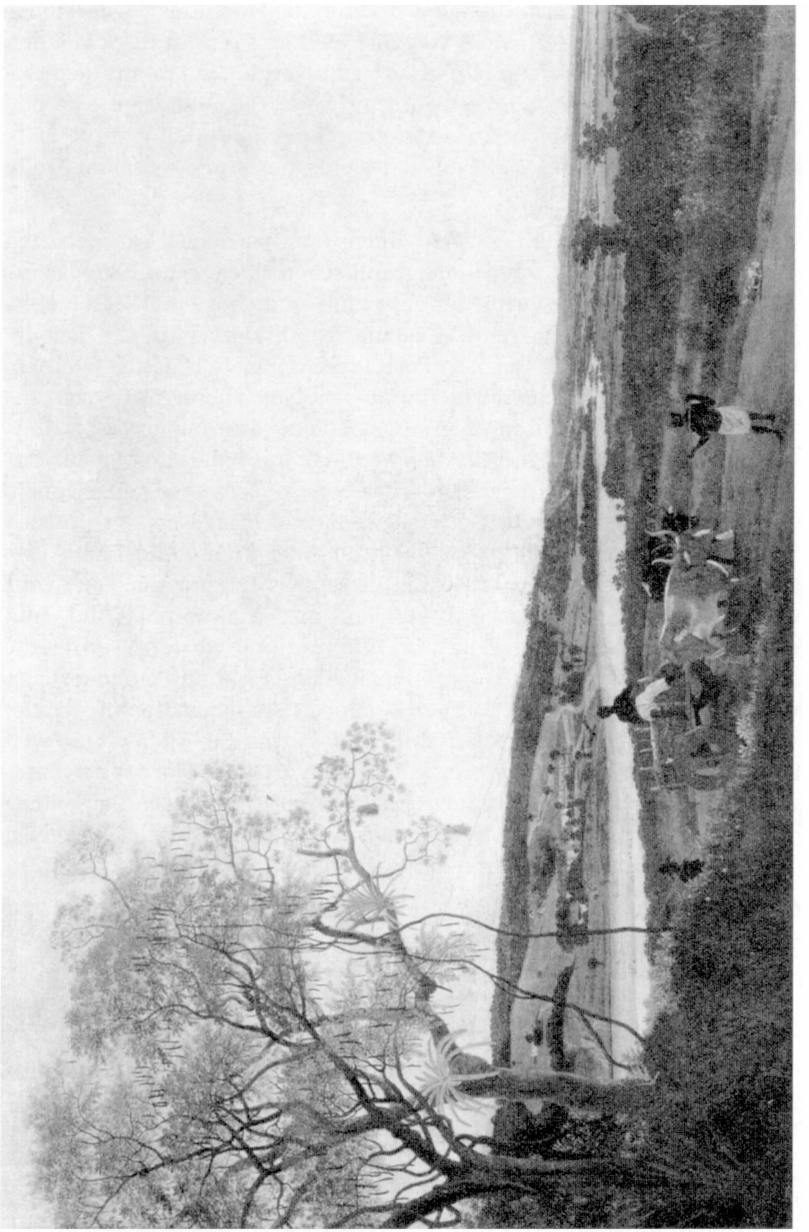


Abb. 11: Frans Post: Ochsenkarren, Paris, Louvre (1638)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Niederländer auch später nicht Fuß fassen konnten[42]. Dort, jenseits vom Rand des eigenen Gebiets, steht nun das Capybara[43], das das unberührte Land repräsentiert, jenes Brasilien, das nicht in die Hand der Niederländer kam. Ganz ähnlich wie die Ansicht von Fort Ceulen ist es ein Blick von den Grenzen des Territoriums ins Innere, hier nach Norden, wo es mit dem Castrum Mauritii eine stattliche Befestigung aufweist, die dennoch die fremde Natur (für unsere Augen) nicht zu verunglimpfen scheint und (für die Zeitgenossen) ein beruhigendes Zeichen angesichts der stark betonten Weite darstellt.

Folgendes läßt sich festhalten: Die frühen brasilianischen Landschaften von Frans Post bedienen auf der ikonographischen Ebene vor allem das Interesse an gedenkwürdigen Orten der eigenen Geschichte, einer Geschichte, die als friedliche Eroberung fremden Landes geschildert wird, aus dem die vorangegangenen Kolonialisten, die Portugiesen, gänzlich getilgt wurden. Zudem knüpfen sie ein imaginäres räumliches Netz dieser Orte, das ‚zuhause' die Vorstellung der funktionierenden Kolonie bestimmen sollte. Ähnlich wie die topo- und chorographischen Veduten und Landschaften aus Europa vermitteln sie durch ihre Blicke in das ebenso fremde wie angeeignete Land – sei es von der südlichen Grenze, dem São Francisco, gen Norden oder von Fort Ceulen gen Süden, sei es entlang der Flüsse und Landwege, den konkreten Raum der Kolonie. Sie definieren das Territorium. Durch das ungewöhnliche Licht, die weiten, besonders unspektakulären Land- und Wassermassen, die exotischen Tiere und Pflanzen und vor allem durch die innerbildliche Konfiguration europäischer, afrikanischer und einheimischer Bewohner entsteht trotz der geläufigen Kompositionsschemata ein fremder Raum, der im Format des Landschaftsbildes als Natur daherkommt. So weit sein Horizont auch in den Bildern angelegt ist, von einer Horizonterweiterung im Sinne einer Veränderung der Perspektive kann jedoch keine Rede sein. Mit dem Kolonialismus wird der Horizont nur im Zuge der eigenen Vorwärtsbewegung immer weiter verschoben.[44]

Die Gestaltung des fremden Landes durch die Niederländer ist nicht nur das Sujet der Bilder, sie findet nicht nur in der Beherrschung des Raumes statt, sie manifestiert sich in der als Beschreibung getarnten kulturellen Einverleibung des Landes. Das Modell der subjektiven Erfahrung einer zum Objekt gewordenen Natur, das seit dem 16. Jahrhundert sehr erfolgreich in die Landschaft implantiert worden war, bietet dabei in Posts Gemälden die Folie, um Herrschafts- und Alteritätsdiskurs miteinander zu kombinieren. Sehen, Verstehen, Ordnen und Nutzen sind die in den Bildern vorgeführten

---

42 Johann Maurits stellte den Fluß selbst als leicht zu verteidigende Grenze dar, s. *Boxer,* Dutch 1957 (Anm. 9), 71.

43 Vgl. Pl. 74 in *Wagener,* Thierbuch (Anm. 24)

44 Vgl. *Honold,* Flüsse 1999 (Anm. 27) 153.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

europäischen Fähigkeiten, die das Einnehmen des – bildintern markierten – Fremden legitimieren. Sie sind in der Zwischenzeit so selbstverständlich geworden, daß es uns ohne den noch recht jungen postkolonialistischen Diskurs wohl bis heute nicht auffallen würde.

Abb. 12: „Mauritiopolis Reciffa et circumiacentia castra“, in: *Caspar Barlaeus,* Rerum per octennium in Brasilia ... Amsterdam 1647, Stich Nr. 40

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

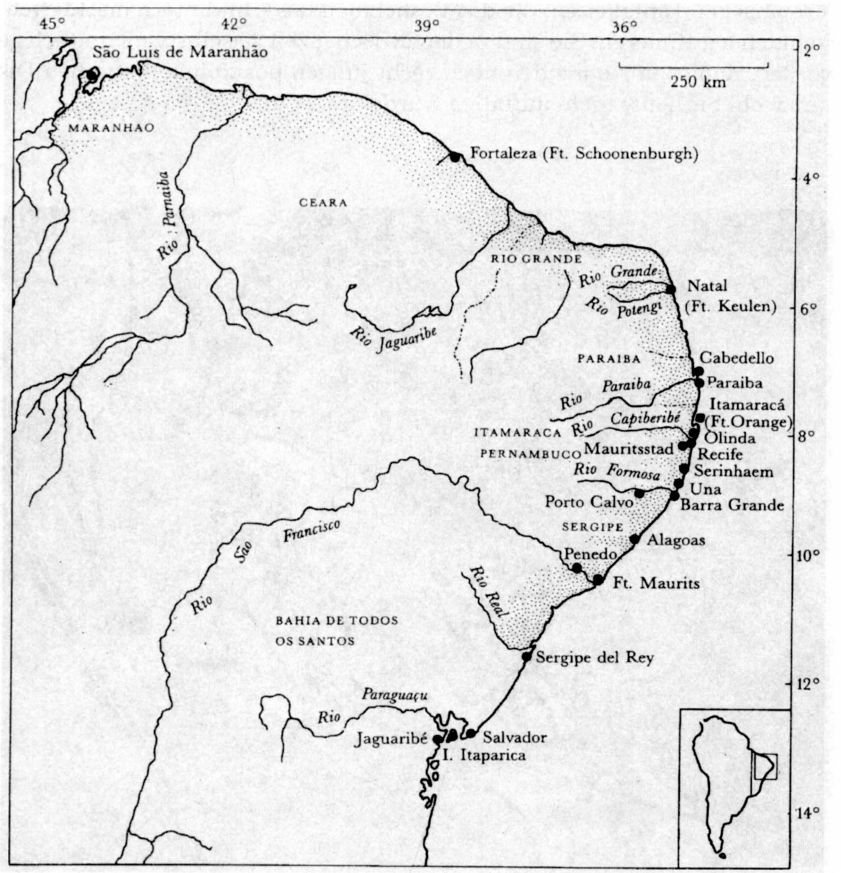


Abb. 13: Moderne Karte der niederländischen Kolonie

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Christoph Auffarth ist seit 2001 als Professor an der Universität Bremen für Religionswissenschaft, FB 9 Kulturwissenschaften im Arbeitsgebiet „Geschichte und Theologien des Christentums" tätig. Forschungsschwerpunkte bilden die antiken Religionen vom Alten Orient über das Alte Israel bis in die Spätantike; die Europäische Religionsgeschichte im Mittelalter der Christen, Juden und Muslime; Migration und Mission; Ikonographie und mediale Inszenierung von Religion.

Veröffentlichungen u. a.: Der drohende Untergang. „Schöpfung" in Mythos und Ritual im Alten Orient und in Griechenland am Beispiel der Odyssee und des Ezechielbuches, RGVV, Bd. 39 Berlin; New York 1991; Hera und ihre Stadt Argos. Methodische und historische Untersuchungen zur lokalen Religion im frühen Griechenland, [Habilitationsschrift] Tübingen 1994/95; Mittelalterliche Eschatologie. Religionsgeschichtliche Untersuchungen, Diss. theol. Groningen 1996; Metzler Lexikon Religion, in 4 Bänden, zus. mit *Jutta Bernard; Hubert Mohr,* Stuttgart 1999–2002; Irdische Wege und himmlischer Lohn. Kreuzzug, Jerusalem und Fegefeuer in religionswissenschaftlicher Perspektive, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 144, Göttingen 2002.

Maximilian Bergengruen ist Assistent am Deutschen Seminar der Universität Basel. Er studierte an den Universitäten Erlangen und Marburg. Nach seinem Magister-Examen war er Stipendiat des Graduiertenkollegs „Klassizismus und Romantik" an der Universität Gießen. Im Jahre 2000 promovierte er sich über die Anthropologie Jean Pauls. Er arbeitet nun an einem Projekt über die magia naturalis in der Frühen Neuzeit und ihren Umschlag in die Literatur des Barock. Weitere Forschungsschwerpunkte sind die Interferenzen von Wissenschaft und Literatur im 18. und frühen 19. Jahrhundert sowie um 1900.

Veröffentlichungen, Auswahl: Schöne Seelen, groteske Körper. Anthropologie und Ästhetik in den Romanen Jean Pauls, Hamburg 2003; hg. mit *R. Borgards* und *J. Lehmann:* Die Grenzen des Menschen. Anthropologie und Ästhetik um 1800, Würzburg 2001; Homo Homini Deus. Induktion und Mnemotechnik in Francis Bacons New-Atlantis, in: Simpliciana 18,1996, S. 227–252; Heißbrennende Hohlspiegel. Wie Jean Paul durch die optische Magie seine Poetik sichtbar macht, in: *H. Neumeyer, T. Lange,* Hg., Die Künste und die Wissenschaften, Würzburg 2000 S. 19–39; Das Unsichtbare in der Schrift. Magische Texttheorie im Paracelsus-Diskurs der Frühen Neuzeit, in: *Johannes Endres et. al.*, Hg., Schleier. Text, Bild, Ritual, München 2004; i. E.

Susanna Burghartz ist seit 2000 Forschungsprofessorin, SNF für Geschichte des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit am Historischen Seminar der Universität Basel. Leiterin des Forschungsprojektes „Translating seen into scene". Identitätskonstruktion und Selbstrepräsentation in Eroberergeschichten aus der „Neuen Welt".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, Historische Kriminalitätsforschung, Frauen- und Geschlechtergeschichte, Wahrnehmungs- und Repräsentationsgeschichte, außereuropäische Kulturkontakte

Veröffentlichungen u. a.: Leib, Ehre und Gut. Delinquenz in Zürich Ende des 14. Jahrhunderts, Diss. Zürich 1990; Zeiten der Reinheit – Orte der Unzucht. Ehe und Sexualität in Basel während der Frühen Neuzeit, Paderborn 1999; Der ‚große Wilde' und die ‚Unvergleichliche' – Figuren kolonialer Annäherung. John Smith's Geschichtsschreibung zu den Anfängen Virginias, in: Historische Anthropologie, 8/2, 2000, 163–188; Art. Historische Anthropologie/Mikrogeschichte", in: Kompaß der Geschichtswissenschaft. Ein diskursives Handbuch, hg. von *Günther Lottes* und *Joachim Eibach,* Göttingen 2002, 206–218, 251–255, Berichten – Erzählen – Beherrschen. Wahrnehmung und Repräsentation in der frühen Kolonialgeschichte Europas, hg. von *Susanna Burghartz, Maike Christadler, Dorothea Nolde,* Frankfurt/M. 2003 (= Bd. 2/3 2003 der Zeitschrift Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit).

Daniel Damler ist Doktorand am Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt am Main. Er studierte Rechtswissenschaft, Mittlere und Neuere Geschichte in Tübingen, Frankfurt am Main und Madrid. Sein Forschungsschwerpunkt ist die Rechts- und Verwaltungsgeschichte des spanischen Weltreichs im 16. Jahrhundert.

Renate Dürr ist Privatdozentin am Lehrstuhl für Frühe Neuzeit des Historischen Seminars der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Veröffentlichungen u. a.: Kirchenräume. Handlungsmuster von Pfarrern, Obrigkeiten und Gemeinden in Stadt und Kleinem Stift Hildesheim, Gütersloh vorauss. 2005; Mägde in der Stadt. Das Beispiel Schwäbisch Hall in der Frühen Neuzeit, Frankfurt am Main, 1995; Frauenarbeit in Haus, Handel und Gewerbe – ihr Beitrag zur Hamburger Stadtwirtschaft im 14. Jahrhundert, i.Dr.; Herausgeberin: Nonne, Magd oder Ratsfrau. Frauenleben in Leonberg aus vier Jahrhunderten, Leonberg 1998; Heide Wunder: Der andere Blick auf die Frühe Neuzeit. FS zu ihrem 60. Geburtstag, hg. zus. mit *Ulrike Gleixner, Barbara Hoffmann und Helga Zöttlein,* Königstein/Ts 1999; Eigene und fremde Frühe Neuzeiten. Genese und Geltung eines Epochenbegriffs, zus. mit *Gisela Engel* und *Johannes Süßmann,* München: Oldenbourg, 2003 = Beiheft 35 zur Historischen Zeitschrift; außerdem zahlreiche Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte sowie zur Religions- und Kulturgeschichte.

Ralf Elger ist Privatdozent für Islamwissenschaft an der Universität Bamberg. Studium der Islamwissenschaft, Soziologie und Germanistik in Köln, Bonn und Damaskus. Nach der Magisterarbeit über den islamistischen Theoretiker Said Hawwa aus Syrien Tätigkeit am Sonderforschungsbereich „Identität in Afrika", Universität Bayreuth. Promotion über Zentralismus und Autonomie. Gelehrte und Staat in Marokko, 1900–1931. Danach u. a. Stipendiat des Graduiertenkollegs für gegenwartsbezogene Orientforschung der Universitäten Bamberg und Erlangen. Sommer 2001 Habilitation an der Universität Bamberg nach einer Arbeit über den Mystiker, Literaten, Gelehrten und Reiseberichtsautor Mustafa al-Bakri, gest. 1749, aus Damaskus.

Veröffentlichungen u. a.: Die Reise des Murtadâ b. Mustafâ b. Hasan al-Kurdî von Damaskus nach Ägypten im Jahre 1127/1714, in: Beschreibung der Welt. Zur Poetik

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Reise- und Länderberichte, hrsg. v. *Xenja von Ertzdorff,* Amsterdam 2000, 367–387; Die Netzwerke des Literaten und Sufis Mustafâ al-Bakrî, 1099/1688–1162/1749 im Vorderen Orient, in: Die islamische Welt als Netzwerk. Möglichkeiten und Grenzen des Netzwerkansatzes im islamischen Kontext, hrsg. v. *Roman Loimeier,* Würzburg 2000, 165–179; Der Raum als Zeichen göttlicher Macht und des Wirkens der Zeit im Libanon-Reisebericht al-manâzil al mahâsiniyya fî r-rihla at-tarâbulusiyya des Yahyâ al-Mahâsinî, st. 1053/1643, in: Erzählter Raum in Literaturen der islamischen Welt, hrsg. v. *Roxane Haag-Higuchi & Christian Szyska,* Wiesbaden 2001, 69–80; als Herausgeber: Kleines Islamlexikon. Geschichte, Alltag, Kultur, München: Verlag C. H. Beck, 2001.

Gisela Engel ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum zur Erforschung der Frühen Neuzeit und am Institut für England-und Amerikastudien der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Sie ist Mit-Herausgeberin u. a. von: Utopische Perspektiven, zus. mit *Birgit Marx,* Dettelbach: Röll 1998; Geschlechterperspektiven. Forschungen zur Frühen Neuzeit, zus. mit *Heide Wunder,* Frankfurt: Helmer 1998; Bilder der Nation. Kulturelle Konstruktionen des Nationalen am Beginn der europäischen Moderne, zus. mit *Uli Bielefeld,* Hamburg: Verlag Edition 1998; Globalisierung und Universalität, zus. mit *Birgit Marx,* Dettelbach: Röll, 2000; Sinneslust und Sinneswandel, zus. mit Gisela Notz, Berlin: Trafo Verlag 2001; Das Geheimnis am Beginn der europäischen Moderne, zus. mit *Klaus Reichert, Brita Rang und Heide Wunder,* Frankfurt: Klostermann 2002; Frauen in der Stadt – Frankfurt im 18. Jahrhundert, zus. mit *Ursula Kern* und *Heide Wunder,* Königstein/Ts.:Ulrike Helmer, 2002; Eigene und fremde Frühe Neuzeiten. Genese und Geltung eines Epochenbegriffs, zus. mit *Renate Dürr* und *Johannes Süßmann,* München: Oldenbourg, 2003 (= Beiheft 35 zur Historischen Zeitschrift).

Iris Gareis ist seit 1999 Privatdozentin am Institut für Historische Ethnologie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Lehre u. a. an den Universitäten Bielefeld, Jena, München und San Juan, Argentinien. 1997 Frobenius-Preisträgerin; wissenschaftl. Beirat der Reihe „Konflikte und Kultur", hrsg. von *A. Blauert, M. Dinges, M. Häberlein, D. Kaufmann, U. Rublack* und *G. Schwerhoff,* UVK, Konstanz; Mitherausgeberin der Reihe „Hexenforschung", Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld.

Veröffentlichungen: Die Geschichte der Anderen. Zur Ethnohistorie am Beispiel Perus, 1532–1700, Berlin: Reimer 2003; zahlreiche Artikel zur europäischen Expansion nach Amerika und ihren Folgen, u. a. Repression and cultural change: the ‚Extirpation of Idolatry' in colonial Peru, in Spiritual Encounters: Interactions between Christianity and native religions in colonial America, Hg. *Nicholas Griffiths & Fernando Cervantes,* Birmingham: Univ. of Birmingham Press, 1999, 230–254; Wie Engel und Teufel in die Neue Welt kamen: Imaginationen von Gut und Böse im kolonialen Amerika, in Paideuma, 1999, 45, 257–273; Cannibals, Bons Sauvages, and Tasty White Men: Models of Alterity in the Encounter of South American Tupi and Europeans, The Medieval History Journal, 2002, Vol. V, N° 2, 247–266.

John M. Headley has taught the Renaissance, the Reformation and seventeenth-century Europe for the past thirty-eight years at the University of North Carolina at

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Chapel Hill. He has published studies on Luther, Thomas More, Habsburg bureaucracy in the early years of Charles V, San Carlo Borromeo, and lately Tommaso Campanella. A selection of his articles best representing his broad interests in the intellectual life of Early Modern Europe has been published by Variorum under the title „Church, Empire and World". His articles and research since then have been directed toward questions of European expansion and the first stages of the globalizing process. He wrote the article on „The Idea of Europe" for the new six volume Encyclopedia of the Renaissance.

Ulrike Ilg ist seit Januar 2000 wissenschaftliche Assistentin am Kunsthistorischen Institut in Florenz. Sie arbeitet über Kunst und Kunstgewerbe um 1900, *Il Liberty a Lucca. Architetture e committenze di primo Novecento,* Lucca 2002 sowie über Themen der Malerei und Graphik vom 16. bis 19. Jahrhundert. Dabei interessiert sie u. a. die Geschichte der künstlerischen Auseinandersetzung Europas mit der osmanischen Kultur, Die Türkei in der europäischen Literatur und Buchillustration des 16.-19. Jahrhunderts, in: *Johannes Kalter* und *Irene Schönberger,* Hgg., Der lange Weg der Türken. 1500 Jahre türkische Kultur, Ausst.kat. Lindenmuseum Stuttgart, Stuttgart 2003, S. 272–298, wobei sie sozial-, literatur- und kunstgeschichtliche Forschungsansätze zu verbinden sucht, z. B. als Herausgeberin von: Text und Bild in Reiseberichten des 16. Jahrhunderts. Westliche Zeugnisse über Amerika und das Osmanische Reich, Turin 2004. Aktuell arbeitet sie an ihrer Habilitation über die Grundlegung des europäischen Orientbildes im 16. Jahrhundert am Beispiel des illustrierten Reiseberichts von Nicolas de Nicolay, Geograph Heinrichs II. von Frankreich.

Catherine Jami is a Chargée de recherche at the French Centre National de la Recherche Scientifique. A historian of science, she works on the scientific contacts between Europe in China in the seventeenth and eighteenth centuries, focusing on the Chinese reception of Western mathematics and astronomy.

Her recent publications include: ‚Western science in China' or ‚Western Learning'? Representations of Cross-Cultural Transmission 1600–1800, Science in Context 12, 3, 1999, pp. 413–434, and chapters on Science and Technology. General Reception, Mathematics, and Clocks, in *Nicolas Standaert* ed., Handbook of Christianity in China. Volume One: 635–1800. Leiden: Brill, 2001. She is a co-editor of *P. Petitjean, C. Jami and A.-M. Moulin* eds., Science and Empires. Historical Studies about Scientific Development and European Expansion. Dordrecht: Kluwer, 1992; and of *C. Jami, P. Engelfriet* and *G. Blue* eds. Statecraft and Intellectual Renewal in Late Ming China: The Cross-Cultural Synthesis of Xu Guangqi, 1562–1633. Leiden: Brill, 2001. She has edited Science and State Patronage in Early Modern East Asia, a special issue of Early Science and Medicine 8, 2, 2003.

Michael Kempe: Studium von Geschichte und Philosophie in Konstanz und Dublin, Dissertation über „Johann Jakob Scheuchzer und die Sintfluttheorie", seit dem 1. Januar 2002 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt am Main. Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Wissenschafts- Medien- und Kulturgeschichte der frühen Neuzeit, Historische Anthropologie und Rechtsgeschichte. Zur Zeit in Arbeit ist ein Projekt zu „Ursprünge

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

des Rechts. Studien zur Anthropologie des Natur- und Völkerrechts in der frühen Neuzeit".

Veröffentlichungen u. a.: Die Sintfluttheorie von Johann Jakob Scheuchzer. Zur Entstehung des modernen Weltbildes in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 44, 1996, 485–501; Die ‚Anglo-Swiss-Connection'. Zur Kommunikationskultur der Gelehrtenrepublik in der Frühaufklärung, in: Cardanus. Wissenschaftshistorisches Jahrbuch der Universität Heidelberg Bd. 1: Wissen und Wissensvermittlung im 18. Jahrhundert. Beiträge zur Sozialgeschichte der Naturwissenschaften zur Zeit der Aufklärung, hg. v. *Robert Seidel,* 2000, 83–104; Wissenschaft, Theologie, Aufklärung. Johann Jakob Scheuchzer und die Sintfluttheorie, Diss. phil. Konstanz 2000 (= Frühneuzeit-Forschungen, Bd. 10, hgg. von *Peter Blickle* u. a. Epfendorf: bibliotheca academica Verlag 2003); zus. mit *Thomas Maissen,* Die Collegia der Insulaner, Vertraulichen und Wohlgesinnten in Zürich 1679–1709. Die ersten deutschsprachigen Aufklärungsgesellschaften zwischen Naturwissenschaften, Bibelkritik, Geschichte und Politik, Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 2002; zus. mit *Dieter Groh* und *Franz Mauelshagen,* Naturkatastrophen. Zu ihrer Wahrnehmung, Deutung und Darstellung von der Antike bis ins 20. Jahrhundert = Reihe Literatur und Anthropologie, Bd. 13 , Tübingen: Gunter Narr Verlag 2003.

Jürgen Klein ist Lehrstuhlinhaber für Englische Literaturwissenschaft und Landeskunde, Geistes- und Kulturgeschichte Großbritanniens an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald.

Veröffentlichungen als Herausgeber u. a.: Der got. Roman und die Ästhetik des Bösen, Darmstadt 1975; Byrons romantischer Nihilismus, Salzburg 1979; Theoriengeschichte als Wissenschaftskritik, Kronberg 1980; England zwischen Aufklärung u. Romantik, Tübingen 1983; Virginia Woolf, München 1983;1992; Denkstrukturen der Renaissance, Essen 1985; Radikales Denken in England: Neuzeit, Frankfurt / Bern 1984; Beyond Hermeneutics, Essen 1985; Astronomie und Anthropozentrik, Frankfurt / Bern 1986; Anfänge d. engl. Romantik, Heidelberg 1986; Francis Bacon oder die Modernisierung Englands, Hildesheim 1987; Literaturtheorie und englischer Modernismus, Essen 1991; Hg / Mithg..: Francis Bacon, Neu-Atlantis, Stutgart 1982; Studenten lesen Joyce, Essen 1984; Wahrheit, Richtigkeit, Exaktheit, Essen 1986; J. H. Alsted, Frankfurt / Bern 1987; State, Science, and Modernization in England, Hildesheim 1994; Anglistentag Greifswald 1995, Tübingen 1996; Imagination in English and German Romanticism, Amsterdam 1996; Im Druck: My love is as a fever: Eine Lektüre von Shakespeares Sonetten, 2002. Arbeitet derzeit an: Elisabeth I. und ihre Zeit, Mon., Francis Bacon: Welten und Konzeptionen eines Inaugurators frühneuzeitlicher Wissenschaft, Mon.

Jan Kusber ist seit 2003 Professor für Osteuropäische Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Derzeit Beschäftigung mit Fragen des Ideen- und Wissenschaftstransfers und der Aufklärungsrezeption nach Polen Litauen, und ins russische Reich im 17. und 18. Jahrhundert sowie mit Aspekten des russischen Kolonialismus und Imperialismus in Asien.

Veröffentlichungen u. a.: Krieg und Revolution in Rußland. Das Militär im Verhältnis zu Wirtschaft, Autokratie und Gesellschaft, Stuttgart 1997 = Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 47; Eliten- und Volksbildung im Zarenreich

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

während des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Studien zu Diskurs, Gesetzgebung und Umsetzung., Unveröffentlichte Habilitationsschrift, Kiel 2001; mit *Stephan Conermann,* Hrsg., Die Mongolen in Asien und Europa, Frankfurt a. M. 1997 = Kieler Werkstücke, Reihe F, 4: mit *Eckhard Hübner, Ekkehard Klug,* Hrsg., Zwischen Christianisierung und Europäisierung. Beiträge zur Geschichte Osteuropas in Mittelalter und Früher Neuzeit. Festschrift für Peter Nitsche zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1998 = Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 51; mit *Eckhard Hübner, Peter Nitsche,* Hrsg., Rußland zur Zeit Katharinas II. Aufklärung, Absolutismus, Pragmatismus, Köln, Wien 1998 = Beiträge zur Geschichte Osteuropas, 26; mit *Rudolf Jaworski, Ludwig Steindorff,* Hrsg., Gedächtnisorte in Osteuropa. Vergangenheiten auf dem Prüfstand, Frankfurt a. M. 2003, Kieler Werkstücke, Reihe F, 6, mit Stephan Conermann, Hrsg., Studia Eurasiatica. Kieler Festschrift für Hermann Kulke zum 65. Geburtstag. Hamburg 2003; zahlreiche Aufsätze zur Geschichte Rußlands und Polens vom ausgehenden Mittelalter bis ins beginnende 20. Jahrhundert.

Eckhard Lobsien ist seit 1981 Professor für Neuere Englische Literatur an der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt am Main. Seine derzeitigen Forschungsschwerpunkte sind: Theorie und Geschichte der Imagination, Theorie und Geschichte der Prosa sowie Englische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts im europäischen Kontext.

Veröffentlichungen u. a.: Theorie literarischer Illusionsbildung, 1975; Der Alltag des Ulysses, 1978; Landschaft in Texten, 1981; Das literarische Feld, 1988; Wörtlichkeit und Wiederholung, 1995; Kunst der Assoziation, 1999; Die unsichtbare Imagination, mit *Verena Lobsien,* 2003; Imaginationswelten, 2003.

Kirsten Mahlke ist seit 2002 Forschungsdozentin am Fachbereich Literaturwissenschaft der Universität Konstanz. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind: Theorie des politischen Imaginären, französische Historiographie in der frühen Neuzeit, Schriftkonzepte der Reformationszeit und lateinamerikanische Literatur der Moderne.

Veröffentlichungen: Popol-Vuh y Mitología Maya en Hombres de Maiz de Miguel Angel Asturias, in: Mapocho. Revista de Humanidades y Ciencias Sociales N° 44, Segundo semestre de 1998, Santiago de Chile 45 – 58; Jean de Lérys Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil in Hauptwerke der Ethnologie. Herausgegeben von *Christian F. Feest* und *Karl-Heinz Kohl,* Stuttgart 2001 233 – 238; Indianer und Narren. Die karnevaleske Rezeption von Jean de Léry's Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil, in: *Renate Schlesier / Ulrike Zellmann,* Hg., Kontakt und Konfrontation. Maskerade und Mimikry, Münster 2002 101 – 118.

Tanja Michalsky war wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kunstgeschichtlichen Institut der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt. Sie arbeitet zur Zeit – gefördert vom Land Nordrhein-Westfalen mit einem Habilitationsstipendium des Lise-Meitner-Programms – über die Landschaftsmalerei der Niederlande in der Frühen Neuzeit. Unter den Begriffen Projektion und Imagination liegt der Fokus der Arbeit auf den ästhetischen Strategien der Bilder, die ihre vorgeblich neutrale Naturwiedergabe mit diversen Identifikationsangeboten zu vereinen wußten. Weitere For-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schungsschwerpunkte: Politische Ikonographie im italienischen Spätmittelalter und Filmgeschichte.

Veröffentlichungen u. a.: Memoria und Repräsentation. Die Grabmäler der Königshauses Anjou in Italien, Göttingen 2000; Imitation und Imagination. Die Landschaft Pieter Bruegels im Blick der Humanisten, in: Künste und Natur in Diskursen der Frühen Neuzeit, hg. v. *Hartmut Laufhütte,* Wiesbaden 2000, 383–405; L'atelier des songes. Die Landschaften Pieter Bruegels d.Ä. als Räume subjektiver Erfahrung, in: Imagination und Wirklichkeit. Zum Verhältnis von mentalen und realen Bildern in der Kunst der frühen Neuzeit, hg. v. *Klaus Krüger* und *Alessandro Nova,* Mainz 2000, 123–137; Zeit und Zeitlichkeit. Annäherungen an Jacob van Ruisdaels spätes Werk *Der Sonnenstrahl,* in: Die Methodik der Bildinterpretation, hg. v. Andrea von Huelsen-Esch u. Jean-Claude Schmitt, Göttingen 2002, 117–155; als Herausgeberin: Medien der Macht. Kunst zur Zeit der Anjous in Italien, Berlin 2001; zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften und Sammelbänden.

Achim Mittag arbeitet in leitender Funktion an dem von der Volkswagen-Stiftung geförderten, am Kulturwissenschaftlichen Institut im Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen angesiedelten Projekt Einheit der Menschheit – Differenz der Kulturen – Chancen der Kommunikation. Kategoriale Voraussetzungen der Globalisierung und ihre Anerkennungspotentiale im historischen Denken Europas und Chinas. Er studierte Sinologie, Geschichte und Philosophie in München, Taipei und Shanghai und promovierte mit einer Arbeit über das Shijing-Studium in der Song-Zeit. Nach seiner Assistentenzeit am Institut für Ostasienkunde der Universität München war er Mitarbeiter der Forschungsgruppe Historische Sinnbildung am Zentrum für interdisziplinäre Forschung, ZiF der Universität Bielefeld, Research Fellow am International Institute for Asian Studies, IIAS der Universität Leiden und Gastwissenschaftler am Kulturwissenschaftlichen Institut, Essen. Veröffentlichte u. a. Die Vielfalt der Kulturen. Erinnerung, Geschichte, Identität, zus. *mit Jörn Rüsen* u. *Michael Gottlob,* Frankfurt am Main 1998.

Felicitas Schmieder studierte Geschichte und Latein an der Universität Frankfurt; Promotion 1991, Habilitation 2000. Seit 2001 ist sie Dozentin für mittelalterliche Geschichte in Frankfurt. 1998/99 Stipendium des Historischen Kollegs, München; 1995, 1998 and 2000 Visiting Professor an der Central European University, Budapest; 2000/01 Professur-Vertretung Konstanz; 2001 Visiting Scholar am Institute for Advanced Studies/Hebrew University Jerusalem. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Reiseberichte und die Wahrnehmung und Rezeption von Fremdem und im Mittelalter und die deutsche Stadtgeschichte.

Veröffentlichungen u. a.: Europa und die Fremden. Die Mongolen im Urteil des Abendlandes vom 13. bis in das 15. Jahrhundert, Diss. 1991, 1994; Johannes von Plano Carpini, Kunde von den Mongolen, 1245–1247, übersetzt und erläutert von *F. S.,* 1997; ... sind sie ganz normale Menschen? – Die Mongolen zwischen individueller Erscheinung und Typus des Fremden in der Wahrnehmung des spätmittelalterlichen Abendlandes, 1997; Nota sectam maometicam atterendam a tartaris et christianis – The Mongols as non-believing apocalyptic friends around the year 1260?, 1998; Enemy, Obstacle, Ally? The Greek in Western Crusade Proposals, 1274–1311, 1999; Tartarus valde sapiens et eruditus in philosophia – La langue des missionnaires en Asie,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

2000; „Wenn Du Kinder hast, erziehe sie", spricht Salomo. Auf der Suche nach ländlicher Elementarschulbildung für Laien im Mittelalter, 2000; Frankfurt am Main im Mittelalter. Eine Verfassungs- und Rechtsgeschichte der Stadt und ihrer Bürger, Habil. 2000.

Johannes Süßmann ist Assistent am Historischen Seminar der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Nach einer Dissertation über die Erzähllogik von Geschichtsschreibung und Geschichtsroman arbeitete er 1997/98 an Themenstellung, Antrag und Einrichtung des SFB/FK 435: Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel. Seit 1999 forscht er über Wissenskulturen des Adels im Alten Reich.

Veröffentlichungen u. a.: Geschichtsschreibung oder Roman? Zur Konstitutionslogik von Geschichtserzählungen zwischen Schiller und Ranke, 1780–1824, Stuttgart 2000; Eigene und fremde Frühe Neuzeiten. Genese und Geltung eines Epochenbegriffs, zus. mit *Renate Dürr* und *Gisela Engel,* München: Oldenbourg, 2003 (= Beiheft 35 zur Historischen Zeitschrift); zahlreiche Beiträge in Sammelbänden und Zeitschriften.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-51701-5 | Generated on 2025-07-25 02:18:06
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/